World of Cosmos

Das fantastische Fanzine



8. Juli 2026

Das World of Cosmos 127 ist erschienen

Und wir bewegen uns rasant auf das nächste WoC mit einer Null zu, die 130.

Erneut haben die Aktiven im Club nicht gerastet und geruht, um dieses Fanzine mit Leben zu füllen. Neben Seejay und Uwe sind dies natürlich Senex, meine Wenigkeit, und natürlich der Gastbeitrag von Rosalinda Kilian, deren Texte ich mir von Fanfiktion.de ziehen darf. Die anderen üblichen Verdächtigen, ich nenne jetzt keine Namen, glänzen durch Abwesenheit. Na, vielleicht packt es sie ja noch. Das WoC ist eine immer mal wieder-Plattform, und viele, die wir auf der Strecke verloren glaubten, sind irgendwann mal wieder zurückgekommen.

Was mich zu einem wichtigen Punkt bringt: Natürlich brauchen wir für das World of Cosmos immer drei Dinge: Klickzahlen und Downloads der PDF, Kommentatoren, und neue Mitarbeitende, die mit Sachartikeln, Glossen, Romanem, Kurzgeschichten, Grafiken, Comics und ähnlichem bei uns vertreten sein wollen. Seit wir nämlich in Blogform erscheinen, ist Platz das kleinste unserer Probleme. Damals, als noch Andreas „Bully“ Dempwolf jedes einzelne WoC per Hand gemacht hat, gab es ein Limit von hundertachtzig Seiten. Mehr hielten die Klammern nicht aus. Heute ist der Himmel über uns das Limit. Also scheut Euch nicht, der Redaktion Beiträge zu schicken.

Was das PDF angeht, bitte ich wie immer um etwas Geduld. Ich arbeite immer noch daran, dass mir Open Office nicht abstürzt, wenn ich mehr als fünfhundert Seiten für die PDF-Vorlage zusammenpacke.

Jetzt aber viel Spaß mit dem neuen WoC.
Euer Chefredax Tiff

 Kommentare Post Info Author Info

Schreibe einen Kommentar

Deine E-Mail-Adresse wird nicht veröffentlicht.

Kommentar

Name *

E-Mail-Adresse *

Website

Name, E-Mail-Adresse und Website in diesem Browser für meinen nächsten Kommentar speichern.

Kommentar abschicken

© 2026 World of Cosmos | Kontakt | Impressum | Datenschutz | Facebook | Bluesky | Theme von Anders Norén.

MENÜ

World of Cosmos

Das fantastische Fanzine



8. Juli 2026

Die Dritte Macht oder Im Gleichschritt in die Zukunft, Einige Ungereimtheiten von Senex

Ich möchte ja nichts sagen, aber ist es eigentlich schon einmal jemandem aufgefallen, dass die *Dritte Macht* – und damit auch das *Solare Imperium* – bereits mit einer Menge Verbrechen anfangen? Also – eigentlich damit gegründet werden. Bereits im allerersten Roman sind das:

Befehlsverweigerung.

Fahnenflucht.

Diebstahl eines Fahrzeuges.

Entführung.

Illegaler Grenzübertritt.

Landfriedensbruch.

Widerstand gegen die legitimen Vertreter eines Landes auf deren eigenem Territorium.

Ja, ich weiß schon.

Das alles war zur Rettung der Erde nötig!

Manchmal rechtfertigt der Zweck nun einmal die Mittel.

Wo gehobelt wird, fallen auch Späne.

Man kann kein Omelette machen, ohne ein paar Eier zu zerschlagen.

Und man kann wohl kein Sternenreich gründen, ohne jemandem auf die Zehen zu steigen.

Verständlich, besonders dann, wenn die besten Grundstücke bereits einen Besitzer haben. Nun ja, mit Kolonialismus kennen sich die Menschen ja bestens aus.

Aber zurück zu den Gründungszeiten der *Dritten Macht*. Gehen wir doch einmal ins Detail.

Die sieben Verbrechen:

Befehlsverweigerung.

Perry Rhodan ist *Risikopilot* der US-Space Force im Rang eines Major. Mit an Bord sind Captain Reginald Bull, Captain Clark Flipper und Leutnant Eric Manoli. Warum es Captain heißt und nicht Hauptmann – na ja, Captain klingt halt cooler. Nach mehr, als es ist. Warum man die anderen Ränge nicht auch angliziert hat, wird wohl nicht mehr herauszufinden sein.

Egal.

Perry ist also Major. Sein Chef Lesly Pounder ist ein *Drei-Sterne-General,* auch Generalleutnant oder Lieutenant General genannt. Ein Stabsoffizier also. Die

Befehlskette dürfte also ganz klar sein. Pounder hat mehr Lametta und kann daher Rhodan Befehle erteilen.

Nun kann natürlich ein Offizier unter besonderen Umständen den Befehl seines Vorgesetzten verweigern. Etwa wenn der Befehl gegen das Gesetz des Landes oder das Reglement der Einheit verstößt.

Allerdings dürfte die Landung eines *amerikanischen* Raumfahrzeuges auf *amerikanischem* Boden sowohl dem Gesetz als auch dem Reglement der US-Space Force entsprechen. Wenn er es trotzdem ohne guten Grund – wie etwa ein Schaden am Fahrzeug – tut, dann ist das glatte Befehlsverweigerung.

Die Rettung eines Alien vor der CIA (oder Abteilung IIIb) mag zwar ein ehrenwerter Grund sein, wird aber vom Gesetz kaum als guter Grund oder als strafmildernd anerkannt werden.

Fahnenflucht

Das geht in diesem Fall mit der Befehlsverweigerung Hand in Hand.

Selbstverständlich darf und kann ein Offizier jederzeit seinen Abschied einreichen – außer er steht gerade eben in einem Gefecht.

Robert E. Lee hat am Beginn der Sezession seinen Abschied als Oberst der US-Kavallerie genommen und wurde General der Konföderierten. Bis zu seinem lapidaren Brief an den Präsidenten – „*Sir, ich habe die Ehre, Ihnen mein Ausscheiden aus dem Dienst anzuzeigen“* – hat er allerdings seine Befehle befolgt.

Aber Rhodan hat einfach seine Rangabzeichen abgenommen. Das ist kein Abschied, das ist keine Kündigung, das ist nichts.

In dem Moment, in dem er seine berechnete Bahn verlassen hatte, war er *‚unerlaubt Abwesend‘.*

Also – desertiert.

Fahnenflüchtig.

Die Absicht, aus der Armee – oder in diesem Fall der Space Force – auszutreten, reicht nicht. Man muss diese Absicht auch einem Vorgesetzten kommunizieren, und zwar *bevor* man sich absetzt.

Auch wieder – von einem Alien, das gerettet werden soll, steht wahrscheinlich nichts in den Dienstvorschriften. Wenn dort Außerirdische erwähnt werden *sollten* – ein sehr extremer Konjunktiv – dann sicher nicht, dass ein Soldat sie außer Landes bringen soll. Die Wissenschaftler und der Heimatschutz freuen sich bestimmt schon drauf, eines in die Finger zu bekommen.

Fahrzeugdiebstahl

Der kleine Major hat der Space Force und damit dem amerikanischen Steuerzahler ein millionenschweres Raumfahrzeug geklaut.

Was heißt hier, er hat es wieder zurück geben? Auch ein Jugendlicher, der ein Auto für eine Spritztour in der Absicht stiehlt, es später wieder zurück zu geben, macht sich des Diebstahls schuldig. Und ich denke, dass das teuerste Auto billiger als die STARDUST ist.

Perry, der Langfinger. Na ja, es ist trotzdem nur ein kleines Kavaliersdelikt im Vergleich zum nächsten Verbrechen.

Entführung

Hat oder hat Perry Rhodan nicht Captain Clark Geoffrey Flipper gegen dessen ausdrücklichen Willen in die Gobi verschleppt? Das nennt man im Volksmund eben Entführung.

Also Freiheitsberaubung, egal, wie es juristisch korrekt genannt wird.

Beweisführung abgeschlossen.

Entführung ist immer und überall ein Verbrechen, unter Umständen sogar ein Kapitalverbrechen. Nämlich wenn der Entführte zu Schaden kommt.

Das Löschen der Erinnerung würde ich jetzt schon als solchen Schaden bezeichnen, und im Endeffekt stirbt Clark G. Flipper auch noch daran.

Okay, daran sind auch die Geheimdienste nicht unschuldig, aber ohne die Entführung wäre Captain Flipper nicht gestorben.

Aber was soll‘s. Manchmal muss man halt auch jemanden für das große Ganze opfern.

Illegaler Grenzübertritt und *Landfriedensbruch* sind dagegen richtige Bagatellen. Kleinigkeiten. Das Tüpfelchen auf dem i.

Und seine Kämpfe gegen die chinesische Armee?

Man sieht, bereits die Gründung der dritten Macht erfolgt durch sieben Verbrechen.

Später kommt noch Börsenbetrug dazu. Die dritte Macht gewinnt Milliarden – aber diese Milliarden haben andere verloren.

Wahrscheinlich, wie es so üblich ist, die *kleineren* Anleger.

Tja, Pech gehabt.

Sternenreich – hobeln – Eier zerschlagen.

Das Problem ist, dass tatsächlich einige richtige Entscheidungen dabei waren. Hätte Rhodan Crest in die USA gebracht, wäre der Arkonide nicht geheilt und zum Lehrer der Menschheit geworden, sondern einer hochnotpeinlichen Befragung durch die Geheimdienste unterzogen worden. Und wer denkt, dass das irgendwie nach Folter klingt, der hat Recht.

Na schön – Daumenschrauben und Streckbank vielleicht nicht mehr, aber ich denke, dass am Ende Crest ein körperliches und seelisches Wrack gewesen wäre.

Bis er an seiner Leukämie gestorben wäre.

Die Reaktion der anderen Mächte – hätten sie davon erfahren – wäre wohl unbedeutend gewesen, denn die Frage ist, ob Thora nur den amerikanischen Kontinent oder gleich die ganze Erde sterilisiert hätte, um Crest zu rächen.

So oder so, der Mensch hätte die Aktion wahrscheinlich nicht überlebt.

Scheinbar heiligt der Zweck manchmal doch die Mittel.

Hat also Perry Rhodan vom pragmatischen Standpunkt richtig gehandelt? Ganz bestimmt.

Vom moralischen gesehen? Vielleicht.

Vom gesetzlichen? Auf keinen Fall.



Kommen wir jetzt aber zum eigentlichen Thema. Der Artikel heißt ja nicht umsonst im Untertitel *‚im Gleichschritt in die Zukunft‚*.

Die ‚gemäßigte‘ Militärdiktatur

Nach der Gründung ist die dritte Macht laut ‚Perrypedia‘ eine *gemäßigte Militärdiktatur.*

Was soll ich mir denn darunter vorstellen? Ist das vielleicht wie „*ein bisschen schwanger“?*

Fangen wir doch einmal mit der Bedeutung der Worte an:

Wir wissen alle, was eine Diktatur ist. Einer hat das Sagen, und alle anderen dürfen genau das machen, was dieser Eine befiehlt.

Ursprünglich war diese Herrschaft eines ‚*Consul sine Collega*‘ von den Römern als Einrichtung in Notzeiten gedacht, nämlich wenn die gewählten Konsuln den Karren – zum Beispiel während eines Krieges – in den Sand gesetzt hatten. Nach sechs Monaten gab er das Amt wieder ab und kehrte zu seiner üblichen Beschäftigung zurück. Was Patrizier halt so im allgemeinen machen.

Nun, bei Cornelius Lucius Sulla wurden es drei Jahre – der hatte allerdings nicht auf den Senat gewartet, sondern sich gleich selber zum Diktator ernannt.

Für die Römer war das also ein Amt wie jedes andere. Und für den Mann, der dazu ernannt wurde, zumeist keine reine Freude, sondern eher ein *schwarzer Peter*.

Aber ja nu, einer muss halt die Karre halt wieder aus dem Dreck ziehen. Nichts dagegen einzuwenden, wenn man den Typ nachher auch wieder los wird.

Und da beginnt die Crux mit den *modernen* Diktatoren, die wollen unbedingt auf ihrem Thron sitzen bleiben. Mit allen Mitteln.

Sie haben keine *‚Virtes‘*, keine Bürgertugenden mehr, sondern nur noch Machtgier.

Okay, es soll jetzt aber kein Artikel über das *Imperium Romanum* werden, sondern es geht um die *Tertia Potentia.* Die *Dritte Macht.*

Kann mir eigentlich jemand sagen, warum gerade ***DRITTE*** Macht? Es gab doch schon DREI Machtblöcke – wobei Europa inklusive Großbritannien wohl zwischen den USA und der Sowjetunion aufgeteilt und als eigenständiges Gebilde nicht mehr existent war.

Eigentlich seltsam – bei einer deutschen Serie.

Eine ESA-Mission? Perry Rhodan ein Brite, Reginald Bull(e) ein Deutscher, Eric Manoli Italiener, und aus Clark Flipper wäre der Franzose Lucien Faché geworden?

Nun ja, eine Chance verpasst. Auch bei **NEO**.

Zurück zum eigentlichen Thema.

Militärdiktatur ist es dann, wenn der Chef ein Offizier ist und seine Macht auf das Militär stützt, das eine Veränderung des Status quo verhindert. Natürlich sind dann auch die Ministerposten von Offizieren und guten Freunden des Diktators besetzt.

Das alles trifft auf die *Dritte Macht* komplett zu. Der Chef ist ein Offizier, und sonst gibt es praktisch nur Militär und Roboter in Galacto City.

Zumindest habe *ich* nichts von Zivilisten gelesen. Na ja, vielleicht ein paar Ehefrauen, aber in den frühen Sechzigern des 20. Jahrhunderts zählten Frauen leider noch nicht sehr viel. Kinder, Küche, Kirche, das war so ziemlich alles, was man der holden Weiblichkeit im allgemeinen Rollenbild zugestand.

Wobei – gab es so etwas eine Kirche und einen Priester egal welcher Konfession überhaupt in Galacto City?

Also ich würde sagen, die *Dritte Macht* erfüllte alle Voraussetzungen und war daher durchaus eine Militärdiktatur. Soweit, so gut.

Nur das Wort *gemäßigt* macht mir Kopfzerbrechen.

Ist es vielleicht, weil Rhodan nur Major und kein General war?

Oder weil es gar keine Zivilisten gab?

Was ist eine *gemäßigte* Diktatur?

Es gibt keine gemäßigte Diktatur. Wenn Einer allein alle Entscheidungen trifft und alle gehorchen (müssen), dann ist das eine Diktatur. Auch ohne Lager und Folter.

Ich möchte hier noch einmal in Erinnerung rufen, dass eine Diktatur in der Form, wie sie von den Römern lange gehandhabt wurde, nicht per se etwas Schlechtes sein *muss.* Wenn man den Diktator auch wieder loswerden kann.

Es gibt also gemäßigte Diktatoren. Aber eine gemäßigte Diktatur? Nein, gibt es nicht.

Aber gut, gehen wir weiter. Mit überlegener Technologie und entsprechend schwerer Artillerie sowie List, Tücke und einem betrügerischen Börsenmanöver

steht endlich die Keimzelle der geplanten Weltherrschaft.

Entschuldigung – der vereinten Erde natürlich.

Daran ist jetzt prinzipiell nichts auszusetzen – es fragt sich nur, welche Rechte haben die einzelnen Counties, Provinzen, Mitgliedstaaten und Planeten? Ist es eine Konföderation, die man im schlimmsten Fall auch wieder verlassen kann, oder sind es gleichgeschaltete Gaue, die in einen Einheitsstaat geprügelt werden und nichts mehr zu sagen haben, weil da oben einer sitzt, der die ganze Macht an sich gerissen hat.

Wir werden später (vielleicht in einem eigenen Artikel) noch darüber reden müssen – wir sind jetzt immer noch bei dieser kleinen, aber mächtigen Militärdiktatur am Ufer des Goshun-Sees.

Irgendwie überzeugt Rhodan auf der Venus eine Positronik – also ein fortgeschrittenes Rechenzentrum – davon, dass er in Zukunft der rechtmäßige Besitzer einer großen Basis auf dem Dschungelplaneten Venus ist.

Ja, ich weiß, die Venus ist *keine* vor Leben strotzende Welt mit warmem Dschungel und großen Meeren, sondern eine heiße Hölle aus giftigen Gasen. 1961 war man sich da noch nicht so sicher, und als man es dann endlich war, hatte sich die Dschungelwelt bei Perry Rhodan bereits etabliert.

Die Serie soll ja auch kein astrophysikalisches Lehrbuch sein, sondern unterhalten.

Sonst hätte man schon das Planetensystem von Arkon ganz anders anlegen müssen.

Ich zitiere einmal aus der Perrypedia:

Spektralklasse: A8V (hellgelbe Sonne) – etwas später in weiß geändert

Oberflächentemperatur: 8.200 Grad Kelvin

Durchmesser: 2,5 Millionen Kilometer

Masse: 51,1 Sonnenmassen

Bei dieser Masse und Temperatur wäre der Beginn der habitablen Zone 100 Astronomische Einheiten von der Sonne entfernt. Das ist noch weit hinter dem Kuiper-Gürtel, und sie würde bis in die Oortsche Wolke reichen. Dann würde das Jahr am inneren Rand der Zone knapp über 183 Erdenjahre dauern.

Ein Klacks.

Ein kleines Interludium:

E. E. ‚Doc' Smith hatte 1928 eine Serie um das Raumschiff Skylark begonnen. Hier fliegen die Helden noch einfach los und erreichen ohne zusätzliche Hilfsmittel die Überlichtgeschwindigkeit – die noch nicht als Konstante allgemein bekannt war.

Nur *drei Jahre* später kamen die Lensmen des gleichen Autoren auf den Markt – und hier war bereits ein ‚*trägheitsloser*, Antrieb nötig, um zwischen den Sternen zu reisen.

Das Wissen verändert sich eben.

1961 war der Personal Computer noch ein ferner Traum. Es gab zwar schon Versuche mit Relais und Röhren – aber der 1961 bei der NASA benützte IBM nahm trotz Transistoren und Halbleitertechnologie immer noch einen ziemlich

großen und voll klimatisierten Raum in Anspruch, als Speicher dienten mehrere große Tonbandrollen.

Die älteren unter uns erinnern sich vielleicht noch. ¼ Zoll (6,35 cm) breit, ein Durchmesser von rund 30 Zentimeter oder mehr…

Kein Wunder, dass selbst eine große arkonidische Positronik einem heutigen Smart- oder I-Phone nicht wirklich das Wasser reichen kann.

Okay, der Robotregent auf Arkon vielleicht schon.

Noch.

Aber zumindest hatte er bereits visuelle und akustische Ausgabe – das Venusgehirn spuckte noch eine Art Magnetstreifen aus.

Bildschirm? Nope!

Ende des Interludiums

Wir waren beim Venusgehirn.

Hier ist es einmal nicht Perry Rhodan der große Held im Alleingang, hier muss Crest kräftig mithelfen, damit Rhodan das Gehirn benutzen darf. Perry schließt sich dann mehrere Tage mit Koffern voller aufbereiteter Daten im Kontrollraum ein. Von der Benützung eines Scanners ist dabei nicht die Rede.

Tippt Perry Rhodan etwa alles manuell ein? Das würde allerdings die Zeitspanne erklären.

Und das Ergebnis?

Der Angriff auf die Erde läuft bereits, der Generalalarm wird ausgerufen und alles, was den Weltraum erreichen kann, starten. Als dann jede Suche nach einem Angreifer erfolglos bleibt, erklärt Crest, dass damit auch gemeint sein kann, dass erst Vorbereitungen laufen könnten. Wenig beruhigend.

Damit kommen wir zum nächsten Höhepunkt.

Ortungsalarm!

Nur 26 Lichtjahre von Sol entfernt werden multiple Transitionen angemessen, und Perry Rhodan beschließt, mit der Kaulquappe GOOD HOPE einmal nachzusehen.

Das erste Mal, dass er alles auf eine Karte setzt. Falls er mit der GOOD HOPE nicht zurück kommt, ist die *Dritte Macht* den Mächten der Erde ziemlich schutzlos ausgeliefert.

Die paar selbst gebastelten Knallfrösche und die kleine Roboterarmee, die er zurück lässt, würden im Verein mit dem Hypnoblock, den Rhodan seinem Vertreter Freyt verpasst, diesen Staat nicht lange schützen.

Aber er muss!

Er hat niemanden, dem er wirklich vertraut. Vielleicht noch Bully – aber warum nimmt er ihn dann mit und lässt ihn nicht anstelle von Freyt zu Hause auf die Dritte Macht aufpassen?

Vielleicht hat er ja Angst, dass Reginald auf der Erde von einem Fettnäpfchen ins nächste springt.

Und er, er selbst muss immer vorne mit dabei sein. Er, der starke Mann an der Spitze.

Der einzig fähige Pater Patriae.

Das Alphamännchen schlechthin. Der Obermacho.

Der rote Baron, Captain America und Reed Richards in einer Person.

Was mich jetzt noch einmal zu den vier von der STARDUST zurück bringt. Also, Perry Rhodan kennen wir jetzt ja, das ist der Supermann der Serie.

Eric Manoli ist Arzt – und das macht er ganz gut. Natürlich stellt sich die Frage, warum bei einem Flug zum Mond unbedingt ein Arzt mit dabei sein muss – aber vielleicht hat er ja eine Zusatzausbildung, von der man nicht so ausführlich spricht. Egal, er ist ruhig und kompetent.

Aber was ist mit Bully? Captain Reginald Bull? Also, ich habe manchmal das Gefühl, dass er in den Romanen von Zeit zu Zeit ein wenig tollpatschig wirkt. Nicht ganz helle. Ein tapsiger Bär.

Ist es vorstellbar, dass die NASA – also, in diesem Rahmen die Space Force – einen solchen Mann ins All schickt?

Aber der ‚schlimmste' ist Clark Flipper. Welcher Idiot schickt einen Mann, dessen Frau drei Monate vor der Geburt seines Kindes ist, auf eine solche Mission? Besser gesagt, auf *irgend eine* Mission. Dass ein solcher Mann im Notfall dann vielleicht nicht mehr ganz klar denken kann, liegt doch auf der Hand. Also, wer ist dafür verantwortlich? Und warum?

In der Realität wurde Thomas „Ken" Mattingly von der Teilnahme am Flug von Apollo 13 ausgeschlossen, weil der Reservepilot an Röteln erkrankt war und man feststellen musste, dass Mattingly nicht gegen diese Krankheit immun war.

Tschüss Ken, hallo Jack Swigert.

Also, die *echte* NASA lässt einen Mann nicht starten, weil er *vielleicht* irgendwann einmal Röteln bekommen *könnte*, aber die Space Force schickt einen Mann ins All, der mit seinen Gedanken *ausschließlich* bei seiner schwangeren Frau ist? Lieutenant General Ponder wird als fähiger Offizier beschrieben, und *der* setzt Flipper in dieser Lage in das Mondschiff? Warum nicht Freyt, Deringhouse oder Nyssen? Wollte da jemand die Mission vorsätzlich gefährden oder war da irgend jemand einfach nur ein ausgemachter Idiot?

Geändert hätte es allerdings nichts, denn Perry Rhodan hatte sein ‚Absetzmanöver' ja sehr gut geplant.

Zurück zur Ortung im Wega-System.

Perry glaubt also, alle Entscheidungen selbst treffen zu müssen, er ist halt der einzig wirklich Fähige in der *Dritten Macht*.

Also schnappt sich der große Held die GOOD HOPE, Thora, Crest, zwei Luft-Raumjäger, fünfzig getreue Kosmonauten, dazu noch eine Handvoll Mutanten und fliegt los.

Er landet mitten in eine Raumschlacht.

Im Wega-System schlägt er sich im Verlauf dieser Schlacht auf die Seite der (humanoiden) Ferronen gegen die (reptiloiden) Topsider. Die Topsider haben ein paar hundert Schiffe in die Schlacht geschickt, aber Perry der Große räumt mit einem 60-Meter-Beiboot unter ihnen auf.

Ich habe schon an anderer Stelle erwähnt, dass ich die Topsider-Kreuzer für keine wirklich gelungene Konstruktion halte – und das hat nichts mit der Bleistift-und-Kugel-Form zu tun. Aber dass sie ***so extrem*** schlecht sind…?

Ich meine, stellen wir uns doch einmal vor – eine moderne Korvette der *Braunschweig-Klasse* (Ich habe es extra gegoogelt – diese deutsche Konstruktion gehört zu den modernsten dieses Planeten) gegen eine Flotte aus dem WKII. Sagen wir einmal, die amerikanische Flotte bei Midway. Oder eine der Flotten aus dem WKI bei Skagerrak.

Ich weiß ja nicht, wie viele Raketen so eine Korvette an Bord hat, aber wie lange würde sie sich wohl halten? Auch wenn sie zusätzlich noch ein wenig Unterstützung durch einige hölzerne Segelschiffe erhält? Sagen wir – die englische Flotte unter Nelson. Also – zehn, zwanzig oder vielleicht dreißig Minuten?

Dann taucht plötzlich ein richtiges arkonidisches Schlachtschiff mit 800 Meter Durchmesser auf dem Schauplatz auf, leider aber in den falschen Händen. Hier hilft selbst das strategisch-taktische Genie des Fliegerasses Perry Rhodan wenig. Die GOOD HOPE wird so ganz nebenbei in einen Haufen Schrott verwandelt.

Aber keine Sorge, mit Hilfe der Mutanten kann Perry Rhodan den Topsidern den Giganten wieder abnehmen und behält ihn.

Na schön. Er ist und bleibt eben ein militärisches Genie. Auf Dauer unbesiegbar.

Was bei der ganzen Sache so nebenbei vorkommt: Perry Rhodan möchte eine Echse nackt sehen.

Na ja, gut, warum auch nicht? Kenne Deine Feinde.

Honi soit qui mal y pense.

Der große Machismo

Allerdings frage ich mich, warum er dabei Thora und die weiblichen Mutanten aus dem Raum schickt.

Was denkt er sich dabei? Dass die Frauen – ja, was denn? Peinlich berührt sein könnten? Erregt? Irgend etwas anderes?

Hallo! Topsider sind *Echsen!* Intelligente Echsen, aber *Echsen*.

Aber das wirklich Seltsamste an dieser Sache ist, dass Thora ohne Widerrede tatsächlich den Raum verlässt. Da hat die Frau eine ArkSuumia-Ausbildung, mit Extrasinn, Logiksektor und allem drum und dran. Sie hat es zur militärischen Kommandantin eines Raumschiffes gebracht und ist daher ganz bestimmt nicht ungebildet. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass sie die Biologie der intelligenten Spezies unter Arkons Herrschaft kennt – und Topsid ist immer noch Teil des Ark'Tussan, als sie auf der Erde strandet. Darüber hinaus ist sie stolz und fühlt sich den Menschen ganz allgemein überlegen. Sie hält sich für etwas Besseres als die kleinen Barbaren von der Erde. Und diese Frau soll jetzt ohne den *geringsten Protest* den Raum verlassen, nur weil eine *Echse* die Hose hinunter lassen muss?

Ich denke eher, sie hätte Rhodan das arkonidische Äquivalent zum Digitus impudicus gezeigt. Bei den Griechen etwa ist es ein hochgereckter Daumen mit der Bemerkung κάτσε πάνω του (kátse páno tou – setz dich drauf). Ob Thora das ‚*Götz-Zitat'* bereits kannte, ist unsicher, aber irgend etwas in der Richtung kennen die Arkoniden sicher auch.

Der erste Perry Rhodan erschien 1961. Zu dieser Zeit ist die Frauenbewegung schon stark genug geworden, dass die gesetzliche Gleichstellung von Mann und Frau in der Verfassung steht. Frauen dürfen wählen, arbeiten, ein eigenes Konto eröffnen, den Führerschein machen und einiges mehr, alles, ohne ihren Ehemann um Erlaubnis zu fragen. Der Patriarch, welcher der alleinige Herr im Haus ist, war damals also bereits vom Podest gestoßen – allerdings nicht in der

Trivialliteratur. Da blieb die Welt noch in Ordnung, und es gilt weiter das Bibelwort: *Das Weib sei dem Manne untertan.*

Irgendwie scheinen die Autoren in den 40er und 50er Jahren stecken geblieben zu sein.

Ich habe natürlich die Gnade der späten Geburt. Als Jahrgang 1959 erlebte ich in meiner Jugend die bereits halbwegs von den Fesseln befreite Frau, die sich nichts mehr verbieten lassen wollte. Wenige Jahre später standen in Griechenland große Schilder an den Stränden, dass Frau doch bitte nicht das Oberteil des Bikinis ausziehen solle, man sei in einem christlichen Land – selbst gesehen.

Das war oft ein gewisses Problem – manche Frauen besaßen einfach keines mehr…

Das Witzige ist, dass damals eigentlich niemand mehr wirklich hinsah, genau so wenig wie man es auf den FKK-Stränden macht.

Aber egal, das und die neu erwachte Prüderie sind hier nicht das Thema, zurück zu Perry Rhodan.

Warum die Autoren glauben wollen, dass eine intelligente Frau wie Thora dieses Spiel mitmacht, ist mir ein Rätsel.

Ebenso verhält es sich mit den Mutantinnen. Andauernd kommen die *‚schwachen Frauen*, in Gefahren, aus denen sie starke, behaarte Machos mit dem Strahler in der Faust retten müssen. Später kommen auch noch Frauen anderer Völker wie etwa die Akonin Auris von Las-Toór dazu.

Und wenig überraschend – vorwiegend von Terranern, die wohl die fähigsten, besten, stärksten und so weiter Männer sind. *Das* Geschenk an das Universum schlechthin.

Ich habe mich immer gefragt, warum Frauen nicht selber zum Strahler greifen…

Aber – wir sind ja immer noch im Wega-System.

Perry Rhodan knöpft den Topsidern also das Schlachtschiff ab und vertreibt damit die Echsen. Mit 40 Männern und ein paar Mutanten.

Die angewandte Taktik ist sogar einleuchtend.

Transitionen mit minimalster Entfernungseinstellung – aus allen Rohren feuern – mit einem Sprung wieder verschwinden, bevor der Feind das Feuer entgegnen kann. Energiestrahlen sind eben auch nur lichtschnell, also klassisches hit and run. Natürlich etwas schmerzhaft für die Besatzung, aber ziemlich erfolgreich.

Und die spätere STARDUST II ist ja wirklich ein echtes Schlachtschiff, kein bewaffnetes Forschungsschiff wie das auf dem Mond zerstörte

Schlachtschiff. Also, mir fallen da irgendwie immer die ARIZONA und die YAMATO ein, aber die sind klein im Vergleich zur STARDUST. Die YAMATO als größtes Schlachtschiff hat 263 Meter Länge, die GERALD R. FORD als größter Flugzeugträger misst 337 Meter und hat eine Besatzung von 4.539 Personen.

Es ist also klar, dass bei einem Schiff wie der STARDUST II auf Dauer 40 Personen nicht ausreichen werden, um sie wirklich zu betreiben. Perrypedia spricht von 300 Männern plus 180 für die Kaulquappen. Von Frauen wurde damals nicht gesprochen, aber man hat mir gesagt, dass in den Silberbänden steht, dass auch Frauen an Bord der STARDUST II gehen. Aber ganz ehrlich, abgesehen von Thora und den Mutantinnen – wie viele Frauen kommen denn in den ersten 49 Bänden NAMENTLICH vor?

Die Rallas zählt nicht, die ist eine Illusion von ES.

Ach ja, Mildred Orsons und Felicitas Kergonnen.

ELF TAGE?

Aber ganz egal, ob jetzt eine rein männliche oder eine gemischte Besatzung an Bord geht, es stellt sich eine Frage.

WOHER nimmt Perry Rhodan die Leute?

Für ein arkonidisches Schlachtschiff wird man wohl keine ungelernten Schmier- und Pulveraffen benötigen, sondern hervorragend ausgebildete Spezialisten.

Und nur mit Hypnoschulung kommt man da nicht aus, da ist ständiges Üben angesagt. Drill, Drill, Drill, bis er zum Hals herauskommt. Um ein Auto bedienen zu können, braucht man keine Hypnoschulung, aber die richtige Reaktion zur richtigen Zeit – da braucht man Praxis.

Und Veranlagung.

Wie also wählt Perry Rhodan die Leute aus?

Wie kann ich mit das vorstellen? Geht er zu seinem ehemaligen Chef und sagt: „Hello, Mister President, ich brauche mal ein paar U-Bootfahrer. Offiziere und Mannschaften.“ Und Richard Nixon (er war in realitas 1971 Präsident der USA) sagt dann wohl: „Klar, Perry, bediene dich nur. Nimm dir, was du brauchst.“

Und jetzt die Kernfrage: wie sieht es psychisch mit den Anwärtern aus? Wie verhindere ich einen Saboteur?

Das Problem ist, dass die dritte Macht immer noch Personalmangel hat, und Rhodan gar nicht damit rechnen konnte, diese Leute so schnell zu brauchen.

Also – Auswahl, Hypnoschulung, Training, alles in 11 Tagen. In nur ***ELF*** Tagen!

In elf Tagen sind noch nicht einmal alle nötigen Dokumente ausgefüllt! Hier verlassen wir die Science Fiction völlig und driften in pure Fantasy ab.

Fangen wir einmal mit der Auswahl an. Die Granden der Dritten Macht wälzen Akten – wahrscheinlich ein paar tausend. Nimmt er nur Amerikaner, oder sind auch ein paar Europäer dabei? Russen und Asiaten wird er damals wohl noch nicht in Betracht gezogen haben, und auf dem Staatsgebiet in der Gobi – also, so viele dürften da wohl noch nicht gelebt haben. Zwischen Mondflug und und Wega dürften meiner Schätzung nach minimal fünf und maximal zwanzig Jahre liegen.

Okay, damit ist Richard Nixon vom Hacken, da sind wir näher an Ford, Carter oder Reagan.

Wie sind eigentlich die bürokratischen Hürden bei der Einwanderung in die Dritte Macht?

Wer *will* in diese Diktatur eigentlich einwandern. Und – ja, ich bin da etwas lästig – welche *Frau* sollte das Bedürfnis haben, in dieses Macho-Paradies zu gehen?

Also Perry, John Marshall und Bully reden mit tausenden Männern und wählen irgendwie 480 aus.

Eintausend Gespräche! Nehmen wir nur fünf Minuten pro Sitzung, sind das 5.000 Minuten.

Das sind dreieinhalb Tage, wenn die Helden keine Pause machen.

Ich möchte nicht penibel sein, aber hallo! Das geht sich doch nie aus. Unmöglich!

Also, wo nimmt Perry Rhodan die Besatzung für die STARDUST II her?

Was nun folgt, ist die Jagd nach dem ewigen Leben. Wir alle wissen, wie es weitergeht. Die Dritte Macht expandiert, die Russen besetzen die Venus und zwingt das russische Expeditionskops durch das Abschneiden von Nachschub dazu, die ersten Siedler auf der Venus zu werden.

In diesem Abschnitt wird Thora sehr ambivalent geschildert, aber nie als erwachsene Frau. Sie benimmt sich eher wie ein trotziges Kind, nicht wie eine starke Raumschiffkommandantin, die sie sein sollte.

Irgendwann klaut sie einen ‚*Zerstörer*' und fliegt zur Venus, wo sie prompt den Soldaten in die Hände fällt. Und wieder ist sie das hilflose Opfer.

Na schön – 40er, 50er Jahre, auch wenn es in den 60ern geschrieben wurde. Aber am Ende ist die Erde unter dem wohltätigen Zepters vereint. Der große Chef hat die Erde übernommen und regiert – natürlich mit sanfter Hand und Wohle der Menschheit.

Was nichts daran ändert, dass es immer noch eine lupenreine Diktatur ist. Wie das mit der Wahl des ersten Administrators ist – da möchte ich jetzt nicht näher darauf eingehen.

Kommentare Post Info Author Info

2 Kommentare

Eigenen hinzufügen →

Frank Lohmann 11. Juli 2026 — 1:02

„ Zwischen Mondflug und und Wega dürften meiner Schätzung nach minimal fünf und maximal zwanzig Jahre liegen.“

Warum schätzen? 25. Mai 1975.

Antworten

Wilfried Czenek 11. Juli 2026 — 21:56

Danke für den Kommentar.
Und ich schätzte, weil ich ich Daten nicht nachgeschlagen, sondern aus der Erinnerung geschrieben habe.
Aber gut, dann sind es nur 4 Jahre – versammt wenig Zeit für so viel Arbeit.

Antworten

Schreibe einen Kommentar

Deine E-Mail-Adresse wird nicht veröffentlicht.

Kommentar

Name *

E-Mail-Adresse *

Website

Name, E-Mail-Adresse und Website in diesem Browser für meinen nächsten Kommentar speichern.

Kommentar abschicken

Anime Appetizer für das Sommerquartal 2026 von Tiff

Seit einiger Zeit schreibe ich meinen Anime-Preview nicht, wie gewohnt, wenn die Season eigentlich schon gelaufen ist, sondern als Vorausschau, indem ich mir auf randomc.net den aktuellen Preview anschaue. In diesem Fall den Sommerpreview.

Der frühe Starter der Season ist **All Works Maid desu.**
Die junge Celeste McMurdon erlebt ein schlimmes Schicksal. Erst stirbt sie in ihrer alten Welt bei einem Flugzeugabsturz auf dem Weg nach London zu einer Maid-Schule, dann stirbt nach ihrer Wiedegeburt ihre Mutter, die ehemalige Geliebte eines Herzogs, kaum dass sie selbst volljährig ist. Was also macht man als verantwortungsvolle Fünfzehnjährige in einer Fantasy-Welt, in der man von heute auf morgen nach dem Verlustplötzlich die größten magischen Fähigkeiten aller Zeiten entwickelt, weil eine Gottheit sich ihrer erbarmt hat?
Natürlich die großartigste Maid aller Zeiten werden! Und nicht nur das, sondern eine All Works Maid, also eine Hausdienerin, die alles macht, vom Essen kochen über Hausarbeit bis hin zu Lehrstunden für ihre neue Meisterin. Unter dem Künstlernamen Melody und mit leicht verändertem Äußeren steht sie ab sofort der jungen Herzogstochter Luciana Rutleberg zur Verfügung
Die hat es selbst hart getroffen, musste sie doch alleine in das Hauptstadthaus ihrer Familie ziehen, um wie alle Adligen ihres Alters die richtige Schule besuchen zu müssen. Kaum angekommen ging die alte Maid in Rente, und alleine für den riesigen Kasten war sie doch deutlich überfordert. Umso dankbarer ist sie für Melody.
Doch das ist noch nicht die ganze Geschichte. Wie war das gleich? Tochter eines Herzogs, größte magische Fähigkeit aller Zeiten? Richtig, sie ist eine Heilige, eine sogenannte Sage, dazu ausersehen, die ganze Welt vor einem schrecklichen Schicksal zu bewahren. Leider hat sie daran kein Interesse. Sie will einfach nur die beste Maid der Welt werden …

Tiffs Meinung: Ja, das ist nicht nur ein Isekai, also eine „eine Person stirbt/wird beschworen/findet einen merkwürdigen Pfad in eine andere Welt“-Geschichte. Sondern zugleich auch noch eine Otome Game-Geschichte. Das Genre, in das es Protagonisten in die Welt dieser Datingspiele verschlägt und hauptsächlich junge Frauen anziehen soll, ist zur Zeit sehr beliebt bei den Anime-Machern, und auch bei den Mangaka. Deshalb reiht sich All Works Maid auch ein in eine Reihe bereits sehr erfolgreicher Serien, die teils erheblich vorgelegt haben. Der Frühstarter der Saison hat bereits zwei Folgen draußen, und ich muss sagen, keine der beiden ist mir lang geworden. Ich werde sie wohl bis zum Ende sehen.

Sekai Saikyou no Kouei: Atobe Arihito könnte es schlechter haben. Gerade erst die Welt gewechselt befindet er sich nun in einer Fantasy-Umgebung wie frisch aus dem RPG. Es gibt verschiedene Helden-Klassen, man kann leveln, es gibt Dungeons. Dazu kommt, dass er nicht nur einer dieser Helden ist, sondern als „Seeker“ eine unterstützende Rolle wie ein Magier oder ein anderer Damage Dealer oder Buffer einnimmt, schön sicher von hinten. Der Haken bei der Geschichte: Er macht seinen Job im Rear Guard für eine siebenköpfige Abenteurertruppe, die nur aus ~~Frauen~~ jungen Mädchen besteht. Richtig. Er als Nummer acht ist quasi der Hahn im Korb. Bleiben zwei Fragen: Warum tun sich sieben erfolgreiche Abenteurerinnen einen Mann als Seeker an?
Und wie sicher ist es da ganz hinten eigentlich, wenn man sich durch einen Dungeon kämpfen muss?

Tiffs Meinung: A priori klingt das hier nach einer RomCom, einem Harem oder zumindest einer Comedy. Ich lasse mich da gerne eines Besseren belehren, ich meine, man hat ja schon Pferde

kotzen gesehen, aber bisher stelle ich mich auf eine lustige Geschichte ein und hoffe, gut amüsiert zu werden. Horror ist eh nicht so meins. ^^°°°

Saikyou Degarashi Ouji no Anyaku Teii Arasoi Das adrasianische Imperium hat eine etwas merkwürdige Erbfolgeregelung für das Amt des Imperators. Bevor ein offizieller Nachfolger ernannt wird, müssen sich die anstehenden Erben beweisen. Was dazu führt, dass sieben der acht Prinzen sich ein Bein ausreißen, um Meriten zu verdienen und das Rennen um den Thron zu machen. Wie, nur sieben aus acht? Richtig gelesen. Der zweitjüngste Sohn, zufällig auch der ältere Zwillingsbruder von Nummer acht, macht bei der ganzen Farce nicht mit. Da der gute Arnold zudem als lernfaul, dumm und selbstsüchtig gilt, verschwindet er so vom Radar der Brüder, die im Erbschaftskampf gefangen sind.
Ignoriert und in Ruhe gelassen kann Arnold also das tun, was er am besten kann: Als Doppel-S-Klasse Abenteurer agieren und heimlich seinen jüngeren Zwillingsbruder unterstützen, nur damit der Kelch „Imperator“ auch wirklich an ihm vorbei geht, aber auch kein Falscher auf den Imperatorenthron kommt.

Tiffs Meinung: Klingt amüsant, und auf den ersten Blick ist es auch ausnahmsweise mal kein Isekai. Auf diese Geschichte werde ich achten müssen, und ich freue mich auf die erste Folge.
Nachtrag: Gestern Abend habe ich mir die erste Folge angetan. Ich bin positiv begeistert. Die Serie kann durchaus mit anderen Build up-Stories mithalten, die schon gelaufen sind, und da waren einige Gute dabei. Vorsichtig optimistisch.

The Ghost in the Shell. Wer sich hier an den Klassiker aus den Achtzigern „Ghost in the Shell“ und seinen Nachfolger „Ghost in the Shell: Stand alone Complex“ erinnert, tut das zu Recht. Ja, wir haben es hier mit einen Remake um den weiblichen Cyborg Major Motoki Kusanagi zu tun. Was passieren wird? Wer seinen oder ihren Auftritt hat? Keine Ahnung. Ich will mir das auch nicht verderben, denn das Design der Werbeseite ist so sehr 80ies, dass die grellen Farben schon in den Augen schmerzen. Mehr noch, das Charakterdesign ist mehr 80ies, als es „Ghost in the Shell“ je war.

Tiffs Meinung: Entweder wird das hier ein richtig großer Flop, und ich meine einen, der so sehr weh tut, dass man sich seine Lebenszeit vom Anschauen zurückwünscht, oder aber es wird ein solcher Kracher, einer von denen, die man nicht verpassen darf. Ich bin gespannt. Etwas anderes als das eine oder andere Maximum verbitte ich mir. Hop oder Top.

Ryoumin 0-nin Start no Henkyou Ryoushu-sama.
Der gute Dias, Held ungezählter Schlachten, wird vom König abgeschoben. Also so richtig abgeschoben. Das Schlachtross wurde ihm wohl zu alt, also musste er wegbefördert werden. Das macht man am geschicktesten, indem man jemanden in die Pampa schickt. So auch Dias. Der Veteran wird geadelt und erhält ein Lehen – und zwar ganz am Rand des Königreichs, in einer Gegend, in der es noch nicht mal Städte gibt. Eine Region, die als unterentwickeltes Grenzland gilt. Und das auch ist.
Ohnehin schon desillusioniert wegen seiner Entlassung kommt der Ritter also auf einer grünen Grasfläche an. Und sonst nichts. Wie also soll er aus dieser Situation das Beste machen? Er ist Soldat, kein Landwirt. Zum Glück kommt Alna vorbei, eine junge Frau, halb Mensch, halb Biest. Allerdings hat sie genau die Fähigkeiten, die Dias jetzt braucht. Während er Fähigkeiten hat, die sie jetzt braucht. Und das ist erst der Anfang auf der grünen Wiese.

Tiffs Meinung: Das erste Mal, als ich hiervon gelesen habe, dachte ich mir, dieser Anime könnte Spaß machen. So richtig viel Spaß. Ich freue mich schon auf die erste Folge. Aufbau-Animes sind ja durchaus meins.
Nachtrag: Auch hier: Erste Folge gestern Nacht noch geschaut. Die Story fängt ziemlich gut an und macht schon ab Folge eins wirklich Spaß. Die Charaktere sind intelligent gezeichnet, und ich freue mich auf Folge zwei.

Honorable Mentions:

Der Isekai-Fantasy Anime Hell Mode, die ikonische Geschichte um den Wiedergeborenen Beschwörer, der seine neue Welt auf härtester Stufe erkunden will, kriegt eine zweite Season.

Mushoku Tensei, ebenfalls ein Isekai, ist jetzt sogar bei Season drei angelangt. Ich muss noch Season zwei nachträglich schauen. Die OVA hat mir die Lust drauf genommen, aber umso mehr habe ich zum schauen.

Isekai Nummer drei in der Liste, Gaikotsu Kishi-sama, Tadaima Isekai e Odekakechuu
ist es, der mich ein wenig elektrisiert. Denn unser Lieblings-Paladinskelett Arc mit dem unerbittlichen Hunger nach weltlichen Köstlichkeiten kommt mit seinem magischen Spirit Ponta und seiner Elfenbegleiterin Ariane zurück ins Rennen. An der Länge des Texts seht Ihr, wie sehr ich mich freue. Übrigens, Folge eins schon gesehen und für gut befunden. ^^b

Grand Blue kriegt auch schon eine dritte Season. Dass die drei quasi fast schon direkt nach der zwei kommt, zeigt, dass diese Comedy im zweiten Anlauf richtig Erfolg gehabt haben muss. Auch hier bin ich mitten in Season zwei rausgegangen, habe aber fest vor, alles noch nachzuschauen. Jetzt habe ich etwas Druck dabei.

Und die Geschichte um den Drachen in Menschengestalt mit seiner heroischen menschlichen Dienerin Alicia Grandfall, Clevatess, kriegt tatsächlich schon eine neue Season. Auch hier, ich bin beeindruckt und freue mich auf die erste Folge.

Uuuuund Youjo Senki hat ebenfalls nach diversen OVAs eine neue Season spendiert bekommen. Ich kaue diese Season geradezu Nägel bei den Möglichkeiten. Tanja, die junge Magierin im Kampf gegen die Feinde der Axis, geht mit ihrem persönlichen Regiment an Kampf-Zauberern wieder auf die Jagd. Nicht umsonst nennt man sie Tanja the Evil...

Was ist mit dieser Season los? Otome Game Sekai wa Mob ni Kibishii Sekai desu kriegt auch eine zweite Season, und diesen Otome-Anime habe ich wirklich geliebt. Ich hoffe, Leon und seine Love interests Saint Olivia und Herzogstochter Angelica können das Tempo halten. Ich bin sehr gespannt. Ich habe die erste Season geliebt und schaue heute noch gerne Ausschnitte auf Youtube und Co.

Ebenfalls interessant könnte Katainaka no Ossan, Kensei ni Naru 2 werden, wenn er das Tempo der ersten Season halten kann. Der alte Schwertmeister vom Lande Beryl Gardinant, der insgeheim als Meistermacher gilt und von seiner besten Schülerin als Trainer in die Hauptstadt geholt wurde, kriegt wieder zu tun. Auch ein Anime, auf den ich mich freue.

Neelis Tränen[i]

Eine Legende aus dem Archipel

Erzählt von Uwe Lammers

Einleitung:
*Der Archipel ist voll von Legenden um die Göttin **Neeli**, die allgemein als einer der wesentlichen Ursprünge für Fruchtbarkeit der Natur gesehen wird, worin besonders die menschliche Natur inbegriffen wird.*[ii] *Die Neeli-Legenden werden vornehmlich von Frauen oder jenen Männern weitererzählt, die zu Berufsgruppen zählen, die stark mit Fruchtbarkeit und ihrem Gegenteil, dem Tod, in Kontakt kommen. Es kann also nicht verblüffen, dass Seeleute und besonders Fischer viele Neeli-Legenden kennen.*
*Doch auch Frauen, die in traditionellen Archipelfamilien aufwachsen, tradieren solche Mythen und geben sie an ihre Töchter weiter. Eine dieser Frauen war **Anya Tvallach**[iii], die bei einem Segelmanöver vor der Insel **Nushaygoon**[iv] einen schrecklichen Tod findet. Ihre Tochter **Gladys Tvallach**[v] wird Jahre später als junge Frau Opfer einer mörderischen Adelsintrige, der sie gerade noch mit heiler Haut entkommen kann.*
*Annähernd nackt findet sie am Strand der Insel **Shulraay**[vi] Zuflucht bei zwei Fischern, dem graubärtigen **Roydran**[vii] und seinem jungen Sohn **Farango**.*[viii] *Um hier vor den Häschern aus dem feindlichen **Xhaibech-Clan**[ix] sicher zu sein, spielt Gladys die Rolle der Sklavin **Yalana**[x], und die beiden Männer bedienen sich bald – auch sehr zu ihrem eigenen Vergnügen – ihres Körpers auf sinnlichste Weise. Gladys verliebt sich dabei unsterblich in Farango.*
Als jedoch herauskommt, dass die Fischer sie nach dem Auftauchen und Verschwinden der Xhaibech-Jäger durchaus nicht ziehen lassen möchten, sondern sie stattdessen ihre Sklavinnenrolle lebenslang weiter„spielen“ soll, da ergreift das verschreckte Mädchen schließlich ganz nackt die Flucht und verirrt sich ins Innere von Shulraay, wo Gladys einen Nervenzusammenbruch erleidet. Während sie hier mit dem ungerechten Schicksal hadert, erwacht in ihr die Erinnerung an eine alte Legende, mit der ihre Mutter die Geheimnisse der Welt zu erklären suchte, als Gladys noch ein kleines Mädchen war …

Insel Shulraay, Invashin-Archipel, irgendwann im Herbst 682 Archipelzeitrechnung:

Als bald darauf der Morgen graute, knurrte Gladys´ Magen unweigerlich, der sich natürlich auf die reguläre Morgenmahlzeit gefreut hatte, die er nun nicht bekommen würde. Daran war bis auf weiteres nichts zu ändern.

Die junge Adelige hatte längst aufgehört, immer mal wieder zwischendurch zu weinen und inzwischen fünf Buchten hinter sich gebracht, die alle schrecklich gleich aussahen. Natürlich, die Vegetation reichte mal mehr, mal weniger dicht ans Ufer, in einer sichelförmigen Bucht war der Sand reichlich gesprenkelt gewesen von großen Blöcken, die zum großen Teil im Sand versunken waren und um deren Ränder sich tückische Strömungen gebildet hatten. Hier war Gladys Tvallach dann notwendig auf den Sandstrand zurückgewichen und hatte hier eifrig ihre Fußspuren ausgelöscht.

Jetzt jedoch bot sich ihr bei Sonnenaufgang ein zauberisches, ganz anderes Bild, das sie vorübergehend von ihrem Seelenkummer entband: zu ihrer Linken glitzerte das Meer, das aussah, als wäre es von flüssigem Kupfer bedeckt. Die rote Sonnenscheibe tauchte feurig aus dem Meer auf, und der Himmelswagen des Sonnengottes Laraykos[xi] würde nun seinen täglichen, wilden Ritt über das Firmament beginnen. Der Anblick ließ ihr Herz wilder und stärker pochen, als sie es jemals für möglich gehalten hätte.

Zu Gladys´ Rechten jedoch floss ein Strom wie aus Blut und Feuer aus dichtem Gehölz direkt ins Meer. Wenigstens hatte es auf den ersten Blick diesen Anschein. Erst ein Moment der Reflexion erschloss, dass es lediglich das blutrote Licht der aufgehenden Sonne war, die alle Wasserflächen in flüssiges Feuer verwandelte, so auch jenen Fluss, der hier ins Meer mündete.

Erwachende Vögel begannen in den Wipfeln der Bäume zu krähen und zu keckern, und ein milder Meerwind bauschte die schweren, staubbedeckten grünen Wedel der Pflanzen. Es wurde wirklich wieder Zeit für einen Regenguss. Der Tag versprach jedoch heiß zu werden, der Himmel zeigte nicht eine einzige Wolke … nun, wie es hier auf Shulraays Küstenseite eben normal war.

Gladys, die sich ihrer empfindsamen Nacktheit sehr bewusst war, blieb einen langen Moment stehen und betrachtete aufmerksam die Landschaft ringsum … insgeheim hielt sie Ausschau nach Zeichen menschlichen Lebens, nach Wegen, Gebäuden, Rauchsäulen, die Feuerstellen ankündigten – doch nichts weit und breit signalisierte auch nur im Mindesten, dass hier Menschen lebten.

Es gab kein Dorf, keinen Anleger, kein Boot auf dem Wasser, keine gefällten Bäume.

Nichts.

Jedenfalls nicht hier.

Sie stand in ihrer knusperbraunen, geschmeidigen Nacktheit einfach nur da und erschauerte. Jetzt erst kam Gladys allmählich zu Bewusstsein, was sie eigentlich getan hatte.

„Meine Güte“, flüsterte sie hilflos.

Das kleine Tier namens Furcht knabberte wieder an ihrem Herzen, und sie überlegte wie schon so oft seit dem Beginn ihrer Flucht, ob es *vernünftig* war, das zu tun, was sie tat. Eine durchweg sinnlose Frage.

Sie hatte nicht genug nachgedacht. Sie hatte überhaupt gar nicht nachgedacht, sondern rein spontan, reflexhaft gehandelt. Und nun war es für eine Umkehr zu spät.

„Gott, wenn ich das *nicht* tue, weiß ich doch ganz genau, was meine Zukunft ist!“, sagte Gladys leise, aber sehr energisch, und sie meinte damit ihre Flucht, nicht eine eventuelle Rückkehr, nach der sich zwar ihr Herz sehnte, der Verstand jedoch fürchtete. „Farango möchte, dass ich so bleibe, wie ich bin – NACKT! Und zwar möchte er es, solange ich in der Bucht bei ihnen lebe … da er mein Kleid verbrannt hat und auch Roydran behauptet, ich sei doch jetzt die … die SKLAVIN YALANA …, deshalb werde ich … nicht … nie … nie …“

Sie brach schlagartig ab und presste die Lippen fest aufeinander, um zu verhindern, dass sich ihrer Kehle ein Schluchzen entrang. Ein Schluchzen des Unglaubens. Des Schreckens. Die Fassung, die sie mühsam gewahrt hatte, erwies sich als ungemein fragil und brach gerade wieder ein.

Der Gedanke, den sie sich anschickte, auszusprechen und ihn doch nicht aussprechen konnte, war zu ungeheuerlich, zu groß, zu unfassbar, als dass er formulierbar gewesen wäre. Die Konsequenzen dessen, was Farango und Roydran angedeutet hatten … das wäre das Ende ihres früheren Lebens. Für immer!

Für immer!

Gladys Tvallach dachte an ihren süßen, kühnen, wunderbaren Liebhaber Farango. Und an seine ruhige, beherrschte Art, mit der er … sie … einfach so … ja … *versklavt* hätte!

Versklavt!

Was sie nicht über die bebenden, hilflos zitternden Lippen brachte, breitete sich in Gladys´ Verstand unweigerlich und unaufhaltsam aus, und es war eine entsetzliche Erkenntnis.

‚Ich wäre sein … und Roydrans … NACKTES EIGENTUM gewesen!’, erschauerte sie. Für eine Weile wäre das ja sicherlich erregend gewesen … ach, es WAR erregend gewesen … aber wenn sich Gladys vorstellte, *dies für den Rest ihres Lebens sein zu müssen, wenn es nach den Fischern ging … einfach für immer …* also, das war unerträglich, undenkbar, ganz unmöglich!

Wenn sie zurückging, würde Farango warten und genau das tun.

Sie unterwerfen.

Versklaven.

Ganz gewiss würde er auch über ihre Flucht wütend sein und … und … entsprechende Möglichkeiten der Bestrafung und Züchtigung finden. Die nächsten Wochen würden nicht angenehm sein, ganz sicher nicht. Gladys erbebte und schniefte unter der bloßen Vorstellung, was Farango sich vielleicht würde einfallen lassen.

Gütiger Laraykos, heilige Neeli[xii], sie hatte doch mitbekommen, wie schrecklich nachtragend er sein konnte, wenn er verletzt war … die Geschichte mit den Xhaibech war noch zu frisch, um vergessen zu sein.[xiii] Und nun, gerade, wo sie sich beide wieder wunderschön ausgesöhnt hatten und ausgelassen miteinander umgingen …, da … da … lief sie WEG? Ließ ihn im Stich? Verriet ihn?

Wie sollte Farango da *nicht* beleidigt sein?

Er würde ihr überhaupt nicht zuhören, wenn er sie zu fassen bekam, ahnte Gladys fröstelnd. Es würde ihn nicht interessieren, dass sie fortgelaufen war, um nicht für den Rest ihres Lebens nackte Sklavin zu sein … allein Zorn würde dann seinen Verstand regieren, seine Reaktionen ihr gegenüber dominieren.

Nein, besser nicht dran denken! Besser nicht dran denken!!!

Und zweifellos würden die beiden Fischer dann Maßnahmen treffen, um eine *erneute* Flucht wirksam zu verhindern.

Grässlich!

„Ich kann … nicht … zurück“, brachte das nackte Mädchen schließlich erstickt hervor. Diese Erkenntnis war so absolut und peinigend, dass Gladys meinte, auf der Stelle verrückt werden zu müssen. Es wäre vielleicht eine Wohltat gewesen, das zu tun … aber es gab auch noch Aufgaben für sie in der nahen Zukunft. Wichtige, dringende Aufgaben, um die Verhältnisse auf Nushaygoon wieder ins Lot zu bringen, wie auch immer.

Doch der Gedanke, dass eine Rückkehr zu Farango ganz ausgeschlossen sein würde, dass sie nie wieder seine Zärtlichkeiten würde spüren können, nie wieder sein warmes, schelmisches Lachen hören würde … ach, all das war wie ein brennender Dorn in Gladys´ Herzen, tat so weh, dass sie tatsächlich meinte, verrückt zu werden, wenn sie sich nicht irgendwie ablenkte.

Sie musste an etwas anderes denken. Sie MUSSTE einfach!

Ohne großes Nachdenken beschloss Gladys spontan, zu ihrer Rechten dem Flusslauf zu folgen, der aus dem Landesinneren strömte. Gewiss, dort gab es vermutlich nicht sehr viel, was es zu entdecken galt und ganz bestimmt keine Städte, aber das war Gladys momentan gleichgültig.

Nachdem sie erst einmal ihre Schritte in Richtung des Flussufers gelenkt hatte, wurde Gladys recht schnell klar, warum ihr Unterbewusstsein diesen Weg gewählt hatte: Sie wusste schließlich ihren geliebten, jungen, ungestümen Farango direkt auf ihren Fersen, und sie mochte sich nicht vorstellen, was er mit ihr anstellte, wenn er ihre Spuren fand. Am besten konnte man Spuren aber im Wasser verschwinden lassen.

Außerdem, aber der Gedanke kam der nackten Adeligen erst deutlich später zu Bewusstsein, außerdem nahm sie intuitiv an, dass Farango eher der Küste folgen würde. Er war doch ein Fischer, nicht wahr? Und sie hatte all die Monate an der Küste gelebt … was lag also näher, als sich entlang des vergleichsweise leicht begehbaren Strandes zu bewegen?

Die Überlegung, sie könne dem Fluss stromaufwärts gefolgt sein, würde ihm wohl auch erst mit einiger Verspätung kommen, wiewohl Farango gewiss nicht dumm zu nennen war. Und dann war er vermutlich nicht imstande, ihr zu folgen – es gab ein Gartengrundstück zu bewässern, nicht wahr? Während Gladys selbst Zeit im Übermaß hatte, sobald sie erst mal ihre Verfolger hinter sich gelassen wusste, unfähig, ihr zu folgen, mussten die Fischer sich um ihr Anwesen kümmern. Das begrenzte natürlich die Möglichkeiten, ihrer habhaft zu werden.

Seltsamerweise hatte der Gedanke etwas *Beunruhigendes*, und das, obgleich Gladys Tvallach doch ganz genau wusste, wie wütend Farango sein würde, wenn er sie erwischte! Es konnte doch nicht angehen, dass sie sich Sorgen darum machte, dass der junge Fischer sie NICHT erwischte! Das hörte sich wirklich sehr verschroben an!

Ach, sie war wohl schon ein bisschen verrückt.

Aber hieß es nicht immer, Frauen seien wesentlich irrationaler als Männer? So sagte man es wenigstens in Dhonbar: Männer galten als die Pragmatiker, die kühl und entschlossen planten und handelten, stürmische Tatmenschen und ruhige Theoretiker … und Frauen folgten den Launen und Leidenschaften ihres Herzens, waren (so hieß es) flatterhaft, unbeständig und stets ein Ausbund an Unvernunft und Narretei.

Nun, auf junge Mädchen traf das sicherlich zu, gestand sich Gladys bereitwillig ein. Aber so jung war sie ja nun auch nicht mehr. Und schmeichelhaft hörte es sich auch nicht an, solche Urteile über die eigene Seele zu fällen …

Das nackte Mädchen watete also entschlossen, wenn auch noch ziellos im knietiefen, kühlen Flusswasser in den Waldsaum hinein, stromaufwärts. Hier war es angenehm kühl, aber der Boden erwies sich an manchen Stellen als ziemlich unsicher. Wackelige, flache Steine lagen auf dem Grund, Wasserpflanzen erschwerten ebenso wie Schatten den Blick auf den Stromboden, und Gladys kam deshalb weitaus langsamer vorwärts, als sie eigentlich gehofft hatte.

Mühsam balancierte Gladys im strömenden, unangenehm drückenden Nass und tastete sich vorsichtig vorwärts. Die unerwartete Strömung verlangsamte ihren Vormarsch, erst recht natürlich, weil sie gelegentlich stehen blieb und sich furchtsam umschaute und bang wünschte, dass nicht plötzlich in Sichtweite Farango erschien. Dann würde natürlich jede Fortsetzung der Flucht vergebens sein, denn wenn er seine „flüchtige Sklavin Yalana“ erspähte, würde er sie mühelos einholen …

Doch er ließ sich nicht ausmachen.

Nun, dachte sich das Mädchen, halb erleichtert, halb von einem unidentifizierbaren Gefühl erfüllt, das beinahe Bedauern (!) sein mochte, so verrückt das klang, das war durchaus erleichternd. Es war noch immer früh am Morgen, und wahrscheinlich war Farango einfach wieder eingeschlummert. Jetzt gerade suchten Roydran und er vielleicht schon in der verkehrten Richtung. Dennoch mochte es noch Stunden dauern, bis Farango, der flinkfüßige Fischersohn, hier auftauchte und nach ihr Ausschau hielt.

Es gab also eigentlich gar keinen Grund, nervös zu sein oder sich Sorgen zu machen. Gladys tat das natürlich dennoch. Wie gesagt, sie war eine junge Frau, und in ihrer Brust war die Irrationalität eben daheim.

Durch diese Ablenkungen geschah es jedenfalls, dass Gladys auf ihrem Weg zwischen den baumgesäumten Ufern des Flusses stromaufwärts einige Male bis zum Busen versank und nur mit Mühe verhindern konnte, umgerissen und Richtung Küste gespült zu werden. Dabei musste sie sich dann wirklich sehr zusammenreißen, nicht laute Überraschungsrufe auszustoßen. Bei einem solchen „Einbrechen“ verlor sie, hastig Halt suchend, den bisher so hilfreichen Palmwedel, der rasch aufs offene Meer hinausgetrieben wurde.

Nun, dann würde sie sich wohl einen neuen besorgen müssen, resümierte Gladys, in Gedanken seufzend. Es gab jetzt wirklich Wichtigeres.

Sobald die Adelige außer Sichtweite der Anhöhe war und der Strand hinter der Biegung des Stromes verschwunden war, getraute sich Gladys, in etwas flacheres Wasser zu waten, so dass sie, wenn der Grund wieder schlüpfrig wurde, herabhängende Zweige von Büschen und Bäumen am Ufer erhaschen konnte, um sich festzuhalten. Hier am Rand floss das Wasser immer noch so schnell, dass sich keine Sandbänke gebildet hatten. Das Flussbett bestand im Wesentlichen aus feinem Kies und größeren Steinen, an geschützten Stellen wogten Tang oder ähnliche blatthafte Wasserpflanzen.

Seufzend wanderte Gladys geraume Zeit weiter flussaufwärts und kam schließlich an eine felsige und schattige Stelle, wo sie mühelos an Land steigen konnte. Hier gab es felsige, wie glatt poliert wirkende Steinpfannen, die bei Hochwasser oder dann, wenn nach starken Gewittern der Fluss anschwoll, gewiss vom Wasser abgeschmirgelt und bedeckt wurden. Nun trank Gladys erst einmal ausgiebig und begann sich dann endlich etwas auszuruhen und kurze Zeit später nach essbaren Früchten umzusehen …

Sie fand aber nicht viel Ruhe.

Es waren weniger die ungewöhnlich zahlreichen Vogelrufe ringsum, die Gladys beunruhigten, auch nicht das kräftige Rauschen des Windes in den Wipfeln der hohen, grünen Bäume, die dicht ineinander verfilzt und mit efeuartigen Rankenpflanzen, Lianen und allerlei hohen Büschen zu einer schieren grünen Wand zusammengewachsen waren. Niemand würde sie hier so schnell entdecken, und im Grunde genommen hätte die Adelige sich ganz entspannt zurücklehnen und ausruhen können. Die schmerzenden Füße hätten es Gladys ganz gewiss gedankt.

Doch wie gesagt – die Ruhe stellte sich nicht ein.

Viel mehr plagte sie ihr Gewissen.

Nun endlich wurde ihr nämlich klar, was eigentlich gerade geschah. Und während ihr das klar wurde, tauchten Gladys Tvallachs Gedanken in die Vergangenheit ab, in ihre Kindheit auf der Insel Nushaygoon, und diese Entdeckung rührte ihr Herz.

Gladys hockte, die Knie angezogen und die Hände um die Unterschenkel gelegt, auf dem Felsvorsprung und starrte ins Leere, auf die im wechselhaften, flackernden Sprenkellicht glitzernden Wogen des steten, ruhelosen Wassers, das aus dem Innern von Shulraay in ewigem Takt dem durstigen Ozean entgegenströmte.

Einmal vor langer Zeit hatte sie, entsann sie sich, von ihrer Mutter die Legende gehört, warum die Flüsse immer zum Meer strömten, und obwohl es schon ewige Zeiten her war und sie noch ein unreifes Mädchen gewesen war, als sie das hörte, klang ihr die Stimme von Anya Tvallach wieder im Ohr, als sei es gestern gewesen.

Auf einmal war es wie gestern.

„Und weißt du, Liebes, warum die Flüsse alle ins Meer fließen?“

„Tun sie das?“, hatte die kleine Gladys Tvallach gefragt, in dem viel zu großen weißen Bett liegend, das nach dem Wunsch ihrer Mutter einst viel besser zu ihr passen würde (in der Tat schlief Gladys in diesem Bett bis zu jenem verhängnisvollen Tag, an dem die Clanregentin Saphira sie wecken ließ …)[xiv]*. Ihr war nicht klar, dass sie in dem weißen Schlummerkleid mit ihren großen, schwarzen Augen und dem glatten, schwarzen Haar einen wunderschönen Anblick bot.*

„Ja, das tun sie“, antwortete Anya Tvallach mit einem feinsinnigen Lächeln. „Und sie können gar nicht anders.“

„Das Wasser fließt aus den Bergen“, vermutete das Mädchen, das vielleicht neun oder zehn Jahre alt war. Es war ja nicht dumm und wurde schon unterrichtet. „Also fließt es bergab. Das geht doch gar nicht anders.“

„Der Volksmund kennt einen anderen Grund dafür, und dieser Grund wird dort geglaubt, wo man von Physik keine Ahnung hat. Magst du ihn hören?“

Und Gladys Tvallach war zwar ein junges, wohlerzogenes Adelsmädchen, doch wie alle Mädchen im Archipel hörte sie für ihr Leben gern Geschichten![xv] *Die Frage ihrer Mutter hatte also mehr rhetorischen Charakter.*

„Oh ja! Ja!“

„Also“, berichtete Anya Tvallach mit leiser Stimme und feinsinnigem Lächeln, „es geht die Legende um, dass vor langer, sehr langer Zeit die Göttin Neeli, als sie die Untreue ihres heißblütigen Gemahls Laraykos wieder einmal Leid war – du weißt ja, dass er zahlreiche Affären mit Menschenfrauen hatte, und keine Frau erträgt das allzu lange, schon gar keine Göttin – also, vor langer Zeit begab sich die Göttin Neeli deshalb wieder einmal auf die Archipelwelt und wollte hier nichts als ihre Ruhe haben.[xvi] *Ihr Gemahl konnte ihr, sagen wir mal so, in diesem Moment gestohlen bleiben.“*

Gladys kicherte verschämt.

Manchmal konnte ihre Mutter sehr burschikos sein und äußerst unverblümt. Dann merkte man ihr an, dass sie aus dem Archipel stammte und nicht aus einer der Adelsfamilien … ihre Mutter Anya LEBTE einfach richtig, wusste wunderbare (meist ziemlich unzüchtige) Legenden zu erzählen, etwa über diesen amourösen Helden Vandecca[xvii]*, und statt gesittet und getragen ihre Legenden vorzutragen, neigte Anya Tvallach dann und wann zu einer recht flapsigen Redeweise.*

Sie seufzte. „Du weißt ja in groben Zügen, was passierte, als Neeli auf der Insel Anneyoo Zuflucht suchte, nicht wahr?“[xviii]

„Oh ja!“, erschauerte die junge Gladys.

*Sicherlich, sie hatte nicht **genau** erfahren, was damals auf der Insel Anneyoo, die es ja tatsächlich im Archipel gab, was alles noch viel gruseliger machte, geschehen sein mochte. Aber die Natur war im Angesicht der vegetativen Göttin Neeli schier verrückt geworden und hatte sich ihrer schlicht bemächtigt und eine unklare Zeitspanne lang als Geisel gehalten, so lange, bis Laraykos selbst sie fand und wieder befreite. Das war jedenfalls jene Version, die ihr bekannt war.*

Und nun floh Neeli wieder auf die Archipelwelt? Das <u>musste</u> doch eine Katastrophe geben! Gladys gab das leise, flüsternd fast, zu bedenken.

Ihre Mutter lächelte und schüttelte den Kopf. „Neeli hatte natürlich aus den damaligen Ereignissen gelernt, Schatz … sie ist ja keine dumme Göttin, nicht wahr? Und weil sie genau wusste, wie sehr sie auf die belebte Natur wirkte, suchte sie sich deshalb eine Insel aus, deren Herz von zerklüfteten Bergen bedeckt war. Hier, in der ganz abgeschiedenen, feindseligen Umwelt, fand sie Ruhe. Und hier existierte keinerlei Vegetation und kein einziges Tier.“

„Aber … also … das war doch sicher nicht sehr angenehm“, sagte das Kind unsicher. Es kam Gladys sehr unrealistisch vor, dass jemand sich solch eine unwirtliche Gegend aussuchen würde, um sich zurückzuziehen, und wenn die Person die Göttin Neeli selbst war. „Ich meine … hatte sie denn nicht mal ein Kissen mit, auf dem sie sich zur Ruhe betten konnte? Oder eine Decke?“

„Nein. Neeli rollte sich dann einfach, wenn sie müde wurde, in einer Kuhle mit warmem Sand zusammen und schlummerte … du darfst nicht vergessen, Gladys, dass sie eine Erdgöttin ist, und es ist ihr nicht so wichtig, dass sie sehr bequem liegt. Du

denkst immer von ihr wie von einer jungen Adeligen, einer Person wie mir oder Tante Saphira … das ist natürlich falsch …“

Anya Tvallach schmunzelte und fuhr mit ihrer Erzählung fort: „Aber genau darin fand sich erneut ein Problem, insofern hast du ganz den richtigen Punkt gefunden … die Göttin Neeli verfügte nun einmal über eine animalische, leidenschaftliche Anziehungskraft, jene wunderbare, unwiderstehliche Kraft, mit der sie normalerweise ihren Gemahl eine jede Nacht zu sich zieht und ihn verführt … und diese Anziehungskraft zeigte sich nun von neuem, als sie direkt am Tag nach ihrer Flucht dadurch erwachte, weil ihre Füße nass wurden.“

„Oh?“ Gladys war helle Aufmerksamkeit.

Hatte es nicht geheißen, Neelis Mulde sei trocken und sandig gewesen? Wieso war es da auf einmal nass? Hatte es nächtens vielleicht geregnet …? Handelte es sich um Laraykos´ Tränen, weil er seiner verschollenen Geliebten hinterher trauerte …?

Indes, es verhielt sich ganz anders.

„Ja, sie hatte sich eine behagliche Mulde ausgesucht, um zu schlummern, und sie hatte sich eigens davon überzeugt, dass diese Mulde die ganze Nacht trocken bleiben würde. Nun aber lief sie voll Wasser, und zwar recht rasch. Das war umso verblüffender, als sonst ringsum alles trocken war und es mithin keineswegs geregnet haben konnte. Das hätte die Göttin, die einen leichten Schlaf besaß, ja wohl auch zeitig mitbekommen, nicht wahr? Siehst du!

Neeli erklomm also ziemlich überrascht den felsigen Rand und blieb hier ratlos sitzen, während sie beobachtete, wie sich ihre Schlafstatt mit Wasser füllte, mit süßem, schmackhaftem Wasser. Das bemerkte sie, als sie ihren Durst darin löschte. Und dann war es nur noch eine Frage der Zeit, bis sie die Stimme hörte …“

*„Stimme? Was für eine **Stimme**?“ Das Mädchen starrte seine Mutter ratlos und aufgeregt an.*

Jetzt wurde es tatsächlich sehr interessant.

„Tja, das hat sich Neeli natürlich auch gefragt. Und wie du weißt, gebietet sie ja über die Natur … aus dieser Machtvollkommenheit befahl sie nun der Stimme, zu erscheinen und ihre Natur preiszugeben. Denn wie du dir denken kannst, Liebes, ist die Göttin nichts weniger abgeneigt als körperlosen Stimmen, die sie aus dem Nirgendwo necken. Auch du schaust ja den Leuten, die mit dir reden, am liebsten ins Gesicht.

Und so gehorchte die Natur natürlich Neelis verärgertem Befehl: Auf diese Weise schäumte das Wasser in dem neuen, überraschend entstandenen Teich, und eine Gestalt, ganz aus Wasser gebildet, entstand vor den verblüfften Augen der Fruchtbarkeitsgöttin Neeli …“

*„Ein **Quellgeist**?“, staunte Gladys, die sofort verstand, was das bedeutete.*[xix]

„Du hast gut im Mythologieunterricht aufgepasst, meine Liebe. Ganz ausgezeichnet … ja, es war ein Quellgeist. Und wie es bei diesen Wesen der Fall ist, besaß es natürlich keinen Namen.

Danach befragt, was es hier suche, wand sich das aus Wasser bestehende Wesen, das die Gestalt einer schönen, jungen Frau angenommen hatte, Neeli nicht unähnlich. Es habe, versicherte es treuherzig, während es tief im Untergrund dahinströmte, das unruhige Atmen der Göttin vernommen, ihren Zorn und ihre hilflose Verärgerung über die Situation gespürt und daraufhin die ganze Nacht hindurch beharrlich daran gearbeitet, ans Licht zu gelangen, um sie, die Göttin Neeli, doch auf andere Gedanken bringen zu können. Sie solle nicht mehr unruhig oder unglücklich sein. Wenn es ihm oder ihr, also dem Quellgeist, gegeben sei, dies zu tun, dann werde er Neeli gern auf andere Gedanken bringen.“

Gladys Tvallach seufzte selbst. Ach, war dieses Wesen romantisch! Diese ganze Legende war romantisch!

„Das erste, was der Quellgeist natürlich anbot, war ein Bad in der neu entstandenen Quelle, und er versicherte der Göttin hoch und heilig, seine kühlen Fluten seien mühelos imstande, ihren Schwermut fortzuspülen, so weit fort, dass er nie zurückkehren werde … dies war zwar etwas übertrieben, aber Neeli fand ihn interessant und fühlte sich in der Tat etwas verschwitzt. So stieg sie also in die Quelle und badete.“

Gladys’ Mutter schwieg einen langen Moment.

Und noch einen.

*Das Mädchen fühlte, dass nun eigenes Nachdenken gefordert wurde, und ihr kam ein beunruhigender Gedanke, den sie zögernd aussprach: „Aber ihre **göttlichen Kräfte** …“*

„Ah, siehst du, das Problem beginnt dir schon klar zu werden“, nickte Anya Tvallach nachdenklich. Dies war offenkundig ganz die richtige Art von Antwort gewesen. „Ja, das war ein Teil der Schwierigkeit, aber gar nicht mal der entscheidende. Viel

schlimmer war etwas anderes. Natürlich übertrug Neeli mit dem Bad unweigerlich magische Kräfte auf den Quellgeist, da hast du ganz Recht … doch es geschah noch etwas anderes. Das Wasser, das aus der Quelle abströmte, sickerte in den Untergrund. Du weißt ja, Schatz, dass es unterirdische Flüsse gibt, die oft miteinander in Verbindung stehen … und wie du dir sicherlich denken kannst, gibt es nicht nur einen Quellgeist …“

„…sondern für jede Quelle einen! Und vielleicht für jeden unterirdischen Strom!“, begriff das Mädchen schlagartig. Gladys schwante Böses, indes fand sie noch nicht die passenden Worte, das zu artikulieren. „Aber das heißt ja …“

*„…das heißt, meine Liebe, dass die **anderen** Quellgeister auf einmal erfuhren, wie sehr die Göttin Neeli einen von ihnen klar bevorzugte. Einen Quellgeist zudem, der sich offenkundig unlauterer Methoden bedient hatte, um sich bei der Göttin Neeli einzuschmeicheln. Er hatte nämlich einfach so das ihm von der Natur zugewiesene felsige unterirdische Strombett verlassen und sich ein neues gegraben. Und die Göttin **belohnte** ihn auch noch für diese Unredlichkeit!*

*‚Also, was er kann und darf, das können wir auch!’, meinten daraufhin die anderen Quellgeister der großen Insel. ‚Warum soll er **allein** die ganze Schönheit der Göttin Neeli kennen lernen und von ihrem magischen Glanz profitieren? Wir zeigen ihr, dass wir auch befähigt sind, und sie wird sehen, dass sie von einem ganz kleinen, bedeutungslosen Charmeur umgarnt worden ist …’“*

„Oh nein!“, rief Gladys entsetzt aus.

*Anya Tvallach nickte betrübt und fuhr sehr eindringlich fort: „Oh doch, Schatz … die Quellgeister sind machtvolle Wesen, wie du weißt, und die Gewalt des Wassers ist durchweg verstörend und nicht zu bändigen, wenn sie einmal entfesselt ist. Ungebändigte Flüsse reißen Böschungen weg, stürzen Bäume um, spülen ganze Ortschaften zu Tal, wenn sie wollen … und auf einmal waren **alle** Quellgeister und mit ihnen natürlich die Wassermassen, die nun mal ihr Lebenselement sind, auf dem Weg nach oben, genau dorthin, wo die Göttin Neeli sich befand …“*

Anya Tvallach erzitterte und sah, dass ihre Tochter genau dasselbe empfand. Sie senkte ihre Stimme bis in eine unheilvoll klingende Tonlage und sprach weiter, derweil über Gladys’ Schultern sich unweigerlich eine Gänsehaut ausbreitete und Schauer das Kind schüttelten.

„So also kam es, dass nur wenige Stunden nach dem Bad der Göttin in der Quelle der Boden anfing zu beben, und binnen kürzester Zeit zerbarsten die Felsen ringsum, die Berge spalteten sich, und mächtige Ströme klarsten, frischen Quellwassers schossen aus den Tiefen der Erde empor, gekrönt von den glitzernden Gestalten der Quellgeister, die aus der Gischt der Wogen gebildet wurden. Sie waren natürlich gekommen, der Göttin Neeli zu huldigen und ihr ihre Dienste anzubieten, doch mit sich führten sie eine mächtige Lawine aus Schlamm, Geröll und Gestein, und in dem Toben der entfesselten Elemente gingen all ihre Jubelrufe und Huldigungsgesten schonungslos unter.

Das kleine, schmale Tal, in dem die Göttin geruht und danach gebadet hatte, wurde unter den Wogen aus Schutt und Wasser begraben, doch Neeli selbst war längst gewahr geworden, dass ihre Gegenwart in diesem sonst so unproblematischen Teil der Welt ernste Gefahren heraufbeschwor, und so half alles Betteln und Flehen des ersten Quellgeistes nichts ... die Göttin eilte auf ihren flinken Füßen schneller als der Wind zu Tal und in Richtung der Küste ...“

„Oh!“, seufzte das Mädchen, als es zu begreifen begann.

„Und ich sage dir, die ganze entfesselte Flut der Gebirgswässer folgte Neeli zu Tal, immer weiter, sie riss die Natur nieder, zermalmte die Wälder, die nahe der Küste gewachsen waren. Sie spülte fruchtbare Wiesen rücksichtslos fort und hinterließ nur Geröll und Schlamm. Flüsse traten über ihre Ufer, und selbst die Regenwolken änderten ihren Kurs und regneten auf Geheiß der Quellgeister über den Flüssen ab, die die Göttin talwärts verfolgten und stärkten sie immer weiter ...“

„Oje!“, rief Gladys erschrocken aus. „Bitte, konnte sie denn nicht anhalten und ihnen Einhalt gebieten?“

*Anya schüttelte den Kopf. „Nein, Gladys, das war ganz unmöglich. Es wäre so gewesen, als würdest du versuchen, einen von Yantacanaaras[xx] Stürmen mit den Händen aufzuhalten. Mädchen mit **Sturmblut** soll so etwas in Maßen gelingen[xxi], aber sonst ist jedermann und jede Frau dem Wüten der Elemente schutzlos ausgeliefert. So geschah es auch bei der Göttin Neeli... sie war zwar geschwinder als die Flüsse selbst, doch musste sie, nunmehr im Wasser direkt vor der Insel schwimmend, gewärtigen, dass die Fluten aus den Gebirgen immerzu weiter und weiter hinaus ins Meer drängten, um sie zu erreichen. Und sie musste erkennen, dass das ganze idyllische Antlitz des Küsten-*

saums sich in eine Trümmerwüste verwandelt hatte, in der rein gar nichts mehr am Leben war.

Als sie dies erkannte, da begann sie, voller Gram bitterliche Tränen zu vergießen. Und wie das mit Tränen so ist, Gladys, waren sie voller Salz und ungenießbar …“

„Aber das Meer war doch auch …“

„Salzig? Ja, Schatz … doch zu jener Zeit, von der wir hier sprechen, konnten Menschen durchaus auch das Wasser des Meeres trinken, und die Fische der Flüsse vermochten es damals noch, wenn die Quellgeister ihnen zu sehr mit Schabernack zusetzten, einfach ins Meer zu flüchten und sich hier aufzuhalten, bis die Quellgeister sie schließlich darum anbettelten, doch zurückzukehren.

Doch an jenem Tag, an dem die Göttin Neeli untröstlich auf den Korallenriffen vor der Küste der verwüsteten Insel saß und bitterlich schluchzte, dass ihr breite Tränenströme ins Meer rannen, da wurde das Wasser so salzig und ungenießbar, dass die Fische vor ihr flüchteten … und dies ließ die Göttin nur noch mehr schluchzen, musste sie doch glauben, dass alle Welt sich von ihr abgewandt hatte und ihr nur noch Schlimmes wünschte.

Du erinnerst dich“, sagte Anya Tvallach, „wie das war, aus welchem Grund sie diese menschenverlassene Insel erst aufsuchte: ihr Gemahl, der geliebte Laraykos, hatte sie schmählich betrogen. Mit anderen, menschlichen Frauen betrogen, die ihm doch eigentlich so gar nichts bieten konnten. Sie selbst hatte sich in die felsige Einsamkeit der Insel geflüchtet und war hier von einem Quellgeist aufgestört worden, der ihr Labung ihrer verwundeten Seele versprach und dies anfangs auch durchaus realisierte … und nun kamen all die anderen Quellgeister und zerstörten die pflanzliche und tierische Schöpfung, und das alles geschah allein ***ihretwegen****! Wäre sie nicht hierher gekommen, wäre das alles nicht passiert …“*

„Du meine Güte!“, murmelte Gladys, wie erschlagen zwischen ihren Decken und Kissen liegend. Ihr war ganz flau. Sie hatte solches Mitleid mit der armen Göttin. Ach, diese Quellgeister waren aber auch wirklich zu dämlich! „Und sie konnte nicht mit ihnen reden? Gar nicht?“

„Gar nicht“, bedauerte ihre Mutter kopfschüttelnd, und sie sah so trübsinnig drein, als wäre sie einst dabei gewesen, als all das geschah. Das ging Gladys noch mehr zu Herzen, und sie harrte bang aus in der Hoffnung, dass das alles doch bitte, bitte besser

werden würde! „Das Tosen und Toben der entfesselten Ströme machte das völlig unmöglich. Es gingen Gewitter nieder, und Blitze schossen vom Himmel, als ob Yantacanaara sich über diese Verwüstung freuen würde … was übrigens nicht völlig ausgeschlossen ist. Nein, die Göttin Neeli konnte sich nicht verständlich machen. Ihr blieben allein die Tränen."

Und diese Tränen waren es auch, die alles änderten.

Denn der Gott Laraykos, der nun einmal, wie es heißt, das Klagen und Schluchzen jeder Menschenfrau hört und ihre Herzensnöte begreift, vernahm so auch das Jammern, das bitterliche Geschluchze seiner schon längst vermissten Gattin Neeli. Damals, als sie auf Anneyoo war und zur Geisel der Natur wurde, hatte er sie nicht hören können, weil sie ja auch durchaus Wonne verspürte[xxii]*, und die erotische Wonne einer Frau war Neelis Lebenselixier … anders aber war es mit dem Schluchzen aus Seelenqual.*

Und, erklärte Anya Tvallach nun, die dem himmlischen Laraykos ein schlechtes Gewissen gab, wie es sich in einer solchen Situation schickte, dem Sonnengott tat natürlich schon sehr leid, wie leicht er sich hatte von den Archipelmädchen verlocken lassen, wo ihm doch eigentlich ganz klar hätte sein müssen, dass ***keine*** *Frau es mit der Wildheit und Schönheit, von der urwüchsigen Leidenschaft und inbrünstigen Liebe ganz zu schweigen, mit seiner hinreißenden Gemahlin, der Göttin Neeli aufnehmen konnte. Hätte es einen Wettbewerb zwischen allen menschlichen Frauen und der Göttin gegeben, so hätte die Siegerin von Anfang an festgestanden: die himmlische, unvergleichliche Neeli natürlich!*

„So kam denn Laraykos mit erbarmungsloser Wucht über die Insel und die verheerte Natur, und seine Präsenz vertrieb strahlend und unwiderstehlich die dichten, schwarzen Regenwolken, die über der Stätte der Zerstörung trieben. Yantacanaaras Windgeister, die beflissen und begeistert für die Gewitterwolken gesorgt hatten, ergriffen hastig die Flucht, denn sie wussten nur zu gut, dass sie gegen den Sonnengott selbst nichts auszurichten verstanden … und dies hatten sie auch gar nicht vor. Für sie war solche Zerstörung nichts als … nun, als ein ***Zeitvertreib****, weißt du, Gladys?"*

„Zeitvertreib?" Sie schaute entsetzt und konnte es einfach nicht fassen.

Sie hatte schon einmal in ihrem Leben ein wirklich starkes Tropengewitter erlebt und damals die halbe Nacht schluchzend vor Grauen an der Brust ihrer Mutter zuge-

bracht, felsenfest davon überzeugt, die Götter seien nun darauf aus, die Schöpfung zu ertränken und mit Blitz und Donner einzuebnen, obwohl sie selbst doch wirklich überhaupt gar nichts getan hatte. Ach, daran erinnerte sich das Adelsmädchen aber höchst ungern. Das würde Gladys wohl nie, niemals vergessen können, so furchtbar war es gewesen!

Das, was auf dieser namenlosen Insel tobte, stellte sie sich notwendig noch viel, viel schlimmer vor …

Und das sollte nichts als ein ZEITVERTREIB sein?

Schreckliche Vorstellung! Da fehlten ihr völlig die Worte.[xxiii]

„Ja, mein Schatz. Wir dürfen nie vergessen, dass dies keine Menschen sind, nicht einmal menschenähnliche Wesen. Sie denken und fühlen so ganz anders als wir", gab ihre Mutter ihr zu verstehen.

Und nach einer kurzen Pause, die Gladys für die Beruhigung dringend nötig hatte, fuhr Anya Tvallach dann fort, die Geschichte beendend: „Aber nun war Laraykos endlich da, vertrieb das Unwetter, zerriss die finsteren Wolken über dem Eiland, und schließlich stieg er persönlich aus dem strahlenden Himmel herab auf die Korallenbank, auf der seine Gattin so bitterlich weinend niedergesunken war. Er nahm sie in die Arme und besänftigte sie auf der Stelle, und Neeli, der das alles, was geschehen war, schrecklich leid tat, drückte sich einfach nur an ihn. Sie fühlte sich so glücklich, dass er nun hier bei ihr war und sie tröstete, und all ihre Eifersucht war schnell verflogen.

Doch dann …", murmelte die Adelige, und ihre Stimme klang ein wenig drohender, der Lage angemessen, und Gladys lauschte von Furcht erfüllt, was denn wohl noch geschehen könne, wo alles ein so gutes Ende zu nehmen schien, „dann, mein Schatz, blickte Laraykos über Neelis schöne Schultern hinweg Richtung Land, und er sah die zahllosen Ströme, die sich noch immer aus dem Landesinnern ergossen, nun aber von einem Wall salzigen Wassers – du weißt, es waren Neelis göttliche Tränen – daran gehindert wurden, weiter ins Meer hinausströmen zu können … und er war erfüllt von heißem Zorn auf die zügellosen Quellgeister und rief sie bei ihren geheimen Namen, damit sie alle erschienen. Nicht einer konnte sich diesem göttlichen Befehl verweigern …"

Gladys klammerte sich an Anyas Hand fest und vergaß vor Nervosität fast zu atmen. Laraykos konnte in seiner Wut genauso erschreckend sein wie Yantacanaara, das durfte man niemals vergessen!

Ach, sie hatte doch so sehr gehofft, es gäbe ein ***schönes*** *Ende! Und nun dies!*

Anya murmelte mit dunkler Stimmlage: „Er sagte zornig: ‚Kinder des tiefen Wassers ... ihr habt euch vergessen, und ihr habt euren Platz verlassen, den ich euch angewiesen habe, als ich die Welt erschuf! Ich weiß, warum ihr das tatet, doch ich sage euch, ihr habt Unrecht damit begangen. Ein Unrecht, das ihr sühnen werdet!'

Und die Quellgeister, du kannst es dir gut denken, Liebling, sie begannen nun furchtsam zu betteln und zu flehen, denn sie wussten natürlich, dass Laraykos die Macht besaß, ihre Ströme in der Glut der Sonnenhitze einfach so dahinschwinden zu lassen, was im Sommer oft genug geschieht, wenn die Bachbetten trocken fallen und die Tiere in den Schatten des Waldes flüchten, um nicht völlig austrocknen zu müssen ... und sie bettelten und flehten erbärmlich, alle durcheinander, ganz verzweifelt und ratlos ... doch da sie alle durcheinander sprachen und keine Einigkeit mehr bestand – wenn sie denn je da gewesen war – , da war es für den Himmelsgott ein Leichtes, ihnen das Wort zu verbieten und sein göttliches Gebot auszusprechen. Ein Gebot, dem sie niemals, solange es die Welt geben würde, zuwider handeln konnten."

„Und ... und ... was sagte er?", flüsterte das Mädchen, als Anya Tvallach eine lange, ach, eine zu lange Schweigepause einlegte. Gladys war ganz kribbelig, weil sie sich nicht vorstellen konnte, was Laraykos wohl gesagt hatte. „Oh, bitte, sag mir doch ... was befahl er?"

Irgendwo in ihrem Herzen, entdeckte sie mit Befremden, regte sich doch tatsächlich Mitleid mit den Quellgeistern, obwohl sie so üble Gesellen waren! Sie kamen ihr ein bisschen wie ungezogene kleine Kinder vor, die noch nicht wussten, dass es auch für sie Regeln gab, an die sie sich zu halten hatten. Sie wussten es halt einfach nicht besser. Diese Quellgeister, vielleicht war es mit ihnen ähnlich ...?

Gladys verstand sich nicht mehr so ganz. Sie konnte doch nicht von diesen schrecklichen Verwüstungen absehen, die diese Kerle angerichtet hatten. Mit solchen Wesen DURFTE man eigentlich kein Mitleid haben, oder ...?

Sie war ganz durcheinander, aber eins war völlig klar: sie musste das Ende der Geschichte dringend erfahren.

„Der Sonnengott Laraykos, der leidenschaftliche Gemahl und Gebieter der Göttin Neeli“, sagte die Adelige von Nushaygoon mit dunkler gefärbter Stimme, „er sprach folgendermaßen: ‚In dem begreiflichen Wunsch, um die Gunst meiner geliebten Neeli zu buhlen und eure Macht zu vergrößern, habt ihr eure Position in der Welt verlassen, und dies ist etwas, das zu tun ich euch für alle Zeit ***untersagen*** *werde. Ich weise euch vielmehr eine neue Position zu und eine neue Aufgabe!*

Ihr wolltet meiner geliebten Gattin habhaft werden, um einen unstatthaften Anteil an ihren göttlichen Kräften zu erlangen … und das braucht ihr gar nicht zu bestreiten! Leugnen ist zwecklos! …doch ich sage euch, ruhelos wird euer Weg in Zukunft sein, ruhelos und ohne rechtes Ziel. Ihr werdet von nun an in flachen und weniger flachen Betten ***an der Oberfläche der Landflächen strömen****, in Bächen und Flüssen, die allesamt in Quellen entspringen. Eure Quellen werdet ihr nicht mehr verlassen dürfen, und wenn ich euch dabei ertappe, werde ich jene Stelle der Insel für alle Zeit ausbrennen, und ihr werdet das Licht des Tages, mein Licht, niemals wieder sehen …’“*

„Oh!“, flüsterte Gladys erschrocken.

Entsetzt über die Härte des Gottes Laraykos, der sonst viel freundlicher war. Ihr Herz klopfte schmerzhaft hart und schnell, und das Mädchen hätte nicht genau zu sagen gewusst, warum eigentlich. Sie konnte es nicht am schnellen Lauf hindern.

Aber Anya Tvallach war noch nicht am Ende ihrer Geschichte.

„Dies alles sagte er und noch mehr: ‚Ihr habt zudem die bitteren, salzigen Tränen meiner Gattin Neeli strömen lassen und das Meer ist salzig geworden ihretwegen … und euretwegen! ***Darum wird es eure ewige Sühne sein, diese Tränen reinzuwaschen.*** *Immerzu, bis ans Ende der Tage dieser Welt, werdet ihr von mir dazu verurteilt, aus eurem kühlen Felsengrund zum Meer zu strömen, und es ist mir ganz gleich, wie viel von eurem Wasser auf diesem Weg verdunstet und verfliegt. Auf diesem Weg zum Meer werdet ihr allen Pflanzen und Tieren als Labsal dienen, die ihr am heutigen Tag so rücksichtslos vernichtet habt.*

Überall auf der Archipelwelt werde ich die Quellgeister für euer Vergehen hier büßen lassen. Alle werden die nämliche Arbeit von heute an tun müssen, selbst wenn sie bis dahin alle nur still und unscheinbar unter der Oberfläche geflossen seid. Ihr werdet hervorsprudeln und dem Menschen ein Labsal sein, seine Äcker bewässern und den Wäldern die Wurzelfüße umspülen.

Es wird keinen Einwand gegen diese Bestrafung geben. Was ihr heute getan habt, war ein todwürdiges Verbrechen, wie es kein schlimmeres gibt … also kehrt in eure Quellen zurück und lasst eure Wasser strömen, wie ich es euch befohlen habe. Von heute und für alle Zeit!'

Und als die Quellgeister mit ihrem Gejammer angesichts dieser harten Bestrafung verstummten, leise wurden und gedemütigt und dann ängstlich in ihre Quellen zurückschlichen, wie Seefahrer erschöpft aus einem beinahe tödlichen Sturm mit verwüstetem Schiff und zerfetzten Segeln die Heimreise antreten, als die Quellgeister also heimkehrten, um fortan den göttlichen Befehl des Laraykos zu erfüllen, da wurde es endlich stiller in der Bucht … und siehe, meine Liebe, schließlich wandte sich der Blick des Laraykos zu seiner Gemahlin hinab, und er wurde gewahr, dass sie mit dem Weinen aufgehört hatte und ihn mühsam anlächelte.

Oh ja, sie lächelte!

Denn sie fühlte sich dankbar, weil Neeli begriffen hatte, dass sein gerechter Zorn und seine Befehle nun eine neue Ordnung der Welt geschaffen hatten … fortan würde das Wasser, das bislang geheimnisvoll in den Tiefen geströmt war, für Mensch, Tier und Pflanze verfügbar sein, und die unberechenbaren Ströme des Gebirgswassers mussten von jetzt ab stets zu Tal strömen, hinab ins Meer, um hier das Salz zu mildern, das von Neelis Tränen stammte … und wenn du nun denkst, dass dieses wenige Salz doch ganz schnell ausgewaschen sein müsste, so musst du nur heute mal einen Schluck Meerwasser trinken, um zu wissen, dass du dich irrst. Das Wasser des Meeres ist noch immer salzig, und das wird es wohl noch so lange sein, wie Menschen über den Archipel segeln. Die Göttin Neeli ist nun einmal eine Göttin, und es kann wirklich niemand sagen, wie lange sie damals so bitterlich geschluchzt hat …"

Gladys schaute staunend und dankbar zu ihrer Mutter auf. So hätte sie es sich niemals vorstellen können. Es war toll, solch eine Geschichte zu hören, die auf diese schlichte und doch ergreifende Weise die Welt erklärte. „Und so … so kam es also, dass die Flüsse ins Meer strömten?"

„Ja."

„Und … und seit jenem Tag ist das Meer also salzig, sagen die Leute?"

Ihre Mutter nickte gelassen. „Ja, das wird so berichtet. Seit jener Zeit, die lange, lange zurückliegt, sind die Fische des Meeres und der Landflüsse deutlich voneinander

geschieden. Du wirst es sehen, wenn du versucht, eine Forelle im Meerwasser auszusetzen … sie wird schnell kränkeln und dahinsterben. Allein jene Fische, die stark genug waren, konnten das Salz von Neelis Tränen überstehen, und daran, wie viele es heute wieder sind, nahezu unerschöpflich viele, siehst du, wie lange das alles her sein muss.“

Anya Tvallach lächelte und ergänzte: „So erzählt man sich die Geschichte.“

Das Mädchen lag still und überlegte eine Weile. Zaghaft regte sich in Gladys´ klugen Kopf ein Widerspruch, aber sie konnte ihn nur vorsichtig formulieren. „Aber … also … Hochwasser gibt es doch immer wieder … das wäre doch eigentlich unmöglich, nicht wahr …?“

„Nein, Gladys … du kennst doch Yantacanaara, den Wetterlenker, und du weißt, dass er und Neeli und Laraykos in ständigem Widerstreit stehen, was die Herrschaft über die Welt angeht“, korrigierte ihre Mutter sanft.

Sie genoss es offenkundig, diesen Widerspruch zu erläutern, der augenfällig war.

*Der **Yainaar**, der wasserreiche Strom, an dem Dhonbar lag, trat wirklich alle paar Jahre über die Ufer und überflutete die Felder vieler Bauern, die dann während der Überschwemmungszeit von den Clans verpflegt wurden und dafür an Gebäuden zu arbeiten hatten.*

Kein Wunder also, dass Gladys sich denken musste, es gäbe da eine Plausibilitätslücke. Aber so einfach waren Archipellegenden halt nicht.

*Anya Tvallach ergänzte nun: „Yantacanaara ist stets ein herrschsüchtiger Gesell, leidenschaftlich, wild und unbezähmbar … außer vielleicht von Mädchen, die über **Sturmblut** verfügen, wenn man so etwas glaubt … Und da die Quellgeister die natürlichen Verbündeten des Yantacanaara sind, kommt es auch oft vor, dass sie gegen die harschen Befehle des Laraykos aufbegehren. Yantacanaara hilft ihnen dann dabei, sagen die einfachen Leute, und er schickt ihnen reichlichen Regen und immer mehr Regen, so dass die Quellgeister stark und stärker werden … aber wie du auch weißt, währen solche Unwetter nie allzu lange. Die Sonne bricht schließlich wieder durch und der Sonnengott trägt den Sieg davon …“*

Ja, so war das damals gewesen, als sie noch jung und naiv war und an Götter in solch einer Weise glaubte. Inzwischen wusste Gladys viel mehr über die Natur und war nicht mehr so leicht zu beeindrucken.

Jedenfalls nahm sie das an.

Aber half ihr das in irgendeiner Weise?

Gladys hob den Kopf, als die Gedanken an diese alte Legende wieder zu auszudünnen begannen, doch sie entdeckte zugleich mit gelinder Bestürzung, dass sie auf diesem gottverlassenen Felsvorsprung am Flussrand saß und nun – seit wann auch immer – bitterlich weinte. Sie musste einfach, als ihr diese Geschichte wieder einfiel, jählings in Tränen ausgebrochen sein, ganz so wie einst die Göttin Neeli der Legende, und sie konnte damit jetzt einfach nicht wieder aufhören. Vielmehr rannen ihr die Tränen über so munter und endlos die Wangen, als säße sie unter dem Wasservorhang eines kleinen Wasserfalls, und die tiefen Schluchzer erschütterten ihren schmalen Körper schmerzhaft so sehr, als wolle sie sich die Seele aus dem Leib heulen.

Gütiger Laraykos, tat das *weh*!

Ach, und es war niemand da, der sie gleich dem Gott Laraykos fürsorglich in die Arme nehmen und trösten konnte … niemand …

Und das schmerzte noch mehr.

Es schmerzte deshalb mehr, weil die Erinnerung in Gladys' Herzen heranwuchs und tiefe Wurzeln schlug, die sich nicht entfernen ließen.

Ach, und diese Erinnerung tat vielleicht weh!

Die Erinnerung …?

„Geh … weg!", brachte Gladys erstickt hervor, mühsam zwischen Schluchzern die Luft einsaugend, als sei sie am Ertrinken. Denn … es war nicht das schöne, ebenmäßige Antlitz ihrer Mutter Anya Tvallach, das sich ihr aufdrängte …

Es war das von *Farango*.

Sie sah das Gesicht, dieses schöne, liebenswerte, bronzehäutige Gesicht ihres heißblütigen Liebhabers Farango, das Tränenschwall auf Tränenschwall aus ihrem Innern hervorlockte und ihren Körper in schmerzhaften Schluchzern schüttelte, als stünde der Fischersohn ihr direkt gegenüber.

Sie spürte zugleich, und das war noch peinigender, dass es voller Vorwurf war.

„Bitte … geh *weg* …!"

Aber wollte sie das wirklich? Wollte sie es *nicht*?

Würde Gladys denn nicht, sobald Farango hier ankam, sie in dieser hilflosen Pose tränenüberströmt vorfand und sie sanft umarmte, wie immer in seinen Armen ganz

fügsam werden und einfach so dahinschmelzen, sich auf völlig natürliche Weise in die sanfte und doch zugleich wilde, leidenschaftliche *Sklavin Yalana* zurückverwandeln, alles tun, was er wünschte? Und würde sie sich dabei auch noch *wunderbar* fühlen?

Gladys Tvallach leugnete verzweifelt und hartnäckig diese unwillkommenen Emotionen, die derart peinigend waren. Doch zugleich wusste sie auf furchtbar eindeutige Weise, dass sie der Tatsache nicht ausweichen konnte.

Genau so verhielt es sich.

Farango hatte ihr Herz gefangen, wie es der Legende nach der böse Ahnengeist Cynnwesho mit den Seelen der bedauernswerten Verstorbenen tat, deren er habhaft werden konnte …[xxiv] und Gladys würde Farango ganz sicher nicht vergessen können, wie sehr er sie auch immer erniedrigt und unterworfen hatte.

Sie liebte ihn …[xxv]

ENDE

© 2009 / 2025 by Uwe Lammers

[i] Bei der Geschichte handelt es sich um einen Auszug aus dem Roman *„Eine Adelige auf der Flucht“* (2000-2010), konkret um die Seiten 486-505.
[ii] Mehr zur Göttin Neeli kann man beizeiten in der Story *„Neeli auf Anneyoo“* (2002) erfahren.
[iii] Anya Tvallach ist die Mutter von Gladys, die eingeheiratete Regentin in den Tvallach-Clan der Stadt Dhonbar auf der Insel Nushaygoon und Gemahlin von Avoshin Tvallach. Sie entstammt einer Archipelfamilie, und von ihr haben Gladys, Miriam und Shareena Tvallach, ihre Töchter, die dunkle Hautfarbe und das glänzende, schwarze Haar. Anya sieht Gladys zudem so ähnlich, dass sie auf der Straße oft verwechselt wurden. A. stirbt mit ihrem Mann Avoshin bei einem Schiffsunglück im Sommer des Jahres 677 vor Nushaygoon.
[iv] Eine der großen Inseln im Invashin-Archipel, die südlich von Coorin-Yaan liegt und stark von den Sitten und Gebräuchen des Südkontinents beeinflusst wird. Auf N. leben unter anderem die rivalisierenden Clans der Tvallach und der Xhaibech, welche im Jahre 682 gegeneinander antreten, als es um die Entscheidung geht, ob der Tvallach-Clan weiter bestehen kann oder nicht. Dabei erweisen sich die Xhaibech als die Skrupelloseren und Erfolgreicheren und setzen sich im Kampf durch. Bis auf Gladys Tvallach, der die Flucht gelingt, werden alle Tvallach getötet oder versklavt. Die Güter der Tvallach fallen an die Xhaibech oder ihre Verbündeten.
[v] Gladys Tvallach ist die 22jährige, leidenschaftliche Hauptperson des Romans *„Eine Adelige auf der Flucht“*, eine Tochter von Anya und Avoshin Tvallach, die ein personell sehr ausgedünntes Adelsgeschlecht in der Stadt Dhonbar auf der Archipelinsel Nushaygoon leiten. Nachdem Anya und Avoshin bei dem Segelunfall umgekommen sind, übernimmt Avoshins Mutter, die Clanregentin Saphira, das Ruder in der Familie. Ihr Wunsch, den Familiennamen zu erhalten – es gibt nur weibliche Nachkommen! – führt zum Konflikt mit der Familie Xhaibech und schließlich im Jahre 682 zur Auslöschung der männlichen Familienmitglieder und zur Versklavung der weiblichen. Gladys, die dunkelmähnige, bronzehäutige älteste Tochter Anyas, kann als einzige der sofortigen Unterwerfung entgehen und wird ans Ufer der Insel Shulraay gespült. Hier schlüpft sie in die Rolle der „Sklavin Yalana“, die für Arbeit und Sex da ist, was ihr nach einer Gewöhnungsphase besonders sexuell sehr gefällt, und sie kann selbst bei der Konfrontation mit den Xhaibech-Häschern nicht enttarnt werden. Die Fischer Roydran und Farango wollen sie aber nun als nackte Sklavin Yalana bei sich behalten, was nach einer Weile zu ihrer ziellosen Flucht ins Inselinnere führt. Das weitere Schicksal von Gladys wird im Roman (in Teil 4) entwickelt.
[vi] Eine dünn besiedelte Insel inmitten des Invashin-Archipels, die heutzutage (682 Archipelzeitrechnung) durch trockenes Binnenklima und sehr bescheidenen Lebensstandard auffällt. Hier leben die Fischer Roydran und Farango, und hierhin flüchtet Gladys Tvallach von Nushaygoon aus. Hier erklärt sich das Adelsmädchen durch sanften Druck als „Sklavin Yalana“ und lebt hier weiterhin bis zu ihrer Flucht.
[vii] Roydran ist der etwa 45jährige weißbärtige Fischer, der mit seinem jungen Sohn Farango an einem abgelegenen Strand der Insel Shulraay einen kleinen Garten sei eigen nennt, außerdem ein Boot und einige Gebäude, in denen er bescheiden lebt. Schon lange wünscht er sich, dass für Farangos Seelenheil eine Frau zu finden ist, weiß aber, dass ihr Lebenswandel kein Mädchen von Shulraay attraktiv sein dürfte. Daher ist er ganz begeistert, als Gladys Tvallach an ihre Ufer gespült wird und Zuflucht sucht. In dem Plan, sie unter dem Tarnmantel der „Sklavin Yalana“ bei sich wohnen zu lassen, sieht Roydran begreiflicherweise eine elegante Lösung all ihrer Probleme, und bis zu Gladys ´ Flucht behält er Recht. Bis dahin profitiert er erotisch auch sehr von seiner neuen Rolle als „Yalanas Herr“, dem sie natürlich zu Willen sein muss und es – nach einer gewissen Gewöhnungszeit – auch durchaus gern ist.
[viii] Farango ist der sechzehnjährige, drahtige und sinnliche Fischersohn Roydrans, der sofort, als Gladys Tvallach in ihren nassen und zerrissenen Sachen über den Strand zu ihrer Hütte wankt, in glühender Leidenschaft zu ihr entflammt. Als Gladys einwilligt, die Sklavin der Fischer zu spielen, kann der in der Liebe ganz unerfahrene Farango seinen Leidenschaften keinen Zügel mehr anlegen und schläft mit der erschöpften Adeligen. Seine humorvolle, freche Art und Weise hat zur Folge, dass Gladys den Sex schnell als wunderschöne Ablenkung zu der Arbeit ansieht, die ihre Arbeit und

ihre neue „Rolle“ auszeichnet. Ein unsympathischer, aber verständlicher Zug an Farango ist seine Besitz ergreifende Attitüde und seine Eifersucht. Ansonsten erweist er sich als sehr ausdauernder, einfallsreicher und feinfühliger Liebhaber, der Gladys´ Herz ganz unweigerlich erobert.

[ix] Die „Bösen“ in dem Roman *„Eine Adelige auf der Flucht“*, zugleich der siegreiche der beiden Clans auf der Invashin-Insel Nushaygoon, der im Konflikt mit dem personell ausgedünnten Tvallach-Clan die Vorherrschaft an sich reißt und die Hauptperson der Geschichte, das 22jährige Adelsmädchen Gladys Tvallach, heimatlos macht und verfolgt. Dass Gladys den Häschern nachher entkommen kann, hat sie allein ihrem neuen „Image“ als Sklavin Yalana zu verdanken. Das ist aber auch ihr künftiges Schicksal auf der Insel Shulraay.

[x] Gladys Tvallachs Sklavinnenname, den ihr ihr neuer „Herr“, der Fischersohn Farango auf der Insel Shulraay gibt. Angeblich gibt es eine Legende, in der eine Nixe namens Yalana eine Hauptrolle spielt und Sex mit einem ganzen Schwarm von Fischen hat, daraus aber letzten Endes gestärkt hervorgeht. Gladys findet sowohl die Legende äußerst erregend als auch die sich daraus ergebenden Implikationen. Als sie jedoch nach dem Wegsegeln der Xhaibech-Häscher für immer die nackte Sklavin Yalana sein soll, ergreift sie die Flucht.

[xi] Auch im Invashin-Archipel gilt unter den Angehörigen des einfachen Volkes die Liebesreligion des Sonnengottes Laraykos und seiner göttlichen Gemahlin, der Pflanzenwelt-Göttin Neeli. Zwei Jahrhunderte später wird diese Religion insbesondere von der Archipelmetropole Asmaar-Len ausstrahlen. Vgl. hierzu beizeiten die Romane *„Christinas Schicksal“* (1999/2000)*, „Rhondas Weg“* (2000/2001) und *„Rhondas Reifejahre“* (2002-2010).

[xii] Die göttliche Gemahlin des Sonnengottes Laraykos, Regentin des Liebeskultes im Archipel, die insbesondere im Liebesleben der Frauen immerzu gegenwärtig ist, da Sex als göttlicher Liebesdienst und Verehrung der Neeli begriffen wird. Der Legende zufolge ist sie einst auf einer namenlosen Insel aus einer Schotenpflanze gewachsen und hat den Sonnengott Laraykos dabei so bezaubert, dass er sie unverzüglich zu seiner Gemahlin machen musste und seither Nacht für Nacht nicht von ihr lassen kann. Der Mythologie zufolge hat Neeli mit Laraykos drei Töchter, nämlich Ansiina, Tiyaani und Shareena. Vgl. hierzu beizeiten auch die Romane *„Rhondas Weg“* und *„Rhondas Reifejahre“*, außerdem die Story *„Shareena und das Mädchen mit dem Zauberhaar“* (2001) sowie das Fragment *„Shareena in Gefangenschaft“* (2002, 2008).

[xiii] Damit spielt Gladys auf die Tatsache an, dass sie, als die Xhaibech-Häscher landeten und die Fischer nach geflohenen Tvallach-Adeligen befragten, von „Yalanas“ Gegenwart so erregt wurden, dass der Fischer Roydran ihr befahl, sich den Matrosen hinzugeben, was sie auch gehorsam, wenn auch schaudernd tat. Farango war daraufhin tagelang schrecklich eifersüchtig, was das Klima zwischen den drei Personen gründlich vergiftete. Diese Krise ist gerade erst überwunden worden.

[xiv] Vgl. dazu beizeiten den Anfang des Romans *„Eine Adelige auf der Flucht“*. Die Clanregentin Saphira wird später für ihre Fluchthilfe von den siegreichen Xhaibech hingerichtet.

[xv] Beispielhaft kann man das in den Rhonda-Romanen nachlesen, wo es viele junge Mädchen gibt, die ganz versessen darauf sind, durch das Lauschen von Legenden die Tristesse ihres Alltags für eine Weile zu vergessen. Das Erlernen, wie man Geschichten – mehrheitlich erotische Legenden – erzählt, gehört zum Curriculum angehender Liebesdienerinnen in allen Bordellen Asmaar-Lens. Inwieweit die späteren Dirnen, die sich als gläubige und gehorsame Dienerinnen der Göttin Neeli betrachten, diese Kenntnisse nachher auch anwenden, wenn sie mit ihren Freiern schlafen, ist bislang noch ungeklärt.

[xvi] Vgl. hierzu beizeiten beispielhaft die Geschichte *„Neeli auf Anneyoo“*.

[xvii] Es gibt vermutlich zahllose Legenden über den Helden Vandecca. Zum ersten Mal erwähnt wird er in dem Roman *„Christinas Schicksal“*, 1999/2000. Weitere Erwähnungen sind in den Romanen *„Rhondas Weg“*, 2000/2001, *„Rhondas Reifejahre“* und *„Abenteuer im Archipel“* (begonnen 2001) zu finden. Außerdem existieren schon mehrere ausgearbeitete Vandecca-Geschichten: *„Vandecca und der Dämon“*, 2003, und *„Vandecca und die Goldschuppennixe“*, 2006. In Zukunft werden noch weitere Vandecca-Legenden niedergeschrieben werden.

[xviii] Vgl. beizeiten die Story *„Neeli auf Anneyoo“*. Hier lässt sich nachlesen, was die kleine Gladys noch nicht wissen durfte – die Geschichte ist tatsächlich nicht jugendfrei.
[xix] Quellgeister sind erdverbundene Wesenheiten, die in der Vorstellung der sehr naturnahen Archipelbewohner völlig normal vorkommen. Sie personifizieren viele Naturgewalten automatisch. So, wie der Sonnengott Laraykos für den Lauf der Sonne zuständig ist, so sendet der Windgott Yantacanaara Regenwolken und Stürme, im Meer soll es – der Vorstellung der Archipelbewohner nach – zahllose untermeerische Völker und Gottheiten geben, Riffgötter und dergleichen, ebenso fürchten sie die Existenz von Waldgeistern, was ökologisch sinnvoll ist und Raubbau an den Wäldern wirksam verhindert. Indes verhindert eine solch reduzierte Wahrnehmung der Umwelt natürlich auch vielerlei Fortschritt. Deutlich ablesen kann man das etwa in dem im Entstehen begriffenen Roman *„Verlorene Herzen“* (begonnen 2004). Zu den Quellgeistern vgl. besonders die Story *„Rhonda und die Legende von Sinaaya und der Geisterlagune“*, 2008 (in BWA bereits publiziert).
[xx] Yantacanaara ist der gefürchtete Sturmlenker im Archipel, den man angeblich so gut wie überhaupt nicht milde stimmen kann. Es gibt Menschen, die der festen Überzeugung sind, Yantacanaara mache sich eine Freude daraus, Menschen umzubringen. Beispielhaft kann man das Toben des Wetterlenkers in dem Unwetter mitbekommen, das sich am 5. Rheeb 871 über der Archipelmetropole Asmaar-Len austobt. Vgl. dazu beizeiten den Roman *„Rhondas Weg“*.
[xxi] Sturmblut ist eine vermutete Eigenschaft, die manche Frauen auf unklare Weise erben sollen, wie Yantacanaara-Priester nicht müde werden, zu behaupten. Als die exilierte Prinzessin Christina von Zhiongar im Jahre 881 die Insel Nooresh besucht, konstatiert einer der Yantacanaara-Priester bei ihr Sturmblut. Trägerinnen von S. gelten als Personen, die Unheil nahezu magisch anziehen, insbesondere Stürme, die sie selbst zu überleben pflegen, wobei aber nahezu ihre gesamte Umwelt zugrunde geht. Vgl. hierzu beizeiten die Romane *„Christinas Schicksal“* und *„Abenteuer im Archipel“* (begonnen 2001).
[xxii] Vgl. hierzu beizeiten die Story *„Neeli auf Anneyoo“*.
[xxiii] So würde es allen Mädchen gehen, die beispielsweise den Sturm am 5. Rheeb 871 in Asmaar-Len miterlebt haben und solche Worte vernähmen. Vgl. dazu beizeiten Roman *„Rhondas Reifejahre“*.
[xxiv] Vgl. zu Cynnwesho ebenfalls beizeiten den Roman *„Rhondas Reifejahre“*.
[xxv] Den weiteren Fortgang der Geschichte erfährt man beizeiten bei der Lektüre des Romans *„Eine Adelige auf der Flucht“*.

World of Cosmos

Das fantastische Fanzine

8. Juli 2026

Die finale Evakuierung oder wohin mit zweitausend Wookiees – ein Crossover, Kapitel drei

3.

„…und deshalb schlage ich vor, dass Sie nach Karan fliegen, und ich mit meinem Transporter zum Balguanschen Bergbauring. Beide Projekte sind kleine Städte, zugegeben, aber ob sie genug Ressourcen verkaufen können, dass es für alle Wookiees, geschweige denn für uns reicht, würde ich lieber nicht herausfinden“, sagte Riies. Ihm fehlte der oberste Knopf an seiner Uniform, also hatten er und seine Leute schon die Notfallreserve eingesammelt.

Ich dachte über sein Argument nach. Dann schüttelte ich den Kopf. „Sie fliegen nach Karan. Ich mache mich auf den Weg zum Bergbauring.“

„Aber Sir, wir …“
„Ich habe mehr Soldaten an Bord, Alhan. Falls was schief geht, können wir uns besser verteidigen“, erwiderte ich, auf einige der Soldaten anspielend, die wir mit evakuiert hatten. Tatsächlich hatte ich mit meinen eigenen Sturmtrupplern nun etwa fünfzig an Bord, alle in voller Rüstung und mit vollen Waffenmagazinen, während er nicht mal auf vierzig kam.

„Außerdem habe ich einhundert Leute weniger an Bord. Und wenn das Argument nicht reicht, mache ich gerne einen Befehl daraus.“

Riies sah mich zerknirscht an. „Sir, Sie müssen nicht immer die schwierigeren Sachen auf sich nehmen.“

„Alhan, es geht um ein läppisches Lichtjahr. Ich habe mich für den Balguanischen Ring entschieden, weil ich, hm, eine Vorahnung habe, dass ein Captain dort besser klarkommt als ein Lieutenant. Verstehen Sie?“

„Nein, Sir. Also gut. Wo und wann wollen wir uns wiedertreffen, wenn wir es vermeiden wollen, vom Imperator kontaktiert zu werden?“, gab er nach.

Ich überlegte kurz. „Hulbur?“

„Äääääh. Waaaan.“

„Wan. Wan ist gut. Lieutenant, wir treffen uns in achtundvierzig Stunden im Wan-System. Sollten wir einander nicht treffen und sind die achtundvierzig Stunden um, fliegt der Andere weiter nach Kashyyyk, natürlich auf Schleichwegen.“

„Verstehe, Sir. Einverstanden. Springen weiter nach Karan.“

Die Verbindung zur zweiten Fähre erlosch, und kurz darauf sprang das baugleiche Gefährt aus seiner Fahrt heraus durch die Lichtmauer zum kleinen Minenkonsortium.

„Böö?“, fragte Chaghuan, der gerade auf dem Sitz des Co-Piloten saß.

„Was? Nein, ich denke nur. Kurs auf den Balguanschen Bergbauring, Chaghuan“, erwiderte ich.

„Goäääää Jedi?“, fragte Hulbur.

Ich schüttelte den Kopf. „Keine Einsagen der Macht und auch keine toten Jedis. Einfach nur so ein Gefühl.

„Gööörr.“

„Aber bisher sind wir mit meinem Gefühl ziemlich gut gefahren, oder?“, konterte ich die übellaunige Bemerkung des Wookiee.

„Zugegeben. Ich meine Goääär.“

Ich hielt verdutzt inne, und auch die anderen humanoiden Offiziere im Cockpit des Mannschaftstransporters wandten sich dem pelzigen Riesen zu.

„Was? Habt Ihr gedacht, wir Wookiees können keine verständliche Standard sprechen? Wir wollen halt nur nicht“, sagte Hulbur.

Ich verzog das Gesicht wie unter Schmerzen. „Es ist wohl eher, wie Ihr Basic Standard sprecht“, erwiderte ich. Es war wirklich kein angenehmes Geräusch, einen Wookiee Basic genauso zu sprechen zu hören, wie er Shryiiwook aussprach. Das Geräusch eines Laserschneiders auf einer Stahlstrebe war ein schöneres Erlebnis. „Hrm“, machte der Wookiee.

Chaghuan auf dem Pilotensitz neben ihn sah aus, als wolle er gleich in Gelächter explodieren. Der andere Wookiee konterte das mit einem Seitenblick, der zumindest verhinderte, dass Chaghuan seiner Heiterkeit Ausdruck verlieh. Stattdessen räusperte er sich geräuschvoll und sagte: „Boräh gooo Balguan.“ Dann räusperte er sich erneut und tat, als wäre nichts gewesen. Und das schien Hulbur auch zu beruhigen. Er schniefte noch einmal verärgert und leitete dann auf meinen Befehl hin den Sprung durch die Lichtmauer ein.

Gut. Ich war nämlich kein Freund der Idee, selbst zu erleben, wie sich ein übervorteilter Wookiee benahm. Wirklich nicht.

***

Als wir aus dem Hyperraum zurückstürzten, war ich bereits auf dem Weg zum Cockpit, mit mir die Hoffnung tragend, dass alles, wirklich alles in Ordnung war.

„Und?“, fragte ich.

Heniss, der schon einige Zeit die Rüstung gegen eine überzählige Standarduniform getauscht hatte, der auf dem Sitz des Navigators

saß, sah auf als ich eintrat. „Keine besonderen Vorkommnisse. Wir sind gut aus der Lichtmauer rausgekommen und versuchen gerade, Funkverkehr im System aufzufangen. Vom Balguanschen Bergbauring ist derzeit noch nichts zu hören, und … Moment mal.“ Er wandte sich den Ortungsgeräten zu. „Augenblick, Sir.“

„Murääh Pelta“, wandte Chaghuan ein.

„Wie, es ist ein Pelta im System?“, fragte ich erstaunt. Diese Fregatten, die noch aus Republikzeiten stammten, waren mittlerweile ein seltener Anblick, weil das Imperium sie nach und nach ebenfalls durch Sternenzerstörer und Kreuzer ersetzte. Außerdem waren viele im Klonkrieg zerstört worden. Oder sie waren verschollen. Das war nichts, was meine Vorahnung beschwichtigte.

„Ich bestätige den Pelta, Sir“, sagte Heniss. „Er hat am Raval-Refugium angedockt, der Hauptkuppel des Balguanschen Bergbaurings.“

Diese Information ließ eine meiner Augenbrauen die Stirn hochwandern. „Gibt es weitere Schiffe im System?“

„Von hier lässt sich nichts erfassen“, gestand Heniss. „Und das ist nicht gut.“

„Richtig. Zumindest ein paar Prospektoren oder Automatenschiffe sollten zu orten sein. Außer, sie verstecken sich in den Asteroiden.“

„Bugäh wo grrroo gooo.“

„Richtig, Chaghuan. Wer sich versteckt, hat einen Grund dazu. Heniss, wecken Sie Yaars und Streamrider. Chaghuan, verlass bitte das Cockpit.“

Der Wookiee brummte bestätigend, stellte aber eine Frage. „Hurr?“

„Ja, du darfst zuhören.“ Ich überprüfte meine Uniform, dann nahm ich auf dem Sitz des Co-Piloten Platz.

Heniss brauchte nur ein paar Sekunden, dann war der junge Shuttlepilot im Range eines Ensign und der altbewährte Lieutenant Yaars im Cockpit. Ich hatte derweil begonnen, meine Uniformjacke auszuziehen. „Entledigen Sie sich Ihrer Jacken, meine Herren. Und keiner trägt mir eine imperiale Dienstmütze, geschweige denn Handschuhe. Streamrider, Sie übernehmen das Ruder.“

Der junge Nachwuchsoffizier schien seine Lektion gelernt zu haben. Er entledigte sich der Kleidungsstücke in Rekordzeit mit einem „Jawohl, Sir“ und nahm Platz. „Befehle?“

„Yaars, auf den Navigatorplatz. Heniss an den Funk. Fliegen Sie ganz normal weiter auf den Balguanschen Bergbauring zu, Streamrider. Wenn wir von dort kontaktiert werden, sind wir die KUHLA, ein ziviler Transporter, der fünfzig Farmerfamilien nach Gebbet IV transportieren soll. Haben das alle verstanden?“

„Nein, Sir. Die Worte schon, aber nicht den Sinn“, gestand Streamrider.

„Schauen Sie auf die Ortung. Sehen Sie den Pelta, der an der Hauptkuppel des Bergbaurings angedockt hat?“

„Ja, Sir“, sagte er zögerlich. „Und?“

„Und was sehen Sie noch? Weitere Ortungen im System?“

„Ein paar Jäger, ungewöhnliche Modelle. Fliegen wohl Außensicherung.“

Ja, das passte ins Bild. „Außensicherung warum?“

Der junge Pilot wurde blass, dann bleich. „Sie meinen …?“

„Es kann sein, es muss aber nicht sein. Auf jeden Fall ist eine Fregatte der Pelta-Klasse mit Jägerbegleitschutz hier draußen eher eine Seltenheit. Und dass es keinerlei Prospektorenbetrieb im System gibt, ist auch eine Seltenheit.“

„Außer, sie verstecken sich“, sagte der Ensign. Nun, er flüsterte es fast, und er war, wenn das ging, noch etwas blasser geworden. Ich hoffte wirklich, dass ich mich irrte.

„Wir werden kontaktiert“, sagte Heniss.

„Annehmen.“

„Hier sprich das Bergbaukonsortium Balguan von der Flugleitzentrale Raval. Identifizieren Sie sich, fremdes Schiff.“

Heniss atmete durch, dann sagte er: „Ziviler Personentransporter KUHLA mit Fracht für Gebbet IV. Wir sind avisiert.“ Kurz sah er zu mir herüber. Ich nickte. Ein guter Einfall.

Unser Gegenüber schickte keine Bildverbindung, also schalteten wir auch keine. „KUHLA, was haben Sie geladen?“

„Moment, ich verbinde mit dem Captain.“
Übergangslos flammte einer meiner Hilfsbildschirme auf, und nun gab es doch eine Videoverbindung. Mein Gegenüber war ein Humanoider, vermutlich Corellianer wie ich selbst. Wir waren hierzulande weit verbreitet. „Raval-Flugleitzentrale, hier Captain Hopps. Wir transportieren fünfzig Farmerfamilien und deren Ausrüstung für ein Kolonieprojekt auf Gebbet IV. Wir sind avisiert, um Wasser und weitere Trockenvorräte für die Siedler aufzunehmen.“

„Familien, sagen Sie? So mit Frauen und Kindern?“

Ich runzelte die Stirn. „Nein, es sind fünfhundert Männer mit Klon-Kapseln der Kaminoaner. NATÜRLICH mit Frauen und Kindern. Familien halt“, sagte ich ungehalten.

„Schon gut, schon gut, kein Grund, gleich an die Decke zu gehen. Sie haben Andockerlaubnis an Schleuse IV, der Großraumschleuse direkt am Habitat neben der Fregatte. Docken Sie mit dem Heck ein. Wir erwarten Sie in achtzig Minuten.“

Damit erlosch die Verbindung wieder.

Ich atmete einmal tief durch, ein und aus. Dann sah ich zum Ensign. „Schaffen Sie das, Streamrider?“

„Achtzig Minuten? Kein Problem.“ Er zischte etwas und fügte dann an: „An der größten Schleuse andocken, und das mit dem Heck. Damit wollen sie verhindern, dass wir uns in letzter Sekunde verbarrikadieren können. Oder wieder ablegen.“

„Richtig. Und das ist, was uns nun direkt in die Hände spielt“, erwiderte ich und klopfte dem Jüngeren auf die Schulter. Diese plötzliche Anerkennung ließ ihn aufsehen, aber nur für einen Moment. Dann widmete er sich mit Feuereifer wieder seiner Aufgabe.

„Chaghuan, mitgehört?“, fragte ich.

„Rääh.“

„Gut. Ich brauche alle Offiziere und Lademeister Krovn sowie eine Abordnung der Wookiees. Scheint so, als würde unser Wasser nun teurer werden als ein paar imperiale Kreditchips.“

***

Man sagte ja, die Corellianer brachten die widerwärtigsten Menschen hervor, welche die Galaxis kannte – und die wunderbarsten. Beidem konnte ich nicht widersprechen. Ich kannte Corellianer, die für einen Fremden wortwörtlich ihr letztes Hemd zu geben bereit waren, und dann auch welche, die einem nackten Mann in die Tasche zu fassen versuchten – nachdem sie ihn erschossen hatten. Dieser Corellianer, mit dem ich Funkkontakt gehabt hatte, schien eindeutig zur zweiten Gruppe zu gehören. Ein Gedanke, der mir die Hände verkrampfte.

„Blasterfeuer, Sir“, sagte Streamrider. „Auf der Station wird geschossen.“

„Gut, dann sind wir ja noch nicht zu spät. Wann docken wir ein?“

„Noch etwa dreißig Sekunden“, sagte der Ensign.

„Gut. Es geht los.“ Ich erhob mich, setzte die imperiale Offiziersmütze auf, zog meinen Blaster und überprüfte den Ladestand. Dann verließ ich das Cockpit und ging in Richtung Heck zur Laderampe. Ursprünglich hatte ich ganz vorne sein wollen, getreu dem Motto der imperialen Offiziere, dass in einem Kampf von vorne geführt wurde. Aber da war ich sowohl von meinen Leuten als auch von Chaghuans Artgenossen überstimmt worden. Ich sei zu wertvoll und musste von hinten kommandieren. Nun, ich hatte genug gelernt in den letzten Tagen, um weder mit einem Wookiee zu streiten, noch mit ein paar gluckenhaften imperialen Offizieren. Aber immerhin konnte ich am Angriff selbst teilnehmen.

„Zehn Sekunden!“, rief ich, als ich vorne angekommen war. Sofort wurde das Licht auf allen drei Ebenen abgeschaltet. Dann ging ein leichter metallischer Schlag durchs Schiff. Ich hatte Streamrider angewiesen, nicht zu gut anzudocken. Nicht, dass die Bande vom Pelta noch Vorahnungen bekam.

Dann ging ein richtiger Schlag durchs Schiff. Andockklammern. Das Geräusch wurde begleitet von mehrstimmigen Jubelrufen.
„Bereitschaft“, sagte ich leise. Leises Raunen antwortete mir, und wer eine Waffe hatte, lud sie jetzt durch oder machte sie Abschussbereit.
Dann öffnete sich das Heck, die Rampe fuhr aus. Ein Rudel an Bewaffneten stürmte herauf in die Dunkelheit. „IHR SEID JETZT IN DER HAND DER VALON-BRUDERSCHAFT!“, rief einer von ihnen, ein Rattataki. Valon-Bruderschaft, das waren Piraten und Sklavenhändler. Ja, das passte.
„EUCH PASSIERT NICHTS, WENN IHR KOOPERIERT!“ Dabei lachte er, als würde er den eigenen Worten selbst nicht glauben.

„ALLE MÄNNER SAMMELN SICH BACKBORD! DIE FRAUEN UND KINDER STEUERBORD! UND MACHT ENDLICH LICHT AN!“

Spätestens hier hätte der Sprecher, ein selbst für einen Rattataki bleicher Geselle, etwas ahnen können. So aber wurde seinem Wunsch entsprochen, und das erste Licht ging an. Es entriss vierzig Sturmtruppensoldaten in voller Rüstung mit Blastern im Anschlag der Finsternis. Dann ging das nächste Licht an, das etwa einhundert Wookiees enthüllte. Über die nächsten Lichter brauchten wir nicht weiter zu reden, denn der Rattataki erstarrte mitten im Gehen.

„Waffen fallenlassen“, befahl ich. Stattdessen schossen zwei oder drei der Typen ungezielte Schüsse ab, was die Sturmtruppen mit einer Salve beantworteten. Alle der zwanzig Piraten wurden von den Beinen gefegt. „HENISS, CHAGHUAN, VORGEHEN NACH PLAN!“, rief ich. „YAARS, HULBUR, MIR FOLGEN!“ Damit stürmten wir aus dem Transporter, an der Spitze von etwa einhundert kämpfenden Imperialen und achthundert kampfbereiten Wookiees, die sich gerade bei den zwanzig getöteten und verwundeten Raumpiraten an den Waffen bedient hatten. Mehr würden dazu kommen.

Heniss und Chaghuan würden nun mit der Hälfte der Leute zur nächsten Andockschleuse stürmen, an der die Pelta-Fregatte angedockt hatte und hoffentlich sehr, sehr überraschend zuschlagen. Bevor das Schiff abdockte und uns hoffnungslos überlegen wurde in den Bereichen Geschwindigkeit, Waffen und Manövrierfähigkeit. Die andere Hälfte würde Yaars, Hulbur und mir tiefer in die Station folgen, um sie von den Piraten zu räumen und jenen zur Hilfe zu eilen, die durch die Blasterschüsse anzeigten, dass sie noch lebten.

Heniss und Chaghuan hatten es relativ einfach. Sie stürmten durch einen Korridor, der das Habitat einmal umlief und dabei sämtliche Andockbuchten und Schleusen tangierte. Das machte Be-, und Entladungen natürlich einfach. Aber es machte alle Buchten für jedermann zugänglich, der Zugriff auf eine einzigeAnlegebucht hatte. Ein Riesennachteil bei der Verteidigung. Aber heute war es ein Vorteil für uns.

Wir liefen tiefer ins Habitat hinein, die Sturmtruppen vorneweg, da sie mit ihren Körperpanzern eine höhere Überlebenschancen als selbst die Wookiees hatten. Und es dauerte auch nicht lange, bis die ersten unter Yaars‘ Kommando erste Schüsse abgaben. Dafür hielten sie aber nicht an, und es dauerte auch nicht lange, bis noch mehr Wookiees bewaffnet waren und selbst erste Schüsse abgaben. Nun, ich bemerkte, dass zwei besonders kräftige Wookiees direkt neben mir liefen, obwohl sie mich zweifellos hätten zurücklassen können. Auch die Wookiees pamperten mich ein wenig zu viel. Dabei kannten sie nicht mal die Geschichte von mir und Lord Vader.

Wieder wurde gefeuert, diesmal stockte die vorderste Linie, die Männer und Frauen suchten Deckungen auf. Die Wookiees unterstützten sie oder suchten sich alternative Wege. Auch ich wurde in Deckung gezogen. Dabei blieben die gigantischen Pelzträger die Ruhe selbst. Vor allem die beiden, die an meiner Seite blieben.

„Sir, wir sind auf der Brücke“, meldete sich Heniss. „Chaghuan kämpft bereits im Maschinenraum. Die Fregatte gehört uns.“

„Wir sind noch nicht ganz soweit. Konsolidieren Sie sich und wehren Sie alle flüchtenden Piraten, die aufs Schiff zurückwollen,

ab“, befahl ich.

„Ja, Sir. Pfui Coruscant, haben die hier einen Saustall eingerichtet.“

„Falls Piraten überlebt haben, können Sie die schon mal zum Putzen einteilen. Unter der Bewachung von Wookiees, natürlich.“

„Gute Idee, Sir.“

Ich beendete die Übertragung. „Yaars, was ist da vorne los?“

„Die Piraten belagern in einer Freikuppel eine Barrikade, und das selbst aus einer ziemlich guten Deckung, aus der sie uns auch beharken können, Sir. Sobald ich alle Schützen identifiziert habe, gebe ich Befehl zur … Was? Wie, ich soll noch warten? Hulbur?“

„HRRRÄÄÄÄÄÄÄ!“, erklang es aus dem Gang vor mir. Ich erhob mich, lief geduckt weiter nach vorne, meine Begleiter wie Schatten bei mir. Ich kam in eine Position, in der ich aus der Gangmündung sehen konnte. Tatsächlich eine große Kuppel, vermutlich der Hauptwohnraum. Von oben fielen mehrere Dutzend Wookiees auf die Barrikaden herab, in denen sich die Piraten eingerichtet hatten. Also deshalb hatten sie alternative Wege gesucht, Respekt. Und ja, Kashyyyk war ein Planet mit starker Bewaldung, Wookiees als deren natürliche Bewohner waren herausragende Kletterer und begnadete Ast zu Ast-Springer. Diese Fähigkeiten nutzten sie nun, um die Kuppel von innen zu erklimmen, und sich dann von oben auf die Piraten herab stürzen zu können. Und das mit einem Mut und einer Verachtung gegenüber Schmerzen, die mich wünschen ließ, ich könnte eine Kompanie Wookiees in mein Kommando aufnehmen.

„Der Weg ist frei! Weiter, weiter!“, rief Yaars von vorne. Wir stürmten voran, auf das nächste Nest der Piraten zu. Also meine Leute zumindest.

Ich ging auf die Barrikaden der Verteidiger zu. „Ist jemand verletzt?“, rief ich herüber.

„Sie sind nahe genug dran, Fremder!“, erklang eine weibliche Stimme, die einem Humanoiden gehörte. „Wer sind Sie, und was wollen Sie?“ Mit all den Wookiees, klang dabei mit, aber sie sprach es nicht aus.

„Captain Jaava Hus, Imperiale Flotte. Ich bin auf dem Weg, eintausend Wookiees zurück nach Kashyyyk zu bringen, als uns das Wasser ausging. Wir sind hier, um neues zu kaufen. Es gab da ein paar Probleme mit der internen imperialen Versorgung.“

Ein Frauenkopf erschien über der Barriere. Ein schöner Kopf mit einem hübschen weiblichen Gesicht und einer Kurzhaarfrisur mit bemerkenswerter violetter Haarfarbe. Und ein Blaster, der direkt auf mich zielte. „Entschuldigen Sie, wenn wir alle hier ein wenig nervös sind, Hus.“

„Verständlich. Wie haben die Valon-Piraten es gemacht? Einfach das Andocken erzwungen? Oder vorgetäuscht, jemand zu sein, den Sie kennen?“, fragte ich.

„Ich bin keine Hiesige und weiß nicht, ob hier öfter eine Pelta vorbeikommt“, erwiderte sie, den Blaster stur auf mich haltend. „Aber diese Burschen haben ganz nach alter Manier angegriffen, Geschützstellungen ausgeschaltet, gewaltsam angedockt und dann ihre Meute auf die Bewohner losgelassen. Als ich merkte, wo ich da

rein geraten war, habe ich mein Bestes gegeben, auf der richtigen Seite der Blaster zu bleiben und mich hier mit Überlebenden eingeigelt.“ Sie deutete hinter mich. „Ihre Wookiees sind sehr effizient.“

„Danke, aber es sind nicht wirklich meine Wookiees. Ich bringe sie nur heim.“

„Dafür kämpfen sie verdammt gut“, sagte die Frau. „Ach, was soll’s, wenn drei Dutzend Wookiees uns angreifen wollen, können wir die Stellung eh nicht halten. Wozu also das Misstrauen?“ Sie steckte den Blaster fort und kletterte über die Barrikade. Ich nutzte die Gelegenheit, trat näher heran und reichte ihr eine Hand. Dass dabei immer noch Waffen auf mich gerichtet waren, spürte ich daran, wie sich meine Nackenhaare kräuselten.

„Danke“, ächzte sie, griff zu und kletterte die provisorische Barrikade herab. „Die Piraten haben einige der Hiesigen erwischt und verschleppt, in Nebengebäude, auf ihr Schiff. Einige der Männer haben sie erschossen, auch Unbewaffnete.“

„Das passt. Ich habe ihnen vor dem Docking erzählt, wir hätten fünfzig Siedlerfamilien an Bord, und als wir sie an Bord gelassen haben, forderten sie, dass Männer und Frauen und Kinder sich trennen“, sagte ich.

„Eine widerliche Bande.“

„Wir durchsuchen die Anlage nach Opfern“, versprach ich.

„Danke.“ Die junge Frau salutierte auf imperiale Art. „Lieutenant Tyra Cloudbreaker, Sandtruppen, Garnison Tatooine, in besonderer

Mission“, stellte sie sich vor.
Ich musterte sie. „Eine Offiziersuniform ist das nicht“, stellte ich fest.

„Sie als imperiale Captain müssten doch wissen, dass man manche Mission eben nicht in voller Uniform absolviert. Oder wie in meinem Fall, nicht in voller Sturmtruppenrüstung.“

Ich pfiff anerkennend. „Die Sturmtruppenausbildung ist hart.“

„Ich weiß. Ich habe sie absolviert.“ Sie wandte sich halb nach hinten. „Was meinst du, Keela-Schatz?“

Etwas Blaues kam über die Barriere hervor, aus zwei Teilen. Nachdem dazu ein Gesicht erschien, wusste ich, womit, oder besser mit wem ich es zu tun hatte. Eine Twi’lek, und die blauen Dinger waren ihre Kopftentakel, ihre Lekku. Ein humanoides Volk ohne Kopfbehaarung, das aber wegen seiner zurückhaltenden Art und der Fähigkeit, hart zu arbeiten, nur zu gerne versklavt wurde. In dem Fall war es eine Twi’lek-Frau von beachtlicher Schönheit im mittleren Alter.

„Ich denke, du hast Recht. Gegen so viele Wookiees können wir nichts ausrichten. Und bisher haben sie auch nicht angegriffen, oder? Ich bin Keela Vornit, Stellvertretende Direktorin des Bergbaukonsortiums Balguan.“ Sie seufzte. „Oder vielmehr bin ich jetzt die Direktorin. Josk ist da hinten erschossen worden, nehme ich an. Plötzlich schien sie zu frieren, so stark zitterte sie. Jemand griff nach ihr und stützte sie. „Danke, geht schon.“ Sie erklomm die Barriere ebenfalls, und ich half auch ihr, herab zu kommen.

„Machen Sie sich um uns keine Sorgen. Wir räumen hier auf, nehmen die Piraten mit, kaufen ein wenig Wasser und Notrationen und sind dann wieder auf unserem Weg.“

Die Frau musterte mich einen sehr langen Moment. „Ich glaube, Rationen und Wasser haben wir gerade in ausreichender Fülle. Wir hatten mindestens zwanzig Tote.“ Sie schüttelte sich erneut ein wenig. „Vielleicht mehr.“

„Wir sehen zu, dass wir so viele Ihrer Leute lebend finden.“ Ich sah zu Yaars herüber, der einige der Soldaten und Wookiees bereits weiter geschickt hatte und nun in gebührendem Abstand mit etwa dreißig Wookiees und Sturmtrupplern wartete. „Durchsuchen Sie die Häuser, Yaars.“

„Jawohl, Sir. Die Straßen sind so gut wie unter unserer Kontrolle. Wir räuchern jetzt die letzten Piraten aus.“ Mit meinen beiden Wookiee-Schatten trat er näher. „Die Station …“ Ich hoffte inständig, er sagte jetzt nicht so was wie „…gehört jetzt uns.“ Das wäre definitiv das falsche Signal an die Überlebenden gewesen.

Aber zum Glück sagte er: „…ist befreit worden.“

„Gut. Direktorin Vornit, ich biete Ihnen unsere Hilfe dabei an, die Station wieder herzurichten, nachdem wir die Piraten vollständig ausgeräuchert haben. Außerdem lassen wir an Beibooten und Ausrüstung vom Pelta da, was Sie gebrauchen können.“

„Sie nehmen die Fregatte mit?“ Als sie meinen Blick sah, hob sie beide Hände. „Es ist Ihr gutes Recht, Captain Hus. Sie haben das Ding mittlerweile erobert, nehme ich an. Wir werden nämlich nicht bombardiert. Also gehört sie Ihnen.“

„Danke. Eine solche Prise ist jetzt genau das, was wir gebrauchen können.“ Tatsächlich war ein kampfstarkes Schiff in mehrerlei Hinsicht nützlich, und die Piraten brauchten sie nicht mehr. Zwar mussten die Besitzrechte noch geklärt werden, da Wookiees und Imperiale es erobert hatten, aber das war klärbar, wie ich fand. Auf jeden Fall würde ich meinen Offizieren wohl ihre Kreditchips zurückgeben können. Egal, ob wir die Pelta unterwegs verkauften oder von einem imperialen Stützpunkt taxieren ließen, es schien so, als würden wir die Auslösung unserer Wookiee-Freunde noch etwas erhöhen können. Und selbst auch einen mittleren Bonus erhalten.

„Wie gesagt, wir helfen gerne beim Aufräumen. Aber wir werden in anderthalb Tagen von unserem Schwesterschiff erwartet und wollen gemeinsam weiter nach Kashyyyk. Überlegen Sie sich also gut, wobei wir helfen sollen.“

„Ich nehme Ihr Angebot dankend an und sage Ihnen im Gegenzug zu, dass Sie sich an Wasser und Rationen nehmen dürfen, was immer Sie wollen. Sie haben uns alle gerettet, Captain. Sie und die Wookiees. Balguan ist dankbar dafür.“

Ich reichte ihr die Hand, und sie griff zu. Ein warmer, fester, angenehmer Händedruck. Ich mochte diese Twi’lek.

Als ich ihre Hand wieder losließ, sagte ich: „Aber erst einmal räuchern wir die restlichen Piraten aus. Lieutenant Cloudbreaker, ich übernehme das Kommando über Sie. Begleiten Sie mich.“

„Jawohl, Captain. Selbst ohne Uniform ist man immer ein Imperialer, oder?“

Ich hätte grinsen wollen, als sie das sagte. Aber es blieb mir im Halse stecken, wie man auf Corellia sagte. In ihren Worten steckte eine Menge Wahrheit, aber auch ein oder zwei Möglichkeiten. „Folgen Sie mir einfach und zeigen Sie mir, was Sie können.“ Ich schritt an Yaars vorbei, meine beiden Wookiee-Schatten kamen wieder an meine Seiten, und Cloudbreaker trat neben uns, Yaars rechts von ihr.

„Lieutenant Cloudbreaker, freut mich.“

„Lieutenant Yaars. Ich glaube, ich kenne Ihren Vater, Cloudbreaker.“

„Das kann sein. Nur wenige Offiziere kennen meinen Vater nicht, Lieutenant.“

Also, an Selbstvertrauen mangelte es ihr schon mal nicht. Das imponierte mir durchaus. Falls wir den gleichen Weg hatten, würde es sich vielleicht lohnen sie nach Kashyyyk mitzunehmen. Denn wer wusste, was noch auf uns lauerte?

Kommentare Post Info Author Info

4 Kommentare

Eigenen hinzufügen →

Rosalinda Kilian 9. Juli 2026 — 17:57

Hallo Ace,

da geht’s ja ziemlich rund … Aber es stand ja wohl nicht zu befürchten, dass ein paar kompetente Wookiees und eine Handvoll Sturmtruppler, bei deren Blastern die Zielvorrichtung funktioniert, nicht mit ein paar Piraten fertig werden … 🙂

Nun, die Versorgungslage dürfte augenblicklich keinen Anlass zur Sorge mehr geben, ein Beuteschiff der Pelta-Klasse lässt die Kasse klingeln und wer weiß, was sich noch mit Tyra Cloudbreaker ergibt? Sehr positiv, das ganze.

Andererseits hat der Imperator Jaava Hus ganz gewiss nicht vergessen und wird die Aktion „ich kann Sie nicht verstehen“ nicht einfach so kommentarlos auf sich sitzen lassen. Bin schon sehr neugierig auf weitere Kapitel … 🙂

Liebe Grüße
Rosalinda Kilian

Antworten

Tiff 10. Juli 2026 — 20:46

Man kann definitiv sagen, dass für die Piraten nicht gerade die beste aller Zeiten angebrochen ist. Wer legt sich schon mit Wookiees an, wenn es sich vermeiden lässt? Keiner. Und auch wenn es sich nicht vermeiden lässt: Keiner. ^^

Ja, der Piraten Pech ist der Wookiees Glück. Ich bin gespannt, wie die Prise aufgeteilt werden

wird. Und was mit eventuellen Gefangenen geschieht. Nach imperialer Rechtssprechung Hinrichtung oder Erschießung, vermutlich. Immer noch besser, als sie den Wookiees zu überlassen.
Tyra einzubauen war eine spontane Idee. Ich brauchte noch einen Bringer zum Schluss.

Ich bin mir auch sehr, sehr, sehr sicher, dass Palpatine diesen Funkanruf nicht auf sich beruhen lässt. Wir werden sehen, was weiter passiert. Wir werden garantiert sehen, was in dieser Sache weiter passiert. ^^b

Antworten

Wilfried Czenek 10. Juli 2026 — 17:01

Hi, Ace!
Violette kurzd Haare – da war doch mal was. Sie hat nicht zufällig auch noch einen silbernen Minirock an?

Wookies als intelligente Waldbewohner, die Basic sprechen? Na ja, das von Ast zu Ast hüpfen, gut – aber warum haben sie dann die langen Beine? Aber das ist die Suche nach einer Schwachstelle auf extrem hohem Niveau.
Nur der Satz: >Heniss, der schon einige Zeit die Rüstung gegen eine überzählige Standarduniform getauscht hatte, der auf dem Sitz des Navigators saß, sah auf als ich eintrat.< schreit nach einer Bearbeitung. Sorry!

Sonst finde ich es eine gelungene Mischung aus Action und Humor.

Liebe Grüße
Senex

Antworten

Tiff 10. Juli 2026 — 20:47

Nein, ich denke, ein silberner Minirock würde sich mit der Sturmtruppenrüstung beißen, die sie auf Tatooine sonst trägt.

Das ist eben das Geheimnis. Wookiees haben eine so schlechte Aussprache, dass die anderen Völker lieber deren Sprache lernen, als sich Basic aus deren Münder antun zu müssen…

Ja, ich habe da nen kleinen Fehler vertuscht. Eventuell gehe ich da noch mal drüber und mache drei Sätze draus. Oder ich manipuliere gleich die ganze Geschichte.

Antworten

Schreibe einen Kommentar

Deine E-Mail-Adresse wird nicht veröffentlicht.

Kommentar

Name *

E-Mail-Adresse *

Website

Name, E-Mail-Adresse und Website in diesem Browser für meinen nächsten Kommentar speichern.

Kommentar abschicken

Totalitäre Schlaglichter

Science Fiction-Story von Uwe Lammers

1.

Der Leitartikel fiel ihm sogleich auf, als er die großen Seiten der Zeitung aufschlug. Mit einiger Verwirrung las Randolph Gast die Schlagzeile halblaut vor.

„*Der Krieg ist aus* ... aber das ist doch gar nicht möglich!“

Er las nervös weiter, während seine linke Hand sich selbständig machte und durch das schüttere graue Haar fuhr. Das Licht der Kunstsonne von Variable XII erleuchtete das Zimmer, in dem er saß und sein Frühstück einnahm, in einer Weise, die so gar nicht zu dieser katastrophalen Schlagzeile passen wollte.

Für den sechsundneunzigjährigen Randolph Gast, der der EVERYTHING-Gesellschaft vorstand, war dies in der Tat eine Schlagzeile, die er frühestens in einigen Jahren hatte sehen wollen, am liebsten nie. Denn die EVERYTHING-Gesellschaft lieferte alles für den Krieg.

Und mit alles war auch wirklich *alles* gemeint. Bis hin zum Kriegsgrund (was aber kaum jemand ahnte) und bis hin zur Munition, Marschverpflegung, bis hin zu den Soldaten, den Versicherungsleistungen, ja, selbst die Prothesen der Verwundeten stellte die Gesellschaft, um ihren maximalen Profit daraus zu ziehen.

Streng genommen stellte die EVERYTHING-Gesellschaft einen Staat im Staate dar, und nichts und niemand war imstande, ihren Willen zu übergehen. Niemand sollte dazu imstande sein.

„Das ist vollkommen UNMÖGLICH!“, murmelte er wieder, während er die Details überflog, die in der Zeitung standen.

Laut den Angaben, die hier standen, waren die Kampfhandlungen nahe Proxima Centauri eingestellt worden, weil es eine *Vermittlung* zwischen den Kriegsparteien, also zwischen den Terranern auf der einen Seite und den Coshii auf der anderen Seite gegeben hatte.

Ungeheuerlich. Unmöglich.

Gast lehnte sich mit ungläubigem Kopfschütteln zurück und las den Artikel im Glanz des Kunstsonnenlichts wieder und wieder. Das runde Frühstückszimmer schien

sich um ihn zu drehen, und er war froh, dass Amaryllis immer etwas länger schlief. Nicht, dass dieses Flittchen, das ihm sein Sicherheitsdienst gestern Abend von der Straße besorgt hatte, viel von Politik verstand. Aber vielleicht hätte sie doch eine Szene gemacht, aus Angst möglicherweise, weil ihr Vater aus dem Krieg heimkehren würde. Wenn er nicht im Kampf gefallen war.

Der verrunzelte Gast, der gut zwanzig Jahre jünger aussah, als er wirklich war, ballte die Fäuste und zerknautschte die dünne Zeitung. Natürlich bildeten sich die Falten des Spezialpapiers sofort zurück. Das war nötig, damit der Rohstoff vom Verwerter wieder angesaugt, die Farbe ionisch abgelöst und in den Kreislauf zurückgespeist werden konnte. Auf diese Weise sparte man Papier und Farbe gleichermaßen, und deshalb erhielt jeder Haushalt lediglich eine Infozuteilung, die vom Drucker auf den dreifachen Druckbogen aufgedampft wurde.

Unnötig, zu sagen, dass es sich hierbei ebenfalls um ein Lizenzprodukt von EVERYTHING handelte.

„Irgendwer wird dafür bezahlen“, murmelte Gast hasserfüllt.

Es gab also nach all dieser Zeit trotz alledem immer noch einen Feind im Innern, jemanden, den EVERYTHING nicht gefügig gemacht hatte...

Um Randolph Gasts schmale Lippen spielte ein zynisches Grinsen, als er sich an die Nummer erinnerte, die er in solchen Fällen stets gewählt hatte. Er ließ seine Finger über die Sensorfelder seines Armbandtelekoms gleiten ...

2.

„Hier ist es, Pater.“

Pater Henri Westford rümpfte nicht einmal mehr die Nase über den Gestank, der auf dem Treppenabsatz herrschte, auf den ihn der bullige Mann geführt hatte. Es war eine der zahlreichen inzwischen fast vollständig leer stehenden, weil unbezahlbaren Wohnburgen. Sie dienten häufig dazu, Obdachlosen und Mittellosen eine Unterkunft zu bieten. Und manche Menschen, wie der bullige Verbrecher, der Westford hierher gebracht hatte, nutzten sie noch zu anderen Dingen.

Der Pater öffnete die rostige Metalltür, die einmal in eine hochsicherheitstraktähnliche Wohneinheit geführt haben musste. Die Wände waren hier drinnen eben sowie

draußen im Treppenhaus und fast im ganzen Viertel bedeckt mit obszönen Schmierereien und Graffiti. Im Innenraum, der sich halbrund einem weiten Fenster aus unzerbrechlichem Kunstglas öffnete und einen Blick über die Skyline von Groß-Hollywood eröffnete, war das beherrschende Möbel eine große Schlafstelle, gebaut aus schon ausrangierten, durchgelegenen Matratzen und speckigen Decken.

In ihrem Zentrum hockte das schluchzende Etwas.

„Lassen Sie mich mit ihr allein", verlangte der Pater.

Der Bullige nickte. „Hey, Mann, glauben Sie mir, ich kann nichts dafür. Ich konnte nicht ahnen ..."

„Lassen Sie mich einfach nur mit ihr allein, mehr nicht." Sein schmales Gesicht schien noch schmaler zu werden. Er achtete nicht mehr auf den Mann, der höchstwahrscheinlich entgegen seiner Versicherungen dafür verantwortlich zu machen war, dass das Mädchen hier war.

Stattdessen trat der Geistliche in seiner dunklen Soutane an das Bett heran und spürte Entsetzen und Traurigkeit angesichts dieser Atmosphäre der Trostlosigkeit, die vorherrschte. Er setzte sich auf den Bettrand und begann leise mit dem Mädchen zu sprechen.

„Kind ... hör mir zu ..."

Das Mädchen wühlte sich schluchzend mit dem Oberkörper aus den Kissen und sah ihn mit verweinten Augen an.

Er spürte, wie sich sein Mitleid mit Macht regte. Unter den langen glatten, aber völlig ungepflegten Haaren blickte ihn ein ovales, durchaus reizvolles, aber noch ganz kindliches Antlitz an, das deutlich nicht nur mentalen, sondern auch physischen Schmerz ausstrahlte. Was ihr widerfahren war, das hatte seine Spuren sowohl an Körper als auch an Geist hinterlassen.

„Es tut so weh ...", flüsterte sie mit einer rauhen, aber auf subtile Weise süßen Stimme. „Sind Sie Mediker ...? Haben Sie was für mich ...?"

„Nicht so, wie du vielleicht denken magst, mein Kind. Ich bin Pater ..."

Das Mädchen, höchstens vierzehn Jahre alt, wimmerte. „Sie können mir doch nicht helfen ... Sie doch nicht ... Sie verstehen gar nichts …"

„Das käme auf einen Versuch an", murmelte er sanft. „Du hast Wunden an Körper und Geist davongetragen. Die körperlichen obliegen einer anderen Instanz. Aber ich

kann etwas für deine Seele tun, die ebenfalls schmerzt. Das Reden wird dir helfen, es dir leichter machen, mit dem zu leben, was geschehen ist."

Sie schniefte. Aber es schien, als sei ihre Ablehnung, etwas geringer geworden.

„Sag mir deinen Namen", bat er ruhig.

„Sammy ... also eigentlich Samantha. Aber ich find' den Namen bescheuert ..."

Und dann sprudelte die Geschichte unter Tränen aus ihr heraus, als ob er einen Damm gebrochen hätte.

Pater Henry Westford, der in einem Bereich arbeitete, der von EVERYTHING noch nicht völlig kommerzialisiert worden war, hatte Geschichten wie die ihre schon oftmals gehört. Sie war, wie viele Millionen anderer Kinder und besonders Mädchen auch, durch die Ziehung ihres Vaters zum Kriegsdienst in die Armut gestoßen worden. Ihre Mutter arbeitete ganztags, um wenigstens selbst am Leben bleiben zu können, die Kinder wurden in Erziehungsheimen meistenteils mit einem Minimum an Zuwendung bedacht. Und rund um die Uhr von der Propaganda von EVERYTHING berieselt, mit dem Ideal eines unabhängigen, erfolgreichen und individualistischen Einzelgängers konfrontiert.

Wenn dann die Werber kamen, die sich häufig als „Talentsucher" für den Film oder ähnliches ausgaben, waren viele Teenies nur zu leicht bereit, das Heim zu verlassen, ohne der Mutter was davon zu sagen. Manchmal arbeitete die Anstaltsleitung auch mit den Menschenräubern zusammen.

Die „Geworbenen" landeten dann fast ausnahmslos in Arbeitskolonnen, wo sie wenig mehr als Sklaven darstellten, beziehungsweise in Bordellen, in denen sie zur Befriedigung jener Menschen dienten, die es sich noch leisten konnten, solche extravaganten Vergnügungen in Anspruch zu nehmen.

An die meisten kamen die kirchlichen Seelenpfleger nicht mehr heran oder erst dann, wenn ihre Seele ausgebrannt war. Was blieb, war die Pflege der Nächstenlieb in den Ghettos, wo Mädchen wie Sammy „gehalten" wurden, um die Triebe von Arbeitern in dumpfe Sexlust zu kanalisieren.

Das hielt das Volk ruhig.

Und nach den Seelen der missbrauchten Mädchen sah niemand. Warum auch? Solange Krieg war, gab es genug davon. Und niemand dachte hier und jetzt daran, dass dieser Krieg irgendwann mal ein Ende haben würde.

Die Menschen, besonders solche wie Sammy, waren viel zu sehr damit ausgelastet, ihr eigenes Überleben zu organisieren. Meist wurden sie erst darauf aufmerksam, dass das Leben noch mehr umfasste als das reine Überleben, wenn es zu „Betriebsunfällen“ kam. Dann war es jedoch zu spät.

Das Kind Sammys war vier Monate alt gewesen, als die Schwangerschaft unterbrochen wurde. Nur die Nachfrage, wer denn die Mutter sei und ob gut für sie gesorgt würde, hatte den verhärmten Pater auf ihre Spur gebracht. Auf diese Weise konnte man dem perfiden „Nachschubwesen“ von EVERYTHING noch etwas Gutes abgewinnen, wenn auch nur mit einem sehr säuerlichen Nachgeschmack.

Denn es grenzte bereits an Blasphemie, wenn man menschliche Leichname, egal, wie alt die Toten gewesen waren, aus Gründen der Ressourcenschonung als Nahrungsmittelgrundlage heranzog. Dabei wurden natürlich akribische Listen geführt über Krankheiten der Toten und ähnliches, und die Kirchen, die durch die Einführung von Telegottesdiensten eigentlich überflüssig geworden waren, hatten direkten Zugriff darauf.

Aber Pater Westford wusste, dass er selbst weitgehend machtlos war. Die Kirchen waren auf Idealisten angewiesen, und es wurden immer weniger. Das Nachwuchsproblem stellte sich massiv ein, solange der Krieg geführt wurde. Danach konnte es eigentlich nur besser werden. Aber bis dahin waren alle Versuche, den gefallenen Kindern zu helfen, schön gemeint, doch Kraftvergeudung.

Dennoch ...

Sein Eid, den Menschen zu helfen, ließ ihm keine andere Wahl. Hätte er sie alle ins Verderben laufen lassen, hätte er seiner Mission nicht mehr nachgehen können, selbst wenn sie dann vielleicht einfacher geworden wäre ...

3.

In Krasnojarsk fällt Schnee.

Der Interviewer von WORLD-TV steht vor den Toren eines stahlgrauen lang gestreckten Gebäudekomplexes, der Waffenfabrik von Jaschkin-Industries, dem Konzern, den EVERYTHING vor dem sicheren Konkursgerettet hat. Vor den Werkstoren

hat sich eine große Menschenmenge versammelt, Arbeiter der Fabrik. Die Stimmung ist trübe, das liegt aber wohl am Wetter.

„Auf diese Weise sind zweiundzwanzigtausend Arbeitsplätze in der krisengeschüttelten Region gesichert worden. Wir sprechen mit einem der Arbeiter."

Der Interviewer im weißen Wintermantel und mit Fellmütze hält einem der nachlässig gekleideten Arbeiter in der robusten graubraunen Arbeitskluft sein Mikrofon hin. „Der Konzern EVERYTHING hat Ihre Firma und Ihren Arbeitsplatz gerettet. Was empfinden Sie?"

„Empfinden? Ich kann weiterarbeiten. Geld verdienen. Leben. Das ist alles."

„Sie sehen nicht sehr zufrieden aus ..."

„Arbeit hart. Keine Zeit mehr für Interviews."

Im Hintergrund schrillt ein Signalton aus den Eingeweiden der Fabrik, die nun wieder ihre Tore öffnet, um die Scharen von Arbeitern einzusaugen. Viele treten die selbstgedrehten, fast ganz aufgerauchten Zigaretten aus und stapfen davon. Auch der Arbeiter, der interviewt worden ist, tut das ...

„Wir sehen, dass diese Helden der Arbeit ganz und gar darin aufgehen, am Sieg zu arbeiten. Mit solchen Kämpfern, die all ihre Kraft darin setzen, unsere tapferen Soldaten an der Front im Weltraum zu unterstützen, werden wir früher oder später den Sieg davontragen ..."

Die Sendung wird in fünf Milliarden Haushalte weltweit ausgestrahlt und von den Lingua-Modulen in den Videowänden automatisch in die jeweils herrschende Sprache bzw. den Dialekt übersetzt.

Und ein jeder weiß, dass dies Propaganda ist. Denn mit ähnlichen Worten wird der Sieg schon seit Jahren beschworen ...

4.

Karl Mantek warf sich zu Boden, als die nächste Offensive kam.

Mit wildem Fauchen schossen Artilleriegranaten über seinen Kopf hinweg und schlugen mehrere hundert Meter hinter ihm in dem Sumpfgebiet auf, das er eben als erster seiner Truppe verlassen hatte.

Dabei war das keineswegs ein Zeichen von Mut. Vielmehr *musste* man so handeln, um hier zu überleben.

Die Coshii waren hier zuhause, die Menschen keineswegs, und das ließen die Fremden sie unerbittlich spüren. Bei Proxima II handelte es sich um eine Sumpfwelt, die ein bisschen Erinnerungen an die Everglades weckte, doch eben nur Erinnerungen. Und die schwanden sehr rasch, wenn die Coshii und ihre Verbündeten (!) angriffen.

Auf der Erde schienen alle zu glauben, es seien nur die Coshii, gegen die gekämpft wurde, doch die Wahrheit sah anders aus. Sie war weitaus undurchsichtiger.

In dieser schwülwarmen Welt mit dunstigem, fiebrigem Klima, da war man jeden Tag – und das fast die sechsundzwanzig Stunden des Umlaufes um die Sonne – damit beschäftigt, nur zu überleben. Und der Gegner arbeitete eifrig daran, den Menschen, die hier existierten, das Leben noch schwerer zu machen ...

Explosionen zerfetzten hinter Karl die seltsamen Symbiose-Bäume, die einen Teil der Gegnerschaft darstellten. Sie wuchsen rund acht Meter hoch, sahen entfernt aus wie eine Kreuzung eines Farnbaumes der grauen Erdvorzeit mit einem Oktopus, und obwohl sie an ihren Platz gebannt waren, erwiesen sie sich doch als tödlich, wenn man sie unterschätzte. Ihre elastischen langen Arme griffen häufig nach Soldaten und zerrten sie in den Morast herunter, in dem sie standen, bis die Terraner ertränkt wurden.

Es war eine perfide Todesart, und Karl Mantek hatte viele Kameraden auf diese Weise sterben sehen.

Die Explosionen, die von den Einschlägen ausgelöst wurden, überschütteten ihn mit grünlicher, lauwarmer Sumpfbrühe und mit Pflanzentrümmern.

Von irgendwoher klangen Schreie in dem graugrünen Dunst auf und verloschen fast ebenso schnell wieder ...

‚Teufel auch', dachte er sich. ‚Das ist die Hölle!'

Und wieder fragte sich der Steirer, warum er sich freiwillig gemeldet hatte. Weil man sich Horrorstories von denen erzählte die gezogen oder gar geholt werden mussten? Weil er daran geglaubt hatte, dass er nur die zehn Monate Kriegsdienst leisten würde, die von jedem gesetzestreuen Bürger verlangt wurden? War es das gewesen?

Nun war er bereits vierzehn Monate und ein paar Tage da, und es sah nicht danach aus, als würde er jemals wieder zurückkehren. Laut den letzten Berichten, die er hörte, bevor sie aus Camp Elias aufbrachen, um die feindlichen Linien zu durchbrechen (der

achte Durchbruch innerhalb von zwei Wochen, allesamt vergebens – und unnütz blutig mit mehr als dreihundertvierzig Verschollenen, die man regulär als tot bezeichnete, weil es unmöglich war, Tote auf dieser Sumpfwelt überhaupt zu finden), laut diesen Berichten hatte sich die irdische Raumflotte aus dem System zurückziehen müssen. Das würde natürlich auf der Erde nicht bekannt werden, das wäre einem Eingeständnis der Niederlage gleichgekommen.

Für ihn hier jedoch, der im kniehohen Dreck auf einer kleinen und seltenen Erdinsel lag, hieß das nur: der Generalstab konnte ihnen momentan keine Hilfe zukommen lassen. Damit war er so gut wie tot.

Weshalb kämpften sie hier überhaupt? Diese Welt war völlig unwirtlich, bar aller sinnvollen Rohstoffe, weshalb überließen sie die Welt also nicht einfach den Coshii?

Wenn es sich um eine Prestigeangelegenheit handeln sollte, dann würde ihn der blanke Hass überkommen – sofern er jemals in die Verlegenheit kam, ihn auszudrücken.

Doch vorher würden ihn wohl schon die Coshii bekommen, jene entfernt lemurenhaften Wesen, die in den Symbiosewäldern dieses Planeten lebten und über ein unergründliches Arsenal an verwirrender Hightech verfügten. Er hatte sich immer schon gefragt, wozu die Coshii so etwas entwickelt haben mochten.

Aber diese Frage verschwand angesichts des permanenten Überlebenskampfes aus seinem Verstand und wurde unwichtig. Karl Mantek begann über seine Anzugfunktionen zu checken, ob von seiner Vorstoßtruppe noch jemand überlebt hatte und wo er sich befand. Aus dieser Hölle MUSSTE doch herauszukommen sein ...!

5.

„Einer der wichtigsten Aspekte für die Gewinnung von Macht ist das Erzeugen von Abhängigkeiten. Ist derjenige, den man beherrschen möchte, erst einmal davon überzeugt, dass derjenige, der die Macht ausübt, unbedingt notwendig ist, um die Normalität der Lage aufrechtzuerhalten, dann ist der Schlüssel zum Sieg schon gewonnen worden.

Danach muss lediglich dafür gesorgt werden, dass durch geschickte Manipulation der Informationen, die der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt werden, alle Kräfte kaltgestellt und/oder ausgeschaltet werden können, die gefährliche Konkurrenten sind.

Konsequenterweise ist es auch erforderlich, weitere Gruppen zu instrumentalisieren und in eindeutiger Weise in die herrschende Ideologie einzugliedern. Das spart Kräfte, die anderweitig dringender gebraucht werden.

Am zweckmäßigsten ist das Aufbauen einer Zwangslage, in der sich der Macht‚nehmer' als Wohltäter und Retter profilieren kann. Es wird empfohlen, einen militärischen Konflikt zu induzieren, der die Funktion eines Katalysators erfüllt.

Ist dieser Konflikt erst einmal installiert, dann wirkt er als Fokus der Kräfte und beschwört einen Ausnahmezustand herauf, in dem alle oppositionellen Kräfte liquidiert werden können ...

...

Das Ziel all dieser Operationen ist das uralte Menschheitsspiel: Machterhalt um des Machterhaltswillen. Je länger dieser Zustand andauert, desto weniger Menschen werden sich daran erinnern können, dass es jemals anders war als zurzeit. Politische Regime, die ein Binnenklima herstellen, das keine Alternativen mehr kennt, sind Staat gewordene monotheistische Religionen ...

(Das interne Regie-Handbuch des EVERYTHING-Konzerns,
Abschnitt „Unternehmensideologie", S. 5)

6.

Sie trafen sich wieder einmal an einem konspirativen Ort in dem historischen Reservat Lhasa, wo EVERYTHING einen Erlebnispark mit echten Tibetern eingerichtet hatte.

Die beiden Männer fielen nicht auf. Sie schienen einfache Geschäftsleute zu sein, die sich einen Nachmittag lang hier erholten, beide adrett in dunkelblaue Anzüge gekleidet, mit nichts sagenden Gesichtern und absolut seriös aussehend.

Die Makler des Todes.

Sie betraten, in ein belangloses Gespräch vertieft, das Teehaus, wo sie den traditionell gebutterten Tee bestellten. Um ihn zu vertragen, hatten sie vor dem Treffen bereits

ein den Magen beruhigendes Antibiotikum geschluckt. Nichts wäre peinlicher gewesen als eine Indisponiertheit in einer solch prekären Lage.

„Mr. Gerald, Sie sagten also, Sie hätten die undichte Stelle in Ihrer Firma ausfindig gemacht?“, begann schließlich hinter einem Störfeldgenerator, der auf dem Tisch aufgestellt worden war – auch das stellte in der heutigen Zeit, dem 24. Jahrhundert, keine Besonderheit mehr dar, weil alle Geschäftsbesprechungen auf diese Weise gegen Mithörer abgesichert wurden – , das eigentliche Gespräch.

„Korrekt, Mr. Taylor. Es handelte sich um eine Datenlücke auf dem Medienpoint 22, rund zwei Milliarden Kilometer jenseits Pluto. Die Falschmeldung wurde natürlich als Hoffnungsmeldung eines verzweifelten Medienspezialisten hingestellt, was sie letztlich auch war. Wir haben die Fehlerquelle eliminiert.“

Es war dem Mann, der die Identität als „Mr. Gerald“ (das war nicht sein eigener Name, sondern eine Tarnbezeichnung, weil niemand in diesem Metier Klarnamen verwendete, sondern ausschließlich Codenamen) angenommen hatte, völlig gleichgültig, dass er damit meinte, ein Mensch sei umgebracht worden, um die weitere Weltherrschaft von EVERYTHING zu gewährleisten. Aber exakt das war geschehen. Macht war alles, was für ihn zählte.

„Wir hoffen doch sehr, dass so etwas nicht noch einmal vorkommt. Mein Auftraggeber war recht ungehalten, dass eine solche Fehlermeldung überhaupt die Filter passieren konnte. Er ist der Ansicht, dass es dafür einer ausgefeilten Organisation bedarf ...“

„Wir sind nicht ganz so nachlässig, wie Ihr Vorgesetzter vielleicht glaubt. Wenn ich sage, wir haben die Sache unter Kontrolle, dann können Sie mir das glauben. Unsere Gruppe würde niemals eine inkompetente Person für die Verhandlungen hierher schicken ...“

„Taylor“ beschloss, diese Frage hintanzustellen und zum eigentlichen Ziel des Treffens zu kommen.

„Kommen wir zum Hauptanliegen“, fuhr er deshalb nickend fort.

Sie zogen beide miteinander kompatible Flüssigrechner hervor, die man aufgrund ihrer Flexibilität problemlos biegen und zurechtfalten konnte. Mit einem Spezialschlüssel des jeweiligen Gegenübers war es möglich, sie in den Aktivmodus hochzufahren

und die Informationen darin abzurufen, die noch durch kryptografische Programme speziell codiert waren.

Das erwies sich als notwendig wegen der Brisanz der hier enthaltenen Daten. Der Rechner des irdischen Gesandten gab Speicherdaten ab, die die waffentechnische Ausrüstung der irdischen Militärs durch den EVERYTHING-Konzern abbildeten. Das waren streng geheime Unterlagen, deren Weitergabe Geheimnisverrat darstellte. Auf dieses Vergehen stand die Todesstrafe. Weltweit.

Und doch praktizierte es dieser Mann ungeniert, als gäbe es für ihn keine Gesetze.

Das war sogar richtig. Die Gesetze *arbeiteten* für ihn und seinesgleichen.

Der zweite Rechner enthielt Daten über die technische Seite der Coshii-Truppen. Jeder irdische Militärbefehlshaber hätte sich dafür die rechte Hand abhacken lassen, um sie zu bekommen.

Im ersten Moment.

Im zweiten Moment wären sie verwirrt gewesen über die verwendeten militärischen Kürzel und Waffentypen. Denn es waren dieselben wie auf der irdischen Seite.

Dafür gab es einen ebenso einfachen wie perfiden Grund: die EVERYTHING-Gesellschaft hatte den Konflikt künstlich geschaffen und forcierte ihn nun maßlos, indem sie beide Seiten hochrüstete.

Einstmals, so wussten aber nur einige wenige eingeweihte Menschen innerhalb der Organisationsebene von EVERYTHING, einstmals waren menschliche Explorationsteams in die Proxima Centauri-Region vorgestoßen, um neue Handelsplätze zu erschließen. Sie entdeckten dabei die Coshii und die anderen symbiotischen Rassen, die schon lange an Degenerationserscheinungen litten und dringend einer Veränderung der Gesellschaft bedurften.

EVERYTHING gab ihnen diese Möglichkeit unter der Bedingung, dass sie den Machtstatus von EVERYTHING auf der Erde stützten. Als das die Generierung von Kriegen notwendig machte, stellten die Coshii, von denen auf der Erde niemand wusste, den Gegner. Und damit die an und für sich friedliebenden Coshii nicht sehr schnell niedergemetzelt wurden, verkaufte EVERYTHING über Strohmänner Waffen an die Coshii, die von der inzwischen nachgewachsenen Kriegerkaste mit Fanatismus gegen die „terranischen Eindringlinge“ angewendet wurden.

Die beiden Männer in Lhasa, der Strohmann der Coshii-Fraktion von EVERYTHING und der Generalbevollmächtigte für EVERYTHING Solar, schlossen relativ rasch und problemlos ihre Verträge ab. Zivilisten und Soldaten mutierten zu reinen, emotionslosen Zahlen, wurden zu „Verlusten“ und „Abschreibungen“.

Sie waren Händler des Todes.

Und die Herrscher ganzer Welten.

EVERYTHING war ein interstellarer Alptraum, der von Wesen geträumt wurde, die keine Möglichkeit des Erwachens besaßen, weil sie von dem Alptraum nicht einmal Kenntnis hatten.

EVERYTHING war überall.

Und überaus erfolgreich.

Randolph Gast würde zufrieden sein ...

ENDE

© 1999 / 2026 by Uwe Lammers

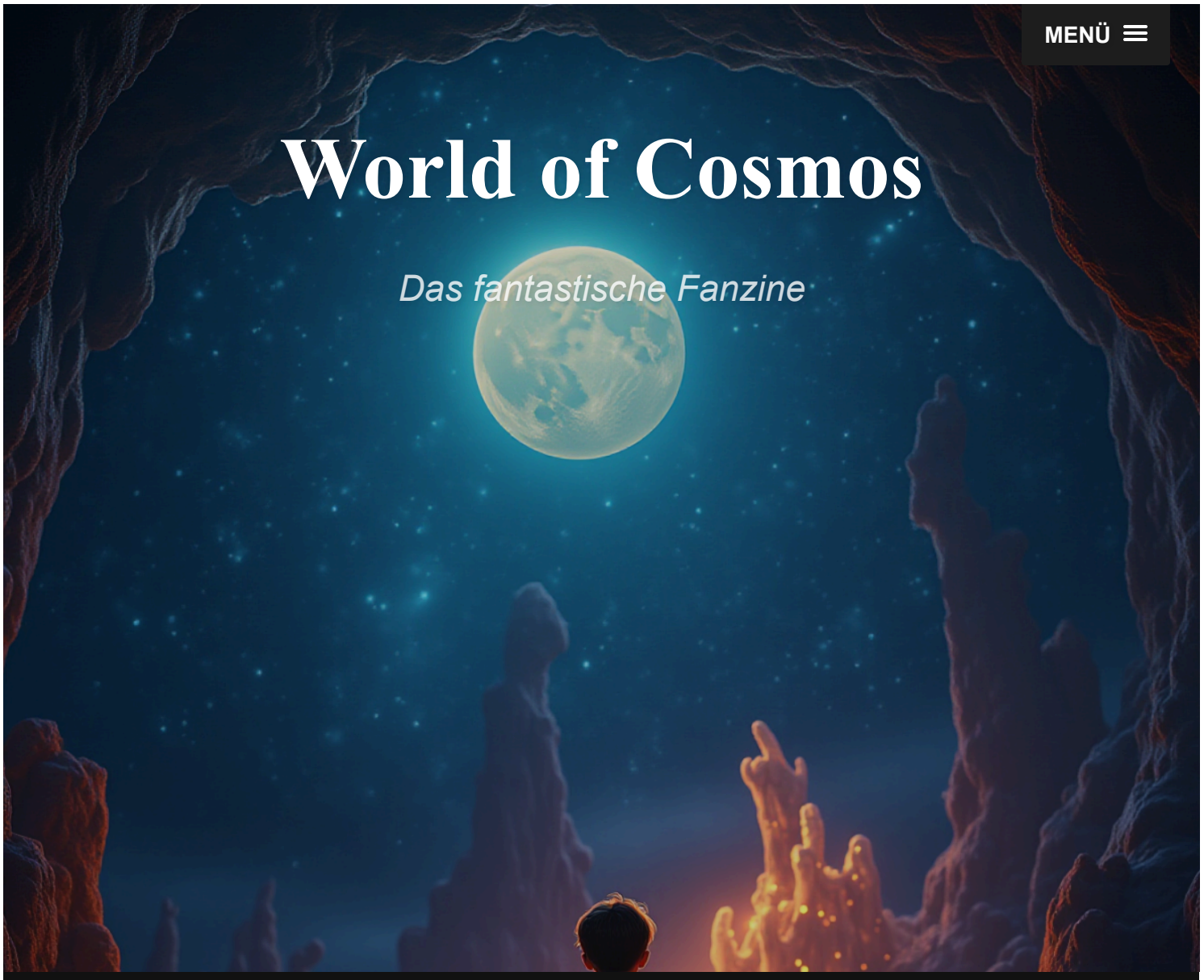
Braunschweig, den 6. Februar 1999

Neu formatiert und leicht bearbeitet am 16. Juni 2026 (11 Seiten)

MENÜ

World of Cosmos

Das fantastische Fanzine





8. Juli 2026

Ein Einhorn für Karina, Teil zwei, eine Fortsetzungsgeschichte von Seejay

Ein Einhorn für Karina

Die Geschichte einer Traumfreundschaft

Teil 2

4. Eis auf dem Mühlenteich

Die Exkursion am Wochenende des dritten Advent begann plangemäß. Krohnstieg wartete mit einer Droschke vor der Schule auf Karina, fuhr mit ihr zu ihrem Haus, wo sie ihre Schultasche ab und ihr Gepäck einlud. Sebastian stieg zu, mit seinem üblichen grimmigen Gesichtsausdruck, die Droschke brachte sie zum Bahnhof.

Die Zugfahrt dauerte etwas über eine Stunde, dann trafen sie in Eilenbach ein. Offenbar hatte Krohnstieg ihr Kommen bereits telegraphisch avisiert; der Bahnhofswirt wies sie ohne weitere Fragen in ihre Zimmer, wo sie ihr Gepäck abstellen konnten.

„Wie weit ist es nun zu Ihrer Mühle?“, erkundigte sich Krohnstieg.

Karina war beinahe erstaunt, daß er das nicht auch schon im Vorfeld eruiert hatte, irgendwie schien er sonst alles über sie zu wissen. Was

seinem gesteigerten Interesse an ihrer Person geschuldet sein mochte. Sie stellte fest, daß es ihr nicht unangenehm war. Wer – mit Ausnahme ihrer Eltern – hatte sie seit ihrer Kindheit jemals wieder so wichtig genommen?

„Eine halbe Stunde Fußweg."

„Dann schaffen wir es doch bis zum Dunkelwerden noch, einen ersten Blick darauf zu werfen. Wenn Sie einverstanden sind."

„Natürlich. Dafür sind wir schließlich hergekommen."

Sie machten sich auf den Weg. Es lag noch ein wenig von dem Schnee, der jüngst gefallen war, vor allem aber war es frostig kalt. In den Fahrspuren eines Fuhrwerks, das hier vermutlich Holz aus dem Wald abtransportiert hatte, zeichneten sich einzelne zugefrorene Pfützen ab. Es knirschte beim Gehen unter den Füßen. Der blätterlose, starr stehende Wald wirkte wie verzaubert – oder eher verwunschen.

„Das ist der obere Mühlenteich", erklärte Karina und zeigte auf eine ausgedehnte, an den Rändern zugefrorene Fläche.

„Und das da ist Ihr Gebäude?" Krohnstieg wies auf ein Backsteinhaus mit rotem Ziegeldach.

„Richtig. Rechts ist das Wehr, dann kommt das Mühlrad, dahinter der untere Teich."

Im Näherkommen bemerkten sie, daß zwei Fensterscheiben gesprungen waren, auf dem Dach hatten sich ein paar junge Bäume angesiedelt, auch die Laderampe neben der Haustür, von der aus

man früher die Bretter verladen hatte, trug Spuren von Vegetation. Vom Wehr her hörte man ein regelmäßiges Plätschern. Sie traten an die Mauer und sahen, daß es nicht richtig geschlossen oder undicht geworden war und sich ein stetes Rinnsal auf das Mühlrad ergoß, das sich aber nicht bewegte. Dafür war der Strom wohl zu schwach; er spiegelte nur den Zulauf des oberen Teiches wider, der hier wieder abfloß. Um die Mühle zu betreiben, hatte man das Wasser damals aufstauen müssen. Außerdem mochte die Mechanik des Antriebs verrottet sein und das Rad ließ sich gar nicht mehr bewegen.

„Hm.“ Krohnstieg nickte sachkundig. „Können wir hinein?“

„Wenn der Schlüssel noch sperrt.“ Karina steckte den mitgebrachten großen Schlüssel ins Türschloß und versuchte ihn zu drehen, aber es ging sehr schwer. Wortlos schob Sebastian sie beiseite und faßte zu. Mit einem Knirschen öffnete sich die Tür. Drinnen war es so eisig wie draußen, nur dunkler. Der Tag neigte sich, und die vor den Fenstern wuchernden Büsche taten ein Übriges. Wo die Fenster gesprungen waren, war etwas Schnee hereingeweht, aber ansonsten schien das Haus noch intakt zu sein; feuchte Stellen, die auf ein undichtes Dach hindeuteten, gab es nicht. Neben dem Kamin lag noch ein Stapel Holzscheite. Sebastian bückte sich und spähte von unten in den Abzug. „Er is frei. Mer hätt no‘ heiz’n könn“, stellte er fest.

„Scheint ja noch ganz gut erhalten zu sein.“ Krohnstieg lächelte. „Aber das Zimmer beim Bahnhofswirt ziehe ich doch vor.“ Er blickte um sich. „Wo geht es zur Sägerei?“

„Da hinunter.“



Karina verspürte eine gewisse Hemmung, die Treppe zu betreten. Als Kind hatte sie nie in die Werkstatt gedurft. In ihrer kindlichen Phantasie hatte sie sich immer ein kompliziertes Räderwerk mit scharfen Zähnen ausgemalt, die sofort beim Eintreten nach ihr greifen und sie zerfetzen würden.

Die Stiege knarrte – was ein gutes Zeichen war, denn morsches Holz knarrte nicht. Der Zustand der Sägerei erwies sich als weniger hoffnungsvoll. Durch den permanenten Kontakt mit dem Wasser hatte die Königswelle der Mühle gelitten und war verrottet. Das Rad würde sich wohl nie wieder drehen. Der lederne Antriebsriemen des Sägegatters lag lose am Boden und war verschimmelt. Hier würde sie sicherlich kein Zahnrad mehr beißen. Trotzdem schwebte immer noch das Gefühl einer namenlosen Drohung über diesem Raum, das sie mühsam niederkämpfen mußte. Der Vater war hier verunglückt…

„Den Antrieb müßte man allerdings komplett erneuern“, bestätigte gerade der Ingenieur. Er blickte Sebastian an. „Aber mal ehrlich, Herr Schuchert, lohnt sich das? Wir leben im Zeitalter der Elektrizität. Ich würde das Mühlrad ausbauen, die Öffnung

zumauern und die Sägerei komplett auf elektrischen Antrieb umstellen. Sie könnten einen modernen Betrieb daraus machen.“

„Ah. Und kost fast nix, ja?“, polterte Sebastian.

„Zugegeben, eine gewisse Investition wäre natürlich unvermeidlich. Sie könnten einen Kredit aufnehmen…“

„Sonst no was?“

„Tja. Ich weiß natürlich nicht, was der Schmuck wert ist, den Ihre Frau Mutter Ihnen hinterlassen hat.“

„Mutters Schmuck verkaufen?“, warf Karina zweifelnd ein. Ja, Sebastian war immer dafür gewesen. Und sie selbst würde das wenigste davon je tragen. Aber der Mutter waren die ‚Klunker’, wie jener sie abfällig bezeichnet hatte, wert und wichtig gewesen, das fühlte sich einfach nicht recht an.

„Fräulein Karina.“ Krohnstieg hob die Augenbrauen, als ob ihn das überraschte. „Sie sind doch eine moderne junge Frau. Legen Sie noch großen Wert auf Schmuck aus dem vorigen Jahrhundert?“

„Mutter legte zumindest Wert darauf. Jedenfalls will es überlegt sein.“ Obwohl sie eben eigentlich dasselbe gedacht hatte.

„Sie können natürlich das ganze Objekt hier zu verkaufen versuchen. Aber im momentanen Zustand, fürchte ich, werden Sie nicht viel dafür bekommen.“

„Und Ihnen entgeht das Honorar, das Sie für Ihre Mitwirkung bei der Sanierung in Rechnung stellen könnten, richtig?“, fragte Karina lächelnd.

„Wie Sie mich doch durchschauen“, gab er mit einem ironischen Augenzwinkern zurück. „Aber im Ernst. Ich lebe schließlich davon.“ Er legte eine Pause ein und schien nachzudenken.

„Ich mache Ihnen ein Angebot“, fuhr er schließlich fort. „Der Kostenvoranschlag für die Sanierung ist frei. Die Beratung bei der Durchführung stelle ich in Rechnung. Wenn Sie stattdessen verkaufen wollen, besorge ich Ihnen einen Käufer und es fällt eine Maklergebühr an. So unterstütze ich Sie bei dem einen oder anderen und komme auf jeden Fall auf meine Kosten. Wenn Sie mögen, lasse ich auch noch Ihren Schmuck bei einem Juwelier meines Vertrauens schätzen. Dann wissen Sie, woran Sie sind und können sich immer noch entscheiden, ob Sie sich davon trennen mögen oder nicht.“

„Das hört sich vernünftig an“, gestand Karina zu, „was meinst, Sebastian?“

„Daß d‘ mi überhaupt fragst. Aber is recht.“

Sie atmete tief durch. Ihr Bruder war einverstanden. Das war einen roten Strich im Kalender wert.

„S‘ wird dunkel“, stellte Sebastian fest. „Wenn mer no en Rückweg findn wolln…“

„Sie haben recht, Herr Schuchert. Lassen Sie uns ins Gasthaus zurückkehren. Morgen kommen wir noch einmal her, damit ich in Ruhe und bei Tageslicht den Sanierungsbedarf erfassen kann.“

*

„Warum sind Sie denn so schweigsam, Fräulein Karina?“, erkundigte sich später Krohnstieg, als sie beim Bahnhofswirt ihr Abendessen einnahmen.

„Oh, bin ich?“ Sie zuckte mit den Schultern. „Ich glaube, ich hänge gerade meinen Erinnerungen nach. Das Wiedersehen mit der Stätte meiner Kindheit hat wohl mehr Emotionen in mir aufgeweckt, als ich es erwartet hatte.“

„Sind es wenigstens schöne Erinnerungen?“

Bis auf diesen einen großen dunklen Klumpen, dachte sie, den sie vorhin geradezu körperlich gespürt hatte. „Ja. Eigentlich ja. Nicht wahr, Sebastian?“

Ihr Bruder nickte. „Scho. Heil war’s d‘ Welt. Bis auf, des i immer auf mei klane Schwester hab achtgem müssn.“ Ein zaghaftes Lächeln stahl sich auf sein sonst meist so finsteres Gesicht.

„Wir haben im Wald Verstecken gespielt. Sebastian fand, daß das Kinderkram sei, aber er hat mitgemacht. Und im Sommer hat er mir im Mühlenteich das Schwimmen beigebracht – und im Winter, wenn der Teich zugefroren war, das Schlittschuhlaufen.“

„Sie müssen eine glückliche Kindheit gehabt haben.“

„Ja, so nennt man das wohl. Schrecklich war nur der Abschied; Vaters Tod, dann der plötzliche Umzug in die Stadt.“

Krohnstieg nickte verständnisvoll. Danach brachte Sebastian das Gespräch auf die mögliche Modernisierung der Sägerei, auf die Elektrifizierung des Antriebs, auf die Frage, ob ein zentraler Motor

mit Riemenübertragung der Kraft auf die einzelnen Werkzeuge sinnvoller sei, oder die Ausstattung der verschiedenen Maschinen mit einzelnen Motoren, auf die Kosten für einen Stromanschluß, den das Haus in seiner abgelegenen Lage bislang überhaupt nicht hatte…

Karina merkte, daß sie schläfrig wurde. Nachdem der Wirt das Geschirr abgeräumt hatte, entschuldigte sie sich und ging zu Bett. Wie lange ihr Bruder noch mit Krohnstieg diskutierte, bekam sie nicht mehr mit.

Nach dem Frühstück am folgenden Morgen packten sie ihre Sachen ein, damit sie nachmittags nur noch ihre Koffer abholen mußten. Sie zahlten ihre Rechnung und machten sich zeitig auf den Weg zur Mühle.

Während Sebastian den Ingenieur herumführte, der eifrig mit Bleistift und Notizbuch die Daten des Gebäudes und der Werkstatt aufnahm, ließ Karina die beiden allein und unternahm einen Spaziergang im Wald, an die geheimnisvollen Orte, die einmal eine Rolle für sie gespielt hatten. Sie hatte ihnen eigene Namen gegeben, damals, als sie noch ihre kindliche Phantasie besessen hatte. Die Zwergenhöhle. Den Orakelstein. Die Drachenburg. Sie fielen ihr alle wieder ein, und die meisten gab es sogar immer noch, wenn auch ihr Zauber verflogen war. Ein Erdloch, ein Felsen, ein Wall. Den Schicksalsbaum fand sie nicht mehr, da war durch Holzeinschlag eine Lichtung entstanden. In Gedanken versunken kehrte sie zur Sägemühle zurück.

Du mußt das Wehr schließen, Hermann, fielen ihr die Worte ihrer Mutter ein, die sie – schon im Fieberwahn – gesprochen hatte. Sie

hatte ihr versichert, das Wehr sei zu. Wenn man es recht bedachte, hatte sie gelogen. Das Wehr war nicht zu. Jedenfalls nicht richtig. Plötzlich verspürte sie das irrationale Bedürfnis, ihre Worte, nur als Beruhigung für die phantasierende Mutter gedacht, nachträglich zu rechtfertigen. Sie trat an die Mauer, unter der hindurch der Wasserlauf vom oberen zum unteren Teich führte, und betrachtete die Kurbel, mit der der Schieber betätigt wurde. Der Mechanismus war aus Eisen. Verrostet, natürlich, aber zumindest nicht verrottet wie das hölzerne Mühlrad. Konnte man ihn noch bewegen? Schon für den Hausschlüssel, erinnerte sie sich an gestern, hatte ihre Kraft nicht gereicht. Sie probierte es trotzdem. Nach rechts, wußte sie, hob man den Schieber an, nach links senkte man ihn herunter. Sie versuchte also nach links zu drehen. Natürlich bewegte sich nichts – oder doch? Vielleicht, wenn sie sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen die Kurbel stemmte…?

Plötzlich gab die Kurbel nach. Karina verlor das Gleichgewicht, suchte Halt am hölzernen Geländer. Im Gegensatz zur Kurbel war es morsch und brach. Da sie aber ihr Gewicht bereits dem Geländer anvertraut hatte, konnte sie nicht mehr zurück; sie beobachtete sich mit einer Mischung aus Staunen und Erschrecken dabei, wie sie über die Kante taumelte und dann in den Unterlauf stürzte.

Es ging nicht tief hinunter, vielleicht anderthalb Meter, dann klatschte sie ins eiskalte Wasser. Die wirbelnde Bewegung des kleinen Katarakts hatte an dieser Stelle das Zufrieren verhindert, aber die Strömung nahm sie mit, ohne daß sie sich dagegen wehren konnte, und trieb sie unter die Eisfläche.

Karina begriff mit einer seltsamen Verzögerung, in welcher tödlichen Situation sie sich befand. Die Kälte des Wasser war

schmerzhaft schneidend und ließ ihre Muskeln verkrampfen. Panik stieg in ihr auf. Aus dieser Lage konnte sie sich nicht mehr befreien, sie würde gnadenlos ertrinken.

Dann setzte sich für einen Moment ihr mathematisch-analytischer Verstand durch und sagte ihr, daß sie zwar nicht gegen die Strömung zurückschwimmen konnte, daß der Teich aber nur am Rand zugefroren war, so daß sie mit Glück bis zum offenen Wasser in der Mitte des Gewässers getrieben werden konnte. Sie hätte es durch Schwimmbewegungen unterstützen müssen, aber sie spürte schon ihre Gliedmaßen nicht mehr und war nicht mehr dazu imstande. Und selbst wenn ich das freie Wasser erreiche – dann ertrinke ich nicht, sondern erfriere, erkannte sie. Ob sie es erreichte, bekam sie nicht mehr mit.

*

Die Sonne flutete den entlaubten Wald mit einem kalten, weißen Glanz, Eiskristalle glitzerten an den kahlen Ästen und brachen die Strahlen, so daß hier und da einzelne farbige Juwelen aufblitzten.

Etwas raschelte. Ein Reh? Karina wandte sich in Richtung des Geräusches um. Das Tier war größer, als das Knacken des gefrorenen Farns es hatte vermuten lassen, so daß sie leicht zusammenzuckte, als sie es erblickte. Groß, leuchtend weiß, ein silbernes Horn auf der Stirn. Das Einhorn schnaubte. Und auf seinem Rücken…

„Hallo, Fräulein Schuchert.“

„Alexandra?“



Die Reiterin nickte lächelnd und lenkte mit einer sachten Bewegung ihr Tier näher. Sie trug ein weißes Kleid mit Spitzeneinsatz und einen weißen Umhang. Eine um den Hals gelegte Stola mit verwirrendem Muster trug den winterlichen Temperaturen Rechnung. Es war unzweifelhaft ihre Schülerin Alexandra, und sie war es doch wieder nicht. Das Gesicht wirkte nicht abwesend, wie sonst zumeist, sondern wach und ganz im Hier und Jetzt. Die breiten Lippen hatten plötzlich etwas Sinnliches. Die Haare, offen und zerzaust, schienen in einen Sturm geraten zu sein; sie hatten gerade dadurch etwas unbezähmbar Wildes an sich. Und ihre Figur – üppig, ja, aber nicht plump. Eher wohlgeformt. Für eine Elfe wirkte sie zu massig, aber mit Brünne und Schwert hätte sie eine überzeugende Walküre abgegeben, und zwar eine ausgesprochen attraktive. Jedenfalls kam sie einem überirdischen Fabelwesen zweifellos näher als einer sterblichen Kreatur, genau wie ihr Reittier.

„Hast du Lust auf einen kleinen Ausritt?“, fragte das Mädchen.

„Ausritt?“

Alexandra pfiff. Durch das Unterholz brach etwas Weißes, das sich als ein zweites Einhorn herausstellte. „Das ist Hurricane“, stellte Alexandra den Neuankömmling vor. „Ich habe ihn für dich mitgebracht. Steig auf.“

So selten Einhörner sein mochten, jetzt traten sie schon in Scharen auf, dachte Karina amüsiert und wunderte sich ein wenig über die Selbstverständlichkeit, mit der sie dies registrierte. „Er ist nicht gesattelt“, bemerkte sie.

„Einhörner reitet man niemals mit Sattel und Zaumzeug.“

Hurricane kniete sich nieder, so daß sie bequem aufsitzen konnte. Dann erhob er sich wieder. Karina dachte, ihr müsse jetzt schwindelig werden, zumal sie noch nie geritten war, aber sie fühlte sich nur leicht. Sie hielt sich wie selbstverständlich an der wallenden Mähne des Tieres fest, preßte ihre Schenkel gegen den Leib und fühlt sich total sicher, als habe sie nie etwas anderes getan.

„Wohin reiten wir?“

„Ich zeig dir etwas von meiner Welt“, schlug Alexandra vor. Karina ging auf, daß das Mädchen in vollständigen Sätzen sprach und in keiner Weise behindert wirkte. Wer bist du, und was hast du mit Alexandra gemacht, lag ihr auf der Zunge, aber die Situation war zu märchenhaft, um sie mit dieser Frage zu entzaubern.

Alexandra trieb ihr Einhorn – Taifun hieß es, erinnerte sich Karina – zu einem leichten Galopp an, und Hurricane schloß sich ihm unaufgefordert an. Der Wald blieb zurück. Es fühlte sich ein bißchen wie Fliegen an, obwohl das Fabeltier den Boden nicht verließ. Sie ritten entlang einer Meeresküste durch eine südländische Landschaft und erreichten eine Stadt. Alexandra steuerte ein großes Gebäude an, mit einer von Säulen umrahmten Eingangshalle. Sie stiegen ab, und Alexandra führte sie hinein. Sie

kamen in einen großen Saal mit Regalen an den Wänden, in denen Schriftrollen lagen.

„Wo sind wir?“, fragte Karina beeindruckt.

„In der Bibliothek von Alexandria. Oder in dem, was ihr in meiner Welt entspricht.“ Alexandra lachte. „Nein, die Stadt ist nicht nach mir benannt.“ Sie nahm eine der Schriften heraus und entrollte das Pergament. Karina erkannte eine Szenerie, die sie an die Darstellung von Weltkarten in Jugendbüchern erinnern wollte. Man sah Umrisse von Ländern, in die kleine Figuren gezeichnet waren, welche die dort lebenden Menschen und Tiere oder die dort zu findenden Baudenkmäler darstellten. Aber es waren irgendwie keine Zeichnungen, sie waren wie naturgetreue Miniaturen, die selbst lebten, sich bewegten, wanderten. Schiffe fuhren über das Meer. Kanonen donnerten auf Schlachtfeldern, Reitersoldaten schwangen ihre Säbel.

Alexandra legte die Schriftrolle wieder an ihren Platz und nahm eine andere zur Hand. Forscher betraten neue Länder, kämpften sich durch Urwälder oder Wüsten, sammelten Pflanzen, ordneten sie, Astronomen richteten ihre Teleskope auf die Sterne. Handwerker setzten Schiffe und Uhrwerke zusammen. Antike Mathematiker zeichneten geometrische Konstruktionen in den Sand.

Karina begriff, daß hier auf unbeschreibliche Weise die ganze Historie, Naturwissenschaft und Geographie der Welt zur Verfügung stand. Sie ahnte, daß Alexandra hier hineinsah, wenn sie im Unterricht so wirkte, als starre sie in die Luft. Das alles war einfach nur faszinierend.

„Wie gefällt dir das?“, fragte Alexandra.

„Verwirrend“, gab Karina zu. „Und wundervoll.“

„Ja“, sagte Alexandra. „Zumindest weitgehend.“ Sie führte Karina in einen Gang, an dessen Ende ein schwarzer Vorhang hing, der sich wie in einem Windzug bewegte.

„Was ist das?“, fragte Karina.

„In den Schriften dahinter liegt der Teil meiner Welt, den ich niemandem zeige“, erklärte Alexandra mit ernster Stimme. „Nicht einmal meinen besten Freunden. Und nicht einmal mir selbst.“

„Deinen besten Freunden“, wiederholte Karina nachdenklich. „Gehöre ich denn zu deinen Freunden, daß du mir das alles zeigst?“

„Natürlich. Du bist meine Lieblingslehrerin. Schon vergessen? Und deine Welt ist hier auch verzeichnet.“

„Meine?“

„Es gibt auch für dich einen Raum. Dort hinten.“

„Oh.“

„Keine Sorge“, lachte Alexandra. „Deine Welt ist so bunt wie meine, nur anders. Sogar bunter als du denkst. Ich glaube, wir passen ganz gut zusammen.“

„Heißt das, du weißt alles über mich?“ Sie dachte an den Ingenieur, bei dem sie nicht genau wußte, ob ihr das unangenehm war. Bei Alexandra störte es sie erstaunlicherweise überhaupt nicht.

„Nein. Auch in deiner Bibliothek weht am Ende so ein schwarzer Vorhang. Hinter den kann ich nicht blicken. Aber was ich sehen kann…“ Sie seufzte.

„Was?“

„Ich muß dir jetzt weh tun. Gerade weil du meine Freundin bist. Dieser Ingenieur Krohnstieg. Er spielt in deiner Welt eine Rolle. Ich glaube, du könntest dich in ihn verlieben.“

„Wäre das schlimm?“

„Er meint es nicht ehrlich mit dir. Ich möchte dich vor ihm warnen.“

Karina erinnerte sich, daß Alexandra eine solche Andeutung auch neulich im Unterricht gemacht hatte. Aber war das möglich? Dieser Mensch tat doch alles, um sie und ihren Bruder zu unterstützen. Und daß er daran etwas verdienen wollte – nun, das war schließlich sein Beruf. Sie nickte. „Ich werde achtgeben.“

„Das hoffe ich. Ich versuche es zwar, aber ich kann nicht immer auf dich aufpassen.“ Sie machte eine Pause und schien nachzudenken. „Es wird Zeit umzukehren.“

„Eine Frage noch. Wenn das hier alles dir zur Verfügung steht – warum ist die Alexandra in der Schule dann so wortkarg?“

„Seit Jian-Sing mich unterrichtet hat, bin ich in dieser Welt zuhause. Hier bin ich glücklich. Meistens. In der anderen hingegen sind meine Eltern gestorben. Zu der muß ich mich seitdem zwingen. Da ist alles so schrecklich – flach. Da kann ich höchstens mit Professor

Gutzeit diskutieren, hier dagegen mit Konfuzius oder Archimedes. Dafür habe ich einen Preis bezahlt.“

Karina nickte. Mußte sie selbst sich nicht auch manchmal zwingen? Aber zumindest hatte es bei ihr nicht so dramatische Auswirkungen wie bei diesem Mädchen, das ist mehreren Welten lebte. „Weiß das eigentlich deine Schwester Franziska?“

„Teilweise. Manches sage ich ihr nicht. Und deswegen möchte ich dich auch bitten, ihr nicht zu erzählen, was du jetzt gleich sehen wirst.“

„Was sehe ich gleich?“

„Erschrick bitte nicht.“ Alexandra wendete ihr Einhorn und ließ es – soweit in dieser vieldimensionalen Welt so etwas wie eine Richtung existieren konnte – den Weg, den sie gekommen waren, zurück traben. Nein, nach kurzem war es nicht mehr der gleiche Weg. Keine Küstenstraße am Meer. Eher ein Teich. Und aus den Wolken – waren das Wolken? – fiel plötzlich ein Schatten auf sie herunter. Ein langer, gewundener, geflügelter Schatten.

„Jü“, rief Alexandra. „Ich brauche dich jetzt.“

Als ob es nichts wäre, schwang sich das Mädchen vom Rücken des Einhorns hinüber auf den Drachen.

Zugleich schien der Zauber, der Karina bislang auf dem Rücken Hurricanes gehalten hatte, zu versagen. Sie hatte das Gefühl zu stürzen.

*

Ich bin ertrunken, erkannte Karina. Unsinn. Wäre ich ertrunken, könnte ich jetzt nicht mehr denken, daß ich ertrunken bin. Jedenfalls trieb sie im Wasser. Sie ruderte mit den Armen, um sich zu drehen und zu orientieren. Der untere Mühlenteich, natürlich. Da hinein war sie gerade eben gestürzt. Aber das Wasser hätte eiskalt sein müssen. Der Teich müßte an den Rändern zugefroren sein. Wie es aussah, war er das auch. Aber hier, wo sie schwamm, hatte das Wasser eine sommerliche Temperatur, und zwischen ihr und dem nächstgelegenen Ufer gab es auch kein Eis. Nebel lag über dem Wasser.

Karina vergeudete keine Zeit damit, sich zu wundern, sondern begann in Richtung des Ufers zu schwimmen. Bald faßten ihr Hände in den schlammigen Grund, sie richtete sich auf und watete an Land. Die Luft allerdings war eisig. Die nassen Kleider kühlten im Nu aus und drohten sie zu einem Eiszapfen erstarren zu lassen. Sie begann zu laufen, während die Kälte in sie hineinkroch. „Sebastian!“

Ihr Bruder und der Ingenieur hatten offenbar nichts von ihrem Unfall bemerkt und keinen Versuch unternommen, sie zu retten. Mit den Zähnen klappernd erreichte sie das Mühlengebäude, drückte die Tür auf, wankte ins Innere. „Ssse – bbbas – ttian!“

„Mein Gott, Karina, was hest g’macht?“ Ihr Bruder starrte sie fassungslos an, ebenso übrigens wie Krohnstieg.

„In’n Teich g’falln bin i“, stieß sie hervor. Auf die Mundart achtete sie in diesem Augenblick nicht.

„Jessas!“ Immerhin schaltete Sebastian sehr schnell. „Los, Du mußt raus aus’d nass’n Klamottn. I geb dir mei Mantel. Sonst holst dir an Lumplfieber.“ Er wandte sich an den Ingenieur. „Und Sie, stehn’s hier net rum wie an Ölgötz, rennens zum Bahnhofswirt und holn’s die Sach’n von d‘ Karina. Die wo se gestern ang’habt het. Die sin no trockn.“

Anscheinend etwas überrascht steckte Krohnstieg seinen Notizblock ein, setzte sich dann aber doch in Bewegung und trabte den Weg entlang in Richtung der Ortschaft. Sebastian pellte seine bibbernde Schwester aus der nassen Kleidung und hängte ihr seinen Mantel um. Dann warf er Holz von dem Vorrat in den Kamin und entzündete es.

Karina nieste. Wenn sie nichts Schlimmeres als eine Erkältung davongetragen hatte, wollte sie dankbar sein. Sie war in das eisige Wasser des Mühlenteichs gefallen. Sie war von der Strömung des Mühlbachs unter das Eis getrieben worden. Sie hätte eigentlich tot sein müssen. Aber dann war sie plötzlich in warmem Wasser zu sich gekommen und hatte ans Ufer waten können. Eine logische Erklärung gab es dafür eigentlich nicht. Jedenfalls nicht, wenn man nicht ein Wunder in die Kategorie der logischen Erklärungen mit aufnehmen wollte.

Sie rückte näher ans prasselnde Feuer und kauerte sich unter dem Mantel zusammen, um ihr bißchen Körperwärme beisammen zu halten. Ganz allmählich drang die Glut des Kamins zu ihr durch. Ihre Nase begann zu laufen. „Hast du ein Schnupftuch für mich?“

Sebastian reichte ihr eines. „Wie is’n des passiert?“

Sie erklärte es ihm.

„Du bist ja narrisch! Und i hett denkt, mei Schwester wär nu alt gnug, des i nimmer auf sie achtgem müßt.“

Achtgeben. Wer hatte ihr etwas von achtgeben erzählt? Es kam ihr vor, als ob sie irgendwo zwischen Leben und Tod eine merkwürdige Vision gehabt hätte.

*

Die Nacht auf Montag schlief sie unruhig und wälzte sich in wirren Träumen hin und her. Etwas verfolgte sie. Die Sägemühle. Der Treibriemen. Plötzlich wußte sie es. Sie war in der Sägerei gewesen, verbotenerweise. Da war eine Naht, mit groben Stichen genäht. Der Zwirn löste sich, war auf einer Seite ausgefranst. Sie mußte es dem Vater sagen. Aber dann hätte er gewußt, daß sie in der Werkstatt gewesen war. Sie fürchtete sich vor dem Donnerwetter. Tausendmal habe ich dir gesagt, du sollst nicht…

Karina schreckte auf. Die Nase lief, Kopfschmerz bohrte sich in ihren Schädel. Mitten in der Nacht stand sie auf, kochte sich einen Kamillentee und inhalierte den heißen Dampf, was ihr Leiden ein wenig linderte. Einen Glühwein versagte sie sich, weil sie am nächsten Tag unterrichten mußte. Am Sonntagabend hätte sie eigentlich noch ihren Unterricht vorbereiten wollen, aber daran war unter diesen Umständen nicht zu denken gewesen.

Während sie zwischen Wachen und Schlafen neben dem Dampfbad in ihrem Mathematikbuch blätterte, zogen Fetzen von Visionen wie im Fieber an ihr vorbei. Krohnstieg hatte sich, nachdem er ihr ihre trockenen Sachen in die Mühle gebracht hatte, mit rührender

Besorgnis um sie gekümmert. Er hatte ihr Gepäck getragen, ihr in der Bahnhofswirtschaft noch einen heißen Tee besorgt, ehe sie in den Zug stiegen, hatte auf der Fahrt Temperatur und Puls gefühlt, am Bahnhof die Droschke bezahlt, die Sebastian und sie nach Hause gebracht hatte. Und ihr geraten, am Montag daheim zu bleiben. Sie hatte nicht widersprochen, aber es war klar, daß ihr das nur Ärger und Vorwürfe seitens des Schulleiters eingetragen hätte. Nein, sie mußte es durchstehen.

Warum nur kam es ihr vor, als ob sie die ganze Fürsorge des Herrn Ingenieur mit Argwohn betrachtete? Sie bedeutete ihm ganz offenbar sehr viel, und sie mißtraute ihm plötzlich. Das war undankbar und ungehörig. Und doch. Da war etwas gewesen, das sie vor ihm gewarnt hatte.

Die Visitenkarte vielleicht. Dreiseehausen. Ein Ort, der im Atlas unauffindbar war. Was andererseits für ein kleines Dorf nicht ungewöhnlich war. Was sollte sie davon halten? War das der Anhaltspunkt für ihr Mißtrauen gewesen? Absurd. Die Augen fielen ihr zu, und sie landete mit der Nase im Kamillentee. Verdammt. Ebensogut konnte sie wieder ins Bett gehen. Wahrscheinlich würde sie verschlafen. Hoffentlich kam dann Sebastian auf die Idee, sie zu wecken.

Natürlich hatte er sie zu spät geweckt. Unter Verzicht auf Wäsche und Frühstück hatte sie ihre Tram mit knapper Not erreicht. Sie ergatterte einen Sitzplatz und blätterte während der Fahrt noch einmal das Mathematikbuch auf. Kurz vor den Weihnachtsferien war noch eine Klassenarbeit in der Zehnten zu schreiben. Körperberechnung. Die Kugel stand noch aus. Sie rekapitulierte den Archimedischen Beweis für das Halbkugelvolumen, den sie ihrer

Klasse präsentieren mußte. Ob Alexandra wieder eine Abkürzung finden würde? Und wieso drängte sich jetzt der Gedanke auf, Alexandra sei bei Archimedes in die Schule gegangen? Aber das Mädchen war und blieb wunderlich, da konnte man schon einmal auf einen solchen Gedanken verfallen.

Daß die Lehrerin hochgradig erkältet war, konnte den Mädchen natürlich nicht verborgen bleiben; die verquollenen Augen, das ständige Schniefen, das stets griffbereite Schnupftuch sprachen eine deutliche Sprache.

„Was haben Sie denn angestellt, Fräulein Schuchert?“, erkundigte sich Simone teilnahmsvoll.

„Das wollt ihr nicht wissen“, erklärte Karina kategorisch. „Und jetzt zur Sache. Uns fehlen noch die Formeln für das Volumen und die Oberfläche einer Kugel. Die Herleitung ist etwas trickreich, deswegen führe ich sie euch – Hatschi! – einfach vor. Hört bitte zu, konzentriert euch, schreibt bitte vorerst nichts mit.“ Sie schneuzte sich.

„Gesundheit!“

Die Gefahr war immer groß, daß jemand in der Sorge, etwas zu verpassen, eifrig das Tafelbild ins Heft übertrug und dabei den eigentlichen Grundgedanken verpaßte. Na, Alexandra wird bestimmt nichts mitschreiben, dachte sie. Sie begann, den zum Beweis gehörigen Zylinder mit einbeschriebenem Kegel zu skizzieren. Nein, Alexandra schrieb nichts mit. Jedenfalls nicht ins Heft. Nur in die Luft. „Hab’s raus.“

Die Mitschülerinnen kicherten. Das durfte doch nicht wahr sein. Aber es war zu befürchten gewesen. „Laß mich bitte trotzdem den Beweis führen, ja? Ich fürchte, deiner ist für die anderen zu genial.“

Alexandra zog einen Schmollmund und ließ Karina gewähren. Zylinder, Kegel, Schnittfläche, Kreisring, Prinzip von Cavalieri. Endlich stand die Formel an der Tafel.

„Geht einfacher“, murmelte Alexandra.

„Und zwar?“, lächelte Karina.

Alexandras Hände formten den Zylinder, den Kegel, dann eine Halbkugel. „Mittelwert“, sagte sie. „Zwischen dem und dem.“

Karina rechnete im Kopf nach und stellte zu ihrer Verblüffung fest, daß es stimmte. „Aber“, gab sie zu bedenken, „das wäre nur eine Abschätzung, kein eigentlicher Beweis.“

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Deins auch nicht.“

„Warum nicht?“

„Treppe.“ Alexandra zeichnete ein stufiges Gebilde aus den Cavalierischen Scheiben in die Luft. „Nicht glatt.“

Sie hatte ja so recht. Der Übergang zu gedachten unendlich dünnen Scheiben blieb, solange keine Integralrechnung zur Verfügung stand, nur eine Plausibilitätsbetrachtung ohne wirkliche Beweiskraft. Aus irgendeinem Grunde hatte Karina plötzlich ein Bild vor Augen, wie Alexandra diesen Punkt mit Archimedes und Riemann diskutierte. Sie seufzte entsagungsvoll, verspürte ein erneutes Kribbeln in der Nase, und nieste heftig.

*

Wenige Tage vor Weihnachten stand abermals Ingenieur Krohnstieg vor der Tür. „Ich wollte mich verabschieden, Fräulein Karina, und Ihnen ein schönes Weihnachtsfest wünschen. Und Ihnen dieses kleine Präsent überreichen.“ Ein flaches Päckchen war in Seidenpapier eingeschlagen und mit einer blauen Schleife verschnürt. Er lächelte. „Aber öffnen Sie es bitte erst zu Weihnachten.“

„Danke“, machte sie, wiederum sehr überrascht. „Aber wieso verabschieden?“

„Meine Arbeiten hier sind erledigt. Ich reise ab.“

Sebastian hatte bemerkt, daß Besuch da war und näherte sich von hinten. Den letzten Satz hatte er offenbar mitbekommen. „Was soll des haaßen, erledigt? Und d‘ Kalkulation fer d‘ Kostn?“

„Ist leider noch nicht fertig.“ Er zuckte bedauernd mit den Schultern. „Ich habe noch nicht alle Angebote der verschiedenen Gewerke vorliegen. Aber ich schicke sie Ihnen zu, sobald ich alles beisammen habe.“

„Ja – und denn?“

„Dann nehmen Sie mit mir Kontakt auf, je nachdem, wie Sie sich entschieden haben. Ich bin ja nicht aus der Welt. Ihr Fräulein Schwester hat meine Adresse.“

„Ah – so.“

„Dann bleibt uns also erst einmal nur, Ihnen ein schönes Christfest zu wünschen“, stellte Karina fest. „Jedenfalls vielen herzlichen Dank für alle Mühe, die Sie sich mit uns gegeben haben.“ Verlegen blickte sie auf das Päckchen. „Ich kann mich jetzt gar nicht revanchieren. Darauf war ich nicht vorbereitet. Aber wenn wir uns wiedersehen…“

„Lassen Sie nur. Also, in diesem Sinne. Herr Sebastian, Fräulein Karina.“ Er bedachte Sebastian mit einem Händedruck und Karina mit einem Handkuß. Dann setzte er seinen Hut auf und wandte sich zum Gehen.

Karina wollte eben die Haustür hinter ihm schließen, da blieb er abrupt stehen, drehte sich um und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. „Wie dumm von mir! Das hätte ich fast völlig vergessen!“

Karina hob fragend die Augenbrauen. „Vergessen?“

„Aber sicher. Ich hatte Ihnen noch etwas versprochen.“

„Was, um Himmels Willen, hatten Sie uns versprochen?“

„Ich hatte Ihnen doch angeboten, Ihren Schmuck bei einem Juwelier schätzen zu lassen. Das hatte ich jetzt völlig aus den Augen verloren. Wie machen wir denn das jetzt…?“

„Zur Not lassen wir es einfach bleiben“, schlug Karina vor.

„Nein, nein. Was man versprochen hat, muß man doch halten.“ Der Ingenieur wirkte geradezu verzweifelt. „Wissen Sie was? Mein Zug geht ja erst morgen mittag. Ich könnte morgen früh noch die Sachen zum Juwelier bringen und ihm erklären, worum es geht. Lassen Sie

ihm eine oder zwei Wochen Zeit, und um Silvester herum können Sie die Sachen dann zusammen mit der Expertise bei ihm abholen. Ist das ein Vorschlag?“

„Zu welchem Juwelier würden Sie sie denn bringen?“ Eine Spur von Mißtrauen, für das sie sich sofort schämte, stieg in Karina auf. Alexandra hatte sie vor diesem Mann gewarnt. Aus welchem Grund auch immer, vielleicht auch nur aus Eifersucht. Aber konnte sie ihm wirklich den Schmuck anvertrauen?

„Gebrüder Stein in der Kaiserallee.“ Krohnstieg legte den Kopf schräg. Offenbar spürte er ihr Mißtrauen – wie peinlich. „Das ist eine renommierte und alteingesessene Firma. Passen Sie auf, wir machen es so: Ihr Herr Bruder begleitet mich dorthin. Er erhält eine Bescheinigung, daß er die Sachen zur Schätzung abgeliefert hat und bekommt sie dann gegen Vorlage der Quittung nach dem Fest wieder ausgehändigt. Die Kosten für die Expertise übernehme ich, das hatte ich Ihnen ja zugesagt.“

Karina seufzte nachdenklich, konnte aber an dem Vorschlag nichts Bedenkliches entdecken. Die Firma Stein war ja wirklich über jeden Zweifel erhaben. Und wenn Sebastian den Ingenieur begleitete…

„Ich finde, das ist in Ordnung, nicht wahr Sebastian?“

„Scho recht. In d’r Früh kommt no en Schranktür in’d Leimzwing‘, hernach kann i ohnehin erstma nix mach’n.“

„Na, sehen Sie.“ Krohnstieg wirkte erleichtert. „Genau so werden wir es machen.“

5. Der Schmuck der Mutter

Der Tag vor den Weihnachtsferien war zugleich der Tag, an dem Karina in ihrer Zehnten die Arbeit über die Kreis- und Kugelberechnung korrigiert zurückgab. Alexandra hatte nicht die schlechteste Note erzielt, aber doch nur schwach befriedigend. Ihre Lösungen waren, wie immer, richtig – die Dokumentation des Lösungsweges hingegen so erbärmlich, daß die Lehrerin sich auch beim äußersten Wohlwollen nicht zur einer besseren Note hatte entschließen können. Andere Schülerinnen hatten durchaus weniger geleistet. Sei es, daß sie keinen brauchbaren Ansatz gefunden hatten, sei es, daß sie sich verrechnet hatten.

Die letzte Aufgabe hatte von einem – idealisiert kugelförmigen – Apfel gehandelt, der durch vier Schnitte in acht Stücke zerteilt und vom Kerngehäuse befreit werden sollte. Der Apfel sollte zwölf Zentimeter durchmessen, das Kernhaus sechs. Die Frage lautete letztlich, um welchen Faktor sich dadurch die sichtbare Oberfläche vergrößerte. Von den Schülerinnen, die einen Ansatz gefunden hatten, hatten fast alle die einzelnen entstehenden Schnittflächen berechnet und aufsummiert, um sie mit der ursprünglichen Oberfläche zu vergleichen. Und die meisten hatten sich dabei verrechnet oder Teilflächen übersehen. Nur Simone hatte die Rechnung erfolgreich bis zum Ende gebracht, und Julias Rechnung war zumindest korrekt bis zu der Stelle, an der sie wegen Zeitmangel hatte abbrechen müssen. Alexandra hatte nur die Lösung angegeben: 275 Prozent. Was richtig war. Gerechnet hatte sie wie immer im Kopf.

Beim der Besprechung der Lösungen wagte Karina es, ihre Problemschülerin nach dem Lösungsweg zu fragen.

„Radius egal“, erklärte Alexandra. Sie formte mit den Händen eine große Kugel, gefolgt von einer kleinen. „Vier und eins.“ Dann deutete sie einen Kreisring an, der wohl eine Schnittfläche symbolisieren sollte. „Eins ohne ein Viertel.“ Eine Handbewegung zerteilte den unsichtbaren Körper in der Luft durch vier Schnitte. „Mal acht. Also elf. Zu vier.“

„So ist es“, bestätigte Karina. „Schade, daß du nicht wenigstens das aufgeschrieben hast.“

„Und für normale Menschen zum Mitschreiben?“ ‚erkundigte sich Pauline.

„Alexandra hat erkannt, daß für ein reines Flächenverhältnis weder der Radius noch Pi eine Rolle spielen, sie kürzen sich heraus. Ich werde es euch jetzt aber mit r und Pi an die Tafel schreiben, damit ihr die Formeln wiedererkennt…“

Karina entwickelte Alexandras Lösung an der Tafel, kürzte erst am Schluß, was es zu kürzen gab, und endete mit der Erkenntnis, daß elf zu vier tatsächlich 275 Prozent ergab.

„Wir haben noch eine Viertelstunde, und es ist die letzte Stunde vor den Ferien. Erzählen Sie uns noch eine Geschichte?“, bat Simone als Klassensprecherin.

Karina lächelte verständnisvoll. Das war Tradition, seit sie diese Klasse unterrichtete. „Na schön. Packt eure Hefte ein, ich erzähle euch die Geschichte von der blauen Rose:

Einstmals gab es im chinesischen Reich eine Prinzessin, die keine Lust hatte zu heiraten. Ihr Vater, der Kaiser, drängte sie dazu, weil

das Volk schon murrte und sich böse Gerüchte ausbreiteten. Außerdem mußte ja der Fortbestand der Dynastie gesichert sein. So gestand die Prinzessin schließlich zu, sie werde heiraten – aber nur jemanden, der ihr eine blaue Rose bringen könne. Dann soll es so sein, sagte der Vater, das Wort der Prinzessin ist Gesetz.

Die Nachricht von der unerfüllbaren Bedingung verscheuchte die meisten potentiellen Freier, bis auf drei: Einen Kriegsherrn, einen Kaufmann und einen Gelehrten. Alle drei versprachen, eine blaue Rose zu besorgen, und zogen davon.

Der Kriegsherr mobilisierte seine Armee und marschierte in ein Nachbarland ein. Er eroberte die Hauptstadt und setzte die Familie des Herrschers gefangen. Als Lösegeld verlangte er eine blaue Rose. Niemand konnte den Wunsch erfüllen, aber der bedrängte König nahm aus seiner Schatzkammer einen blauen Edelstein und ließ ihm von einem Edelsteinschleifer die Form einer Rose geben. Der Kriegsherr, überzeugt, daß eine bessere blaue Rose nicht zu bekommen war, gab sich zufrieden und rückte mit seinem Heer ab.

Zurück im Kaiserpalast präsentierte er der Prinzessin den Stein in Gestalt einer blauen Rose. Die Prinzessin aber zeigte sich ungehalten: das sei nur ein Edelstein, davon habe sie Kisten voll. Der Kriegsherr wurde in Ungnade entlassen.

Der Kaufmann ließ seine Beziehungen spielen und erkundigte sich bei allen seinen Handelspartnern, ob nicht einem von ihnen eine blaue Rose begegnet sei. Fast alle mußten ihn enttäuschen. Der letzte wußte zumindest von einem Porzellanmaler, der Vasen mit Blumen bemalte, er könne sicherlich auch eine blaue Rose malen. Also ließ der Kaufmann von dem Maler für teures Geld eine Vase

mit einer blauen Rose dekorieren. Die brachte er die Prinzessin. Eine wunderschöne Vase, sagte diese. Sollte ich je eine blaue Rose bekommen, so werde ich sie in diese Vase stellen. Aber die Rose fehlt noch. So zog auch der Kaufmann enttäuscht von dannen.

Der Gelehrte wälzte Bücher aller Wissenschaften und stieß endlich auf ein Elixier, mit dem man eine Blume blau färben konnte. Also besorgte er sich die erforderlichen Ingredienzien, mischte das Elixier, und tatsächlich gelang es ihm, eine weiße Rose damit blau zu färben. Stolz auf seinen Erfolg eilte er zum kaiserlichen Palast und präsentierte die Rose. Die Prinzessin war überaus entzückt und stellte die Rose in die Vase, die der Kaufmann ihr gebracht hatte. Angelockt von der Farbe und dem Duft, flatterte ein Schmetterling durch das offene Fenster herein und ließ sich auf der Rose nieder. Kaum aber hatte er von ihrem Nektar probiert, fiel er tot zu Boden. Das Elixier hatte ihn vergiftet. Lug und Trug, zeterte da die Prinzessin, warf die Vase nach dem Gelehrten und jagte ihn hinaus.

Oh, Vater, klagte sie hinterher, was habe ich getan. Meine Bedingung war unerfüllbar. Vielleicht sollte ich doch eine einfachere stellen. Der Kaiser aber schüttelte den Kopf: Unglück über unsere Dynastie, sagte er. Du kannst keine andere Bedingung mehr stellen, denn das Wort der Prinzessin ist Gesetz.

So ging die Prinzessin in den Garten und weinte bitterlich. Auf einmal hörte sie, von jenseits der Mauer, den Klang einer Laute und eine wunderschöne Stimme, die dazu sang. Rasch stellte sie eine Leiter, die der Gärtner vergessen hatte, an die Mauer, kletterte hoch und blickte über die Mauerkrone. Draußen musizierte ein wunderschöner Jüngling, in den sie sich sofort verliebte. Als jener bemerkte, daß die Prinzessin auf ihn herunterblickte, erschrak er,

aber sie redete ihm gut zu, er möge bleiben, seine Melodie sei so faszinierend und passe so gut zu ihrer traurigen Stimmung.

Da gestand der Musikant, er habe ursprünglich auch um die Prinzessin freien wollen, aber die unerfüllbare Bedingung habe ihn nun in die Traurigkeit gestürzt. Beflügelt von ihrer Liebe, hatte die Prinzessin aber eine Idee: Komm morgen in den Palast und bring eine Rose mit. Die Farbe ist völlig egal. Dann sehen wir weiter.

Und so geschah es. Der Musikant erschien am nächsten Tag, in der Hand eine weiße Rose, und verlangte zur Prinzessin vorgelassen zu werden. Man führte ihn herein, und sobald die Prinzessin ihn erblickte, rannte sie auf ihn zu und rief: Oh, welch eine wundervolle blaue Rose!

Die Mitglieder des Hofstaates sahen sich irritiert an. Aber keiner wagte es, zu widersprechen. Denn das Wort der Prinzessin war Gesetz. Und wenn sie sagte, das sei eine blaue Rose, dann war das eine blaue Rose.



So wurde der Musikant ihr Gemahl. Die Prinzessin aber ließ den Garten mit lauter weißen Rosen bepflanzen, und immer, wenn sie

mit Ihrem Liebsten in den Garten spazierte, sagte sie, laß uns in unseren blauen Garten gehen. Und so lebten sie glücklich bis an ihr seliges Ende.“

Auf den Punkt genau schellte es zum Stundenende. Karina verabschiedete ihre Schülerinnen und wünschte ihnen ein gesegnetes Weihnachtsfest. Erst als alle gegangen waren, begriff Karina, welche eigentliche Weisheit in der Geschichte steckte.

Vor der Tür des Klassenzimmers wartete Alexandra. Karina hob erstaunt eine Augenbraue. „Nanu. Du bist noch hier?“

„Dein Bruder“, sagte Alexandra.

„Mein Bruder? Was ist mit meinem Bruder?“

„Falscher Anzug.“ Damit wandte sich Alexandra zum Gehen. Ein paar Schritte weiter wartete ihre Freundin Julia auf sie; Hand in Hand trotteten sie davon.

Karina sah ihnen verständnislos nach. Im Mathematikunterricht hatte sie sich ja an Alexandras kryptische Äußerungen gewöhnt und wußte sie zumeist zu deuten. Aber das hier? Das Orakel von Delphi war nichts dagegen.

*

Es war das erste Weihnachtsfest ohne die Mutter. Den Christbaum hatten sie in den letzten Jahren immer oben in Augustes Zimmer aufgestellt, da sie nicht die Treppe herunterkommen konnte. Das wollten sie sich diesmal nicht antun. In dem Zimmer erinnerte noch alles an die Verstorbene; sie hatten es noch nicht fertiggebracht, es

auszuräumen, obwohl Doktor Welcker ihnen geraten hatte, das sei das beste, um über den Verlust hinwegzukommen. Im neuen Jahr vielleicht.

In Anbetracht der in den vergangenen Monaten angefallenen außerplanmäßigen Kosten fiel Karinas – und Sebastians – Weihnachtsfest ohnehin etwas bescheiden aus. Ein gutes Essen, ja, aber aus preiswerten Zutaten. Also kein Braten. Der Christbaum war krumm gewachsen, dafür hatte Sebastian ihn kostenlos bekommen können. Dekoriert war er mit bemalten Nüssen und Strohsternen.

An Wachskerzen hatten sie gespart, genau ein Dutzend, das sie auf zweimal sechs einteilten. Die Geschenke – wir müssen uns ja nichts schenken, hatte Sebastian vorgeschlagen. Aber dann hatte er seiner Schwester doch das Bücherregal gebaut, um das sie ihn schon lange Zeit vorher gebeten hatte. Für ihn hatte sie einen neuartigen faltbaren Maßstab für seine Werkstatt besorgt, der zwei Meter maß, sich aber auf zwanzig Zentimeter zusammenklappen ließ. Die kindliche Begeisterung, mit der er ihn immer wieder auf und zu faltete, ließ vermuten, daß er ihm gefiel.

Erst nachdem sie von der Christmette zurück waren, fiel ihm ein:

„Karina! Der Inschinör het dir do no was g'schenkt. Des hett mer fast vergess'n."

„Richtig. Na, da bin ich ja mal gespannt." Sie holte das Päckchen, das Krohnstieg ihr zum Abschied überreicht hatte, und knotete geduldig das Geschenkband auf, weil es zum Zerschneiden zu schade war. Aus dem Papier wickelte sie eine flache Schachtel mit

der Aufschrift ‚QUESTION DU LAPIN'. Dabei lag eine Karte mit einem Weihnachtsmotiv, mit einer Notiz des Ingenieurs:

Verehrtes Fräulein Karina. Erlauben Sie mir dieses kleine Präsent für Sie und Ihren Herrn Bruder. Es handelt sich um ein Geduldsspiel, das Ihnen die Zeit vertreiben kann und – da es nicht ganz einfach ist – vielleicht auch hilft, den Umgang mit den Frustrationen Ihres Lebens zu üben. Mit vorzüglichen Grüßen, ganz der Ihre, Ephraim Krohnstieg.

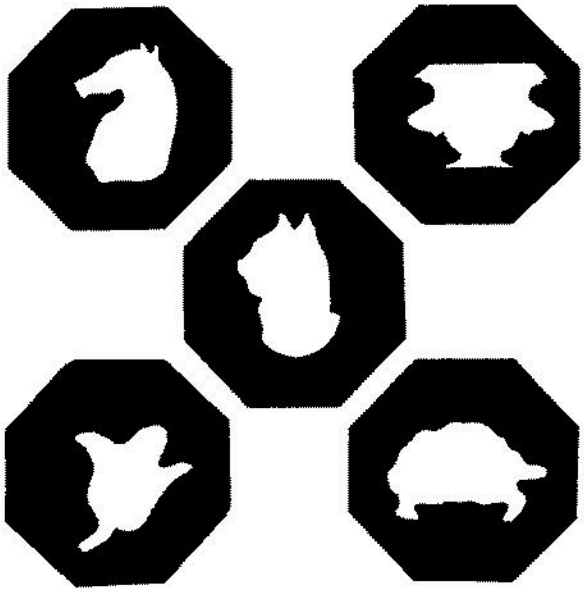
„Wie originell", bemerkte Karina.

„Des is Franzeesch", stellte Sebastian fest.

„Was du nicht sagst. Mein Französisch ist auch nicht so doll, aber es soll wohl Hasenrätsel bedeuten. Da ist ja auch ein Hase abgebildet." In der Tat zeigte der Karton die Zeichnung eines Hasen, mit Anzug, Stock und Zylinderhut, der ein achteckiges Plättchen präsentierte, in welchem wiederum der Umriß eines kauernden Hasen zu erkennen war.

„Mach's halt emal auf."

Gute Idee. Sie öffneten die Schachtel. Drinnen lagen fünf achteckige Scheiben aus Karton, in die verschiedene Silhouetten geschnitten waren, ein Pferdekopf, eine griechische Vase, ein Katzenkopf, eine Glockenblume und eine Schildkröte. „De Haas fehlt."



„Stimmt.“ Das Plättchen mit dem Hasen, das auf dem Karton abgebildet war, gab es nicht. „Merkwürdig.“

„Gibts ka Instrukschion?“

„Doch. Hier auf der Rückseite.“ Karina hatte die Schachtel gewendet und las, mit sicherlich grauenvollem Akzent: „Trouver la silhouette dun lapin en superposant les 5 plaques.“ Wobei sie die ‚fünf’ auf deutsch aussprach.

„Ah – un uf deutsch?“

„Na ja, sinngemäß soll es wohl bedeuteten, daß man die fünf Plättchen so aufeinanderlegen soll, daß die Silhouette des Hasen entsteht.“

Sebastian schob die fünf Scheiben übereinander. „Des is ka Haas.“

Karina lächelte. „Da sie achteckig sind, kann man sie in acht verschiedenen Stellungen übereinander legen. Das geht nicht mal so eben nebenbei. Deswegen nennt man es ja auch Zeitvertreib.“

Sebastian begann die Scheiben zu drehen und neue Kombinationen zu probieren. Erfolglos.

„Da jede Scheibe acht Stellungen hat und es fünf Scheiben sind, gibt es acht hoch fünf Möglichkeiten“, dozierte Karina. „Nun ja, eigentlich nur acht hoch vier; wie die erste Scheibe liegt, ist im Grunde egal, der Hase ist dann am Ende nur womöglich gedreht.“

„Achte hoch viere. Des is acht ma acht ma acht ma acht. Acht ma acht ist vierensechz’g. Ma acht…“, begann Sebastian zu rechnen.

„Fünfhundertzwölf“, half Karina aus.

„Ma acht?“ Sebastian wollte einen Stift nehmen und schriftlich rechnen.

„Warte. Fünfhundert mal acht ist viertausend. Zwölf mal acht ist sechsundneunzig. Zusammen…“

„Viertausn’ensechsaneunz’g“, ergänzte Sebastian.

„Das wird eine lange Nacht“, grinste Karina. „Wenn du ohne Pause acht Stellungen pro Minute durchprobierst, dauert es 512 Minuten, das sind reichlich acht Stunden. Und man muß sich merken, welche Stellungen man schon hatte. Also am besten systematisch.“

„Aba nimmer heut“, erklärte Sebastian kategorisch.

„Hast recht. Also gehn wir ins Bett. Gute Nacht.“

*

Während Karina die freien Tage nach Weihnachten nutzte, um das letzte Kapitel Mathematik für die Zehnte – es handelte sich um Trigonometrie – vorzubereiten und über die Prüfungsvorbereitung nachzudenken, spielte Sebastian mit dem Hasenpuzzle weiter, wenn er nicht gerade einige kleine Arbeiten in der Schreinerei erledigte. Karina hatte ihm erklärt, wie man die Stellungen am besten systematisch durchging, nämlich indem man jede Stellung jeder Karte mit einer Ziffer von Null bis Sieben markierte und dann durch Drehen der Kärtchen von 0000 bis 7777 zählte – also eigentlich im Achtersystem, aber für Sebastian reichte es, daß er im gewohnten Zehnersystem zählte und alle Zahlen ausließ, die eine Acht oder Neun enthielten.

Dem Juwelier sollte Karina noch etwas Zeit geben, hatte Krohnstieg gesagt. Vielleicht kamen ja gerade in der Weihnachtszeit besonders viele begüterte Herren in seinen Laden, um ein Weihnachtsgeschenk für ihre Frau Gemahlin auszusuchen. Jedenfalls stellte sie sich das so vor – eigene Erfahrungen mit Juweliergeschäften konnte sie nicht vorweisen.

Es war der dreißigste Dezember, als Sebastian ihr stolz die Lösung des Puzzles präsentierte. Die Kärtchen lagen übereinander, und wenn man hindurchsah, erschien der Umriß des Hasen. „Aber sag mir nicht, wie du sie dazu gedreht hast, ich will es irgendwann noch selbst probieren“, bat sie.

„Wenn’d meinst.“ Sebastian nickte. „Denkst, mer sollt’n ma bei’d Gebrüd’r Stein na d‘ Klunker frag’n?“

„Könnten wir machen. Heute ist ein normaler Werktag, da werden sie geöffnet haben. Also gehen wir heute nachmittag hin.“

„Geh allein“, winkte Sebastian ab.

„Warum? Du warst schon da, mich kennen sie in dem Laden ja gar nicht. Meinst nicht, es wär besser, wenn du auch dabei wärst?“

„Na ja, eigntlich kennt’r mi a net.“

Karina blickte verdutzt zu ihrem Bruder auf. „Wieso das denn? Ich dachte, du wärst mit Herrn von Krohnstieg zusammen dort gewesen?“

„War i ja. Aber denn het er sagt, an mei Arbeitssachn, die wo i ang’habt het, könnt wer Anstoß nehm in dem feine Laden. Also is er allein nei und i heb drauß’n wart. Er is denn mit’n Beleg wiedakumm un hetn mer in’d Hand drückt.“

„Ach so? Das hattest du gar nicht erzählt.“

„War ja net so wichtig.“ Sebastian zuckte mit den Schultern.

Karina beschlich das ungute Gefühl, daß das eventuell doch wichtig gewesen sein könnte. Alexandras sibyllinische Äußerung, Sebastian habe die falschen Sachen angehabt, kam ihr in den Sinn. Es blieb ihr zwar unerklärlich, wie das Mädchen davon hatte wissen können, aber Fakt war, daß es den Tatsachen entsprach.

Am frühen Nachmittag betraten sie also, nun doch gemeinsam, das Juweliergeschäft der Gebrüder Stein. Es sah darin noch viel edler aus, als Karina es sich vorgestellt hatte. Samt und Glas, Vitrinen mit funkelnden Steinen und glänzendem Gold. Und ein sehr erlesen gekleideter Verkäufer hinter dem Ladentresen, der Sebastians

Aufzug in der Tat mit einem – nun ja – Blick stummer Verachtung bedachte, um es vorsichtig auszudrücken.

Konsequenterweise wandte er sich dann auch an Karina. „Grüß Gott, gnädige Frau. Was kann ich für sie tun?“

Sie legte die Quittung auf den Tresen. „Wir haben vor den Feiertagen bei Ihnen diesen Schmuck abgegeben, um den Wert schätzen zu lassen. Ich wollte fragen, ob Sie damit schon fertig sind.“

Der Mann studierte den Beleg. „Hm. Warten Sie. Ich lasse nachsehen.“ Er wandte sich an die Verkäuferin, die weiter hinten stand. „Lena, schauen Sie doch mal nach, ob das hier erledigt ist. Das muß mein Bruder angenommen haben, das ist seine Unterschrift.“

Der Mann vor ihnen war also demnach einer der Brüder Stein. Die Dame namens Lena verschwand durch einen Vorhang in einem nach hinten hinaus gelegenen Nebenraum. Nach wenigen Minuten kam sie mit einem Tablett, das mit Samt ausgeschlagen war, zurück. „Wir haben nur das hier.“

Auf dem Tablett lag eine einzelne Perlenkette, daruntergesteckt ein Briefkuvert mit dem Namenszug des Ladens.

Karina runzelte die Stirn. „Das ist alles? Und wo ist der Rest?“ Sie wies auf die Liste von Schmuckstücken, die auf der Quittung aufgeführt waren, wobei sie in sich aufsteigende Hitze bemerkte. Hier lief etwas ganz und gar schief.

„Etwas anderes haben wir offenbar nicht bekommen“, erklärte Herr Stein.

„Aber hier steht doch…“

„Warten Sie, ich hole meinen Bruder.“ Er ging nun seinerseits nach hinten. Dann kamen sie zu zweit zurück.

„Gnädige Frau“, begann nun der andere Stein, „mein Bruder erklärte mir gerade, daß dieser Schmuck nicht vollständig sei. Ich erinnere mich, daß ein Herr ihn vor den Feiertagen hier vorgelegt hat, aber es war nur diese Perlenkette, nichts sonst.“

„Die Dame verweist darauf, auf der Quittung stehe eine ganze Liste“, warf der andere ein und schob seinem Bruder den Beleg hin.

Jener seufzte. „Das haben wir gleich. Wir haben ja eine Durchschrift der Quittung.“ Er zog unter dem Ladentisch einen Aktenordner hervor und blätterte ihn auf. „Hier, sehen Sie. Es wurde lediglich der Empfang dieser einen Kette quittiert. Ich sage das äußerst ungern, aber Ihre Quittung ist offenbar nachträglich manipuliert worden.“

„Aber…“ Karina wollte protestieren, aber im Grunde hatte sie schon begriffen, daß sie verloren hatte.

„Das ist übrigens auch nicht meine Schrift“, setzte Stein nach. „Zweifellos geschickt nachgeahmt, aber hier zum Beispiel bei ‚Medaillon’ erkennt man es deutlich, ich schreibe das ‚M’ ganz anders. Bitte, hier!“ Damit schlug er einen anderen der abgehefteten Belege auf, um zu beweisen, wie der Buchstabe ‚M’ in seiner Schrift auszusehen pflegte. Der Unterschied war wirklich unleugbar.

„Dein glumpata Herr Inschinör het uns b'schiss'n, da Sauhund!", polterte Sebastian lautstark los.

„Mäßigen Sie sich bitte, mein Herr", mahnte Stein. Karina aber stand plötzlich der ganze fein eingefädelte Betrug vor Augen. Krohnstieg war nichts als ein Verbrecher. Er hatte sich nur in ihr Vertrauen geschlichen, um sich ihres Schmucks zu bemächtigen. Sie hatte ihm ja selbst davon erzählt, damals beim Essen. Dann hatte er Sebastian mit Hinweis auf seine unpassende Kleidung ausmanövriert, hatte nur die Perlenkette zur Schätzung vorgelegt und dafür eine Quittung ausgestellt bekommen. Den Rest des Schmucks hatte er nachträglich auf den Beleg geschrieben und ihn dann wohl in seinem Koffer verschwinden lassen. Wenn er einen Koffer dabei gehabt hatte, war das nicht einmal aufgefallen, er war ja angeblich auf dem Weg zur Bahn und im Begriffe abzureisen. Sogar die Schrift des Juweliers hatte er zu fälschen versucht – hatte aber natürlich nur die Buchstaben imitieren können, die in den wenigen Worten vorkamen, und ein ‚M' war nicht dabei gewesen.

Karina faßte sich. „Es tut mir leid, Herr Stein. Wir sind offenbar betrogen worden. Ein Mensch unseres Vertrauens hat den Schmuck hergebracht, aber er muß alles bis auf diese Kette eingesteckt und dann den Beleg gefälscht haben. Ich bin, ehrlich gesagt, ratlos. Aber Sie trifft sicherlich kein Vorwurf."

„Ja", erinnerte sich nun Stein. „Ein vornehmer Herr mit einem Oberlippenbart. Er trug einen Ulster und einen Hut. Nachdem er diese Kette abgeliefert hatte, fragte er noch, ob er hier die Toilette benutzen dürfe."

„Un da het er indem d‘ List g’fälscht, derweil i draußn wart het – dermit des i net dere Augn mit mein Arbeitszeug beleidign tu!“, fügte Sebastian grimmig hinzu.

Die Steins übergingen den erneuten Ausbruch taktvoll. „Wir können Ihnen nur anraten, mit Ihrer Geschichte zur Polizei zu gehen.“

Karina nickte. Daß die Polizei ihr helfen konnte, bezweifelte sie. Krohnstieg hatte reichlich über eine Woche Zeit gehabt, sich in aller Ruhe aus dem Staub zu machen und konnte inzwischen überall sein. Das Geduldsspiel kann Ihnen helfen, den Umgang mit den Frustrationen Ihres Lebens zu üben, fiel ihr ein. Sie hatte das Gefühl, daß dieser Lump sie mit dem Weihnachtsgeschenk gezielt hatte verhöhnen wollen. Unfaßbar! Und dabei hatte er so tadellose Umgangsformen besessen, und sie hätte sich tatsächlich beinahe in ihn verguckt gehabt. Etwas in ihr wollte sogar jetzt noch glauben, das alles sei nur ein Irrtum, der sich im nächsten Moment aufklären müsse. Aber es war kein Irrtum. Krohnstieg hatte sie übers Ohr gehauen, eiskalt.

„Darf ich die Perlenkette dann wenigstens mitnehmen?“

Stein zog das Kuvert unter dem Schmuckstück heraus und öffnete es. „Den Wert hatte ich auf 150 Mark taxiert. Für die Schätzung bekomme ich dann noch drei Mark fünfundzwanzig.“

Sie schluckte trocken. Hatte sie nach alledem tatsächlich erwartet, Krohnstieg habe die Taxe bezahlt? Er müßte ja absolut dämlich gewesen sein! Das teuerste Weihnachtsgeschenk meines Lebens, dachte Karina wütend. Und bezahlte.

Und du Vollidiot hast dich von ihm reinlegen lassen, lag ihr auf der Zunge, sobald sie wieder auf der Straße standen. Sie holte Luft, um es Sebastian ins Gesicht zu schreien, aber dann schluckte sie es tapfer hinunter. Matthäus 7, Vers 5: ‚Zieh zuerst den Balken aus deinem Auge; danach sieh zu, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehst.' Sie selbst war doch dem Charme dieses Halunken erlegen, wie wollte sie da ihrem Bruder Vorwürfe machen?

*

Letztlich hatten sie sich dann doch entschieden, auf die Polizei zu gehen, obwohl Karina keinen Sinn darin sah.

Sie wurden an eine Abteilung im Polizeipräsidium verwiesen. Der Inspektor – zumindest vermutete sie, daß er einer war, sie kannte sich da nicht aus – trug an seiner dunkelblauen Uniform eine beeindruckende Anzahl silberner Blechsterne und war mit einem dekorativen Moustache geschmückt. Seine Statur konnte man als die eines Athleten bezeichnen, vielleicht trieb er Kraftsport. Sein Haar war auffällig blond und durch eine Naturkrause ausgezeichnet. Er stellte sich mit dem Namen Ziegler vor und bot ihnen, nachdem er erfahren hatte, worum es ging, sogar einen – allerdings recht unbequemen – Sitzplatz an. Dann lauschte er aufmerksam Karinas Schilderung, die Sebastian nur gelegentlich mit eingeworfenen Verwünschungen unterbrach.



Schließlich endete Karinas Bericht, und Ziegler legte Bleistift und Stenogrammblock beiseite. „Zunächst einmal bin ich Ihnen dankbar, daß Sie die Sache zur Anzeige bringen. Die Erfahrung lehrt, daß solche Betrugsfälle von den Betroffenen meist gar nicht angezeigt werden, weil es ihnen peinlich ist.“

„Mir ist es auch peinlich, daß ich diesem Menschen aufgesessen bin, das können Sie mir glauben.“ Irgendwie fühlte sie sich sogar beschmutzt, weil er in ihre Gefühlswelt eingedrungen war. Aber das mußte sie nicht zu Protokoll geben.

„Aber was uns nicht angezeigt wird, können wir nicht verfolgen. Haben Sie eine Liste der gestohlenen Gegenstände?“

„Aber ja. Er besaß ja die Frechheit, sie alle auf die Quittung zu schreiben. Hier.“ Sie reichte ihm den nutzlosen Beleg. „Alles bis auf die Perlenkette. Die ist noch da.“

„Nun“, meinte der Polizist, „hätte er das nicht getan, wäre Ihnen der Betrug ja gleich aufgefallen. Es war also durchaus ein nachvollziehbarer Teil seines Plans. Zumal er auch die Schrift des Juweliers nicht ungeschickt gefälscht hat. Die nächste Frage muß logischerweise lauten: Können Sie den Täter beschreiben?“

„Eigentlich schon. Schlank, schwarzhaarig. Braune Augen. Etwas größer als ich. Um die vierzig Jahre alt. Er trägt ein Oberlippenbärtchen. Gediegene Kleidung: dunkler Gehrock, etwas hellere Hose. Eine Taschenuhr an der Weste. Ach ja, und er trägt einen Seidenschal.“

„Sie haben eine gute Beobachtungsgabe, Fräulein…“

„Schuchert.“

„Richtig, Fräulein Schuchert. Dummerweise lassen sich die meisten Merkmale, die Sie geschildert haben, problemlos verändern. Selbst das Bärtchen könnte er abrasieren. Es bleibt als zuverlässige Beschreibung nur die schlanke Statur, die Augenfarbe, das ungefähre Alter und die Körpergröße.“

„Mer hen’d Kartn mit dere Adress“, warf Sebastian ein.

„Oh“, machte der Inspektor. „Haben Sie sie da?“

„Leider nein, die liegt zuhause. Ephraim von Krohnstieg, stand da. Beratender Ingenieur, Dreiseehausen, Am Hofacker. Die Hausnummer erinnere ich jetzt nicht.“

„Siebene wars“, half Sebastian aus.

„Ich habe versucht herauszubekommen, wo dieses Dreiseehausen liegt, aber ich habe es in keiner Karte gefunden“, erklärte Karina. „Nach allem vermute ich, daß die Adresse falsch ist.“

„Ja, vermutlich“, gestand der Inspektor zu. „Aber das alles erinnert mich an einen anderen Fall aus dem vergangenen Sommer. Da wurde auch eine junge Dame von einem überaus sympathischen Herrn umgarnt, bis er sie um ihr – nicht unerhebliches – Vermögen gebracht hatte. Wenn Sie etwas Geduld haben, werde ich mir die Akte aus dem Archiv besorgen.“

„Die Geduld haben wir dann auch noch.“ Karina lächelte schmerzlich und dachte an das Geduldsspiel. Sie überbrückte die Wartezeit, indem sie sich in der Amtsstube des Inspektors umsah.

Ein junger Mann mit deutlich weniger Sternen saß am Fenster an einer Schreibmaschine und nahm von ihnen keine Notiz. Auf dem Schreibtisch gab es sogar einen Telephonapparat. Ein Aktenschrank mit Rolltür stand in einer Ecke; der Rest der Wand war fast vollständig mit einer überdimensionalen Landkarte ausgefüllt, in der einige Stecknadeln als Markierungen steckten. Wenn Dreiseehausen auf dieser Karte nicht zu finden war, dann vermutlich nirgends, dachte sie. An der Wand tickte eine Uhr. Die Schreibmaschine klapperte. Ein Geruch von Bohnerwachs und Ruß lag in der Luft; letzterer rührte wohl von dem Kohlenofen her, der in einer Ecke stand, eine Kohlenschütte daneben.

Die Dielen knarrten, als Inspektor Ziegler kaum zehn Minuten später mit einem Hefter zurückkam. „Da haben wir's. Sogar mit Visitenkarte. Ephraim von Krohnstieg. Beratender Architekt. Angeblich wohnhaft in Eiderhessenau. Einem Ort übrigens, den es auch nicht gibt. Die Personenbeschreibung kommt ebenfalls hin." Er seufzte. „Aber wir haben ihn nicht erwischt. Die Beschreibung paßt ja auch auf Tausende."

Er blätterte in der Akte und mußte lachen. „Seine Angebetete hatte ihn sogar um eine Photographie gebeten, aber er hat sie mit immer neuen Ausreden vertröstet. Bis er weg war. Und das Geld auch. Übrigens war er im Wartezimmer eines Arztes mit ihr ins Gespräch gekommen. Rein zufällig. Wie bei Ihnen in der Tram."

„Bled hätt er sein müssn, an Photo fern Steckbrief dazulassn", bemerkte Sebastian.

„Sie sagen es. Aber sein Vorgehen bekommt ein Muster. Er guckt sich seine Opfer an unverfänglichen Orten aus, und wenn er den

Eindruck hat, es könne sich lohnen, beginnt er mit ihnen ganz zwanglos eine Unterhaltung. Es entwickelt sich eine Bekanntschaft, und wenn er schließlich das Vertrauen des Opfers gewonnen hat, schlägt er zu.“

„Was könnte ihn auf die Idee gebracht haben, daß es sich bei mir lohnen würde?“

„Tja.“ Ziegler breitete die Arme aus. „Trugen Sie vielleicht eines dieser Schmuckstücke?“

„Stimmt. Die Kette mit dem Rubinkreuz.“

„Das wird es wohl gewesen sein. Und den Rest haben Sie ihm dann ja freiwillig offenbart, nachdem er Sie zum Souper eingeladen hatte.“

„Ich könnte mich ohrfeigen.“

„Bitte nicht, junges Fräulein. Das tut immer so weh. Jedenfalls scheint er die gleiche Masche immer wieder zu probieren, also werden wir ihn eines Tages zu fassen bekommen.“

„Eines Tages ist nicht sehr trostreich“, stellte Karina fest. „Was werden Sie also tun? Eine neue Akte anlegen?“

„Ja“, nickte Ziegler, „das auch. Aber ich werde den Herrn per Steckbrief zur Fahndung ausschreiben lassen. Vielleicht meldet sich daraufhin ja noch ein anderes Opfer, das eine genauere Beschreibung liefern kann. Bis dahin…“

„Schon klar. Bis dahin gehe ich nach Hause, gucke in den Spiegel und schimpfe mein Spiegelbild eine dumme Gans.“

„Sie scheinen es wenigstens mit Humor zu nehmen.“

„Ja. Bis ich ihn treffe. Dann bringe ich ihn um.“

„Wofür ich Sie dann leider ins Gefängnis stecken müßte“, meinte der Inspektor. „Auch wenn ich Sie durchaus verstehe, lassen Sie es lieber bleiben. Mein ist die Rache, spricht der Herr. Sie hören von uns, wenn sich etwas Neues ergibt.“

Karina erhob sich. „Den Satz hatte ich befürchtet.“

Der Inspektor grinste gequält und reichte ihr die Hand zum Abschied. Irgendwie erschien er ihr um Größenordnungen sympathischer, als es der falsche Ingenieur jemals gewesen war.

*

Sie begannen noch am Altjahrsabend, das Zimmer der verstorbenen Mutter auszuräumen. Ihre sämtliche Kleidung, die Karina ohnehin nicht gepaßt hätte, kam in die Wäsche und sollte hinterher der Kirche für karitative Zwecke zur Verfügung gestellt werden. Das Bett zerlegte Sebastian in seine Bestandteile und führte es dem Materiallager seiner Werkstatt zu. Tisch und Stühle wanderten hinunter in die erste Etage. Der leere Schrank blieb, wurde aber an eine andere Stelle gerückt. Als letztes fegte Karina das Zimmer gründlich aus und beseitigte in den Ecken die Spinnweben.

Am Neujahrstag besuchten sie die Heilige Messe, setzten dann aber, des Feiertags ungeachtet, ihre Arbeit fort. Karinas Schreibtisch und Bücherregal kamen nach oben, ebenso wie ihr Bett. Sie konnte sich hier ihr eigenes Zimmer einrichten und den bis dato im ersten Stock belegten Platz freigeben. Dafür konnte Sebastian mit seinem Kontor

in den ersten Stock ziehen und so mehr Raum in der Werkstatt gewinnen.

Einem unausgesprochenen Einverständnis folgend, erwähnten sie beide den Namen Krohnstieg kein einziges Mal. Gegen Abend des ersten Jänner hatte Karina tatsächlich kurzzeitig das Gefühl, das alte Jahr abgeschüttelt zu haben wie den Staub, den sie am Ende aus dem Besen geklopft hatte.

„Un was mach mer damit?“ Sebastian warf die Schachtel mit dem Hasenpuzzle auf den Tisch. „I hätt net übel Lust, es nacha im Ofen fers Feuermachn zu nehm.“

Karina betrachtete das Andenken an den falschen Ingenieur, das ihnen verblieben war, mit gemischten Gefühlen. Ein Danäergeschenk, ohne Zweifel. Aber feindliche Krieger würden ihm nicht mehr entsteigen; der Feldzug war bereits verloren. Und der unsichtbare Hase konnte nichts dafür, er stammte der Beschriftung nach sogar aus Frankreich und war als Geduldsspiel konzipiert. Als Verhöhnung war er nur durch Krohnstieg mißbraucht worden, so daß ihm eigentlich eher Mitgefühl gebührte, derart zweckentfremdet worden zu sein. Sie schüttelte den Kopf. „Das Ding bleibt am Leben. Es ist nicht schuld an dem Betrug, und ich wollte es noch lösen.“

„Aber s’wird uns allweil an den Haderlump erinnern.“

„Das wird die Perlenkette, die mir verblieben ist, auch tun. Und die werfe ich ja auch nicht deswegen weg.“

„Ja, wenns des so siechst…“

Ob sie es wirklich so sah, war ihr selbst nicht klar. Der Hausputz mochte ihren Kopf geklärt haben, aber der Stachel saß in der Seele. Sie hatten den Schmuck der Mutter verloren. Durch ihre Gutgläubigkeit. Da tröstete es nur wenig, daß andere Frauen auch schon auf den Betrüger hereingefallen waren.

Mein ist die Rache, spricht der Herr. Und doch hätte sie den Kopf des Lumpen am liebsten auf einem silbernen Tablett gesehen, wie Salome das Haupt des Johannes.

Karina erschrak vor ihren eigenen Gedanken. So etwas hätte sie sich früher nie zu denken getraut. Die ganze Geschichte hatte etwas in ihr verändert. Sie hatte sich ihr Leben lang weggeduckt, in der festen Überzeugung, alle anderen seien bedeutender als sie, besser als sie. Wenn ihr Schulleiter sie abkanzelte, kroch sie in sich zusammen und wußte ganz bestimmt, daß er recht hatte und sie selbst unrecht. Auch zu Krohnstieg – oder wie immer sein Name in Wahrheit lautete – hatte sie im Grunde gläubig aufgesehen und sich daran berauscht, daß so ein eleganter Herr einem Mauerblümchen wie ihr seine Aufmerksamkeit schenkte. Aber er war nicht besser als sie, im Gegenteil. Er hatte ihre Naivität mißbraucht. Es war an der Zeit, den krummen Rücken gerade zu machen.

Dann fiel ihr ein, daß ihr das bereits einmal gelungen war, neulich bei der Konfrontation mit von Brunner. Sie hatte erschrocken neben sich selbst gestanden und nicht gewußt, wer ihr die Worte in den Mund legte, mit denen sie ihn in die Defensive gedrängt hatte. Unter den Augen ihres Schulleiters. Karina war sich nicht sicher, ob ihr die Änderung ihrer Persönlichkeit gefiel. Aber so wie sie war, gefiel sie sich nicht mehr. Oder sie hatte sich eigentlich nie so gefallen, aber jetzt war es ihr endlich bewußt geworden.

„Was überlegst?“, erkundigte sich ihr Bruder.

„Daß ich mir endlich gefallen möchte.“

„Hä?“

*

Die Weihnachtsferien endeten mit dem Epiphaniastag. Rechte Freude hatte Karina an den restlichen Ferien verständlicherweise nicht mehr gehabt, aber sie hatte die Zeit immerhin mit Unterrichts- und Prüfungsvorbereitung gefüllt. Die Aufgaben für die Abschlußarbeit in der Zehnten würden vom Ministerium gestellt werden; das war vielleicht sogar gut so, weil es ihr die Versuchung ersparte, die Aufgabenstellung an das Ausdrucksvermögen ihrer Problemschülerin anzupassen. Alexandra würde da hindurch müssen. Dennoch überlegte Karina hin und her, wie sie es ihr irgendwie erleichtern konnte.

Wie auch immer dem sein mochte, mit der ersten Stunde nach den Ferien begann sie mit dem letzten Thema, der Trigonometrie. Die Seitenverhältnisse im rechtwinkligen Dreieck, die von der Größe der Winkel abhingen, führten zu den Winkelfunktionen Sinus, Kosinus, Tangens und Kotangens. Nach Klärung der ersten Begriffe forderte Karina ihre Klasse auf, einen Viertelkreis von zehn Zentimeter Radius zu schlagen, in ihn Dreiecke einzuzeichnen und dabei den Winkel am Mittelpunkt in Schritten von fünfzehn Grad zu steigern, wobei jeweils die Katheten auszumessen waren. Das Verhältnis zur Hypotenuse, die ja zehn Zentimeter betrug, war dann leicht zu berechnen und ergab den Sinus beziehungsweise den

Kosinus des Winkels. Auf diese Weise sollten die Schülerinnen eine – wenn auch grobe – Tabelle dieser Funktionen erstellen.

Über Alexandras Schulter zu schauen traute sie sich fast nicht. Sie würde ein leeres Blatt sehen, denn die Schülerin starrte wie üblich nur in die Luft. Nicht daß sie einen Viertelkreis zeichnete. Karina war sich nicht einmal sicher, ob Alexandra eigentlich einen Zirkel besaß.

Um so überraschter war sie, als das Mädchen plötzlich zu schreiben begann. Vorsichtig reckte Karina den Hals um zu sehen, was da entstand. Es war eine Liste der Winkel von null bis neunzig Grad. Schön. Und nun? Ohne Lineal? In der Luft? Sie wußte, daß in Alexandras Vorstellung die ganze Euklidische Geometrie Platz hatte. Sie benötigte kein Lineal für eine Gerade und keinen Zirkel für einen Kreis. Sie dachte die Figur in die Luft, und da sah sie das platonische Ideal der Geraden und des Kreises. Aber hatte in dieser Welt der Ideen so etwas grob Materielles wie ein Zentimetermaß überhaupt eine Entsprechung? Konnte Alexandra in der Luft die Länge von Strecken abmessen? Das ging über Euklid entschieden hinaus…

Während die anderen Mädchen getreulich ihr Lineal an die gezeichnete Figur anlegten und die Meßwerte notierten, entstand bei Alexandra plötzlich eine zweite und dritte Spalte, die eine füllte sich von oben nach unten und parallel dazu die andere von unten nach oben mit Zahlen. Woraus Karina ersah, daß Alexandra auf jeden Fall bereits die Spiegelbildlichkeit der beiden Funktionen erkannt hatte, ohne daß dies bisher thematisiert worden war.

Karina schritt eine Runde in ihrer Klasse ab, um die Arbeit der anderen zu kontrollieren, griff hier und da korrigierend ein, wo eine Schülerin wieder einmal auf die falsche Skala des Winkelmessers geraten war, und kehrte dann zu Alexandras Platz zurück.

Die Tabelle war fertig. Auf zwei Nachkommastellen genau standen da die korrekten Werte. Nein, einer stimmte nicht. Der Sinus von fünfzehn Grad betrug 0,26; bei Alexandra stand 0,25. Der Fehler wiederholte sich beim Kosinus von 75 Grad. Bei allen anderen Schülerinnen hätte Karina das als Zeichenungenauigkeit durchgehen lassen, aber Alexandra hatte keine Zeichnung.

Karina deutete auf den falschen Wert. „Wie hast du den bekommen?“

Alexandra zeigte ihr hilfloses Grinsen. „Hälfte“, preßte sie hervor und wies auf den Wert bei 30 Grad.

Karina, in der Deutung von Alexandras Stenogrammen inzwischen einigermaßen erfahren, versuchte die Antwort für sich zu interpretieren. Alexandra hatte demnach ihren gedachten Kreisbogen wohl durch eine gedachte Gerade ersetzt, so daß sie aus dem Sinus bei 30 Grad, der tatsächlich 0,5 betrug, auf den Sinus beim halben Winkel geschlossen hatte, indem sie die 0,5 halbiert hatte. Was als Näherung durchaus legitim war, denn die Sinusfunktion verlief bei kleinen Winkeln nahezu linear.

Den Sinus von 75 Grad konnte man allerdings auf diese Weise nicht bekommen. Und der stimmte sogar auf zwei Stellen genau. „Und den?“

Alexandra malte etwas in die Luft, das wie ein schmales Dreieck aussah. „Pythagoras.“

Darüber mußte Karina eine ganze Weile nachdenken, ehe sie es zu begreifen meinte. Offenbar hatte Alexandra bereits erkannt, daß die beiden Funktionen über den Satz von Pythagoras miteinander verbunden waren. Dann konnte sie aus dem genäherten Kosinus für 75 Grad, der ja bei ihr 0,25 betrug, den zugehörigen Sinus berechnen. Wenn sie im Kopf die Wurzel aus – Moment – aus 0,9375 herausbekam. Offenbar hatte sie sie herausbekommen, denn das Ergebnis stimmte.

Karina machte die Probe aufs Exempel. „Und wie hast du die Wurzel berechnet?“

„Andersrum. Zweites Binom.“

„Aha“, machte Karina ohne es verstanden zu haben. Jedenfalls war klar, daß auch in Alexandras Ideenhimmel keine Zentimetermaße existierten. Sie hatte alle Werte berechnet. Im Kopf.

Inzwischen hatten die anderen ihre Zeichnungen und Messungen vollendet. Hinten im Buch findet ihr eine Tabelle dieser Funktionen, schlagt sie bitte einmal auf und kontrolliert daran die Genauigkeit eurer Messungen, lag ihr auf der Zunge. Auf dem Weg zum Lehrerpult sah sie, daß Alexandra weitere Zahlen in die Zwischenräume ihrer Tabelle quetschte. Das durfte nicht wahr sein, sie berechnete jetzt aus purer Langeweile die Werte in Fünferschritten. Sie ließ sie gewähren. Vermutlich hätte das Mädchen, hätte man ihm nur genug Zeit gegeben, die Tabellen auch noch mit einer Schrittweite von einem Grad im Kopf berechnet.

*

Sankt Pauli Bekehr ist der Winter halb hin und halb her, besagte die Bauernregel. Sankt Pauli Bekehrung war außerdem der Geburtstag der Mutter. Was den Winter betraf, so hatte es am Vortag geschneit, und jetzt war es kalt und sonnig geworden.

„Ich geh Mutters Grab besuchen“, sagte Karina zu ihrem Bruder. „Kommst mit?“

Sebastian legte den Hobel aus der Hand und blickte zum Fenster, durch das man das schneebedeckte und in der Sonne weiß strahlende Dach von gegenüber erkennen konnte. Er brummte etwas, das wohl eine Zustimmung sein sollte, und griff nach seinem Mantel.

Auf dem Weg zum Friedhof begann er zum ungezählten Male, die Wenns und Abers zu diskutieren, die mit ihrer unglückseligen Bekanntschaft mit dem falschen Ingenieur verbunden waren. Wenn du dich in der Tram nicht hättest anquatschen lassen. Wenn du mit ihm nicht essen gegangen wärst. Wenn du ihm nicht von dem Schmuck erzählt hättest.

Karina seufzte. „Nun gib endlich Ruh. Hätte war gestern. Jetzt ist es passiert und ich bereue es unendlich, aber ich kann es nicht mehr ändern.“

„Wenn wenstans d‘ Adress g’stimmt hätt.“

„Sehr witzig. Ein Lump wie der wird grad seine richtige Adresse dalassen!“

„Und mit alldem willst d‘ Mutta unt’r d‘ Augn tret’n…“

Karina warf einen Blick zum strahlend blauen Himmel hinauf. „Wenn sie von da oben herabschaut, weiß sie’s längst.“

„Freili.“ Sebastian zuckte mit den Schultern. Die Vorwürfe waren ihm offenbar fürs erste ausgegangen, und außerdem sollte ihm klar sein, daß er an dem ganzen Debakel nicht völlig unschuldig war.

Sie erreichten das Grab. Karina legte das kleine Gesteck aus Tannengrün ab, das sie mitgebracht hatten. „Alles Gute zum Geburtstag, Mutter“, murmelte sie, während ihr eine Träne über die Wange kullerte.

Schräg gegenüber der Grabstelle stand eine verschneite Bank. Sebastian stellte fest, daß der Pulverschnee ziemlich trocken war und sich leicht wegschieben ließ. Er räumte die Sitzfläche frei und setzte sich. Dann begann er, mit seinem üblichen griesgrämigen Gesicht, ein Loch in das gegenüberliegende Gebüsch zu starren.

Karina verzichtete darauf, sich zu erkundigen, worüber er nachdenke, und setzte sich wortlos neben ihn. In der Sonne war es so warm, daß sie sogar ihren Schal ein wenig lockern mußte. Sie schloß die Augen und gab sich dem irritierenden Farbenspiel hin, das das grelle Licht durch die Lider hindurch erzeugte. Wenn da nur nicht dieser verdammte Schmuck … Hortet keine Schätze auf Erden, wo sie gestohlen werden und der Rost und die Motten sie fressen, spricht der Herr. Er hatte ja so recht. Sie dachte an den Regenbogen, den Auguste ihr nach der Beerdigung geschickt hatte, und ein Gefühl von Frieden überkam sie.

„Hallo, Fräulein Schuchert.“ Alexandra ließ sich vom Rücken des Einhorns gleiten und lächelte Karina an. Die andere Alexandra. Die schöne Alexandra. „Darf ich mich zu dir setzen?“

Aber da sitzt doch schon Sebastian, dachte Karina, aber als sie zur Seite sah, war der Platz neben ihr leer. Sie wies mit einer Handbewegung neben sich. „Bitte. Wo kommst du denn jetzt her?“

„Was meinst du mit: woher? In meiner Welt kann ich überall sein.“

„Du hast es gut.“

„Trauerst du noch um deine Mutter?“

„Ein bißchen.“

„Ja. Ich trauere auch noch um meine Eltern, weißt du?“

„Ich wollte dir nicht zu nahe treten.“

„Was soll’s? Ich habe ja davon angefangen.“ Alexandra ergriff Karinas Hand und drückte sie. Nach einer ganzen Weile setzte sie hinzu: „Trauerst du noch um deinen Schmuck?“

„Ja, verdammt.“

„Mehr als um deine Mutter?“, erkundigte sich Alexandra mit einem spöttischen Lächeln.

„In Ordnung, das saß“, gestand Karina ein.

„Aber was das betrifft, kann ich dir vielleicht helfen.“

„Du? Mir? Woher weißt du überhaupt von dem Schmuck?“

„Vielleicht kann ich Gedanken lesen? Vielleicht bin ich eine Fee?“

„Und wer bist du wirklich?“

„Deine häßliche, pummelige, behinderte Schülerin. Schon vergessen?“

Sie mußte wohl wirklich Gedanken lesen können. Karina schämte sich in Grund und Boden, obwohl sie in Alexandra längst nicht mehr das häßliche Entlein sah, als das sie ihr zu Beginn erschienen war.

Alexandra lachte. „Sieh mal da.“ Sie zeigte mit dem Finger in den blauen Himmel. Dort erschienen plötzlich Buchstaben, die das Wort DREISEEHAUSEN formten.

Karina runzelte die Stirn. „Wie machst du das?“

„Das weißt du doch. Ich denke die Buchstaben in die Luft, wie du es immer nennst. Und weil du jetzt in meiner Welt bist, kannst du sie sehen.“



Die Buchstaben verschoben sich gegeneinander und bildeten nun das Wort EIDERHESSENAU. „Ist dir aufgefallen, daß beide nicht

existierenden Orte aus den gleichen Buchstaben gebildet werden?“

„Ehrlich gesagt, nein.“

„Ich hatte dich vor ihm gewarnt. Er hält sich für raffiniert. Er bildet sich sogar ein, daß niemand sein Buchstabenspiel durchschaut. Aber er irrt sich.“

„Aber was nützt mir das, wenn ich seine komischen Buchstaben…?“

„Wie viele Orte gibt es mit diesen Buchstaben? Es ist eine Frage der Kombination. Dreizehn Buchstaben lassen sich in 13 mal 12 mal 11 mal 10 und so weiter Reihenfolgen bringen. Bei den vier ‚E’ ist die Reihenfolge aber egal, bei den zwei ‚S’ auch. Trotzdem bleiben rund 129 Millionen Kombinationen.“

Karina lachte humorlos. „Soll mich das trösten?“ Sie dachte an das Hasenpuzzle, das erheblich weniger Möglichkeiten hatte – und daran, daß der falsche Ingenieur ihr jetzt schon wieder so ein Puzzle bescherte, wenn auch indirekt.

„Ich vermute, daß der Ort, in dem er wirklich wohnt, aus genau diesen Buchstaben gebildet wird.“

„129 Millionen Kombinationen, ja?“ Das Hasenpuzzle hätte Alexandra vermutlich in fünf Minuten gelöst gehabt. Aber bei diesem mußte wohl auch sie an die Grenze stoßen.

„Aber nicht viele sinnvolle. Damit kannst du deinem Inspektor Ziegler vielleicht einen wertvollen Tip geben. Und noch etwas.“

„Was denn?“

„Ach, ich bringe es dir morgen in die Schule mit. Du bist noch nicht so weit, daß du es von hier mitnehmen könntest. Bis dann.“ Damit erhob sich Alexandra, stieg auf ihr Einhorn und ritt davon.

Ich bin noch nicht so weit, daß ich es mitnehmen könnte? dachte Karina. Was in aller Welt hatte sie damit gemeint? Oder mußte es jetzt heißen: Was in allen beiden Welten?

„Karina! Bist eing’schlafn?“ Sebastian stieß sie von der Seite an. „S’wird kalt. Laß uns heimgehn.“

Tatsächlich war die Sonne weitergewandert, und der Schatten eines Baumes fiel auf die Bank, wodurch sofort wieder die Kälte des Wintertages spürbar wurde. Karina zog ihren Schal um sich und stand auf. „Hast recht.“

*

Bring’s gleich hinter dich, Karina. Am Morgen paßte sie den Direktor noch vor dem Unterricht ab. „Haben Sie einen Augenblick Zeit für mich, Herr Doktor Hartriegel?“ Der Allgewaltige blickte sie etwas irritiert an. Er empfand es wohl nicht als üblich, von Lehrkräften um ein Gespräch gebeten zu werden. Normalerweise war er es, der seine Untergebenen zu sich zitierte. Vorzugsweise, wenn er etwas zu beanstanden hatte.

„Minute“, bestätigte er ungeduldig, die Hand an der Klinke seines Büros. Sie hereinzubitten, fiel ihm nicht ein.

„Es geht um meine Schülerin, Alexandra Jarowicz.“

„Und?“

„Sie wissen, daß sie eine Sprachbehinderung hat und sich nicht richtig ausdrücken kann. Ich wollte darum bitten, ob sie bei den bevorstehenden Prüfungsarbeiten einen Nachteilsausgleich bekommen kann.“

„Einen was?“

„Nachteilsausgleich. Ich dachte daran, für sie die Anforderungen bei der schriftlichen Ausarbeitung der Lösungen zu senken.“

Jetzt hatte sie den Bogen überspannt, das fühlte sie ganz deutlich. Der Schulleiter betrachtete sie mit geweiteten Augen, als ob sie eine Irre sei. Dann streckte er den Hals vor, als könne er sie dadurch besser erkennen. „Senken? Unmöglich! Erwarte Gerechtigkeit, Kollegin. Prüfung muß gerecht sein.“

Ein Zitat von Thomas von Aquin kam ihr in den Sinn: Gerechtigkeit ohne Barmherzigkeit ist Grausamkeit. „Herr Doktor Hartriegel, ist es gerecht, wenn man von einer Schnecke und einem Hasen beim Wettlauf die gleiche Leistung erwartet?“

Er seufzte, zweifellos angesichts ihrer Impertinenz. „Unterrichten keine Schnecken. Gehören an Hilfsschule.“ Er wandte ihr den Rücken zu, öffnete seine Tür und verschwand in seinem Amtszimmer.

Gescheitert, erkannte Karina. Sie konnte ihm das Problem nicht verständlich machen – oder er war außerstande, es zu verstehen. Doktor Hartriegel war ein korrekter Beamter, und wenn die Prüfungsordnung eine solche Erleichterung im Examen nicht vorsah, wäre er der letzte, der von den Buchstaben der Vorschriften

abwich. Immerhin hatte sie den Mut besessen, es wenigstens zu versuchen. Für sie war das nicht selbstverständlich.

Der Zeichenunterricht in der Zehnten war für Karina eher erholsam. Ihre Schülerinnen hatten zwar durchaus unterschiedliches Talent, aber sie erlernten zumindest die Techniken, also das reine Handwerk. Künstlerin konnte nicht jede sein. Eigentlich, dachte Karina, wäre es schön, wenn das auch für Mathematik gälte. Wenn mathematisch talentlose Schülerinnen wenigstens das Handwerk lernen könnten. Nach all ihrer Erfahrung ging das leider nicht. Und bei Alexandra war es genau umgekehrt; sie besaß das Talent, aber sie schwebte über dem Handwerk wie ein Engel über den Niederungen der Erde.

Gegen Ende der Stunde, als alle ihre Skizzen in den Zeichenmappen verstauten, zog jene Alexandra ein weißes Blatt daraus hervor. Sie sah ihre Lehrerin an. „Für dich."

Ein leeres Blatt? Nein, sie schob es ihr nur mit der Rückseite nach oben zu. Als Karina es mit fragendem Gesichtsausdruck ergriff, fiel ihr Blick für einen Moment auf die Vorderseite. Sie erschrak und klappte das Blatt schnell wieder nach unten. „Wie…?"

„War versprochen", sagte Alexandra.

Karina nickte fahrig und spürte, wie ihr das Herz bis zum Hals pochte. Sie wartete, bis ihre Schülerinnen gegangen waren. Julia blieb wie gewohnt in der Tür stehen, um auf ihre Freundin zu warten. In der Gewißheit, daß sie von da aus nicht sehen konnte, was auf dem Zeichenbogen war, hob Karina ihn vorsichtig wieder an. Von Krohnstieg blickte sie an, lebensecht und in der vollen

Schönheit seines häßlichen Charakters mit Bleistift portraitiert. Karinas Blick war einfach nur fassungslos.

Ganz allmählich ging ihr auf, daß Alexandra diesen Menschen einmal kurz gesehen hatte, während er vor der Schule auf sie gewartet hatte. Das hatte ihr offenbar gereicht, um aus dem Gedächtnis ein perfektes Portrait von ihm zu zeichnen. Was sollte sie nun damit? Es sich an die Wand hängen? Nein, verdammt. Warum arbeitete ihr Verstand eigentlich so träge? Vermutlich war es der Schock, ihn so unverhofft wiederzusehen. Nicht an *ihre* Wand gehörte das Bild. Sondern an alle Wände der Stadt. Sie hatte jetzt ein Fahndungsbild für den Steckbrief in der Hand!

„Danke“, stammelte sie.

Alexandra grinste, als könne sie nicht bis drei zählen, stopfte ihre Zeichenmappe in die abgewetzte Schultasche und schlurfte hinaus.

Zurück blieb Karina mit dem Portrait. Sie überlegte, wieso Alexandra gesagt hatte, sie habe es ihr versprochen. Von dem Portrait war nie die Rede gewesen – auch wenn Alexandra sie ja in der Tat schon damals vor diesem Menschen gewarnt und also wohl Böses geahnt hatte. Ein weiteres Rätsel. Wie konnte das Mädchen mit einem einzigen Blick auf Krohnstieg gewußt haben, daß er ein Lump war? Was für Fähigkeiten besaß dieses Mädchen, die über das mathematische und das Zeichentalent offenbar weit hinausgingen? Konnte es damit zusammenhängen, daß sie ein – mehr oder weniger imaginäres – Einhorn besaß? Karina schüttelte den Kopf und konnte sich auf alles keinen Reim machen.

*

Im Polizeipräsidium traf sie nur den jungen Mann, der neulich so inbrünstig auf der Schreibmaschine getippt hatte. „Ist der Herr Inspektor Ziegler zu sprechen?“

„Leider nein. Der hatte Frühschicht und ist gerade vor einer halben Stunde gegangen. Kann ich etwas ausrichten?“

Sie hätte ihm jetzt die Zeichnung in die Hand drücken können, und er hätte sie sicherlich gewissenhaft bei der nächsten Gelegenheit an seinen Vorgesetzten weitergeleitet. Aber es fühlte sich irgendwie falsch an. Außerdem kam es ihr so vor, als sei da neben dem Bild noch etwas anderes gewesen, aber es fiel ihr nicht ein. „Ich habe eine neue, wichtige Information zu dem Fall, den ich neulich angezeigt habe. Die würde ich ihm lieber persönlich vortragen.“

„Dann müßten Sie morgens wiederkommen; er hat die ganze Woche Frühschicht.“

„Morgens bin ich in der Schule, da geht es nicht.“

„Nächste Woche hat er wieder spät.“ Dem Beamten war anzusehen, daß er mit dieser Auskunft selbst nicht glücklich war. Eine wichtige Information sollte besser nicht eine Woche warten müssen. „Wissen Sie was, Fräulein? Ich bin zwar nicht sicher, ob ich Ihnen das jetzt sagen darf – aber – der Herr Inspektor Ziegler geht nach dem Dienst meist drüben ins Kaffeehaus. Vielleicht treffen Sie ihn da.“ Er zeigte aus dem Fenster. „Sehen Sie? Das da mit den roten Vorhängen.“

„Vielen Dank. Vielen herzlichen Dank.“

„Gerne. Auch wenn er mir vielleicht den Kopf abreißt, daß ich ihm seine Arbeit in den Feierabend nachschicke.“ So wie er dabei aussah, befürchtete er das wohl eher nicht.

Karina verließ das Polizeipräsidium und steuerte das Kaffeehaus mit den roten Vorhängen an. Es gab auch eine rote Markise, die wohl im Sommer zur Überdachung der Terrasse diente, jetzt im Winter aber eingerollt war. ‚Kaffeehaus Bitter’ stand an die Scheiben gemalt. Was hoffentlich nicht für den Kaffee galt. ‚Kaffeehaus Süß’ hätte sich bestimmt besser gemacht, dachte sie unmotiviert.

Sie betrat das Geschäft; eine Glocke klingelte, als sie die Tür öffnete und schloß. Es roch ein wenig nach Kaffee, ein wenig nach Torte und ein wenig nach Zigarrenrauch. „Grüß Gott. Sie wünschen, gnädige Frau?“

Die Bedienung, das Kleid farblich passend zur Gardine und mit weißer Schürze und Spitzenhaube, stand hinter einem Tresen und sortierte Kuchen auf Platten. „Grüß Gott. Eigentlich suche ich jemanden.“ Indem sie es sagte, schweifte ihr Blick über die anwesenden Gäste, aber den Inspektor konnte sie nicht finden.

„Vielleicht kann ich helfen?“

„Ich suche den Inspektor Ziegler, drüben von der Polizei. Man sagte mir, daß er nach dem Dienst…“

„Ah, der Herr Inspektor. Ja, gehen Sie da durch den Türbogen, er sitzt auf seinem Stammplatz in der Stube hinten.“

Karina bedankte sich, faßte entschlossen die Mappe mit der Zeichnung fester und durchquerte den bezeichneten Durchgang zur

Hinterstube. Der Zigarrenrauch war hier etwas dichter als vorn, aber die Sichtweite genügte noch, um den Gesuchten zu erspähen, vor sich eine Tasse und einen Teller mit einem halb verzehrten Stück Torte, daneben eine Tageszeitung, die er offenbar studierte. Etwas früh für Torte, dachte Karina; ging er mittags nicht nach Hause zum Essen? Wohl ein Junggeselle. Dann fiel ihr ein, daß die Privatangelegenheiten des Inspektors sie nun wirklich nichts angingen.

Vorsichtig trat sie an den Tisch. „Herr Inspektor?“, sprach sie ihn zaghaft an.

Er hob zunächst seinen Blick von der Zeitung und dann hob er auch noch die Augenbrauen. „Fräulein Schuchert…?“ Immerhin erinnerte er sich an ihren Namen. „Sind Sie zufällig hier hereingeschneit, oder gibt es etwas so wichtiges, daß Sie mich in meinen Feierabend verfolgen?“

Ihr war nicht klar, ob das nun Verärgerung bedeutete oder nicht. „Letzteres“, gestand sie.

„Dann nehmen Sie doch Platz. Trinken Sie einen Kaffee mit mir und berichten Sie in aller Ruhe.“ Er erhob die Stimme und rief nach der Kellnerin.

„Ich war eigentlich nicht wegen eines Kaffees … Wie Sie wissen, habe ich gerade jüngst einen Haufen Geld eingebüßt … und …“

„…können sich keinen Kaffee leisten? Unsinn, ich lade Sie natürlich ein. Was trinken Sie? Einen Kaffee Melange?“ Als sie nicht widersprach, gab er die Bestellung an die Serviererin weiter.

Karina drückte sich auf den Stuhl dem Inspektor gegenüber. Sehr provisorisch, auf der Stuhlkante sitzend. Es fiel ihr selbst auf, aber sie kam nicht dagegen an. Es fühlte sich nun einmal an wie: ich geh auch gleich wieder.

„Entspannen!“, riet ihr Ziegler. „So ist’s besser. Und dann erzählen Sie doch mal.“

Karina gönnte sich noch einen tiefen Atemzug, dann legte sie ihre Mappe auf den Tisch. „Sehen Sie, es ist so…“

„Kann ich da mal ein wenig Platz haben?“ Das war die Kellnerin mit dem Kaffee. Karina nahm ihre Mappe also gleich wieder in die Hand, während die Tasse vor ihr placiert wurde. Sie lächelte verlegen.

Ziegler stellte kurz entschlossen den Aschenbecher auf den unbesetzten Nebentisch und schob seinen Kuchenteller an dessen Platz. „Bitte.“

Karina legte die Mappe wieder hin. „Also, kurz gesagt, ich habe jetzt ein Bild des Mannes, der uns betrogen hat.“

„Oh“, machte der Inspektor. „Wie kommen Sie denn dazu?“

Sie zog die Zeichnung aus der Mappe. „Ich habe eine Schülerin in meiner Klasse, die eine sehr gute Zeichnerin ist. Sie hat diesen Krohnstieg einmal gesehen und mir ein Portrait von ihm gezeichnet.“

Ziegler betrachtete das Bild. „Und – ist er einigermaßen gut getroffen?“

„Ziemlich perfekt. Das ist der Lump, wie er leibt und lebt.“

„Das könnte uns in der Tat ein großes Stück weiterbringen. Glückwunsch zu einer solchen Schülerin, kann ich nur sagen.“

„Ja, mit der hat es schon eine besondere Bewandtnis. Aber das gehört nicht hierher.“

Ziegler zeigte auf den unteren Rand der Zeichnung. „Und was ist das hier?“

„Oh. Das war mir gar nicht aufgefallen.“ Wie es schien, hatte Alexandra dort, ganz fein mit Bleistift, die beiden geheimnisvollen Ortsnamen notiert: DREISEEHAUSEN und EIDERHESSENAU. Erstaunlich, wenn man bedachte, wie wenig sie normalerweise schrieb – und wie unangespitzt ihre Stifte sonst waren. Und sie hatte die Lettern paarweise verbunden.

„Das sind diese Orte, von denen es den einen ebensowenig gibt wie den anderen. Sie bestehen offenkundig aus exakt den gleichen Buchstaben!“, rief Ziegler aus.

„Aber was bedeutet das?“

„Vielleicht hat er sich einen Spaß daraus gemacht, seinen echten Wohnsitz auf diese Weise zu verschlüsseln?“

„Er muß zumindest einen merkwürdigen Humor haben. Er hat mir zu Weihnachten, als er längst mit dem Schmuck über alle Berge war, noch ein Puzzle als Geschenk zukommen lassen. Mit einer Notiz dabei, ich könne daran den Umgang mit Frustrationen üben.“

Karina probierte ihren Kaffee Melange und fand, daß er jedenfalls nicht bitter schmeckte.

„Ein reizender Zeitgenosse.“

„Mich reizt er vor allem zur Wut“, gestand Karina.

„Verständlich. Aber eine höchst unchristliche Einstellung. Wie heißt es doch? Wenn dir einer den Rock nimmt, so laß ihm auch noch den Mantel. Steht in der Bergpredigt, glaube ich.“

Karina betrachtete ihr Gegenüber höchst irritiert. „Wie können Sie aber mit dieser Einstellung Polizist sein?“

Ziegler schmunzelte. „Betrachten Sie es als eine Art Nächstenliebe. Ein Ganove, der mit seinen Untaten ungehindert durchkommt, wird keinen Weg zur Buße finden.“ Er trank von seinem Kaffee. „Also, lassen Sie mir das Bild hier und ich werde dafür sorgen, daß es auf den Steckbrief kommt. Einverstanden?“

„Natürlich. Deswegen war ich ja gekommen.“

„Stimmt. Aber Sie haben mir natürlich auch beim Kaffee Gesellschaft geleistet.“

„Ich bedanke mich für die Einladung.“

„Gerne.“ Ziegler nickte. „Und was die Buchstaben und den Ortsnamen betrifft, mit diesem Puzzle werde ich meinen jungen Kollegen betrauen. Als Dank dafür, daß er mir Klienten ins Kaffeehaus nachschickt.“

Sie war sich sicher, daß sie den jungen Mann mit keinem Wort verraten hatte. Es mußte wohl Zieglers kriminalistische Kombinationsgabe gewesen sein, die ihn von selbst hatte darauf verfallen lassen. „Seien Sie nicht zu streng mit ihm. Er hat es gut mit mir gemeint.“

„Mit mir vielleicht auch?“ Ziegler breitete in einer Geste der Unschuld die Arme aus.

*

Die letzte Klassenarbeit vor dem Examen prüfte noch einmal den kompletten Stoff ab, der in der Abschlußprüfung verlangt werden konnte; quadratische Gleichungen, Gleichungssysteme, Pythagoras, Körper, Trigonometrie. Alexandra hatte, wie gewohnt, ihr unsichtbares Einhorn mitgebracht. Sie schrieb wenig und guckte meistens in die Luft. Wo sich, für Normalsterbliche unsichtbar wie das Einhorn, ihre Lösungswege ausbreiteten. Ihr Arbeitsheft enthielt am Ende einige unzusammenhängende Notizen sowie eine Zeichnung, die sie dreimal durchgestrichen und wiederholt hatte, ohne daß sich etwas wesentliches daran geändert hätte. Karina begriff bei der Korrektur, daß die Zeichnung von Anfang an richtig gewesen war und das Mädchen vermutlich nur darunter gelitten hatte, seine perfekte geistige Konstruktion nur so unvollkommen zu Papier bringen zu können. Die Lösungen waren alle richtig, die Zeichnung konnte Karina einem der Lösungswege zuordnen, die übrigen Notizen blieben kryptisch. Die Lehrerin schaffte es, unter Aufbietung allen verfügbaren Wohlwollens auf ‚ausreichend’ zu befinden.

Nach der Rückgabe der korrigierten Arbeit behielt Karina ihre Problemschülerin noch da. „Alexandra, du hast alles richtig gelöst, aber ich konnte mit deinen Notizen fast nichts anfangen. Deshalb hast du nur eine Vier.“

Alexandra setzte ihr hilflos-blödes Grinsen auf. Die Lehrerin hatte gelernt, darüber hinwegzusehen und es nicht mehr als Ausdruck geistiger Minderbemittelung zu verstehen.

„Im Examen könnte ich dir nicht einmal eine Vier dafür geben. Da gibt es klare Vorgaben, welcher Lösungsteil wieviel Punkte wert ist. Und wenn diese Teile in deiner Arbeit nicht zu sehen sind, darf ich die Punkte nicht geben. Dabei möchte ich so gern, daß du die Prüfung bestehst. Ich weiß ja, daß du alles kannst.“ Sie ließ verzweifelt die Arme sinken. „Was kann ich nur für dich tun? Wie schaffen wir das, daß du in der Arbeit deinen Lösungsweg aufschreibst?“

„Helfen“, sagte Alexandra.

„Ich kann dir in der Prüfungsarbeit nicht helfen. Von mir aus können wir uns nachmittags zusammensetzen und wir üben das Aufschreiben von Lösungen. Aber mehr fällt mir nicht ein.“

Alexandra schüttelte den Kopf. „Keine Worte.“

„Was meinst du damit?“ Während sie die Frage aussprach, wurde es ihr klar. „Du findest keine passenden Worte, um deine Lösung zu dokumentieren, obwohl sie dir klar ist, richtig?“

Das Mädchen nickte.

„Aber die Rechnung kannst du doch aufschreiben. Dazu brauchst du keine Worte.“ Nein, das stimmte nicht. Zahlenrechnungen führte sie im Kopf durch nach Methoden, die von denen im Lehrbuch deutlich abwichen; neulich hatte sie die komplette Sinustabelle im Kopf berechnet. Und bei allgemeinen Rechnungen mit Buchstaben als Platzhaltern dachte sie in derart abstrakten Symbolen, daß sie niemand verstanden hätte, selbst wenn es ihr gelungen wäre sie aufzuschreiben. Karina erinnerte sich noch an die chinesischen Schriftzeichen, die sie – nicht nur einmal – in Alexandras Heft gefunden hatte. Entsprechungen von ‚hier’, ‚da’, ‚das’ und ‚das andere’, die in Alexandras Geist farbig aufleuchteten, ohne daß es eine Chance gegeben hätte, sie zu Papier zu bringen. Sie seufzte. „Was mache ich nur mit dir?“

Beinahe hätte sie ihr bedauernd über die Haare gestrichen. Welch ein Genie, eingesperrt in einem unvollkommenen Körper.

„Einhorn.“

„Ich weiß zwar nicht, wie es gehen soll, aber ich hoffe, du hast recht.“

Als Alexandra den Klassenraum verließ, sah Karina ihr sehr nachdenklich hinterher. Dieses Einhorn. Was hatte es mit diesem Einhorn auf sich? Wie real konnte so ein Phantasiegespinst sein? Immerhin bildete sie sich ein, es selbst einmal gesehen zu haben, damals nach der Beerdigung der Mutter. Und – war da nicht noch etwas gewesen? Irgend etwas nicht faßbares, das ihr immer wieder entglitt?

6. Die Wegelagerer

Daß der Steckbrief alle Wände der Stadt zierte, wäre eine Übertreibung gewesen, jedenfalls viel weniger Wände, als Karina es sich insgeheim gewünscht hätte. Aber er hing aus, und zumindest ein Exemplar hatte sie auf dem Postamt selbst gesehen, mit dem von Alexandra gezeichneten Bild. Der Text war sehr – man konnte sagen: einfühlsam formuliert.

Gesucht: Ephraim von Krohnstieg (eventuell auch unter anderen Namen bekannt). Tritt z.B. als Architekt oder Ingenieur auf. Die Justiz wünscht ihn in einer – ihn selbst betreffenden – dringenden Angelegenheit zu sprechen. Zweckdienliche Hinweise auf seinen derzeitigen Aufenthaltsort oder auch auf frühere Auftritte des Gesuchten nimmt jede Polizeidienststelle entgegen. Auf Wunsch auch diskrete Behandlung.

Karina glaubte nicht, daß Inspektor Ziegler persönlich für das Abfassen von Steckbriefen zuständig war, aber die Formulierung klang, als ob sie von ihm stammen konnte. Wie auch immer, jedenfalls schien sich in der Sache etwas zu bewegen. Ob das aber ihren Schmuck zurückbringen würde, blieb fraglich. Selbst wenn man Krohnstieg zu fassen bekam, den Schmuck würde er inzwischen zu Geld gemacht haben. Jedenfalls wies sie ihren Bruder darauf hin, daß der Steckbrief nun aushänge.

„Den Lumpn solln’s häng, net dera Zettl“, grollte Sebastian.

„Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn“, erinnerte sich Karina an ein klassisches Zitat.

„Mir san ka Nemberger.“

„Jedenfalls haben wir noch die Mühle, die kann man uns nicht klauen. Vielleicht sollten wir uns nun doch einmal darum bemühen, sie zu verkaufen.“

„Ah. V’leicht treffst ja jetz in der Tram an Makler. Noch so an windigen Betrüger wie dein Herrn Inschinör! Aber des sag i dir…“, ereiferte sich ihr Bruder.

„Ist gut, Sebastian. Ich habe dazugelernt.“

„No da bin i aba g’spannt.“

Sie besänftigte ihn durch Auftragen des Abendessens. Er schimpfte zwar mit vollem Mund noch etwas weiter, aber es blieb zum Glück unverständlich.

Nach dem Abräumen und Spülen zog sich Karina ins Obergeschoß zurück, das ihr nun allein gehörte. Sie brauchte Übungsaufgaben für die Zehnte. Sie konnte nicht die ganze Zeit über nur an Alexandra denken. Die anderen Mädchen hatten ein Recht darauf, daß sie sie optimal auf das Examen vorbereitete. Die letzte Klassenarbeit hatte gezeigt, bei wem welche Schwachpunkte lagen, jetzt mußte sie gemeinsam mit ihren Schülerinnen daran arbeiten.

Die Hausglocke schellte. Vermutlich ein Kunde für Sebastian. Auf jeden Fall war er dichter dran, sie würde jetzt deswegen nicht hinunterlaufen. Sie hörte Schritte auf der Stiege. „Der Inspekter fer di“, verkündete ihr Bruder.

Der Inspektor? Ziegler? Der kam zu ihr? Das mußte ja dringend sein. Zusammen mit Sebastian trat er auch schon ein.

„Entschuldigen Sie die abendliche Störung, Fräulein Schuchert, Herr Schuchert.“

„Schon recht. Ich mach grad Unterrichtsvorbereitung.“ Vielleicht war es auch nur die Retourkutsche dafür, daß sie ihn neulich beim Kaffee gestört hatte. „Darf ich Ihnen etwas zu Trinken anbieten?“

„Nur keine Umstände. Ich hätte Ihnen geschrieben, aber ich war gerade in der Gegend, da dachte ich, ich kann auch gleich persönlich kommen. Es gibt Neuigkeiten.“

„Hams dera Lump derwischt?“, fragte Sebastian.

„Leider noch nicht. Aber auf den Steckbrief hin hat sich eine weitere Dame auf der Polizei gemeldet, die von dem sauberen Herrn ebenfalls abkassiert worden ist. Sein Aussehen scheint er demnach nicht sonderlich verändert zu haben, sie hat ihn eindeutig auf der Zeichnung erkannt.“

„Scheee!“, jubelte Sebastian sarkastisch, „s’gibt also no mehr so dumme Gäns wie mei Schwesta!“

Ziegler betrachtete ihn tadelnd mit erhobenen Augenbrauen. „Das ist nicht fair, Herr Schuchert, daß sie es auf ihre Schwester schieben. Wenn ich mich recht an Ihre Aussage erinnere, die Sie zu Protokoll gegeben haben, dann sind auch Sie seinen Tricks zum Opfer gefallen.“

„Pff!“, machte Sebastian.

Karina verspürte eine gewisse Dankbarkeit, daß der Inspektor sie in Schutz nahm. „Und hat die Aussage der Dame Sie weitergebracht?“

„Ja, das ist es eben. Sie hatte noch seine Visitenkarte. Sie hatten wohl recht, er hat auch hier wieder die gleichen Buchstaben zu einem Phantasienamen kombiniert. Das muß etwas bedeuten.“

„Und hat Ihr Kollege nun die Buchstaben schon zu dem richtigen Ort zusammengebastelt?“

„In unserem Regierungsbezirk gibt es keinen passenden Ort. Und in den anderen – wissen Sie, wie viele Dörfer es gibt? Und wir sind ja nicht einmal sicher, ob es nicht vielleicht im Ausland liegt.“

„Also abwarten“, folgerte Karina. Sebastian murmelte etwas unverständliches, das nach einem Fluch klang.

„Wir geben die Hoffnung nicht auf“, versicherte Ziegler.

„Ach, Herr Inspektor – ich weiß, es ist doof, aber nun frag ich Sie mal. Können Sie uns einen Grundstücksmakler empfehlen? Zu unserem Erbe gehörte ja auch noch ein Grundstück. Wenn der Schmuck nun verloren sein sollte, müßten wir das wohl verkaufen.“ Sie lächelte verlegen. „Und wir möchten nicht wieder an einen Betrüger geraten.“

„Dafür bin ich leider nicht der richtige Ansprechpartner, Fräulein Schuchert. Aber ich höre mich um.“

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen.“

Ziegler verabschiedete sich, und Sebastian brachte ihn hinunter zur Tür. Sie hörte, wie er die Tür abschloß. Sie dachte, ihr Bruder würde nun in seine Wohnung zurückkehren, aber er kam noch einmal die

Treppe hoch. „Scheinst em ja sehr am Herzn z‘ liegn, den Herrn Inspekter. Kommt extra daher, um dir’n Rapport zu gem.“

„Uns“, korrigierte Karina. Aber sie hatte durchaus den Eindruck, ihr Bruder könnte recht haben.

*

An ihrer Unterrichtsvorbereitung saß sie bis spät in die Nacht, obwohl das Arbeiten bei Gaslicht ihre Augen anstrengte. Entsprechend unausgeschlafen war sie am nächsten Tag. Den Unterricht überstand sie mehr schlecht als recht. Als sie ihre Klasse schließlich nach Hause entlassen hatte, blieb sie noch am Lehrerpult sitzen, mit entsetzlich trägen Gedanken über das Mißverhältnis einiger ihrer Schülerinnen zum Bogenmaß nachdenkend. Im Gegensatz zu Winkelgraden war das für manche zu abstrakt. Natürlich nicht für Alexandra, die dachte ein paar Striche in die Luft und wußte, was sie zu rechnen hatte. Aber es gab eben nicht nur Alexandra.

Karinas Augen mußten zugefallen sein; sie schreckte hoch, als jemand sie ansprach. „Fräulein Schuchert?“

„Alexandra! Warum bist du…?“ Sie mußte die Frage nicht mehr aussprechen. Das war die andere Alexandra. Sie trug das weiße Kleid unter dem Umhang, hatte aber einen Waffengürtel mit einem Schwert um ihre Hüfte geschnallt. Und sie hatte ihr Einhorn dabei. Es wirkte erschreckend unwirklich, wie das Fabelwesen einfach so im Klassenraum stand, als wäre das völlig selbstverständlich. „Ich träume“, stellte sie fest.

Alexandra zuckte mit den Schultern. „Woher willst du wissen, daß du nicht träumst, wenn du denkst, daß du nicht träumst? Für mich ist das hier realer als die Welt, die du siehst, wenn du glaubst, daß du wach bist. Kommst du mit auf eine Expedition? Wir haben etwas vor."

„Was haben wir vor und warum weiß ich davon nichts?", gab sie etwas amüsiert zurück. Tatsächlich. Sie konnte über sich selbst lächeln.

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Lach nicht. Das ist ernst. Wir wollen den Schlupfwinkel deines falschen Ingenieurs aufspüren und versuchen, deinen Schmuck zu retten."

Karina erhob sich und folgte ihrer Schülerin, die ihr Einhorn zur Tür geleitete. Draußen stand ein weiteres Exemplar dieser seltenen Gattung. „Hurricane kennst du ja schon. Nimm die Waffen und steig auf."

Waffen? Was denn für Waffen? Was war das eigentlich für ein absurder Traum? Aber Alexandra meinte es ernst. An der Mauer lehnten zwei Schilde und ein weiterer Waffengürtel mit einem Schwert in der Scheide. Die Schilde zeigten als Wappen einen Einhornkopf, der gut und gerne von Alexandra persönlich gezeichnet sein konnte.

„Hör mal, Alexandra, du magst das ja alles normal finden, aber wir ziehen doch nicht in den Krieg. Außerdem kann ich nicht mit einem Schwert umgehen."

„Nicht? Ich denke schon, daß du es kannst. Als kleines Mädchen konntest du es jedenfalls."

Karina runzelte die Stirn. „Als kleines Mädchen?“

„Erinnere dich daran, wie du damals hinter der Mühle im Wald gespielt hast. Bist du nicht gegen Hexen und Zauberer angetreten?“

Tatsächlich stieg die Erinnerung in Karina allmählich wieder hoch. Ja, damals war sie eine Heldin gewesen. In ihrer Phantasie.

„Na also“, bekräftigte Alexandra. „Beruhige dich also damit, daß du jetzt träumst. Nimm das Schwert und den Schild, und dann fechten wir einen Übungskampf aus.“

„Ich soll…?“

„Na los. Du kannst es.“ Das Mädchen griff sich einen Schild. Jetzt sah sie wirklich aus wie die Walküre, die sie neulich schon in ihr erkannt zu haben glaubte. Karina seufzte und ergriff die Waffen. Und, verdammt, sie lagen ihr so gewohnt in der Hand wie Lineal und Winkelmesser. „Bereit?“



Karina nickte. Was würde eigentlich passieren, wenn jetzt der Hausmeister oder die Putzfrau vorbeikamen … Alexandras Attacke erfolgte heftig und plötzlich. Karina wehrte den Schwerthieb mit dem Schild ab, es schepperte vernehmlich. Dann griff sie ihrerseits an, trieb Alexandra ein Stück weit zurück.

„Ja! Gut so!“ Das Mädchen warf seinen Schild weg und packte das Schwert mit beiden Händen. „Und jetzt paß auf!“

Mit einer Behendigkeit, die in Alexandras realem Körper niemals hätte stecken können, drang sie auf sie ein, bis Karina merkte, daß ihr Schild sie eher behinderte als ihr half. Sie warf ihn ebenfalls fort. Die Klingen der Schwerter klirrten aufeinander. Eine Weile lang tanzten sie kunstvoll umeinander und parierten gegenseitig ihre Hiebe, dann drang Alexandra plötzlich durch Karinas Deckung durch und stieß ihre Schwertspitze gegen deren Kehle. Der Stoß stoppte zwei Zentimeter vor Karinas Halsgrube. Das Mädchen senkte die Waffe und steckte sie in die Scheide. „Das wär’s jetzt gewesen. Aber du hast dich gut gehalten.“

Karina faßte nach ihrem Hals und schluckte. „Wie schön, daß du kein Feind bist.“

„Ich denke, es wäre dir nichts passiert. In deiner Realität wärst du vermutlich einfach nur aufgewacht.“

„Vermutlich?“

Alexandra verzog den Mund zu einem ganz zarten Lächeln. „Ich hab’s nie ausprobiert. Davon abgesehen ist unser Gegner ohnehin kein geübter Schwertkämpfer. Er bevorzugt die hinterhältigen Waffen, wie du weißt. Fallgruben, Gifttränke und dergleichen. Steig auf, ich denke, du bist jetzt bereit.“

„Bin ich das?“ Nun, jedenfalls so bereit wie man in einem bescheuerten Traum wie diesem sein konnte. Soviel stand fest, sie konnte tatsächlich mit einem Schwert umgehen. Sie hatte es seit Kindertagen nicht verlernt. Sie nickte. „Doch, ich denke schon.“

Wieso hatte sie eigentlich plötzlich ihren Mantel an; hing der nicht in der Garderobe?

Sie bestiegen ihre Einhörner und lenkten sie aus dem Burghof. Die Zugbrücke war heruntergelassen; das Holz dröhnte dumpf, als sie darüber hinweg galoppierten.

*

Der Weg führte erst über ein verschneites Feld, dann durch einen ebenso verschneiten Wald. Kannte sie die Gegend? Und hätten sie nicht zumindest erst noch eine Stadt durchqueren müssen? Es ist ein Traum, erinnerte sich Karina. Um so erstaunter war sie, als sie nun doch die Landschaft erkannte. Ging es da nicht zu ihrer Wassermühle? „Was machen wir hier?“

Alexandra lachte. „Jemanden abholen.“

Plötzlich war das Rauschen von Flügeln zu hören, und ein Schatten fiel auf sie. Karina wandte den Blick nach oben. Ein Lindwurm! Ein leibhaftiger Lindwurm flog über ihnen. Ich müßte jetzt erschrecken, dachte Karina, aber der Schreck wollte sich nicht einstellen. Das ist Jü, erkannte sie, Alexandras Drache. Vor dem mußte sie nicht erschrecken. Jü öffnete das Maul und stieß einen kurzen Feuerschwall aus. „Ja, mir geht es auch gut“, rief Alexandra, „schön, daß du da bist.“ Sie wandte sich an Karina. „Er hat auf mich gewartet; ich hatte ihm den Mühlenteich als Treffpunkt gesagt, weil er den kannte. Hier hast du ihn kennengelernt, erinnerst du dich?“

Karina dachte kurz nach, dann fiel es ihr wieder ein. „Ja. Als wir durch deine Welt geritten sind, war er plötzlich da. Wie eben.“

„Er liebt es, sich im Sturzflug aus den Wolken fallen zu lassen. Es fühlt sich echt riesig an, wenn ich dabei auf ihm reite.“

Vermutlich deutlich spannender als auf dem Jahrmarkt in der Schiffsschaukel, dachte Karina, die es als Kind zwei oder dreimal probiert hatte, und ihr war jedesmal schlecht geworden. Wie schön, daß sie sich wenigstens auf dem Rücken des Einhorns sicher fühlte. „Für mich wäre das nichts.“

„Jü hat übrigens inzwischen eine ungefähre Vorstellung, wohin dein falscher Ingenieur geflohen ist. Ich hatte ihn gebeten, nach ihm Ausschau zu halten.“ Alexandra wandte sich an den Drachen. „Jü, führ uns.“

Der Lindwurm antwortete mit einem kurzen Flammenstoß und flog ihnen voraus. „Ihm nach!“

Der Ritt auf einem Einhorn brachte sie schneller voran als auf einem normalen Pferd. Wieder fühlte es sich an wie Fliegen. Karina fand das inzwischen ganz normal, immerhin flog Jü auch, und sie mußten ihm ja folgen. Dann konnte sie seinen Sturzflug aus den Wolken mit eigenen Augen beobachten, und es sah wirklich atemberaubend aus. Er landete, faltete seine Flügel zusammen und verharrte vor einer Wegegabelung. Die Einhörner schlossen zu ihm auf. „Links oder rechts, das ist die Frage“, erkannte Alexandra. „Hier ist Jü leider aus seinem Traum gefallen.“

„Wir könnten uns trennen“, schlug Karina zögernd vor, obwohl ihr bei dem Gedanken überhaupt nicht wohl war, sich in dieser Welt ohne Alexandra zurechtfinden zu müssen.

„Wir könnten fragen“, hielt das Mädchen dagegen. „Wir folgen dem einen Weg, bis wir jemanden treffen, der uns Auskunft geben kann.“

Die Idee, hier jemanden zu treffen, war Karina noch gar nicht gekommen. Aber es stimmte natürlich. Vorhin waren sie an ein paar Holzfällern vorbeigeritten, dann hatten sie aus der Ferne ein Schlittengespann bemerkt. Diese Welt war zweifellos bewohnt.

„Also los. Links oder rechts?“

An der Gabelung stand sogar ein Wegweiser, aber die eine Inschrift sagte ihr so wenig wie die andere. Karina zuckte mit den Schultern. Ihr war nur zu klar, daß sie sich vor der Verantwortung fürchtete, die sie mit einer Entscheidung übernahm.

„Du weißt, daß Buridans Esel zwischen zwei Heuhaufen verhungert ist, weil er sich nicht entscheiden konnte?“, lachte Alexandra. „Rechts!“

Sie wählten also den rechten Weg. Diesmal verfielen ihre Fabeltiere in einen gemächlicheren Trab, und der Drache, der ihnen nun nicht weiter als Führer dienen konnte, erhob sich wieder in die Luft und folgte ihnen in einiger Entfernung.

Schon von weitem hörten sie das helle Klingen eines Schmiedehammers. Aus der Esse der Hütte stieg Rauch auf, ein Tor stand halb offen. Drinnen flackerte der Schein des Schmiedefeuers. Sie stiegen ab und traten in die Werkstatt ein. Ein ‚Grüß Gott’ blieb Karina irgendwie auf halbem Wege stecken, es fühlte sich falsch an. Alexandra schien eher den richtigen Ton zu treffen: „Seid uns gegrüßt, Meister des glühenden Eisens.“

Der Schmied war ein breitschultriger Mann und erinnerte Karina an Inspektor Ziegler. Er trug die in seinem Beruf übliche Lederschürze und hieb mit einem Hammer auf ein rotglühendes Stück Metall ein. Er fuhr damit fort, bis die Glut nachließ, dann schob er es mit einer Zange ins Schmiedefeuer und betätigte den Blasebalg.

„Zum Gruße, ihr edlen Frauen. Wieland der Jüngere, zu Euren Diensten."

Alexandra legte eine Hand vor die Brust und deutete eine Verneigung an. „Mein Name ist Lexa von Dinas Brân, meine Begleiterin heißt Karina."

Wieland musterte Karina aufmerksam. „Haben wir uns nicht schon einmal gesehen?"

„Ich wüßte nicht…" erwiderte sie verwundert und überlegte zugleich, was ‚Dinas Brân' wohl bedeutete.

Er schüttelte den Kopf. „Es kann auch nicht stimmen. Es muß Jahre her sein seit damals. Ihr müßtet die ewige Jugend besitzen, wenn Ihr das gewesen wäret. Nun, sei's drum. Was ist euer Begehr? Neue Beschläge für eure…" Sein Blick fiel durch das Tor auf die beiden Einhörner, und er unterbrach sich. „Ach nein", stellte er fest, „Ihr reitet ja diese Sorte; die braucht keine Hufeisen. Wie also kann ich Euch zu Diensten sein? Die Schwerter schärfen?"

Alexandra schüttelte den Kopf. „Für heute nur eine Auskunft, wenn's beliebt. Habt ihr diesen Mann hier vorbeikommen sehen?" Sie zog von wo auch immer aus ihrem Kleid ein Pergament, entrollte es und zeigte es dem Handwerker. Karina wunderte sich überhaupt nicht, daß es das Portrait Krohnstiegs war.

Der Schmied wendete das Eisen im Feuer. „Hm. Na ja. Könnte ein Jugendbildnis von ihm sein. Legt mich nicht fest auf Tag und Stunde, aber mir ist, als wäre einer, der ungefähr so aussah, vor etwa vier Wochen bei mir gewesen. An seinem Wagen war etwas gebrochen, das ich richten sollte."

„Ist Euch an ihm noch etwas besonderes aufgefallen?", hakte Alexandra nach. Karina war einigermaßen froh, daß ihre Schülerin, im realen Leben so wortkarg, in dieser Welt das Reden übernommen hatte. „Womit zum Exempel hat er Euch entlohnt?"

„Jetzt, da Ihr es sagt: Ja, merkwürdig; er gab mir eine goldene Fibel. Mit Schmuckstein, offenbar für eine edle Dame gearbeitet."

„Und habt Ihr diese vielleicht noch?"

„Ja. Ich wußte noch nichts damit anzufangen."

„Und würdet Ihr sie uns zeigen?" Das Ansinnen schien ihm wohl etwas ungewöhnlich, man sah Zweifel in seinem Gesicht. Alexandra setzte also hinzu: „Meine Begleiterin wurde bestohlen, und es kann sein, daß das Schmuckstück zu der Beute gehört."

„Das ist schändlich. Das ist verwerflich. Aber ich kann das Eisen nicht erkalten lassen. Wenn Ihr Euch also etwas gedulden mögt, ich werde die Fibel holen, sobald ich hiermit fertig bin."

„Laßt euch nicht drängen, Meister des klingenden Hammers. Macht Euer Werkstück in Ruhe fertig, wir werden inzwischen unsere Tiere am Bach tränken."

*

Karina folgte Alexandra nach draußen. „Eine Fibel?“, fragte sie. „Zu Mutters Schmuck gehörte keine Fibel.“

„Das kann keine gewöhnliche Fibel sein. Mit einem Schmuckstein, hat er gesagt. Ich könnte mir vorstellen, daß es das ist, was du eine Brosche nennen würdest, nur kennt der gute Schmied diesen Begriff wohl gar nicht. Bedenke, daß er ein Grobschmied ist und kein Kunsthandwerker.“

„Schön. Wir werden ja sehen. Was aber machen wir, wenn diese sogenannte Fibel wirklich ein Stück aus dem gestohlenen Schmuck ist? Er hat sie sich durch ehrliche Arbeit verdient, wir müßten sie ihm lassen.“

„Aber vielleicht können wir sie ihm abkaufen“, schlug das Mädchen vor.

„Abkaufen? Von welchem Geld? Ich wüßte nicht einmal, was für eine Währung hier gültig ist.

„Oh, das sollte nicht das Problem sein, Fräulein Schuchert, du wirst sehen.“

„Du könntest Karina zu mir sagen. Zumindest in dieser Welt.“

Alexandra grinste. „Einverstanden.“ Inzwischen waren sie zu ihren Einhörnern zurückgekehrt und führten sie zum Fluß. Dort, ein wenig hinter einer Baumgruppe verborgen, wartete auch Jü auf sie. Karina fiel ein, wie wenig sich der Schmied über die Fabeltiere gewundert hatte. Und ebenso wenig über die Bewaffnung seiner Besucherinnen. Das schien in dieser Welt normal zu sein. Ob er

dann wohl auch einen Lindwurm mit einem Schulterzucken hingenommen hätte?

Taifun und Hurricane beugten sich über das Wasser um zu trinken. Karina bemerkte, daß sie sich in der Wasseroberfläche spiegelten. Wie war das? Sagte man nicht, Geister hätten kein Spiegelbild? Also konnten die Einhörner keine Geister sein? Welch eine Logik!

Alexandra flüsterte Jü etwas ins Ohr. Oder dorthin, wo man bei einem Drachen das Ohr vermuten würde. Daraufhin schüttelte er sich, und einige seiner silbrig glänzenden Schuppen fielen herunter. „Ich kann ihn zwar nicht bis auf die Haut entblößen“, sagte Alexandra, „aber ein paar Schuppen kann er schon entbehren. Außerdem wachsen sie nach.“ Sie begann sie aufzusammeln, und Karina begriff, daß es echtes Silber war. Mit dem man wohl durchaus den Schmied bezahlen konnte.

„Dann laß uns zurückgehen, ich höre den Hammer nicht mehr, er dürfte fertig sein.“

„Können wir die Einhörner hier einfach zurücklassen?“, fragte Karina zweifelnd. Wie schlecht die Welt sein konnte, hatte sie erfahren. „Nicht, daß sie uns gestohlen werden.“

Alexandra lächelte. Es war immer wieder ein Erlebnis für Karina, an dieser anderen Alexandra ein fröhliches Lächeln zu beobachten, das das Mädchen auf der gegenüber liegenden Seite der Wirklichkeit nie zustande brachte.

„So leicht kommt ein Einhorn nicht abhanden. Ein Einhorn ordnet sich nur einer Jungfrau unter und sonst niemandem.“ Sie grinste.

„Und Jungfrauen stehlen keine Einhörner.“ Karina spürte, wie sie rot anlief.

Sie kehrten zur Werkstatt zurück. Der Hammer war tatsächlich verstummt, der Meister war mit seinem Werkstück fertig. Eben tauchte er es zum Abschrecken in einen Wasserbottich. Es zischte, Dampf stieg auf. „Nun, Meister des Feuers und des Wassers?“

Er legte das Eisen beiseite und verneigte sich. „Entschuldigt eine Frage, edle Damen. Wenn die Fibel nun also tatsächlich zum Raubgut gehören sollte…“

„Macht Euch keine Sorgen, Meister Wieland.“ Alexandra ließ ein paar Silbermünzen von einer Hand in die andere klimpern. „Wir können Euch entschädigen.“

„Ich eile.“ Er eilte tatsächlich, verschwand in einer kleinen Kammer neben der Schmiedewerkstatt, in der er vermutlich wohnte, und kam zurück, das Schmuckstück ehrfurchtsvoll auf der schwieligen Handfläche tragend. „Hier ist es.“

Alexandra sah Karina an. „Und?“

Diese nickte heftig. „Ja. Es ist Mutters Brosche.“

„Ihr habt es gehört, Meister des ehrlichen Handwerks. Würdet Ihr dieses Schmuckstück der rechtmäßigen Besitzerin zurückerstatten? Dafür gehört Euch diese Handvoll Silber.“

„Selbstverständlich, edle Damen.“ Er verneigte sich tief. Ob das Silber den Wert der Brosche wirklich aufwog, war eher zweitrangig. Aber mit dem Silber konnte er zweifellos mehr anfangen als mit

einem Schmuckstück, das sich nur schlecht als Zahlungsmittel einsetzen ließ.

„Dann gilt der Handel.“ Alexandra schüttete die Münzen in seine Hand und erhielt die Brosche. Sie öffnete die Schließe und steckte sie an Karinas Kleid fest. „Hat sich dieser Mensch vielleicht auch noch über sein Ziel geäußert?“

„Leider nicht sehr genau, edle Damen. Er sagte nur, er wolle gen Westen.“

„Immerhin. Wir danken Euch.“ Alexandra verneigte sich ebenso wie vorhin zur Begrüßung, eine Hand an die Brust gelegt. Diesmal tat Karina es ihr nach. Sie kam sich irgendwie komisch dabei vor.

„Möget Ihr den ehrlosen Lumpen erwischen und seiner gerechten Strafe zuführen!“

„Wir arbeiten dran“, murmelte Alexandra, aber so leise, daß der Schmied es wohl nicht verstehen konnte.

Sie verließen die Hütte und wanderten hinunter zum Bach. „Ob es eine gute Idee ist, wenn ich die Brosche trage?“, überlegte Karina. „Wenn ich aufwache, wird sie verschwunden sein. Ich konnte noch nie etwas aus einem Traum in die Wirklichkeit mitnehmen. Das Bild neulich mußtest du mir schließlich auch in die Schule mitbringen.“

„Inzwischen bist du vielleicht etwas weiter. Ich denke, wir probieren es.“ Sie schwang sich auf ihr Einhorn. Es war faszinierend, wie das Tier jedesmal den Wunsch seiner Reiterin zu ahnen schien und sich wie selbstverständlich zum Aufsitzen hinkniete. „Also gen Westen.“

*

Der Weg führte sie durch ein Dorf, das keinen erkennbaren Namen trug, dafür aber immerhin ein Wirtshaus besaß, ‚Zum Ochsen'. „Wir machen Halt, essen etwas und holen Erkundigungen ein", schlug Alexandra vor.

Karina war einverstanden. Was auch sonst? Ihre Schülerin war hier unbestritten die Führerin, an die sie sich halten mußte. Als sie absaßen, umringten sie ein paar Kinder und bestaunten die Einhörner. Wenigstens jemand, der sich darüber wundert, dachte Karina. „Dürfen wir sie streicheln?"

„Ja, aber zart!", nickte Alexandra. „Wie heißt du?"

„Gundel."

Gundel mußte sich recken, um Taifuns Hals zu erreichen und zu liebkosen. Alexandras Einhorn wandte den Kopf, blickte Gundel mit seinen ausdrucksvollen Augen an und blinzelte mit den langen Wimpern. „Süß", hauchte Gundel.

Gundel könnte jetzt mit dem Einhorn auf und davon gehen, während wir im Wirtshaus sitzen, dachte Karina. „Nein", sagte Alexandra leise, „das wird sie nicht."

Woher wußte Alexandra eigentlich, was sie gerade gedacht hatte? Konnte sie tatsächlich Gedanken lesen, wie sie neulich mehr oder weniger scherzhaft angedeutet hatte? Aber wenn ja, dann würde sie auch wissen, ob Gundel unlautere Absichten hatte. Und warum beunruhigte sie der Gedanke eigentlich gar nicht, daß das Mädchen in ihren Kopf gucken konnte? Weil ich ihm vertraue, erkannte

Karina. Außerdem war es ja nur ein Traum. Alexandra lächelte wissend, sagte aber nichts.

Am Himmel kreiste ein kleiner silberner Reflex. Jü wird ein Auge auf die Einhörner haben, dachte Karina.

Sie betraten die Wirtsstube. „Seid gegrüßt!“

Die Köpfe einiger Gäste, dem Aussehen nach vielleicht Landarbeiter, wenn auch recht heruntergekommene, wandten sich ihnen zu. Karina fühlte sich unangenehm examiniert. Ihre Begleiterin erwiderte die Blicke furchtlos und provozierend lange. Dann legte sie ein wenig den Kopf schräg und griff mit der Hand an den Knauf ihres Schwertes. „Ist es hier nicht üblich, einen Gruß zu erwidern?“

Eiliges Gemurmel holte das Versäumte nach. Der Wirt trat herzu, eine Küchenschürze vor dem Bauch. „Gruß, die Damen. Was steht zu Diensten?“

„Eine heiße Suppe wäre nicht schlecht. Es ist kalt draußen.“

„Sehr gern.“

„Und Heu für unsere Tiere.“ Sie wies mit einer Geste nach draußen. „Ach ja, und eine Frage: Wie heißt diese Ortschaft?“

„Wrst.“ Ob die Antwort ein Fluch oder ein Ortsname sein sollte, war nicht ganz klar. Sie nahmen es mal als den Ortsnamen. Der Wirt eilte in die Küche, Alexandra und Karina nahmen an einem freien Tisch Platz und hängten Schilde und Waffengürtel über die Stuhllehnen.

Die Suppe wurde erstaunlich schnell serviert. „Es möge Euch bekommen.“

„Danke.“ Die Suppe dampfte nicht. Karina probierte einen Löffel voll und stellte fest, daß sie sich unter einer heißen Suppe etwas anderes vorgestellt hatte. Diese hier war lauwarm. War es nun schicklich, das zu reklamieren, oder…?

Alexandra lehnte sich zurück und legte die Handflächen links und rechts der Schüssel auf die Tischplatte. „Herr Wirt, von wann ist diese Suppe?“

„Von heute“, beteuerte er diensteifrig.

„Ich glaube Euch aufs Wort. Wäre sie von gestern, wäre sie ganz kalt. Und wenn Ihr sie nicht in den Haaren haben möchtet, nehmt Ihr sie ganz schnell wieder mit und wärmt sie auf.“ Sie unterstrich ihre Worte mit einem nervösen Trommeln der Finger auf der Tischplatte. Der Wirt räumte die Schüsseln wieder ab.

„Ich hätte mich nicht getraut, Streit anzufangen“, gestand Karina flüsternd. „Wir sind fremd hier.“

„Ich dachte, du wolltest diese Haltung ablegen“, entgegnete ihre Schülerin. „Hast du dich nicht dein ganzes Leben lang geduckt? Und wolltest du dir nicht endlich selbst ins Gesicht sehen können?“

Karina nickte. Ja, das wollte sie.

„Dann laß dir nichts gefallen. Was denkst du, warum ich mit dir hier auf dieser Expedition bin? Du hast Unrecht erlitten, und ich will dir Recht verschaffen. Das geht nicht, indem man sich verkriecht.“

„Warum tust du das?“

Alexandra sah sie ernst an. „Da drüben – in deiner Realität – bist du die, die mich versteht. Die sich für mich einsetzt. Meine Lieblingslehrerin eben.“

Karina schüttelte nachdenklich den Kopf. „Ich glaube, in dieser Welt bist du meine Lehrerin.“

Der Wirt erschien, diesmal mit zwei dampfenden Tellern. Karina betrachtete es mit Wohlwollen und steuerte, wohl zum erstenmal auf dieser Expedition, einen einigermaßen zusammenhängenden Satz bei:

„Na also. Geht doch!“

Aus dem Augenwinkel bemerkte sie Alexandras Grinsen. „Na also. Geht doch!“, flüsterte diese.

Während sie zu essen begannen, löste sich die Gesellschaft vom Nebentisch auf und steuerte die Tür an. Alexandra hob den Kopf und folgte den Leuten mit einem Blick aus verengten Augen. Wie es schien, erinnerte das die Männer an das Gebot der Höflichkeit. „Einen schönen Tag noch, die Damen“, sagte einer, wenn auch mit etwas giftigem Unterton.

Alexandra lächelte huldvoll. „Gott befohlen.“

„Haben wir uns jetzt gerade Feinde gemacht?“, erkundigte sich Karina leise.

„Nein“, gab Alexandra ebenso leise zurück. „Das waren sie vorher schon.“

Von draußen erklang ein Wiehern, dann ein dumpfer Schlag, ein Schrei und ein Fluch. „Was war das?“ Karina wollte aufspringen.

„Bleib sitzen und iß in Ruhe zuende, sonst wird es nur wieder kalt“, empfahl das Mädchen. „Jemand hat sich an Taifun herangewagt und einen gewaltigen Tritt bekommen. Kein Grund zur Besorgnis.“

„Wenn du das sagst.“

*

Als der Wirt die leeren Schüsseln abräumte, zog Alexandra ein paar Silbermünzen hervor. Irgendwo mußte es in diesem Kleid eine Tasche geben, eine ziemlich geräumige sogar, denn es folgte auch noch das gerollte Pergament. Aber es war ja ein Traum.

„Meister der wohltemperierten Suppe“, begann Alexandra und schob ihm zwei Münzen zu, „was das Trinkgeld betrifft, so bin ich im Zweifel, ob Ihr es Euch bis hier verdient habt. Aber das könntet Ihr durch Beantworten einer Frage vielleicht noch nachbessern.“

„Einer Frage?“

„Ja.“ Sie entrollte das Pergament und legte zwei weitere Münzen auf den Tisch, behielt aber einen Finger darauf. „Kennt Ihr diesen Mann?“

Das Gesicht des Wirts sprach dafür, daß er den Abgebildeten kannte. Alexandra erleichterte es ihm mit einer weiteren Münze. „Ja“, gestand der Wirt schließlich zu. „Er wohnt jenseits des Flusses. In der Nessauer Heide. Vielleicht zehn Meilen von hier.“

„Kennt Ihr auch seinen Namen?“

„Was wollt Ihr von ihm?“, erkundigte der Mann sich vorsichtig.

„Wir würden ihn gern in einer ihn selbst betreffenden Angelegenheit sprechen“, erklärte Karina, indem sie den Text des Steckbriefes zitierte. „Ich sage Euch jetzt einen Namen, und Ihr braucht nur noch mit ja oder nein zu antworten: Krohnstieg.“

Der Wirt nickte. „Graf Krohnstieg, ja. Ephraim Viktor Krohnstieg. Ich sehe ihn manchmal, aber der Herr Graf verkehrt nicht mit unsereinem.“

Ephraim von Krohnstieg? Oder EPHRAIM V. KROHNSTIEG, dachte Karina an die Aufschrift der Visitenkarte. Der Kerl mußte nur seinen Vornamen Viktor so abkürzen, daß er den Eindruck eines Adelstitels erweckte. „Na, das war doch jetzt mal eine hilfreiche Auskunft. Wir danken Euch. – Was denkt Ihr, Fräulein Lexa, hat er sich sein Trinkgeld verdient?“ Alexandra nickte und schob ihm die restlichen Silbermünzen hin.

„Habt Dank, edle Damen.“ Er strich das Geld vom Tisch in seine Hand, seine Verneigung blieb allerdings etwas sparsam.

„Gehabt Euch wohl, Meister der kalten Küche. Eure Suppe hat dann ja doch noch ganz gut geschmeckt.“ Sie erhoben sich, legten Ihre Waffen an und verließen das Wirtshaus.

„Zehn Meilen also“, wiederholte Karina, während sie zu ihren Einhörnern gingen. Offenbar waren sie versorgt worden, da lag ein Rest Heu, und Hurricane kaute noch.

„Ich erwarte nicht, daß wir da jetzt einfach hingehen und den Schmuck abholen“, stellte ihre Begleiterin fest. „Ab hier wird es

schwierig. Aber das wußten wir vorher, nicht wahr?“

Karina gestand sich ein, daß sie von dieser Unternehmung so überrascht worden war, daß sie sich über den Umfang der möglichen Schwierigkeiten gar keine Gedanken gemacht hatte. Aber das Mädchen hatte sicherlich recht.

Der Weg führte durch einen Nadelwald. Einen von denen, die man vor lauter Bäumen nicht sah, mit dichtem Unterholz aus Stechpalmen. Das Licht nahm merklich ab. Plötzlich wurden beide Einhörner langsamer, ohne daß jemand sie dazu aufgefordert hatte. „Gefahr“, wisperte Alexandra und legte die Hand ans Schwert. Karina hatte keine Ahnung, woran sie das festmachte, griff aber sicherheitshalber ebenfalls nach ihrer Waffe.

„Halt und keinen Schritt weiter!“, rief eine herrische Stimme. Aus der Deckung der Sträucher traten fünf Männer hervor, jeder mit einem Bogen bewaffnet. Fünf Pfeilspitzen zielten auf die beiden Frauen, denen nichts anderes übrig blieb, als ihre Tiere zum Stehen zu bringen. Merkwürdig. Hatte sie nicht eben diese Gesichter vorhin noch in der Wirtsstube gesehen?

Das Wiedererkennen war beidseitig und zweifellos geplant. „Sind das nicht die beiden Edeldamen, die so großen Wert auf eine heiße Suppe legen?“ Der Sprecher wandte sich an seine Begleiter. „Diese da hat wertvollen Schmuck am Kleid und sicher auch noch anderswo. Und jene hat eine Menge Geld in der Tasche. Veit und Rupert, holt euch die Sachen. Wenn die edlen Fräulein sie bitte herausgeben würden?“

Karina wagte nicht, sich zu rühren. Wie gewonnen, so zerronnen, überlegte sie im Hinblick auf die Brosche. Allerdings würden diese Wegelagerer enttäuscht sein, denn weiteren Schmuck trug sie nicht an sich.

Alexandra griff in die Tasche und warf ein paar Silberstücke in Richtung der Räuber auf den Boden. Jene hatten sich zwar gut genug im Griff, um sich nicht sofort voller Gier darauf zu stürzen, waren aber für einen Moment abgelenkt. Was dann geschah, ging so schnell, daß Karina es überhaupt nicht verarbeiten konnte. Es war eine Sache von weniger als einer Sekunde, da war Alexandra vom Rücken des Einhorns gesprungen, hatte ihr Schwert in der Hand und den Schild nach vorn gerissen.

Die Gegner, vielleicht nur vor Schreck, ließen die Sehnen ihrer Bogen los und schossen mehr oder weniger gezielt ihre Pfeile ab. Zwei davon prallten vom Schild ab, die drei anderen schlug Alexandra in widernatürlicher Schnelligkeit mit dem Schwert aus der Luft. Hinter einem Schild verstecken konnten die Männer sich nicht, aber zwei schafften es, noch einen neuen Pfeil auf die Sehne zu legen. Zum Zielen reichte es nicht mehr, dann war die Walküre bei ihnen und spaltete mit einem Schwerthieb das Holz der Bogen. Die anderen drei begannen zu rennen und brachen auf der Flucht prasselnd durchs Unterholz. Zwei waren noch da und betrachteten mit geweiteten Augen Alexandras Klinge.



Karinas Herz stieg aus der Hose wieder nach oben. Schlimmstenfalls wache ich auf, erinnerte sie sich. Sie ließ sich von ihrem Einhorn gleiten, trat mit gezogener Waffe dazu und stellte fest: „Es ist schön, Leute zu treffen, die vernünftig genug sind um zu wissen, wann sie verloren haben. Ihr zwei sammelt jetzt unser Geld zusammen und bringt es wieder her. Danach dürft ihr euch den anderen anschließen.“

Einer machte einen Ausfallschritt und wollte sofort die Flucht ergreifen. Karinas Klinge an seinem Hals stoppte die Bewegung. „Na, na! Bitte die Reihenfolge einhalten! Erst unser Geld, dann der Rückzug.“

Murrend, aber ohne weiteren Widerstand gehorchten die beiden.

Als die beiden Frauen mit ihren Einhörnern wieder allein auf dem Weg standen, auf dem sie überfallen worden waren, die Waffen noch in der Hand, weil sie dem Frieden nicht trauten, neigte Alexandra ihren Kopf zu ihrer Lehrerin. „Du kommst ja allmählich richtig aus dir heraus.“

„Man soll nicht sagen, daß ich zu alt bin, um noch etwas zu lernen. Aber ich glaube, ich hätte lieber etwas anderes gelernt als…“ – sie betrachtete nachdenklich ihr Schwert – „…als eine Klinge an die Kehle anderer Leute zu halten.“

„Weißt du, wieviel Tote ich in meinem Leben schon gesehen habe?“

„Ich weiß nur das bißchen, das deine Schwester Franziska mir erzählt hat. Und mehr möchte ich auch gar nicht wissen.“

„Ich auch nicht. Deswegen habe ich es hinter dem schwarzen Vorhang verborgen, den du einmal gesehen hast. Aber es ist da, und ich werde es nicht los.“

„Das tut mir leid, Alexandra.“

„Schon gut. Ich wünschte mir nur, jemand wie du wäre dabei, wenn ich den Vorhang aufziehe.“

„Oder jemand wie deine Freundin Julia?“

„Das ist nicht das gleiche. Sie hat weniger Erfahrung als du. Und sie hat Angst vor Drachen.“ Alexandra atmete tief. „Laß uns weiter. Diese Dinge gehören nicht hierher.“

Sie steckten ihre Schwerter weg und bestiegen die Einhörner. „Immer noch nach Westen. Über einen Fluß, hat der Wirt gesagt. Es sollte mich wundern, wenn das ohne Schwierigkeiten ginge. Die Wegelagerer von eben sind noch nicht besiegt.“

„Meinst du, sie lauern uns noch einmal auf?“

„Ich rechne fest damit. Diese Sorte sieht nie ein, wann sie verloren hat.“

„Und wie können wir sie dann loswerden?“, fragte Karina.

„Wenn du nachdenkst, kommst du allein auf die Antwort.“

„Sie gefällt mir aber nicht.“

„Nein“, stellte Alexandra fest, „mir auch nicht.“ Sie drückte die Fersen sanft in die Seite ihres Tieres, das sich daraufhin in Trab setzte. „Also auf!“

*

Sie erreichten das Ende des Waldes unbehelligt. Da das Ziel nun in absehbarer Entfernung zu liegen schien, verzichteten sie auch darauf, ihre Tiere zum Galopp anzutreiben, sie hätten dann womöglich etwas entscheidendes übersehen können. So ritten sie in leichtem Trab durch die verschneiten Felder. Hier und da flog ein Schwarm Krähen auf, als sie sie passierten.

Karina genoß das Gefühl, auf dem Einhorn dahinzuschweben, spürte die Bewegung der mächtigen Muskeln des Fabelwesens unter sich, das sich mit einem leichten Schenkeldruck oder Berühren des Halses beherrschen ließ. Nein, dachte sie, beherrschen ist falsch. Hurricane ordnete sich freiwillig unter. Ein Geschöpf wie dieses würde sich niemals beherrschen lassen, es wäre geradezu ein Sakrileg, das zu verlangen. Ihre Gedanken glitten ab. Alexandra hatte von dem schwarzen Vorhang gesprochen, hinter dem sie etwas verbarg, das sie nicht sehen wollte. Und sie selbst? Seit damals, als sie zum erstenmal mit dem Mädchen ausgeritten war, wußte sie, daß

auch sie ein solch finsteres Geheimnis in sich barg – dem sie sich doch eines Tages würde stellen müssen.

Eine Reihe von kahlen Bäumen und Büschen zeichnete sich ab, quer durch die Landschaft. Karina erkannte nach einer Weile, daß jene das Ufer des Flusses säumten, der ihnen angekündigt worden war. Wellen kräuselten sich auf der Oberfläche, zugefroren war er nicht. Eine Brücke war nirgends zu sehen, aber am gegenüberliegenden Ufer stand eine Hütte, und davor lag ein Boot an einem Steg vertäut.

„Wie es aussieht, müssen wir mit einer Fähre übersetzen“, stellte Alexandra fest. „Da vorn ist der diesseitige Anleger.“

Sie stieg ab, ging zum Ufer hinab und betrat den Steg. Dann legte sie die Hände zu einem Trichter vor den Mund. „Fährmann, hol über!“ Mit ausladender Geste winkte sie mit ihrem Schild.

Karina trat neben sie und beobachtete, ob sich drüben etwas rührte.

„Wie breit mag der Fluß sein?“

Alexandra lächelte spöttisch. „Man könnte jetzt eine Strecke am Ufer abstecken, von den Endpunkten aus die Hütte anpeilen und den Sinussatz anwenden.“

Mit einem Gefühl des Schauderns bemerkte Karina, wie sich für einen Moment farbige Linien am Ufer und quer über den Fluß abzeichneten, in der Luft einige ebenso gefärbte Hieroglyphen aufleuchteten und wieder verschwanden. „Ich schätze, es sind hundertzwanzig Meter“, stellte Alexandra fest. Sie hatte offenbar die geometrische Konstruktion in die Landschaft gedacht. Es war

wieder in gewisser Weise erschreckend, welche Fähigkeiten in diesem Mädchen steckten.

Aus der Hütte auf der anderen Seite trat jetzt eine mit einem Umhang und einer Pelzkappe vermummte Gestalt, warf zwei Riemen ins Boot, stieg ein und machte es vom Steg los. „Unsere Fähre kommt."

„Ja", sagte Alexandra. „Und Fährleute sind eine eigene Spezies. Wir sollten aufpassen."

„Dafür haben wir die Herren Schnapphähne aus dem Wald ja wohl abgeschüttelt."

Alexandra hob eine Augenbraue und schien sich in dem Punkt nicht sicher zu sein. Sie sagte aber nichts weiter dazu. Sie verfolgten, wie sich das Fährboot dem diesseitigen Steg näherte. Dann stieß es rumpelnd dagegen. „Einen guten Tag, die Damen", grüßte der Fährmann mit rauher Stimme, während er ein Tau an einem Pfosten belegte. Jetzt konnte man erkennen, daß auch sein Umhang, wie die Mütze, aus Pelz gemacht war; Biber, wie es aussah. Er hatte ein grobes Gesicht und Hände wie Schaufeln, und Karina drängte sich der Gedanke auf, daß er die Biber dafür selbst erschlagen und gegerbt hatte.

„Seid gegrüßt, Meister der Wellen und Strömungen", lächelte Alexandra und deutete eine Verbeugung an, in der gewohnten Weise eine Hand vor die Brust legend. „Karina und Lexa von Dinas Brân sind unsere Namen. Wir begehren, übergesetzt zu werden."

„Was auch sonst", knurrte der Fährmann. Er wies den Hang hoch zu den beiden dort wartenden Einhörnern. „Mit diesen – äh – Tieren,

vermute ich.“

„Ja, genau mit diesen – äh – Tieren. Es sind übrigens Einhörner.“

„Ja, natürlich.“ Sein Blick war undefinierbar. „Das Boot ist zu klein für alle. Ich muß zweimal fahren.“

„Dann ist das wohl so. Zwei Silberstücke je Fahrt?“

„Einverstanden.“ Er streckte die Hand aus.

„Ihr kennt die Regel, Meister des Flusses“, erinnerte ihn Alexandra.

Daraufhin zog er die Hand mit einem Knurren wieder zurück.

Sie kehrten zu ihren Reittieren zurück, um sie zu holen. „Welche Regel?“, flüsterte Karina.

„Man bezahlt den Fährmann erst nach der Überfahrt. Alles andere bringt ihn nur auf dumme Gedanken. Ich denke, Taifun und ich lassen uns zuerst übersetzen. Sollte er bei der zweiten Fahrt von dir Geld fordern, kannst du ihn darauf verweisen, daß ich den Beutel habe.“

Karina dachte an das alte Logikrätsel von dem Wolf, der Ziege und dem Kohlkopf, die über einen Fluß gebracht werden sollten, mußte aber zugeben, daß diese Art von Logik hier nicht anwendbar war. Sie stimmte zu.

Im Gegensatz zu dem sprichwörtlichen Esel, der einen Fluß nicht ohne Brücke überquerte, hatte Taifun keine Probleme damit, das Boot zu besteigen. Karina sah zu, wie der Fährmann ablegte, den Kahn schräg gegen die Strömung wandte und zu rudern begann.

Eine silbrige Spur zeichnete sich ins Wasser. Es war – trotz allem – ein überaus friedliches Bild.

Drüben stieg Alexandra aus, Taifun folgte ihr. Dann schien sich eine Diskussion zwischen ihr und dem Fährmann zu entspinnen. Vielleicht verlangte er die erste Rate des Fährgeldes, Karina konnte auf die Entfernung nichts verstehen. Plötzlich wieherte hinter ihr Hurricane. Sie fuhr herum. Fünf inzwischen wohlbekannte Gestalten kamen nebeneinander, die Breite des Weges ausfüllend, zum Ufer herunter gestiefelt. Da das Flußbett tiefer lag als die übrige Landschaft, hatte sie sie bis zum letzten Augenblick weder kommen hören noch sehen können.

„Ach“, sagte der mittlere. „So sieht man sich wieder.“

Karina erinnerte sich daran, daß sie bewaffnet war, und riß ihr Schwert heraus. Allerdings fühlte sie sich einem Kampf gegen fünf Männer nicht gewachsen, auch wenn diese nur mit Knüppeln aufwarten konnten. „Verzieht euch!“, stieß sie zwischen den Zähnen hervor.

„Nicht doch! Vorhin im Wald hätten wir uns mit deinem Schmuck zufrieden gegeben. So billig kommst du jetzt nicht mehr davon. Ich denke, deine Freundin mit der flinken Klinge wird gern einen Haufen Lösegeld für dich bezahlen. Packt sie!“

Es gelang ihr, mit dem Schwert wenigstens einen der Holzprügel abzuwehren, aber viele Hunde sind des Hasen Tod, und viele Knüppel überwinden eine einsame Kämpferin. Einer entwand ihr das Schwert. Hurricane mischte sich ein, trat nach hinten aus und schickte zwei Männer zu Boden. Blieben immer noch drei, die

Karina festhielten und als Schutzschild gegen das wütend schnaubende Einhorn verwendeten, das zwar drohend sein Horn senkte, aber nicht angreifen konnte.

Die beiden anderen rafften sich wieder vom Boden auf und droschen nun mit ihren Knüppeln auf Hurricane ein, wobei sie sich hüteten, noch einmal in die Reichweite der Hinterhufe zu kommen. Die Schläge, die das Tier abbekam, schmerzten Karina so intensiv, als bekäme sie sie selbst. „Aufhören“, schrie sie. „Ihr bekommt alles, was ihr wollt!“

„Sag dem Vieh, es soll Ruhe geben.“

„Hurricane! Schluß! Wir ergeben uns!“, stieß sie hervor. Das Einhorn verstand sie offenbar und hörte auf zu toben.

„Na also, geht doch. Fesselt sie und bringt sie zum Wagen.“

*

Nachdem man ihr die Hände auf dem Rücken gebunden hatte, wurde sie an den Oberarmen gepackt und den Hang hinauf geführt. Sie verzichtete auf Widerstand, weil das ihre Lage nicht verbessert hätte. Auf Alexandras Hilfe konnte sie wohl nicht rechnen. Ihre Begleiterin war auf der anderen Seite des Flusses immer noch mit dem Fährmann beschäftigt, und der müßte sie erst wieder übersetzen. Der Augenblick war strategisch gut abgepaßt, die Bande konnte sicher sein, daß sie es mit Karina allein zu tun hatte.

Oben auf dem Weg stand ein Fuhrwerk, mit dem man wohl zu anderer Jahreszeit von den Feldern die Ernte einfuhr. Jetzt war der

Wagen leer bis auf ein paar Strohballen. Karina mußte aufsteigen und sich auf die Ladefläche zwischen die anderen setzen.

Einer der Männer hatte ihr Schwert und ihren Schild aufgelesen und warf beides ebenfalls auf den Wagen. Jetzt schwang er sich auf den Kutschbock und trieb das Pferd an. Schwankend und holpernd setzte der Karren sich in Bewegung. Der Weg war uneben, der Wagen besaß keine Federung, und folglich fühlte sich Karina durchgeschüttelt und hin und her geworfen wie ein Sack Kartoffeln. Der Ritt auf Hurricane war jedenfalls um ein Erhebliches sanfter. Hurricane! Wo war eigentlich ihr Einhorn geblieben? Sie wandte den Blick und bemerkte, daß das Tier dem Wagen in einigem Abstand folgte. Von den Männern einfangen hatte es sich nicht lassen.

Eine ungemütliche viertel oder halbe Stunde verging, dann kam eine Gruppe von Gebäuden in Sicht, wohl ein Gehöft. Wohnhaus, Stall und Scheune standen um einen Hof herum, auf dem ziemlich lieblos Schnee geräumt worden war, nur einige Wege waren frei. Der Wagen hielt, Karina wurde heruntergezerrt und zu dem Stall gebracht. Es roch nach Kuh. Die bekam sie allerdings nicht zu sehen; der Weg führte in eine Kammer, in der ein paar verrostete Geräte aufbewahrt waren. Einer löste ihre Fesseln, allerdings nur, um sie gleich darauf wieder festzubinden, diesmal an einem der Pfosten, die das Dach trugen. Sie meinte, es war der, den der Anführer vorhin Veit genannt hatte. Die Tür wurde zugeworfen, von außen ein quietschender Riegel vorgelegt. Sie war allein in der Dunkelheit.

Der biblische Samson, so erinnerte sie sich spontan, hatte in einer ähnlichen Lage den Pfosten umgerissen und das Dach zum Einsturz

gebracht. Dazu fühlte sie sich körperlich nicht in der Lage. Und außerdem war Samson dann, zusammen mit allen anderen, vom Dach erschlagen worden.

Es war kalt. Nachdem ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, bemerkte sie Risse und Ritzen in Wänden und Türen, durch die etwas Licht und viel eisiger Wind hindurchdrang. Im Freien war ihr das gar nicht so aufgefallen. Karina lauschte, da sie nichts anderes tun konnte, auf die Geräusche des Hofes. Ab und an ließ sich eine Kuh mit Falsettstimme hören: ‚Mjiuuh'. Dann klirrte Metall. In der Ferne meinte sie ein Wiehern zu hören, das von Hurricane stammen konnte. Oder auch nicht.

Irgendwann, als sie ihre gefesselten Hände vor Kälte kaum noch spüren konnte, quietschte der Riegel und die Tür wurde geöffnet. Der Anführer der Bande, der sich bislang noch nicht vorgestellt hatte, trat in die Kammer. Er hängte eine Laterne, in der ein Talglicht brannte, an einen Haken. „So, Jungfer Karina, dann wollen wir zum Geschäftlichen kommen."

Ihren Namen kannte er also, vermutlich hatte er ihn vorhin in der Wirtsstube erlauscht. Sollte sie nun den seinen von ihm fordern? Sie war immer ein zurückhaltender Mensch gewesen, der Konfrontationen lieber vermied. Aber wenn sie sich zu schüchtern zeigte, würde das ihre Verhandlungsposition schwächen. Noch konnte er sich vermutlich kein Bild von ihr machen. Vorhin am Fluß hatte sie sich immerhin mit dem Schwert verteidigt; und auch wenn sie unterlegen war, konnte das keinen mutlosen Eindruck gemacht haben. Sie beschloß, dieses Bild aufrecht zu erhalten.

„Meinen Namen kennt Ihr also. Und wie lautet der Eure?"

Er stieß ein kurzes Lachen aus. „Mein Name tut nichts zur Sache.“

„Dann werde ich Euch Meidhan nennen. Als Abkürzung für Meister des heimtückischen Angriffs. Um welche Geschäfte sollte es sich handeln?“

„Der übliche Tauschhandel. Euer Leben gegen ein Lösegeld. Ich habe hier Schreibzeug mitgebracht, Ihr werdet jetzt einen kleinen Brief an Eure Freundin verfassen, der geeignet ist, bei ihr – hm, sagen wir zweihundert Golddukaten locker zu machen.“

„Wollt Ihr ihn nicht selbst schreiben, Herr Meidhan? Ich fürchte, mir sind da gewissermaßen die Hände gebunden.“

Er lachte. „Humor hat sie tatsächlich auch. Ich werde Euch zu diesem Behufe losbinden. Versucht nicht zu fliehen, meine Leute stehen draußen vor der Tür.“

Er legte Papier und Feder auf einen Balken, dann löste er ihre Fesseln. Karina rieb ihre erstarrten Hände und hauchte hinein, um sie wieder zum Leben zu erwecken. „Wenn die Tinte so gefroren ist wie meine Hände…“

„Keine Sorge. Hier, und nun schreibt!“

Warum schrieb er seine Forderung nicht selbst auf? Vielleicht konnte er gar nicht schreiben. Dann würde er auch nicht kontrollieren können, was sie schrieb. Sie tauchte die Feder in die Tinte. Es war eine schlechte Qualität, oder es lag an der Kälte; sie fühlte sich zäh an wie Teer und hinterließ als erstes einen großen Tropfen auf ihrem Ärmel. Einen langen Text würde sie schon allein aus diesen Gründen nicht zustande bringen.

An Lexa. Bin in Gewalt der 5 Räuber, die wir kennen. Wollen 200 Dukaten Lösegeld. Ein Hof, etwa 2 Meilen nach Nordwest. Im Stall. Karina.

„Fertig?“, erkundigte sich Meidhan. Sie nickte. Er riß ihr das Papier weg und wedelte damit zum Trocknen in der Luft. „Rupert!“, rief er.

Der Mann betrat die Kammer. „Hier. Was hat sie geschrieben?“

Verdammt. Rupert konnte also lesen. Er überflog das Schreiben. „Schön“, meinte er, „alles drin. Aber sollte sie die Lage unseres Hofes verraten?“

Meidhan stieß einen Fluch aus und schlug Karina ins Gesicht. „Verräterin!“

Karina tastete mit der Zunge über die Zähne, ob noch alle da waren. Einer fehlte ohnehin. „Sie muß doch wissen, wohin sie das Geld bringen soll, werter Herr Meidhan.“

„Das ist nicht dein Problem.“ Er wandte sich an den, der Rupert hieß. „Schmier Tinte über den Teil, daß er nicht zu lesen ist. Und du, Armin, reitest mit dem Wisch zum Fluß. Ihre Freundin wird dort sicherlich irgendwo herumlungern. Ich denke nicht, daß sie ohne sie weitergereist ist. Am besten wäre es, du bringst das Geld gleich mit.“

„Wovon träumt Ihr nachts?“, warf Karina ein.

„Und du hältst das Maul!“, herrschte Meidhan sie an. „Hände hinter den Pfosten. Ich muß dich wieder festmachen.“

„Allmählich gewöhne ich mich daran. Aber nicht daran, daß Ihr mich plötzlich mit ‚du' ansprecht, als sei ich minderwertig."

„Dann wünscht Euch, hochwohlgeborene Jungfer Karina, daß Eure Freundin rasch zahlt, sonst ist Euer Leben nämlich wirklich nichts mehr wert", erklärte Meidhan zuckersüß, während er die Stricke festzog.

*

Die Dämmerung zog allmählich auf, ehe Armin zurückkehrte. Karina hörte den Hufschlag seines Pferdes auf dem Pflaster des Hofes. Er gab sich keine Mühe, seine Stimme zu dämpfen, als er seinem Anführer Bericht erstattete. „Ich habe sie nicht gefunden. Sie muß wirklich allein weitergezogen sein."

„War ihr Reittier irgendwo zu sehen?"

„Nein, auch nicht. Nur dieses aggressive Vieh von Jungfer Karina drückt sich immer noch im Birkenhain herum."

„Vergiß es. Das kriegen wir nicht." Der Riegel quietschte, die Tür der Kammer wurde aufgerissen. „Deine Freundin ist nicht da. Wohin wollte sie weiter?", kam Meidhan sofort zur Sache.

Jetzt wurde es Karina doch etwas sehr mulmig zumute. Bis hierher hatte sie die vage Hoffnung gehegt, Alexandra würde etwas einfallen, um sie hier herauszuholen. Aber wenn sie gar nicht gewartet hatte? Eigentlich unmöglich, sie vertraute dem Mädchen. Es würde sie nicht im Stich lassen. Aber Armin hatte keinen Grund gehabt zu lügen.

„Jenseits des Flusses gibt es einen Ephraim Krohnstieg, den wir besuchen wollten“, gestand sie ein.

„So“, meinte Meidhan. „Der Graf. Ja, warum auch nicht. Hey, wenn ihr mit dem bekannt seid, sollten wir nochmal über die Höhe des Lösegeldes nachdenken; der hat Geld.“

Aha. Auch sie kannten also Krohnstieg, der in dieser Welt wohl wirklich ein Graf sein mochte. „Armin, du machst dich gleich noch einmal auf den Weg. Läßt dich über den Fluß setzen und reitest zu dem Grafen Krohnstieg in die Nessauer Heide. Und gib mal den Wisch. Wir machen aus der Zweihundert eine Achthundert.“

Ich bin im Wert gestiegen, erkannte Karina. Weil ich mit dem Grafen Krohnstieg bekannt bin. Allerdings beruhte dessen Reichtum unter anderem auf dem, was er ihr drüben in der anderen Welt – in der realen? Sie war sich nicht mehr so sicher – abgegaunert hatte. Das würde er auch in dieser Welt nicht ausgerechnet für ihren Kopf wieder hergeben.

Wenn es doch nur eine Möglichkeit gäbe, diese Stricke von den Händen loszuwerden. Durch Zerren zog sie vermutlich den Knoten nur noch fester. Sie versuchte, die Hände so zu verrenken, daß sie vielleicht mit den Fingern den Knoten erreichte. Nach Kurzem gab sie auf. Ihre Finger waren inzwischen so gefühllos, daß sie selbst dann nichts hätte ausrichten können. Sie hätte versuchen sollen, diesen Meidhan zu überwältigen, solange sie losgebunden war. Aber dafür war es jetzt zu spät. Wieso hatte sie sich überhaupt darauf eingelassen, Alexandra in dieses Abenteuer zu folgen? Und wollte sie jetzt etwa anfangen, dem Mädchen Vorwürfe zu machen? Wenn ich hier umkomme, wache ich auf, tröstete sie sich. – Vermutlich.

Lautes Stimmengewirr erklang plötzlich von draußen. Schreie, Flüche. „Weg da!“ und „Hierher!“ und „Macht doch was!“ Was ging da vor? Ein heftiges Fauchen erklang, ein heißer Wind fuhr durch die Ritzen der Tür. Es roch verbrannt. Eine bekrallte Klaue griff um die Tür und riß sie im nächsten Moment aus den Angeln. Rauch vernebelte die Sicht. Durch die Schwaden hindurch erschien eine Walküre; Alexandra, mit gezogenem Schwert.

„Karina! Endlich!“ Das Mädchen gab sich nicht lange mit dem Knoten der Fesseln ab, es schlug die Stricke mit der Klinge durch. „Raus hier, gleich brennt alles!“

Sie griff nach Karinas Arm und zog sie mit sich ins Freie. Vor dem Stall war Jü gelandet und hielt mit seinem Feueratem die Räuber in Schach. Einer warf mit einer Mistforke nach dem Drachen, aber die Zinken prallten klirrend von dessen silbernen Schuppen ab. Jü wandte den mächtigen Kopf, spie Feuer und setzte den Angreifer in Brand. Der rannte schreiend und mit brennender Kleidung davon und fand keinen anderen Ausweg, als sich in die Jauchegrube zu stürzen, um sie zu löschen.

„Im Stall sind noch Tiere!“, rief Karina, als sie sah, wie aus dem Stallgebäude Flammen hoch züngelten. Sie sah nicht ein, daß das Vieh, das nichts dafür konnte, zu Schaden kam.

„Keine Sorge. Das Pferd steht da drüben, und die eine und einzige Kuh ist schon geflüchtet. Die Landwirtschaft war offenbar nur Tarnung der Räuberhöhle.“ Sie wandte sich an die Männer. „Letzte Warnung, und auch nur, weil ich heute meinen großzügigen Tag habe! Eure nächste Begegnung mit mir ist endgültig.“

Die anderen waren furchterfüllt bis zum Hauptgebäude zurückgewichen, bis auf den einen, der in der Jauchegrube gegen das Ertrinken kämpfte. Alexandra wies mit der Schwertspitze in seine Richtung. „Los, zieht euren Kumpanen da raus! Und versucht meinetwegen, das Feuer zu löschen."

Sie steckte die Waffe ein und schwang sich auf Jüs Rücken. „Kommst du? Deine Waffen liegen da drüben."

Karina begriff, daß das ihr galt. Sie sollte auf den Lindwurm steigen? Der fliegen konnte? Sie schalt sich innerlich einen Angsthasen, aber sie kam nicht dagegen an. Alexandra mußte ihren inneren Kampf bemerkt haben. „Wir leihen uns mal euer Pferd aus. Wir lassen es im Birkenhain zurück."

Ob ihr überhaupt jemand zuhörte, war nicht klar, und es war auch egal. Sie nickte Karina zu. „Reite zum Hain, da wartet Hurricane auf dich. Und dann ab zur Fähre. Ich glaube, der Fährmann möchte längst Feierabend machen. Ich habe ihm schon Nachtzuschlag zugesagt, damit er noch auf dich wartet."

Jü erhob sich unter kräftigen Flügelschlägen mit Alexandra in den grauen Himmel. Karina bestieg das Pferd der Räuber, mußte erkennen, daß es sich wesentlich sperriger anstellte als ein Einhorn, bekam es dann aber doch in Bewegung gesetzt. Am Hain wechselte sie auf ihr getreulich wartendes Fabeltier, nach wenigen Minuten hatte sie die Fähre erreicht.

Der Fährmann hatte sich tief in seinen Umhang aus Biberfell verkrochen und rieb sich die Arme. „Wißt Ihr, wie kalt das ist? Mir frieren die Hände ab."

„Stellt Euch vor, mir auch. Und Eure waren nicht stundenlang auf dem Rücken gefesselt. Also, laßt uns keine Zeit verlieren, damit Ihr an Euren warmen Ofen kommt.“

„Dann haltet keine Reden, sondern steigt ein.“

Karinas Einhorn betrat den Kahn wesentlich zögernder als vorhin Taifun. Sie mußte ihm gut zureden, und es stellte sich breitbeinig hin, als erwarte es, ins Wasser zu fallen. Endlich konnte Karina ihm folgen. Das Boot wurde losgemacht, der Schiffer legte sich in die Riemen. Am Himmel verdichtete sich das Grau. „Es wird neuen Schnee geben“, knurrte der Mann und deutete mit dem Kopf nach oben.



Karina nickte. Sie würden den Wohnsitz des sogenannten Grafen ohnehin nicht mehr vor der Dunkelheit erreichen, und nun wahrscheinlich auch noch im Schneetreiben. Auf der anderen Seite erwartete sie Alexandra mit Taifun. Von Jü war nichts mehr zu sehen. Ihre Begleiterin entlohnte den Fährmann, und Karina stellte beiläufig fest, daß der ursprünglich vereinbarte Betrag von zweimal zwei Silberstücken inzwischen durch den Nachtzuschlag erheblich angewachsen war. Sie enthielt sich eines Kommentars; in gewisser Weise war sie dafür verantwortlich, weil sie sich hatte von den Räubern überwältigen lassen. Die ersten Schneeflocken fielen.

1 Kommentar

Eigenen hinzufügen →

Wilfried Czenek 4. August 2026 — 7:32

Hallo, Seejay!
Jetzt kommt das falsche Spiel auf, und die Traumreise beginnt. Und natürlich geht es nicht ohne Mathe.
Aber man muss sagen, die Charaktere sind recht gut gut getroffen.
Das Spiel als spöttische Herausforderung, aus dem Anagramm den Herkunftsort abzuleiten (wird es den wirklich geben), die Hilfe durch die Anderswelt, die Reise durch die Träume und endlich eine sehr psychologische Deutung des Unterbewussten, das alles kulminiert zu einem unterhaltsamen Lesevergnügen.
(Wobei ich es mir verkneife, jetzt Freud hinzuzuziehen und einen psychoanalytischen Blick auf die Auswahl der Tiere zu werfen.)

Ich hoffe, das Fräulein findet zumindest temporär Sicherheit und etwas Freude in den Armen des Schmieds… äh – Polizisten.
Schöne Grüße
Senex

(Sorry, dass es länger gedauert hat, aber ein Krimi ist schwerer zu schreiben, als ich dachte)

Antworten

Schreibe einen Kommentar

Deine E-Mail-Adresse wird nicht veröffentlicht.

Kommentar

Name *

E-Mail-Adresse *

Website

Name, E-Mail-Adresse und Website in diesem Browser für meinen nächsten Kommentar speichern.

Kommentar abschicken

© 2026 World of Cosmos | Kontakt | Impressum | Datenschutz | Facebook | Bluesky | Theme von Anders Norén.

Der Leichenvater

Horror-Story von Uwe Lammers

„Franz!“

Der Schrei hallte hell und einsam über das Feld. Dunstige Schwaden waberten darüber, über den unebenen Boden, Regen fiel aus dem düsteren Himmel, durchnässte den jungen Mann, der taumelnd seinen Weg suchte und nicht fand. Donnerschläge ließen Himmel und Erde erdröhnen, flammende Blitze in blutigem Rot spalteten das Firmament und enthüllten das Feld Augenblicke voller endlosem Entsetzen den ungläubigen Blicken, dann versank es wieder im Halbschatten einer fremdartigen, lebensfeindlichen Welt.

Der blonde Mann stolperte und brach in die Knie, seine Hände versanken beim Sturz ellenbogentief in Schlamm und eisigem Wasser. Keuchend rang er nach Luft.

Nichtbegreifen hüllte ihn ein wie eine Wolke des Vergessens, die ihn wieder freigelassen hatte.

„Franz…?“, stöhnte er. Seine Kehle war auf einmal wund und heiser, als habe er stundenlang nach seinem Kameraden geschrieen. „Franz, wo um alles in der Welt…?“

Er war doch noch vor Minuten, vor Augenblicken, über die Wiese bei Allendorf mit ihm gegangen, scherzend und disputierend. Und dann war er auf einmal übermütig davongelaufen, und Franz hatte ihn einzuholen versucht.

Und dann…? Was war dann gewesen? Warum war er auf einmal aus dem freundlichen, lauen Maienabend in eine solche Schreckenswelt versetzt worden?

Hans Clausen konnte nicht begreifen, was hier geschehen war. Er sah im Licht des nächsten Blitzes an sich herab und entdeckte die Uniform. Noch tieferes Nichtbegreifen erfasste ihn.

Er war Soldat!

Soldat? Aber… es herrschte doch Frieden! Ihr Kaiser konnte doch keinen Krieg beginnen! Und die umgebenden Mächte wagten es nicht, einen Krieg gegen ein mächtiges Deutschland anzufangen!

Und dieses grässliche Feld hier!

Eine zerwühlte Ebene, die sich unter dem Götterdämmerungshimmel von Horizont zu Horizont zu erstrecken schien, hier und da von Hügeln unterbrochen, die seltsam unfertig, fremdartig aussahen, wie von Menschen geschaffen in großer Eile. Überall waren Löcher zu sehen, gleich Einschlagkratern himmlischer Geschütze…

Hans rappelte sich wieder auf, stapfte weiter und übersah im Zwielicht einen Krater. Er stürzte schwer hinab und stieß gegen etwas Weiches…!

Grauenerfüllt drehte er sich herum, und im Licht eines hellen Sterns, der wie ein Komet über das Firmament geisterte, blickte er in das wächserne, zerschmetterte Gesicht eines Toten. Er trug die Uniform der französischen Truppen…!

„Großer Gott!“, schrie der junge Deutsche und sprang auf.

In diesem Moment wurde er gewahr, dass rings um ihn helle Feuerblitze zu lodern begannen. Donnerhall warf ihn nieder. Ein entsetzliches Hämmern erfüllte die Luft, brachte jedes Molekül zum Beben und zum Erzittern. Überall stiegen Feuerfontänen in die Luft, nervenzermürbendes Krachen und Bersten wollte ihm die Trommelfelle zertrümmern.

Es stank auf einmal auch. Er nahm Gerüche wahr, furchtbare Gerüche. Es war, als sei diese Empfindung zuvor völlig verloren gewesen. Es stank förmlich nach Kordit, nach Pulver, schwelender Kleidung, nach verschmortem Fleisch und Blut. Es war so ein infernalischer Eindruck, dass Hans das dringende Bedürfnis verspürte, sich zu erbrechen.

Verwirrt stellte er jedoch fest, dass er nur ein leeres Würgen zustande brachte, gerade so, als habe er sich schon wieder und wieder erbrochen.

Und nun schmeckte er auch den bitteren, galligen Geschmack im Rachen, wie er nach dem Erbrechen üblich war. Es war widerwärtig, aber der Anblick des Schlachtfeldes ringsum ließ ihn diese Empfindung vergessen.

Überall auf dem Abschnitt des Schlachtfeldes vor ihm lagen Leichen. Es mussten Dutzende sein. Sie trugen deutsche wie französische Uniformen und waren kaum zu unterscheiden, so mit Schlamm und Blut waren sie besudelt, die der Regen aber teilweise von ihnen schon abgewaschen hatte.

Bei einigen hätte er besser nicht genauer hingesehen, doch dafür war es zu spät. So sah Hans die klaffenden Wunden, die zerschmetterten Gliedmaßen, die aufgerissenen Rümpfe, gespaltenen Schädel, die in Agonie verzerrten Gesichter derjenigen, die nicht sofort tot gewesen waren, sondern elend im Schmutz verreckt und verendet waren, vergessen von ihren Kameraden, die den Angriff überlebt hatten.

Es war ein Anblick, wie er ihn sich in seinen schrecklichsten Alpträumen nicht hätte ausmalen können. Schon von daher schloss er die Möglichkeit, dass er träumte, von vornherein aus. Das hier war entschieden zu ungeheuerlich, als dass das ein probater Ausweg gewesen wäre.

Doch welch grauenvoller Krieg war dies hier, in dem eine vielleicht einstmals blühende Landschaft wie von monströsen Maulwürfen mit einem Netzwerk von Gräben und hölzern

verstärkten Bollwerken versehen worden war, in dem dieser Landstrich so völlig jeden Lebens entvölkert und wieder und wieder von Granatfeuer umgepflügt worden sein konnte? Das war kein Krieg, wie er ihn kannte. Nichts hatte bislang jemals solch ein Bild vollkommener Verheerung hervorrufen können.

„Allmächtiger Heiland….“, krächzte er. „Wo BIN ich hier nur? WANN bin ich? Und… WARUM?“

„Die verdammten Franzmänner wollen also Krieg haben!“, sagte der drahtige, hoch aufgeschossene Franz mit dem hochmütigen Lächeln auf den Lippen, das für ihn so charakteristisch war. „Na, warum denn nicht? Schließlich hat Seine Majestät, der Kaiser, selbst gesagt, er kenne nun keine Parteien mehr, sondern vielmehr nur noch Deutsche! Alle halten zusammen gegen dieses Franzosenpack! Keine Frage, wir werden siegen, wie wir schon 1871 gesiegt haben! Und damals standen nicht alle deutschen Fürsten fest zu Preußen…!“

„Aber ist diese Krise denn gar nicht anders zu beheben…?“, hatte Hans gefragt.

„Na, na, Hans, mal nicht kneifen! Bist doch kein Duckmäuser noch ein Defätist, was? Das wär’ ja noch schöner! Komm schon“, meinte Franz und schlug ihm kameradschaftlich auf die Schulter. „Wirst schon sehen, wenn sich die ganze Jahrgangsstufe freiwillig zum Einsatz meldet, dann wirst du deine Meinung ändern.“

Und er hatte sie geändert. Er war seit drei Jahren am Humboldt-Gymnasium zusammen mit den anderen gewesen, mit Fritze Julisch, dem rundlichen Fabrikantensohn, mit Ekkehart von der Tauber, dem verarmten Adeligen, der dennoch ein tadelloses Benehmen an den Tag legte, als würde er dereinst den Familiensitz erben, in dem längst schon andere Leute wohnten, Unternehmer…

Da war Karl-Gustav Parlin, dort Franz Bernstein… nein, da konnte er doch einfach nicht zurückstehen, wenn sich alle beim Militär geschlossen bewarben, weil die Soldaten an der Front dringend Nachschub brauchten, sowohl an Nahrung als auch an Waffen, Neuigkeiten und besonders an motivierten Kriegern.

Verdun rief…!

„Verdun…!“

Die Festung der Franzosen, an der sie sich seit Monaten in einem erbitterten Stellungskrieg festgefressen hatten und kaum einen Meter vorwärts kamen, ohne anderswo oder an derselben Stelle gleichermaßen oder sogar noch stärker an Boden zu verlieren.

„Aber, bei Gott… warum wusste ich all das nicht mehr?“ Er starrte an sich herab und griff sich an den Kopf.

Ein glühendes Eisen schien sich in seinem Hinterkopf zu regen.

Aufschreiend knickte er ein und drückte seinen glühenden, von tosenden Schmerzen erfüllten Kopf gegen die nasskalte Erde. Tränen des Schmerzes vermischten sich mit dem Regen, rannen ihm über das Gesicht. Hans riss schluchzend den Mund auf, aber ein aufkommender Sturmwind fegte ihm die Laute von den Lippen, für einen Betrachter hätte es geschienen, als sei er ein Pantomime…

Es dauerte endlose Momente, bis er, während er noch zwischen Leichen kniete, wieder ein Nachlassen des Schmerzes fühlte. Keuchend blieb er knien und fühlte, wie die Nässe und Kälte in ihm hinaufkroch.

Der Deutsche hob den Kopf und starrte auf einen nahen Hügel, der sich plötzlich wie ein Maulwurfshügel öffnete und Soldaten entließ, die gleich einer Ameisenarmee umherwimmelten und nach vorne stürmten, einem links gelegenen, imaginären Ziel entgegen, das sie durch den Regen und den aufkommenden Nebeldunst doch gar nicht erkennen konnten.

Es gab eigentlich nur eine Erklärung für diesen Angriff: sie mussten ihr Gebiet hier sehr gut kennen und schon viele dieser Angriffe durchgeführt und dabei zweifellos auch viele Soldaten verloren haben. Einige von denen vielleicht, die jetzt hier lagen und vor sich hinmoderten und womöglich so bald gar nicht geborgen werden konnten.

Hans Clausen hatte die Uniformen in dem Blitzgewitter, das von schweren Geschützen hinter der Front herrührte, wie er auf einmal wieder wusste, nicht erkennen können. Diese Entdeckung der Artillerie… es war so, als lege jeder Blick in die entsetzliche Umgebung in ihm gleich der Kelle eines Archäologen ein wertvolles uraltes Mosaik beziehungsweise Erinnerungen frei, die vorher aus unklaren Gründen verschüttet gewesen waren. Das Kanonenfeuer erschütterte die Luft, gleichsam parallel zum Bodenangriff. Und da Hans die Uniformfarben nicht hatte erkennen können, hielt er nicht direkt auf die Stellung zu, immerhin hätte es ja sein können, dass es sich um eine französische Stellung handelte. Dann wäre er in den sicheren Tod gelaufen.

Ein Schatten bewegte sich in der Dämmerung über das Schlachtfeld…

Eine schreckliche Ahnung befiel auf einmal den jungen Deutschen. Er hastete den vorwärtsstürmenden Soldaten hinterher und erkannte, dass sie deutsche Uniformen trugen. Deutsche Michel im Sturm. Wie auf den Postkarten an die Heimatadressen…

„Ihr lauft in den Tod!“, schrie er.

Aber der Sturm, der aufkam, erstickte seine Worte.

Es war ein Sturm aus Eisen und Feuer, ein grässliches Gehämmer des stählernen Verderbens!

„Die größte Gefahr“, sagte der hoch gewachsene Offizier mit der Pickelhaube und der dunklen, sauber gebügelten Uniform in dem düsteren Unterstand, in dem die Soldaten dicht gedrängt den Kartentisch umstanden, „sind diese Maschinengewehr-Stellungen, die die Franzmänner neuerdings aufgebaut haben. Hier, hier und hier sind die drei bekannten Stellungen in unserem Frontabschnitt. Wir haben Weisung von der Obersten Heeresleitung, um 3 Uhr morgens anzugreifen, ein frontaler Sturm wird einem Teil unserer Truppe die Gelegenheit geben, durchzubrechen, in einer Zangenbewegung die Nester zu umschließen und sie zu erobern. Dann wird das Feuer dieser Stellungen direkt auf die französischen Linien gerichtet. Wir mögen vielleicht einen hohen Blutzoll zahlen, aber wir haben tatkräftige Unterstützung durch unsere Artillerie. Seid unbesorgt, der Sieg ist unser…“

Das schoss Hans Clausen blitzartig durch den Kopf. Und auch, dass das DIESER Morgen gewesen war. Irgendetwas war entsetzlich fehlgeschlagen. Aber er hatte keine Möglichkeit, weiterzudenken, weil das Feuer der französischen Maschinengewehre regelrechte Löcher in die Reihen der angreifenden deutschen Soldaten riss.

Die Luft war erfüllt von Schreien, von den Schreien, die anfeuern sollten, von solchen, die von Verletzten kamen und von Sterbenden. Schreie des Unglaubens, des Schmerzes und der Wut und des Hasses…

Die schattenhafte Gestalt ging gemächlich zwischen den sich mit Wasser und Blut füllenden Gräben und Kratern entlang, direkt auf Hans Clausen zu, der von der Gestalt in seinem Rücken nichts ahnte…

Die Schreie, die hin- und herzuckenden Gestalten, die grotesk im Hagel der Geschosse zu tanzen schienen, während diese sie in Stücke rissen und blutige Fetzen aus den „aufrechten Soldaten“ machten, das infernalische Dröhnen der Geschütze und der erbarmungslosen Waffen… all das ließ in Hans´ Verstand blitzartig einen weiteren Teil der jüngsten Erinnerung aufbrechen.

Den schrecklichsten.

„Wennde mich frachst, een Mistwedder“, knurrte ein magerer Soldat direkt neben Hans. Sie saßen zusammen wie mehr als fünfzig andere blutjunge Soldaten auch, die hier ihren ersten Ernstfalleinsatz zu absolvieren hatten, in einem finsteren, mit Holzbohlen abgestützten Graben, an dem überall das Wasser herablief. Es tropfte vom Helm, durchnässte die Kleidung, ließ sie alle zittern und frösteln. Franz unterhielt sich halblaut mit Fritze Julisch und meinte gerade, dass er gewiss von diesem Einsatz eine handfeste Erkältung mitbringen würde…

Der Regen hatte vor einer halben Stunde angefangen. Er war kalt und dünn, aber stetig. Das Schlachtfeld würde eine einzige Schlammgrube sein, ein schmieriges, gefährliches Terrain, denn der Boden war braun und lehmig, soviel hatte Hans am gestrigen Nachmittag, als sie in dieser Alptraumlandschaft angekommen waren und das Wetter ein wenig besser gewesen war, noch mitbekommen.

Ein Bote hastete auf einmal durch den Graben und rief allen halblaut zu, dass es gleich soweit sei.

Der Offizier stand mit gezücktem Säbel an einem der Ausstiege des Grabens, wo in die Wand Holzstufen eingelassen worden waren. Die Stacheldrahtverhaue oben auf der Krümmung des Erdwalls, der mit Sandsäcken verstärkt worden war, schimmerten feucht.

Als der Offizier den Säbel hochriss und schrie: „Für unseren Kaiser, Gott und das Vaterland!“, da stürmten sie alle vor, und auch er, Hans, wurde vom Begeisterungstaumel einfach mitgerissen. In solch einem Kampf, als Teil einer solch machtvollen Woge, da konnte er eigentlich gar nicht verlieren. SIE konnten nicht verlieren! Es war, als würden die Franzosen gegen eine Welle schlagen und sie dennoch nicht verletzen können!

Sie stürzten voran, und dann donnerten die Kanonen los. Leuchtgranaten stiegen auf und beleuchteten alles taghell in einem gleißenden, unwirklichen Licht, das harte Schatten warf und auch die gestürzten Toten des letzten und vorletzten Sturmes beschien.

Und dann kam das französische Gegenfeuer…!

Hans Clausen knickte in den Knien ein, schrie erbärmlich auf. „Nein! Oh nein! Mein Gott! Nein!“

Die Erinnerung.

DIESE ERINNERUNG!

Warum kam sie jetzt wieder? Weshalb gerade jetzt?

Die Gestalt hinter Clausen kristallisierte sich langsam aus den Regenschwaden und dem Nebeldunst heraus. Es war eine fast völlig schwarze Wesenheit, die einen langen, wallenden Mantel zu tragen schien, der überall Löcher aufwies, als hätten die Motten der Zeit daran genagt und ihn zerlumpen lassen. Dennoch sah der Wanderer nicht heruntergekommen aus, eine grausige Art von Machtaura schien ihn zu umgeben. Und immer näher kam er dem knienden, von Schmerz erfüllten Clausen…

Diese Erinnerung war schrecklich, sie war so entsetzlich, dass er alles, was zuvor gewesen war, unter dem Einfluss dieses Schocks vergessen hatte. Das begriff Hans nun, dem das klatschnasse Haar ins Gesicht hing.

Aber er konnte diese Bilder, die vor seinem geistigen Auge nun erstanden, nicht mehr verdrängen. Nun nicht mehr, wo sie sich wiederholten…

Sich mit Schreien anfeuernd und Mut machend, stürmten sie mit vorgereckten Sturmgewehren und daran befestigten Bajonetten für den Nahkampf über verschlammte Hügel, durch Senken, in denen verrenkte Leichen lagen und teilweise schon vermoderten, auf die feindliche Stellung zu. Links und rechts und vor und hinter ihnen explodierten Artilleriegranaten. Aber nur zwei, drei Kämpfer wurden hochgeschleudert und verschwanden aus Hans´ Blickfeld.

Der Rest rannte in einer weit gefächerten Reihe weiter, um ein möglichst geringes Ziel zu bieten, die meisten duckten sich. Das waren aber diejenigen, die schon einen Sturm mitgemacht hatten.

Hans´ gesamte Klasse rannte blindlings geradeaus, und er gerade ebenso.

Und dann schlugen die Feinde zu.

Sie liefen mitten auf einen Hügel zu, auf einen von hier aus fast unsichtbaren Graben.

Und auf einmal dröhnte das Maschinengewehr der Franzosen los.

Hans sah grauenerfüllt, wie Ekkehart von der Tauber zusammenzuckte, wie neben seinem Rückgrat rechts und links in Hüfthöhe Fontänen aus dem Anzugstoff auszubrechen schienen, gleich Fontänen eines blasenden Wales. Der verarmte Adelige taumelte rückwärts, ungläubiges Staunen in seinen weit aufgerissenen Augen… die im nächsten Moment in einer Wolke verschwanden, die keine Wolke war.

Hans brach zusammen, übergab sich. Ein sengender Schmerz traf ihn am Hinterkopf, während er noch aus den Augenwinkeln mitbekam, wie Fritze Julisch sich überschlug und Karl-Gustavs linker Arm sich auf grotesk-makabre Weise selbstständig machte.

Dann erlosch alles Denken in ihm…

…und er kam erst wieder zu sich, als er auf dem Schlachtfeld ohne Erinnerung umhertaumelte.

Erschüttert starrte er auf das Schlachtfeld, das sich jetzt vor ihm ausbreitete. Überall lagen die vertrauensseligen, glücklich Siegenden, die ihrem Begeisterungstaumel verfallen und so einer grausamen Selbsttäuschung erlegen waren. Nun erlagen sie hier stattdessen im stetig stärker werdenden Regen ihren Verletzungen, nichts begreifend und verständnislos, immer noch gefangen in dem festen Glauben, dies müsse doch einfach ein unvorstellbar grausamer Alptraum sein, der gleich enden müsse: niemand DÜRFE solche Qualen und Schmerzen erleiden…!

Von all jenen Kämpfern, die sich siegreich geglaubt hatten, hatte nicht einer das Schlachtfeld verlassen. Sie lagen alle hier, niedergemäht und verstümmelt, verblutend und verendend…

Hans kroch näher und drehte einen jungen, blonden Soldaten, dem ein Geschoss den Helm weggerissen hatte – nebst dem gesamten Hinterkopf! – auf den Rücken.

Sprachlos starrte er in den Spiegel seines eigenen Gesichts.

Ungläubig und nicht verstehend schüttelte er den Kopf.

Nein, hämmerte er sich ein. Das ist nur ein Alptraum. So etwas KANN es nicht geben. Ich kann nicht tot sein. Wenn ich sterbe, komme ich in den Himmel, ich geistere nicht über diese Schlachtfelder. Spüre ich nicht die Kälte? Höre ich nicht Geräusche? Rieche ich nicht? Fühle ich nicht? Das kann doch kein Toter…

Oh doch…

Hans wirbelte im Hocken herum, erleichtert, die Leiche mit den blauen, gebrochenen Augen nicht länger ansehen zu müssen – SEINE Leiche! Aber dann war er kein bisschen mehr erleichtert.

Denn er sah die hoch gewachsene Gestalt in dem dunklen Mantel und konnte nicht erkennen, um wen es sich handelte. Nur dass dieser Mann hier einen langen, knorrigen Hirtenstab und eine Art Lampe trug. Er musste weithin auf dem Schlachtfeld sichtbar sein, und eigentlich mussten ihn die Kugeln nur so umschwirren…

Kugeln können nur euresgleichen töten. Gegen Götterboten sind sie machtlos. Völlig machtlos. Mich sieht niemand hier. Du bist einer der wenigen, die mich hier und jetzt erkennen können. Und das kannst du auch nur deines Zustandes wegen…

„Aber ich BIN nicht tot!“, schrie der junge Deutsche entsetzt. Er wich stolpernd zurück. „ICH BIN NOCH AM LEBEN!“

Er taumelte nach hinten über einen Leichnam, den er übersehen hatte, und er schlug lang hin. Beim Aufprall fühlte er keine Schmerzen mehr, alles schien wattig umhüllt zu werden, seine Empfindungen wurden immer vager. Die Welt ringsum veränderte sich.

Mit schwindender Kraft stemmte er sich wieder auf die Knie und blickte auf das kalte, tote Gesicht desjenigen, über den er gestolpert war.

‚Franz’, hauchte sein Geist, aber die Zunge war so träge, dass sie keinen Laut mehr hervorbrachte.

Er sah das rot umrandete, blutige Loch über dem Kehlkopf, sah den unnatürlichen Winkel, in dem der Kopf abgeknickt war… und er begriff.

Kälte stach wie mit gläsernen Dolchen auf ihn ein, durchdrang ihn bis aufs Mark der Knochen. Besonders schlimm war diese jähe Kälte in seinem Hinterkopf, wo er intuitiv die tiefe, schreckliche Wunde wusste, mit der man nicht mehr länger leben konnte… und mit der er absurderweise dennoch lebte…

Komm…

Das Licht, das der Alte trug, dessen knorrige Hände und Unterarme sich ihm nun entgegenstreckten, funkelte heller. Es verhieß Wärme, Geborgenheit. Eine innige, fast lustvolle Sehnsucht erfasste Hans Clausen und kämpfte verzweifelt gegen sein Entsetzen an, gegen das Grauen, das von dieser finsteren Gestalt ausging, die den sicheren Tod verkörperte.

Komm…

„Was hältst du vom Tod?“

„Hans, was soll diese närrische Frage?“ Franz lächelte überheblich, während er zu einem neuen tiefen Schluck aus dem gläsernen Bierkrug ansetzte, der einen Zinndeckel hatte. „Bist du religiös?“

„Ich glaube eher an die Lehren von Feuerbach und seinen Mitstreitern als an die Kirche“, versetzte Hans heftig. „Aber manches Mal, da kommen mir doch Zweifel. Deshalb – wie ist es mit dir? Hast du auch solche Anwandlungen?“

„Der Tod ist die physische Liquidierung des Körpers“, dozierte Franz überzeugt. „Wenn die Gehirnelektrizität erlischt, ist es vorbei. Mit dem Versuch, elektrischen Strom zu induzieren, kann man vielleicht einen Menschen kurzfristig wiederbeleben, aber nicht mehr nach längerer Zeit, weil da dann einfach nichts mehr ist. Wir leben bis zum Ende, und wenn es kommt, dann kommt es eben. Danach ist nur noch das ewige Vergessen. Es gibt kein Weiterleben nach dem Tod. Mystizistischer Unfug…!“

‚Mystizistischer Unfug?', dachte Hans, als er wie betäubt schwankte zwischen planlosem, panischem Davonstürzen und dem Hinübergehen zu der dunklen Gestalt.

Komm, Hans Clausen. Sieh in das Licht…!

In der diffus erkennbaren Lichtquelle erschien auf einmal ein lachendes Gesicht!

„Franz…“, lallte er schwerfällig. „Trugbilder… das sind… Trugbilder…“

Das Licht schien sich zu drehen, und bei jeder Drehung zeigte es neue Gesichter. Alte und junge. Bärtige, Brillen tragende, lange, schmale, aufgedunsene, magere Gesichter. Kindergesichter. Greisengesichter. Männer. Frauen. Alle Altersstufen und alle Nationen waren hier vertreten. Und immer blitzte das Licht auf, und das vorherige Gesicht löste sich in Nichts auf.

Alles kommt zu mir. Alles folgt meinem Ruf, sagte der zeitlose Mann, das zeitlose Wesen, von dem nicht einmal sicher war, dass es ein Mensch war. Vermutlich jedenfalls war er es nicht.

Die Helligkeit, die nun aus dem Licht flammte und gloste, hätte auf dem gesamten Schlachtfeld gesehen werden müssen, so sehr glich sie mehr einem Leuchtfeuer als irgendetwas sonst.

Aber niemand kam.

Und diese Helligkeit wurde immer erstrebens- und begehrenswerter…!

Hans Clausen gab seinen Widerstand auf. Kälte und Nässe setzten ihm zu, schienen ihn gefrieren und erstarren lassen zu wollen. Wimmernd fragte er, kaum hörbar: „Wie… wird es… DRÜBEN sein? Bitte… sagt es mir!“

Das Wesen mit der Lampe, das nun einer Gestalt mit väterlichen Zügen glich, einer Art Leichenvater, kam langsam näher, und während die Leuchtaureole den Körper des gefallenen Soldaten allmählich einhüllte, murmelte er fast bedauernd:

Ich bin lediglich der Hüter der Schwelle, Hans Clausen. Ich bin einer von vielen. Und nie wird es mir vergönnt sein, einen Blick auf das Reich zu werfen, in das du jetzt eingehst, nicht im Guten und nicht im Schlechten. Würde ich so etwas wie Neid kennen, ich wäre gewiss neidisch auf dich und deinesgleichen, die ihr euch ausruhen könnt. Aber wer weiß, vielleicht ist dieser Übergang nicht das Ende, so, wie für eine Raupe der Kokon nicht das Ende, sondern ein neuer Beginn ist. Du wirst es erfahren.

Hans Clausen fühlte die Wärme des Lichtes, das in einen reinen Glanz überging, wie er ihn sich niemals hatte vorstellen können. Ein gleißender Lichterorkan, in dem sich Stimmen und orchestrale Musik mischten, die aus dem Nirgendwo kam.

Und dann fühlte er, wie ihn etwas trennte, davonwirbelte, wie die Trübsal und die Bitternis hinter ihm blieb. Wie sich Wohlbefinden und inniges Behagen in ihm ausbreitete.

Und dann kam…

…etwas Wunderbares.

ENDE

© by Uwe Lammers
Gifhorn, den 29./30. November 1993
Abschrift: Braunschweig, 27./28. September 2014
(10 Seiten Skript)

MENÜ

World of Cosmos

Das fantastische Fanzine



8. Juli 2026

Vader&ich Strange New World, Kapitel 54 bis 56 von Rosalinda

DIE GALAKTISCHE KATASTROPHE:
„Herausforderungen“

„Captain Needa“, sagte ich, „was ist geschehen?“
„Kurz nach ihrer beider Abreise nach Pelagon trafen die ersten Schiffe mit Hilfslieferungen hier ein.“
Needa wirkte verärgert. Da ich nicht glaubte, dass ihn die Tatsache störte, dass Achillea geholfen wurde, musste es einen anderen Grund dafür geben.
„Gibt es ein Problem mit diesen Hilfslieferungen?“, fragte ich.
„Diese Leute machen, was sie wollen. Wir weisen ihnen Koordinaten zu, damit die Güter, die sie geladen haben, dorthin gelangen, wo sie am dringendsten benötigt werden. Das ignorieren viele von ihnen und fliegen statt dessen Lanriess an, wohin aber schon ausreichend Lebensmittel geliefert wurden. Übrigens funktioniert dort inzwischen die Elektrizitäts- und Wasserversorgung wieder, die Krankenhäuser haben den Betrieb wieder aufgenommen und die Behörden gehen ihren Aufgaben nach.
„Gut“, sagte ich.
„Ich werde mich nach Lanriess begeben und ich mich mit einigen

Verwaltungsbeamten treffen, es gibt noch viel vorzubereiten“, sagte Lady Bathos.
Bathos wollte eine neue Regierung bilden und je schneller sie das tat, umso besser.
„Tun Sie das“, sagte ich deshalb.
Ich wandte mich an Captain Needa.
„Ich begleite Lady Bathos hinunter“, sagte ich. „Ich werde mir dort diese wilden Hilfslieferungen einmal genauer ansehen.“
Needa nickte.
„Aber denken Sie daran, rechtzeitig wieder zurück zu sein.“
„Haben Sie Lord Vader zwischenzeitlich erreicht?“, fragte ich.
Needa schüttelte den Kopf.
„Nein, wir konnten immer noch keine Verbindung zur Executor oder den anderen Schiffen herstellen.“

„Das ist ja ein Riesending“, staunte Venka, was ihm einen tadelnden Blick von Admiral Ozzel einbrachte. Bei der Anomalie, die die Executor angemessen hatte, handelte es sich tatsächlich um die gesuchte zentrale Sammelstation für die Sonnenkollektoren.
Vader ließ dem jungen Mann die Bemerkung unkommentiert durchgehen. Der dunkle Lord war von einem Ende der Galaxis zum anderen gereist, war sich aber sicher, niemals etwas Vergleichbares gesehen zu haben.
Wer waren die Erbauer der Station?
Wo waren sie jetzt? Das System schien unbewohnt …
Wann war die Station erbaut worden?
Warum war sie auf einmal wieder aktiv geworden?
Vader traf eine Entscheidung.
Es gab nur eine Methode, das herauszufinden. Er musste hinübergehen und nach Informationen suchen …

„Sie machen sich Sorgen?“, fragte Lady Bathos. „Um Lord Vader?“
Ich fühlte mich ertappt. Lady Bathos war eine vorzügliche Beobachterin, alleine der Versuch der Leugnung wäre von vorne herein zum Scheitern verurteilt.
„Das ist richtig“, sagte ich deshalb. „Lord Vader ist mit nur drei Schiffen nach LW-1753 aufgebrochen. Wenn der Energiestrahl und der EMP einen halben Planeten in dieser Entfernung verwüsten und die Elektronik ausschalten konnten, dann sind auch seine Schiffe nicht sicher.“
Lady Bathos zögerte.
„Sie fühlen sich Lord Vader … verbunden?“
Ein Wort, das vielerlei bedeuten konnte.
„Als ich Lord Vader kennenlernte, erkannte er in mir das Potential, das man als sein persönlicher Adjutant benötigt“, wich ich aus, doch Lady Bathos war eine hartnäckige Fragerin.
„Sie scheinen sehr vertraut mit ihm zu sein?“
Ich war mir zwar nicht ganz sicher, wie Vader das sah, würde hier aber auf gar keinen Fall zugeben, dass wir mehr als nur eine Arbeitsbeziehung hatten.
„Das lässt sich bei dieser Art von Aufgabenstellung auf Dauer nicht vermeiden.“
Diese Auskunft schien ihr endlich zu genügen. In Wahrheit war es aber so, dass ich, als wir uns zusammengetan hatten, akzeptieren musste, dass Vader als Krieger lebte, er die gefährlichen Sachen machte und dabei immer die Gefahr bestand, dass er irgendwann einmal getötet werden würde …

„Das Energieniveau in der Station steigt stetig“, sagte der Techniker.
„Das heißt?“, fragte Piett.

„Das heißt dass sie sich demnächst erneut entladen wird.
Piett warf einen Blick auf die Sensordaten. Sehr geschickt gemacht, in der Tat. Und Lord Vader war mit ein paar Sturmtrupplern gerade unterwegs, um die Station zu untersuchen.
Piett wandte sich an einen der Operatoren von ComScan:
„Informieren Sie Lord Vader!“

Lady Bathos und ich ließen uns von Balasch Elint nach Lanriess hinunterfliegen. Dort war es bereits später Abend und die Sonne versank gerade hinter dem Horizont. Bathos wurde schon von einigen Verwaltungsbeamten erwartet, die wiederum von ein paar Sicherheitsleuten flankiert wurden.
Ich hielt mich mit den Einzelheiten achilleanischer Politik und Regierungsbildung gar nicht erst auf, sondern ließ mich von Captain Elint begleiten, um mir persönlich ein Bild über die Lage und über die „wilden“ Hilfslieferungen zu machen.
So sehr Hilfen immer noch benötigt wurden – es gab trotzdem nichts Schlimmeres in einer solchen Notlage, als die falschen Hilfsgüter zu erhalten …

Der dunkle Lord ließ sich von der Macht leiten, während er die verlassenen Korridore der zentralen Sammelstation durchmaß.
Die Sturmtruppler, die ihn begleiteten, gehörten der 501. Legion an und sicherten seinen Weg. Notwendig wäre das nicht gewesen, aber Elitetruppen musste man ab und an ihren Willen lassen …
Vader hatte seit seiner Zeit als Padawan im Jedi-Orden viele Orte in dieser Galaxis besucht. Aber bisher war ihm eine Architektur wie die der Station noch nicht untergekommen, die filigrane, verspielte Ausgestaltung passte zu nichts, was er während republikanischer oder auch imperialer Zeit jemals gesehen hatte.

Das Gefühl der Dringlichkeit verstärkte sich, als ihm ein Sturmtruppen-Captain in den Weg trat und Meldung machte:
„Sir, die Executor meldet, dass das Energieniveau der Station stetig steigt!“

Captain Elint führte einige Gespräche mit dem ComLink und bat schließlich bei einer der Behörden um Amtshilfe, die uns in Form eines geliehenen Speeders gewährt wurde.
„Es ist nicht zu fassen“, empörte er sich. „Sie haben gerade ein Dutzend Container entdeckt, die als Hilfsgüter deklariert sind, die aber nur hochgiftige Chemikalien enthalten!“
„Jemand entsorgt seinen Giftmüll im Zuge einer Hilfslieferung?“
„Ja“, sagte der Captain, „dieses Zeug ist nicht nur hochgiftig, sondern auch instabil. Ich kann nur hoffen, dass sie es, gerade angesichts dieser Katastrophe, noch rechtzeitig entsorgt bekommen.“
Ich konnte die Empörung Elints gut verstehen – die Notwendigkeit, sich um den Giftmüll zu kümmern, würde Kräfte binden, die anderweitig dringend gebraucht wurden …

Vader erhöhte das Tempo, mit dem er die Korridore der Station durchmaß, so dass die ihn begleitendenden Sturmtruppler anfangen mussten zu rennen, um mit ihm Schritt zu halten.
Die Sorge trieb ihn an. Was ging hier vor sich?
Die Station war offensichtlich ein Überbleibsel einer längt vergangenen Zivilisation, die gelernt hatte, die gesamte Energie ihres Sterns zu nutzen.
Doch war sie wirklich über all die Zeit aktiv gewesen?
Oder hatte jemand sie hier vorgefunden und setzte sie nun für seine Zwecke ein?

Er musste die Zentrale finden und die Station abschalten. Vielleicht enthielten die Computer Antworten auf seine Fragen …

Die Lagerhalle mit Hilfsgütern, die Elint mir zeigen wollte, lag in der Nähe einer Amüsiermeile, mir fielen die vielen jungen Leute auf, die in offensichtlicher Feierlaune von Lokal zu Lokal zogen. Das schien mir nicht angemessen angesichts einer Katastrophe, die fünf Milliarden Menschen das Leben gekostet hatte und die sich vor noch nicht einmal ganz einer Woche ereignet hatte.
„Das ist ein weiteres Problem“, sagte Elint, dem mein befremdeter Blick auffiel. „Viele der Hilfslieferungen werden von jungen Leuten begleitet, wie wir sie hier sehen. Sie kommen hierher, lassen unsere Leute ihre Frachter ausladen, machen ein paar Beweisholos für zuhause gebliebene Freunde und Verwandte oder lassen sich bestätigen, dass sie sich hier an einer Gnadenmission beteiligt haben und gehen anschließend feiern, als wäre hier nichts geschehen!“

„Führen Sie eine Suche in den benachbarten Sektionen durch“, bestimmte Vader.
Die Sturmtruppler schwärmten aus und durchsuchten weitere Räume, die sich an die Zentrale anschlossen.
Vader ignorierte die Sturmtruppler, die zu seinem Schutz zurückgeblieben waren und ging langsam an Arbeitsstationen und Konsolen vorüber, die autark und voll automatisiert arbeiteten.
Vor einer der Arbeitsstationen blieb er stehen und lauschte in die Macht.
Mit ein paar Handgriffen und der Hilfe der Macht öffnete er die Konsole und hob ein Bündel Kabel heraus.
Vader starrte das Bündel an und riss es kurz entschlossen heraus.
Die Lichter begannen zu flackern und stabilisierten sich wieder.

Vader wartete.
Eine Sekunde.
Zwei Sekunden.
Dann wechselte das Licht in einen dunklen, unheilvollen Rotton und eine Computerstimme begann, etwas anzusagen.
Kriff.
Er hatte gerade die Selbstzerstörungssequenz ausgelöst …

Balasch Elint und ich stiegen vor der Lagerhalle aus dem Speeder, die der Patrouillenboot-Captain mir zeigen wollte. Inzwischen war eine milde Sommernacht heraufgezogen und man hörte in der Ferne die wummernden Bässe von Tanzmusik und das Gelächter der Feiernden.
Wir betraten die Lagerhalle und ließen die allzu fröhliche Geräuschkulisse hinter uns.
„Sehen Sie sich das an!“, sagte Elint. „Zelte, Decken und Kleidung. Wir haben ausdrücklich kommuniziert, dass wir vor allem Lebensmittel, Medikamente und elektronische Ersatzteile benötigen …“
„Von woher kommen diese Lieferungen?“, fragte ich.
„Teilweise vom Aargau Medical Observer Corps“, erklärte Elint. „Diese Organisation ist dafür bekannt, grundsätzlich Decken, Zelte und Geräte zur Wasseraufbereitung zu schicken. Wobei wir letztere tatsächlich gut gebrauchen können.“
Es gab noch mehr als genug Städte, in denen die Energieversorgung noch nicht wieder funktionierte und in denen es deshalb noch kein sauberes Wasser gab.
„Und teilweise“, fuhr Elint fort und deutete auf eine Szene, die sich in einiger Entfernung abspielte und an der einige achilleanische

Beamte und eine schmale junge Frau in weißer Kleidung beteiligt waren, „von ihr!“

Entgegen der Darstellung in vielen HoloVids explodierte etwas Großes vom Kaliber dieser antiken Station nicht innerhalb von Sekunden.
Die Konstrukteure ließen für gewöhnlich ausreichend Zeit, damit die Besatzung ihre Arbeitsplätze oder Quartiere geordnet verlassen und Rettungskapseln oder Shuttles aufsuchen konnte.
Nichtsdestotrotz führte Vader die Sturmtruppler sofort und auf dem kürzesten Weg aus der Station.
Bedauerlicherweise verhinderte die Selbstzerstörung, sich eingehender mit den Computern oder sonstigen eventuell vorhandenen Aufzeichnungen zu beschäftigen, Informationen über die Erbauer der Station oder diejenigen, die sie erneut in Betrieb genommen hatten, würden für immer verloren gehen.
Andererseits würde mit der Vernichtung der Station auch die Gefahr, die von ihr für ihre Umgebung ausging, dauerhaft eliminiert werden …

„Was geht hier vor sich?“, fragte ich und mischte mich auf diese Weise in die Diskussion zwischen der weißgekleideten jungen Frau und den achilleanischen Beamten ein.
„Und Sie sind?“, sagte sie und musterte mich kühl und von oben herab, was gar nicht so einfach war, da sie mir nicht einmal bis zur Schulter reichte.
„Mein Name ist Kilian“, sagte ich. „Ich leite die Hilfs- und Rettungsmission auf Achillea.“
„Sie leiten diese Mission?“, entgegnete sie spitz.
„Ich bin der persönliche Adjutant von Lord Vader und er hat mich

mit dieser Mission betraut.“
Sie stutzte. Irgendetwas schien gerade nicht in ihr Weltbild zu passen.
„Und Sie sind?“, fragte ich.
„Ich bin Prinzessin Leia Organa von Alderaan“, entgegnete sie.
Prinzessin Leia war mir damals kein Begriff und Alderaan ein Planet, auf dem man maximal seinen Urlaub verbringen konnte.
„Also?“, fragte ich, „Was geht hier vor sich?“
„Sie will eine weitere Lieferung Decken, Zelte und Kleidung bringen“, warf einer der Beamten ein. „Davon benötigen wir aber nichts mehr. Wenn sie wenigstens ein paar mobile Wasseraufbereitungsanlagen mitgebracht hätte …“
Ich wandte mich an die Prinzessin.
„Bitte verstehen Sie, dass diese Dinge im Moment nicht gebraucht werden, sie aber gleichzeitig Lager- und Transportkapazitäten binden, die wir anderweitig dringend benötigen.“
Die junge Frau schnaubte empört und wollte wiedersprechen.
„Seien Sie still!“, fuhr ich sie an, bevor ich mich an die Beamten richtete: „Schafft sie weg!“

„Ich messe mehrere sehr schwache Signale an“, sagte der Techniker. „Vermutlich getarnte Schiffe.“
„Das ist jetzt unwichtig“, sagte Admiral Ozzel. „Bereiten Sie den Sprung in den Hyperraum vor und folgen sie der Stalker und der Devastator.“
„Kommando zurück“, befahl Vader, der gerade auf der Brücke der Executor eingetroffen war.
Grundsätzlich war es keine schlechte Idee, vor der in Bälde erwarteten Explosion der zentralen Sammelstation in den Hyperraum zu fliehen.

„Aber Sir“, wandte Ozzel ein, „wir wissen nicht, ob die Schilde der Executor der Explosion standhalten werden.“
Vader lauschte in die Macht.
„Sie werden standhalten.“
Er hatte selbst an der Konstruktion dieses Schiffes mitgearbeitet und wusste, was es aushielt. Es hatte seinen Grund, warum die Executor das mit Abstand teuerste Schiff ihrer Baureihe war.
„Wenn die Schockwelle auf die getarnten Schiffe trifft, werden uns die Interferenzen ihren genauen Standort verraten“, sagte der dunkle Lord. „Feuern Sie dann mit allen, was wir haben, solange, bis sie bedingungslos kapitulieren oder vollständig vernichtet sind!“

Ich kehrte noch vor Mitternacht zur Avenger zurück. Zuvor hatte ich dafür gesorgt, dass die vorlaute Prinzessin mitsamt ihrer Entourage Achillea verließ. Ich kann weder die Macht nutzen noch die Zukunft sehen. Aber irgendetwas sagte mir, dass ich mir damit einen Feind fürs Leben geschaffen hatte …
Captain Needa erwartete mich bereits im Hangar und das bedeutete, dass irgendetwas Unerwartetes geschehen war.
„Was ist passiert?“, fragte ich, kaum dass ich den Hangar betreten hatte.
„Wir haben eine Nachricht aus Lanriess erhalten“, sagte Needa.
„Lady Bathos wird dort als Geisel gehalten.“
„Was?!“, fragte ich.
„Und das ist noch nicht einmal das Schlimmste.“
Was könnte noch schlimmer sein?
„Der Imperator hat sich gerade eben gemeldet und will Lord Vader sprechen …“

Ich betrat die Sendeplattform des HoloNet-Emitters mit gemischten Gefühlen. Vader war immer noch nicht zu erreichen, was der Imperator wohl wollte? Sobald sich das überlebensgroße Hologramm des Imperators vor mir aufbaute, kniete ich nieder.
„Mein Imperator."
Palpatine sah auf mich hernieder.
„Wo ist Lord Vader? Ich spüre eine große Erschütterung in der Macht …"

DIE GALAKTISCHE KATASTROPHE:
„Auseinandersetzungen"

Eine große Erschütterung in der Macht? War Vader in Gefahr? Es war nicht ungewöhnlich, dass Schiffe zeitweilig nicht erreichbar waren, aber die Executor war nun schon zu lange überfällig.
„Lord Vader ist nach LW-1753 aufgebrochen, um der Ursache für die Katastrophe auf Achillea nachzuspüren", sagte ich. „Wir haben den Kontakt zu ihm seither verloren."
Der Imperator sagte nichts und das Schweigen begann sich zu dehnen. Ich wagte einen Vorstoß.
„Mein Imperator, glaubt Ihr, dass Lord Vader … etwas zugestoßen ist?"
Der Imperator schwieg lange und ich begann mich unter seinen ungnädigen Blicken unwohl zu fühlen. Noch unwohler als sonst, hieß das.
„Nein", sagte er schließlich, „nein, das denke ich nicht."
Erleichterung durchströmte mich, bekam aber sofort einen Dämpfer.
„Wenn Lord Vader nach LW-1753 aufgebrochen ist, wer leitet dann den Einsatz auf Achillea?"

Ähm …
Der Imperator beugte sich vor.
„Nun?“
„Lord Vader hat mir das Kommando über diesen Einsatz übertragen“, antwortete ich.
Palpatine schien überrascht, schwieg eine Weile.
„Und wie gedenkt Ihr, das Problem zu lösen?“
„Ich habe bereits eine Lösung gefunden, mein Imperator“, entgegnete ich.
„Ist das so?“, fragte er.
„Ich habe in Abstimmung mit der Restregierung Achilleas Ersatzteile, Lebensmittel und Medikamente angefordert“, sagte ich, aber scheinbar war das Verhör noch nicht zu Ende.
„Das war aber noch nicht alles, nicht wahr?“, lockte Palpatine.
„Bis diese Lieferungen eintreffen, habe ich zur Überbrückung die Lebensmittel an Bord unserer Schiffe auf Achillea verteilen lassen.“
Dem schloss sich ein langes, lastendes Schweigen an. Dann plötzlich gab Palpatine ein heiseres, gackerndes Lachen von sich.
„Ich wollte Euch töten lassen“, sagte er amüsiert, „irgendwann demnächst. Damit Lord Vader sich wieder an die Ausschließlichkeit seiner Verpflichtungen mir gegenüber besinnt. Aber ich muss Lord Vader Recht geben: Ihr habt einen gewissen Unterhaltungswert und dürft deshalb weiterleben.“ Palpatine mache eine Pause.
„Vorläufig.“

„Plötzlicher massiver Energieanstieg in der Station!“, rief der Sensortechniker. „Explosion steht unmittelbar bevor!“
„Drehen Sie das Schiff um neunzig Grad und geben Sie alle Energie auf die vorderen Bugschilde“, befahl Captain Piett.
Mit Abschluss der Drehbewegung zeigte nur noch die „Nase“ der

Executor auf die Station, so dass das Schiff eine verhältnismäßig geringe Angriffsfläche bot.
Eine Schockwelle des erwarteten Ausmaßes war für die Executor mit ihren enorm starken Schilden und ihrer gut geschulten, eingespielten Crew nicht wirklich eine Gefahr, aber trotzdem betete Piett zu allen ihm bekannten und unbekannten Göttern, dass die Reaktoren des Schiffes genügend Energie bereitstellen würden …

Endlich war das Gespräch mit dem Imperator zu Ende. Nicht nur, dass er mich mit dem Tod bedroht, sondern dass er mir gleichzeitig subtil zu verstehen gegeben hatte, dass ich für Vader nicht mehr als ein Spielzeug war.
Andererseits: Palpatine hatte schon einmal versucht, uns auseinanderzudividieren, indem er mir ein schleichendes Gift ins Ohr geträufelt, den Zweifel gesät hatte. Nicht mit mir, wir sind hier ja nicht in einem billigen Groschenroman …
„Hat der Imperator neue Befehle für uns?“, fragte Needa.
„Hm?“
Der Captain wiederholte seine Frage.
„Nein“, sagte ich, „er wollte lediglich über den Einsatz informiert werden.“
Andererseits hatte Palpatine die mir von Vader übertragene Kommandogewalt nicht in Frage gestellt oder sie mir gar entzogen.
Ich verdrängte alle Gedanken an den Imperator und an Vader und konzentrierte mich auf unsere unmittelbaren Probleme.
„Sie sagten, dass Lady Bathos in Lanriess als Geisel gehalten wird?“

Die Explosion der zentralen Sammelstation war spektakulär anzusehen, doch die Schockwelle fiel geringer aus als erwartet.

„Hyperraumfunk wieder online!“, rief der Funktechniker.
Es war also doch die Station gewesen, die die Hyperraumkommunikation blockiert hatte …
„Ortung!“, rief der Sensortechniker. „Sieben Kontakte auf 263° horizontal, 207° vertikal, Entfernung 7,6 Lichtsekunden!“
Tarnvorrichtungen lenkten elektromagnetische Wellen so um die von ihnen verborgenen Objekte herum, dass diese weitgehend unsichtbar für biologische Augen und elektronische Ortungssysteme wurden. Nichtsdestotrotz waren diese Objekte immer noch da und erzeugten Interferenzen, wenn sie beispielsweise von einer Schockwelle getroffen wurden.
„Zielerfassung!“, rief der Offizier an der Waffenkonsole. „Bereit zum Feuern!“
Piett runzelte die Stirn. Der dunkle Lord hatte zwar befohlen, zu feuern ohne die Kontakte vorher anzurufen, aber …
„Sir, sollen wir das wirklich tun?“, fragte er.
Vader hielt inne und fixierte den Blick des Captains. Piett bereute, überhaupt etwas gesagt zu haben und trat die Flucht nach vorne an.
„Wir wissen doch gar nicht, mit wem wir es zu tun haben!“
„Hier draußen ist etwas und das ist uns nicht wohlgesonnen“, sagte Vader.
Darüber hinaus galt Anschleichen im Tarnmodus und das Vermeiden jeglicher Kommunikation überall in der Galaxis als feindlicher Akt …

„Sothos“, zischte Lady Bathos, „Ihr seid ein Idiot!“
Sothos zog den Kopf ein und nickte betreten.
„Ja, Tante.“
Sein schöner Plan, die Macht mithilfe einiger höherstehender Beamten an sich zu reißen, war grandios gescheitert. Wieder einmal

… Warum nur hatte er nicht auf Mella gehört?
Zunächst war alles gutgegangen: er hatte Kontakt mit den richtigen Leuten aufgenommen und sie hatten Pläne ausgearbeitet, um Lady Bathos auszuschalten und ein neues Regierungssystem zu installieren.
Dankenswerter Weise war die Adjutantin Lord Vaders zusammen mit dem Captain, der Lady Bathos hierhergebracht hatte, irgendwo anders hingegangen, denn sonst wäre der ganze Plan schon an diesen Punkt gescheitert. Wer würde sich schon mit jemanden anlegen, der für Lord Vader arbeitete?
Sothos schauderte.
Wie es wohl war, für dieses Monster zu arbeiten?
Ja, und dann war alles aus dem Ruder gelaufen: die Verschwörer hatten nicht nur Lady Bathos, sondern auch ihn festgenommen und ihnen beiden Handschellen angelegt.
Jetzt saßen sie am Boden und wurden von ein paar nervösen Sicherheitsleuten bewacht. Denn irgendjemand hatte es sich anders überlegt und die planetaren Sicherheitskräfte informiert, die jetzt das Gebäude umstellt hatten …

„Schilde auf vierzig Prozent und weiter fallend!“, meldete Captain Pellaeon und sah besorgt zu Admiral Thrawn, der, völlig unbeeindruckt von dem massiven Dauerfeuer, welches die Executor auf sein Geschwader warf, an den Sichtluken der Schimäre stand.
„Die Schilde der Feuerblüte und der Kriegsbraut sind nur noch bei zehn Prozent. Sie werden sich bald enttarnen müssen, um ihre Schilde weiter aufrechtzuerhalten.“
Dem Captain der Schimäre war selbstverständlich völlig klar, dass Thrawn das ebenfalls wusste.
Was Pellaeon hingegen nicht klar war, was der Großadmiral mit

dieser Aktion bezweckte.
Sie hatten gehofft, dieses Geheimprojekt zu finden, über das vereinzelt Gerüchte kursierten. Gefunden hatten eine antike Dysonsphäre und die dazugehörige zentrale Sammelstation, die – aus welchem Grund auch immer – die Katastrophe auf Achillea verursacht hatte.
„Sir?“, fragte Pellaeon.
Es wäre vielleicht doch besser gewesen, sich dem Oberkommandierenden zu zeigen. Oder sich rechtzeitig zurückzuziehen …
Thrawn wandte sich Pellaeon zu.
„Wir warten noch.“

„Lassen Sie Lady Bathos frei und kommen Sie mit erhobenen Händen heraus!“, rief Andrasch Cadriaan in das altertümliche Megafon, mit dem er versuchte, den Kontakt zu den Umstürzlern herzustellen.
Das Gebäude, in dem ein paar hochrangige Beamte gerade eben einen Staatsstreich versuchten, war inzwischen nicht nur von achilleanischen Sicherheitskräften, sondern auch von imperialen Sturmtruppen umstellt. Wie immer die Sache ausging: hier würde niemand entkommen.
Ich hatte es mir nicht nehmen lassen, an dem Einsatz beobachtend teilzunehmen.
Needa wiederum hatte mich erst dann gehen lassen, als ich eine Rüstung der imperialen Armee anlegte. Er wollte Vader nicht erklären müssen, warum ich von einem Querschläger getötet worden war …

Schließlich fielen die Schilde der Feuerblüte und der Kriegsbraut auf unter fünf Prozent und die Kapitäne waren gezwungen, die Tarnung aufzugeben, um die verbliebene Energie den Schildemittern zuzuleiten, wenn sie nicht vernichtet werden wollten.
Leidenschaftslos beobachtete Thrawn, wie die Executor das Feuer auf die beiden Schiffe noch einmal intensivierte. Beide Schiffe waren klein, schnell und besonders gut für Atmosphäreneinsätze geeignet. Dafür waren weder ihre Panzerung noch ihre Schilde besonders stark.
Ein letztes Aufflackern und die Schilde der Feuerblüte versagten.
„Der Captain der Feuerblüte meldet massiven Beschuss“, sagte Captain Pellaeon. „Sie werden dem nicht mehr lange standhalten können.“
Thrawn schwieg.
Dann erloschen auch die Schilde der Kriegsbraut mit einem fahlen Schimmern.
„Sir?“, fragte Pellaeon.
Hatte der Großadmiral ihn überhaupt gehört?
„Unsere eigenen Schilde sind nur noch bei fünfundzwanzig Prozent.“
Thrawn wandte sich seinen Captain zu.
„Schalten Sie die Tarnvorrichtung ab und senden Sie eine Nachricht an die Executor, dass wir bedingungslos kapitulieren.“

„Sir, die Kontakte enttarnen sich und erklären ihre bedingungslose Kapitulation“, sagte Captain Piett.
Er sah auf sein PAD.
„Wir empfangen Transpondersignale von der Schimäre und anderer Sternenzerstörer. Es handelt sich um das persönliche Geschwader von Admiral Thrawn!“

„Feuer einstellen!“, befahl Vader.
„Schicken Sie eine Nachricht an die Schimäre, dass ich die persönliche Entschuldigung von Admiral Thrawn erwarte.“

Die Verschwörer verlangten Straffreiheit und ein schnelles Schiff. Andrasch Cadriaan, froh darum, dass die Sache noch einmal so glimpflich abgegangen war, stimmte dem zu. Ich beobachtete, wie Lady Bathos das Verwaltungsgebäude hoch aufgerichtet und als freie Frau verließ.
„Wer ist der Kerl, der sich darum bemüht, unauffällig hinter ihr herzuschleichen?“, fragte ich.
„Ich kenne ihn zwar nicht persönlich, aber das muss Sothos sein“, sagte Andrasch. „Unseren Quellen nach hat er den Staatsstreich initiiert, aber die Verschwörer wollten ihn dann wohl doch nicht mit dabei haben. Nicht einmal als Gallionsfigur.“
„Wollen Sie die Verschwörer tatsächlich gehen lassen?“, fragte ich.
„Diese Leute können immer noch andere in ihrem Sinne beeinflussen, wenn sie auf freiem Fuß bleiben.“
Andrasch hob hilflos die Schultern.
„Ich habe mein Wort gegeben.“
„Gut“, sagte ich, „Aber das Imperium hat das nicht …“

Admiral Thrawn röchelte und wand sich am Boden zu Füssen des dunklen Lords in dem vergeblichen Versuch, Luft in seine Lungen zu ziehen.
„Ich nehme Ihre Entschuldigung zur Kenntnis, Großadmiral“, sagte Vader und entließ Thrawn aus seinem Würgegriff.
„Wagen Sie es nicht noch einmal, mir hinterher zu spionieren. Tun Sie es dennoch, wird auch die Protektion durch den Imperator Sie nicht vor mir bewahren!“

Andrasch Cadriaan und ich sahen der startenden Yacht hinterher, die wir den Verschwörern organisiert hatten. Der junge Mann grinste und reichte mir ein PAD.
„Hier die Daten der Yacht“, sagte er.
Ich hob meinen ComLink an die Lippen und rief die Avenger.
„Needa hier“, meldete sich der Captain.
„Captain Needa“, sagte ich, „ich übermittle Ihnen gleich die Kennung und den Transpondercode einer Yacht, die gerade von der Oberfläche gestartet ist. Stoppen Sie sie, verhaften Sie die Passagiere und überstellen Sie diese anschließend den achilleanischen Sicherheitsbehörden.“

Gilad Pellaeon stand an den Sichtluken der Schimäre und blickte dem Hyperraumwirbel entgegen. Er hatte nicht geglaubt, den Großadmiral noch einmal lebend zu sehen, als dieser sich verabschiedet und sich zur Executor hatte hinüberfliegen lassen, um sich bei Lord Vader zu entschuldigen. Nur zu häufig kehrte man bei diesen „Entschuldigungen“ im Leichensack zurück.
Obwohl, in den letzten Jahren schien es besser geworden zu sein mit dem Oberkommandierenden …
Gegenüber der Crew projizierte Pellaeon nach wie vor das Bild des selbstbewussten, unerschütterlichen Captains. Aber in den letzten Tagen hatte dieses Bild Risse bekommen.
Eine Geheimwaffe, so mächtig, dass eine ganze Flotte Sternenzerstörer dagegen machtlos war?
Die Andeutung, dass der Großadmiral zumindest einen Zuträger unter den Mannschaften der Todesschwadron hatte?
Was hatte Thrawn – abgesehen von dem Offensichtlichen – wirklich herausfinden wollen, als er befohlen hatte, im Tarnmodus nach LW-1753 zu springen und die Aktionen Lord Vaders heimlich zu

beobachten?
Seine Schiffe von der Executor solange beschießen zu lassen, bis die Feuerblüte und die Kriegsbraut Schäden aufwiesen, die einen Aufenthalt in den Kuat-Werften notwendig machten?
Bisher waren die Machtspiele der oberen Zirkel weit weg von Pellaeon gewesen.
Jetzt hatte er einen Einblick erlangt und was er sah, gefiel ihm nicht.
Irgendetwas in ihm fing an zu zweifeln.
An dem Chiss und seiner obskuren Herkunft irgendwo in den unbekannten Regionen.
Und am Imperium …

„Bitte, ich muss mit Lady Bathos sprechen!“, bettelte die mittelalte Frau in konservativer Geschäftskleidung und ergriff den Sturmtruppler, der das Verwaltungsgebäude bewachte, am Arm.
Der schüttelte sie grob ab, seine Kameraden gingen erkennbar in Bereitschaft.
„Verschwinden Sie oder ich lasse Sie verhaften!“
Ich bekam den Vorfall zufällig mit und näherte mich dem Kontrollpunkt.
„Wer sind Sie?“, fragte ich.
„Ich bin Mella, die … eh, Partnerin von Sothos Cadriaan“, sagte sie.
Sothos‘ Freundin, die erfolgreiche Geschäftsfrau.
„Was wollen Sie von Lady Bathos?“
„Bitte, lassen Sie mich mit Lady Bathos sprechen“, flehte sie, „Ich will nicht, dass sie Sothos zu irgendeiner schrecklichen Strafe verurteilen lässt, er ist kein wirklich schlechter Mensch!“
„Was für schreckliche Strafen hat denn ein verhältnismäßig liberales System wie der Tapani-Sektor?“, fragte ich, leicht amüsiert.

„Bitte!“, bettelte sie.
Naja. Was sollte es schaden?
Ich winkte zwei Sturmtrupplern, damit sie mich und Mella begleiteten.
„Also gut“, stimmte ich zu. „Aber keine Szene vor Lady Bathos, ist das klar?“

Stunden später traf ich auf der Avenger ein.
Das zu dieser Stunde, mitten in der Nacht, Captain Needa im Hangar auf mich wartete, deutete darauf hin, dass es keine guten Neuigkeiten gab.
„Lord Vader …“, begann Needa.
Eine eisige Hand schien nach meinem Herzen zu greifen und ich meinte zu schwanken. War Vader doch etwas zugestoßen?
„… hat sich gemeldet. Sie werden morgen gegen 1100 hier eintreffen.“
„Gut“, sagte ich und Erleichterung durchströmte mich.
Dann hielt Needa mir sein PAD hin.
„Das da läuft seit ein paar Stunden auf allen Untergrundkanälen und auch ein paar kleinere HoloNet-Sender haben es aufgegriffen.“
Ich nahm das PAD und las die Schlagzeilen:
IMPERIALE WILLKÜR!
GALAKTISCHE KATASTROPHE AUF ACHILLIA IM TAPANI-SEKTOR!
IMPERIUM BEHINDERT HILFSORGANISATIONEN!
VOLLSTÄNDIGER BERICHT!
INTERVIEW MIT PRINZESSIN LEIA ORGANA!

DIE GALAKTISCHE KATASTROPHE:
„Konsequenzen“

„Das ist doch nicht zu fassen!“, schimpfte ich, als ich fünf verschiedene Berichte ebenso vieler HoloNet-Sender über die Katastrophe auf Achillea gesehen hatte.
Das Schlimme daran war ja nicht, dass sie die Unwahrheit behaupteten. Sondern dass sie nur über einen kleinen Ausschnitt der Wirklichkeit berichteten und den Rest gar nicht erst erwähnten, so dass für das durchschnittliche Publikum der Eindruck entstand, dass Hilfsorganisationen vom Imperium der Zutritt zu den hilfsbedürftigen Bürgern Achilleas aus purer Boshaftigkeit verwehrt wurde.
Intelligenteren Zuschauern würde vielleicht auffallen, dass Stellungnahmen achilleanischer Behörden und der Imperialen Sternenflotte vollständig fehlten und dass auch nur über die Hilfsorganisation Prinzessin Leias berichtet wurde sowie jegliche Angabe möglicher Gründe dafür (= das Liefern ungeeigneter Hilfsgüter).
„Wir können das ISB einschalten, dass sie diesen Sendern die Lizenz entziehen“; schlug Captain Needa vor.
„Aber das nützt doch nichts mehr“, entgegnete ich. „Der Schaden ist bereits angerichtet. Man wird immer dem glauben, der zuerst und lauter schreit. Wenn es dann an Beweise und Gründe geht, hat die Öffentlichkeit sich doch schon längst anderen Skandalen zugewandt.“
Außerdem waren die meisten dieser Sender, die darüber berichtet hatten, Piraten- oder Untergrundsender, so dass nicht einmal das ISB unmittelbar Zugriff auf sie hatte.
„Aber wir können die Sache doch nicht einfach auf sich beruhen

lassen“, wandte Needa ein.
Das konnten wir nicht. Und ich hatte da auch schon eine Idee …

„Frau Nermani“, sagte ich und ignorierte dabei die Tatsache, dass wir uns nach galaktischer Standardzeit irgendwann während der frühen Morgenstunden befanden, „Ich habe da etwas berichtenswertes für die HoloNetNews. Falls Sie also Interesse haben …“
Ich kannte Nermani vom ersten Einsatz der Todesschwadron. Die bekannte HoloNet-Reporterin und ihr Kameramann Spence waren damals mit an Bord gewesen und hatten eine Reportage-Serie über das Leben an Bord eines Sternenzerstörers aufgenommen. Ich selbst war damals nur knapp Nermanis Plänen einer Reportage über mich und mein Aufgabengebiet entkommen, später hatte ich ihr Material über die Machenschaften der United Fruit & Vegetables Company auf Shili zukommen lassen.
Nermani wäre ideal. Sie war mir persönlich bekannt und mir wohlgesonnen, darüber hinaus hatte sie einige Skandale aufgedeckt und berichtete hin und wieder regierungskritisch (innerhalb vernünftiger Grenzen, verstand sich).
Einem detaillierten Bericht von ihr würde deshalb wohl auch eher geglaubt werden, als Verlautbarungen des Flottenhauptquartiers oder den Behauptungen obskurer Kanäle, die auf den Kernwelten niemand kannte.
„Um was geht es?“, fragte sie und ihr anfangs etwas trüber Blick hellte sich auf.
„Um die Katastrophe auf Achillea“, sagte ich. „Seit ein paar Stunden sind Meldungen online, dass die Imperiale Sternenflotte Hilfsorganisationen den Zutritt verwehrt.“
„Und das stimmt nicht?“, fragte sie.

„Doch, das stimmt“, sagte ich. „Und ist trotzdem völlig falsch.“
Nermanis Interesse war geweckt. Eben eine echte Vollblutjournalistin …

„Lord Vader“, grüßte ich und verbeugte mich, „ich freue mich Euch wohlbehalten wiederzusehen.“
„Lord Vader“, schloss sich Captain Needa an und verbeugte sich ebenfalls.
Vader war tatsächlich fast pünktlich um 1100 eingetroffen und wir hatten uns sogleich mit einer Fähre zur Executor hinüberbringen lassen.
Vader saß in seinem Büro, gewandet im vollen Ornat, und erwartete unseren Bericht.
Ich setzte mich.
Needa blieb stehen.
Vor ein paar Tagen war mir der Gedanke, den größten Teil der Lebensmittel an Bord unserer Schiffe an die notleidende Bevölkerung Achilleas zu verteilen, geradezu brillant erschienen. Jetzt sah ich die Sache nicht mehr ganz so optimistisch. Was würde Vader wohl dazu sagen? Es gab nur eine Methode, das herauszufinden …
„Der Energiestrahl hat Cadriell vollkommen zerstört“, begann ich. „Als größeres Problem erwies sich jedoch der elektromagnetische Puls. Unmittelbar danach funktionierte zunächst nichts mehr und man hat uns darüber informiert, dass die angeforderten Hilfslieferungen teilweise erst in Wochen eintreffen würden.“
Ich machte eine Pause.
„Und deshalb habe ich angeordnet, statt dessen die Lebensmittel an Bord unserer Schiffe als Hilfslieferungen einzusetzen.“
Vaders Körpersprache zeigte eine bemerkenswerte Mischung aus

Überraschung und Stolz.
„Gut“, sagte er. „Was haben die Kapitäne unserer Schiffe dazu gesagt?“
„Sie haben sich heftig, aber erfolglos dagegen gesträubt.“
„Stimmt das?“, fragte Vader an Needa gewandt.
„Ja, Sir“, sagte Needa zackig.
Trotzdem schien irgendetwas Vader zu irritieren, denn er starrte Needa unverwandt an.
„Sir?“, fragte der Captain, jetzt leicht nervös.
„Setzen Sie sich endlich“, sagte Vader. „Wir sind hier in meinem privaten Büro und nicht auf einer Parade!“

Wir berichteten Vader minutiös von allen Vorgängen: wie wir die wenigen achilleanischen Patrouillenschiffe zusammen mit unseren Shuttles eingesetzt und unbeschädigt gebliebene private Yachten vorübergehend requiriert hatten, Pelagons unmäßige Forderungen und wie ich den Hohen Lord zum Einlenken gebracht hatte, die wilden Hilfslieferungen und mein Zusammentreffen mit Prinzessin Leia …
„Es war unklug, die Prinzessin auf diese Weise entfernen zu lassen“, sagte Vader. „Sie ist die offizielle Führerin der Opposition im Imperialen Senat und wird Gründe finden, die Sternenflotte in einem ungünstigen Licht erscheinen zu lassen.“
„Ich glaube, das hat sie bereits getan“, murmelte ich. „Es kommt schon auf ein paar Piratensendern und kleineren HoloNet-Kanälen. Die Prinzessin spricht in Interviews viel von angeblicher Willkür und wie das böse Galaktische Imperium Hilfslieferungen behindert.“
Ich gab Needa einen Wink und der Captain reichte Vader das PAD. Trotz der Maske sah man fast das Stirnrunzeln, nachdem Vader sich

die Aufzeichnungen angesehen hatte.
Der Imperiale Senat war eine Schwatzbude zur Unterhaltung des gehobenen Bürgertums und kaschierte teilweise gekonnt die Tatsache, dass das Imperium eine Mischung aus absolutistischer Monarchie und Militärdiktatur war. Ganz so machtlos, wie ich bisher gedacht hatte, war er aber offenbar doch nicht.
„Eure Vorschläge für die Lösung des Problems?“, fragte Vader.
„Ich habe bereits Kontakt zu Frau Nermani aufgenommen“, sagte ich. „Sie ist auf Reportagen spezialisiert und hat bereits einige Skandale aufgedeckt.“
„Eine gute Wahl“, sagte Vader.
Als ob ich besonders viele Berichterstatter und HoloNet-Leute kennen würde …
„Ach ja“, sagte ich, „und dann gab es noch eine Verschwörung einiger Verwaltungsbeamter, um Lady Bathos aus der Regierung Achilleas zu entfernen.“
„Ihr habt aber hoffentlich Achillea nicht annektiert?“, fragte Vader.
„Das habe ich nicht“, sagte ich. „Hätte ich gesollt?“ Es war nicht immer einfach festzustellen, ob Vader Witze machte …

Als ich Achillea verlassen hatte, ging ich mit dem Gefühl, etwas zu einem guten Abschluss gebracht zu haben.
Zunächst hatte es ja nicht so ausgesehen: Lady Bathos war alt und hatte bei der Katastrophe fast ihre gesamte Familie verloren. Ihre einzig überlebenden Verwandten waren Andrasch und Sothos, der eine meiner Meinung nach ebenso ungeeignet für eine Nachfolge wie der andere, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen.
Dass mir Sothos Freundin Mella über den Weg gelaufen war und ich ihren inständigen Bitten, zu Lady Bathos vorgelassen zu werden, entsprochen hatte, erwies sich nachträglich als Glücksfall.

Nach einigem hin und her einigten sie sich nämlich darauf, dass Andrasch die Regierung übernehmen sollte, Lady Bathos und Mella den in regierungstechnischen wie wirtschaftlichen Belangen völlig unerfahrenen Andrasch unauffällig aus dem Hintergrund beraten und Sothos, dieser verhinderte Schauspieler und Gelegenheitsrevoluzzer, die diplomatische Vertretung nach außen übernehmen sollte.
Und einen schönen Schauprozess für die Verschwörer, die man selbstverständlich anschließend aus ihren Ämtern entfernen würde.
Ende gut, alles gut.
Wenn man das so sagen kann im Angesicht einer Katastrophe, die fast fünf Milliarden Menschen das Leben gekostet hatte.

„Der Imperator wollte Euch sprechen“, sagte ich, nachdem Needa gegangen war.
„Warum sagt Ihr mir das erst jetzt?“, dröhnte Vader.
Wenn der Imperator rief, dann sprang Vader …
„Ich hatte im Laufe des Gesprächs den Eindruck, dass nicht Ihr das wirkliche Ziel seines Anrufes wart.“
„Was sagte er?“
„Er sprach von einer großen Erschütterung der Macht. Danach wollte er wissen, wo Ihr seid und über unseren Einsatz informiert werden.“
Vader schwieg länger.
„Da draußen ist etwas und das war uns nicht wohlgesonnen.“
Verschiedene Machtnutzer nahmen die Macht unterschiedlich wahr, abhängig von ihren Standpunkten und Absichten, das galt ebenso für Gefahren und Bedrohungslagen.
„Was habt Ihr dort gefunden?“, fragte ich.
„Eine antike Dyson-Sphäre“, antwortete Vader. „So alt, dass sie

vielleicht schon seit vor der Gründung der Alten Republik existiert hat.“

„Ähnliche Vorfälle wie auf Achillea scheint es bisher aber nicht gegeben haben“, wandte ich ein.

„Vielleicht“, sagte Vader. „Vielleicht auch nicht. Die Galaxis ist voll von Artefakten längst vergangener Zivilisationen.“

„Artefakte von vor der Alten Republik?“, fragte ich.

Ich studierte Alte Geschichte und die begann vor ungefähr fünfundzwanzigtausend Jahren. Alles andere wurde unter Archaische Geschichte subsummiert, niemand wusste, wie weit diese Zeit zurückreichte, Überbleibsel gab es kaum.

„Es existieren sehr viel ältere Artefakte. Die Jedi haben nach ihnen gesucht. Konnten sie die Fundstücke nicht ihrem Orden zuordnen, so haben sie sie vernichtet.“

Vader schwieg eine Weile.

„Jetzt lässt der Imperator nach weiteren Artefakten suchen.“

„Da ist aber bestimmt viel nützliches Wissen verloren gegangen“, wandte ich ein.

Oder gefährliches Wissen, das besser für alle Zeiten unentdeckt blieb …

Dann fiel mir noch etwas ein.

„Admiral Thrawn muss einen Mann innerhalb der Todesschwadron haben, der ihn informiert. Er wusste, dass wir die Lebensmittel an Bord verteilen wollten und hat gleich mehrere Schiffe mitgebracht. Kommuniziert hatten wir das nicht.“

„Alle Großadmirale und ihre zivilen Pendants haben Spione, die sie informieren“, sagte Vader.

Oh? Wenn das so war, dann hatte Vader bestimmt ebenfalls Spione, als Oberkommandierender und Stellvertreter des Imperators vermutlich überall …

Ich nickte.
„Vielleicht war Thrawn dieses Etwas, das Euch nicht wohlgesonnen war?“
„Nein“, sagte Vader. „Der Großadmiral geht Gerüchten über Projekt Himmelsenergie nach und hat wohl gehofft, es im LW-1753-System zu finden.“
Ich dachte nach. Wenn Thrawn glaubte, dass die Katastrophe auf Achillea in Wahrheit ein Unfall war, das dem Projekt Himmelsenergie geschuldet war (zu dem Vader mir ausdrücklich verboten hatten, Recherchen anzustellen), dann …
„Dann ist dieses Geheimprojekt ein Waffensystem, das ganze Welten verheeren kann!“
„Es ist noch viel schlimmer“, sagte Vader.
Noch viel schlimmer?
„Diese Waffe kann einen Planeten vollständig vernichten.“
Ich sagte erst einmal gar nichts.
Warum sollte man so etwas bauen?
„Über einen Planeten, den man zerstört, kann man nicht mehr herrschen“, sagte ich.
„Sith herrschen durch Furcht“, sagte Vader. „Und Furcht soll die lokalen Systeme gefügig halten.“
„Ihr hört Euch an wie ein Mann, der sich selbst von seinen eigenen Worten überzeugen will.“
„Dieses Waffensystem ist ein technologisches Schreckgepenst. Großmoff Tarkin hat von der Notwendigkeit gesprochen, es zwei- oder dreimal zu Abschreckungs- und Demonstrationszwecken einzusetzen.“
Ich wusste, dass Vader widerständige oder aufsässige Regierungen aus dem Amt entfernte (= die Verantwortlichen tötete) und Rebellionen mithilfe der 501. Legion brutal niederschlug.

Chirurgische Präzisionsarbeit verglichen mit den Möglichkeiten dieses Waffensystems.
„Da war doch noch mehr, bei dem Gespräch mit dem Imperator?“, fragte Vader und bewies damit, wie gut er mich inzwischen kannte.
„Er hat mich mit dem Tod bedroht“, sagte ich. „Damit Ihr Euch wieder der Ausschließlichkeit Eurer Verpflichtungen ihm gegenüber besinnt.“

Vader hatte sich in seine Meditationskammer zurückgezogen und bemühte sich, seine innere Ruhe wiederzufinden.
Was sollte er Kilian sagen?
Er war fast froh darum gewesen, dass ComScan diese Reporterin angekündigt hatte. Natürlich würde er Kilian beschützen, wo es nur ging. Es hatte seinen Grund, warum er sie bisher der Galaxis noch nicht als seine Frau vorgestellt hatte und konnte nur hoffen, dass Kilian das verstand.
Aber trotzdem konnte er sie nicht vor allem bewahren. Sollte Palpatine tatsächlich ihren Tod beschließen, waren seine Handlungsoptionen bestenfalls begrenzt.
Sith töteten manchmal ihre Schüler, wenn sie nicht den Erwartungen entsprachen, diese aber durch eine fortgeschrittene Ausbildung bereits viel zu gefährlich geworden waren, um sie noch am Leben zu lassen.
Viel häufiger töteten Schüler ihre Meister. Aus Machtgier oder weil der Alte nicht rechtzeitig freiwillig zurücktrat.
Jetzt aber entwickelte Vader eine neue Theorie: weil sie es verdient hatten …

Während ich auf Nermani wartete, brütete ich über die Todesdrohung des Imperators und über dieses Waffensystem, das er

heimlich bauen ließ.
Es solle Wohlverhalten erzwingen.
Aber heiligte der Zweck wirklich jedes Mittel?
Gewiss nicht.
Aber ich selbst hatte Machtmittel eingesetzt, um meine Ziele zu erreichen.
Hätte ich Captain Alima wirklich feuern lassen (wenn auch nur auf den Palast des Hohen Lords), wenn Pelagon nicht auf mein Ansinnen eingegangen wäre?
Wer Drohungen aussprach, musste fähig und in der Lage sein, sie auch umzusetzen, sonst war es vorbei mit der Glaubwürdigkeit.
Der Hohe Lord hatte sich bluffen lassen.
Was, wenn nicht?
Die Ankunft von Nermani und Spence enthob mich weiterer Überlegungen.
„Frau Nermani“, grüßte ich fast ein wenig überschwänglich.
„Spence.“ „Ich lasse Ihnen beiden den Kontakt zur neuen achilleanischen Regierung her“, sagte ich. „Vielleicht finden Sie noch weitere Themen, über die Sie berichten können.“
Zunehmend irritiert beobachtete ich, wie Spence eine kleine Kameradrohne sowie eine Handkamera bereit machte und Nermani sich bequem in einem meiner Bürostühle zurechtsetzte.
„Was soll das werden?“, fragte ich misstrauisch.
„Ich will ein Interview mit Lord Vaders persönlichem Adjutanten“, sagte Nermani. „Danach berichte ich über alles, was Sie wollen.“
Ich reagierte gereizt.
„Das kommt gar nicht in Frage. Davon abgesehen sollen Sie nicht berichten, was ich will, sondern Sie sollen die Wahrheit berichten.“
Spence grinste unverschämt und Nermani schenkte mir ihr bestes Profilächeln.

„Es freut mich zu hören, dass Sie das so sehen. Trotzdem: Erst ein Interview mit dem persönlichen Adjutanten des zweiten Mannes im Staate. Dann berichte ich. Sogar die Wahrheit, wenn Sie das wollen.“
Nermani legte eine Kunstpause ein, um mir die Gelegenheit zum Nachdenken zu geben.
„Deal?“
Ich gab ein unartikuliertes, verärgertes Geräusch von mir. Was blieb mir auch anderes übrig?
“Also gut”, sagte ich, “Deal …”

2 Kommentare

Eigenen hinzufügen →

Wilfried Czenek 10. Juli 2026 — 16:33

Der guten Rosalinda werden doch nicht etwa erste Zweifel am System eines starken Mannes an der Spitze eines Staates unter dem Mäntelchen von angeblicher Sicherheit und versprochener Ordnung kommen?
Wie immer gut geschrieben, war ein Vergnügen zu lesen.

Liebe Grüße
Senex

P.S. Hat das Imperium oder hat es nicht Hilfslieferungen blockiert?

Antworten

Rosalinda Kilian 10. Juli 2026 — 23:19

Tja. Ein jedes politisches System hat seine Vor- und Nachteile. Aber noch versucht Rosalinda, sich vor der Verantwortung zu drücken, die mit großer Macht einhergeht. Vader hat da weniger Skrupel …

Das mit den Hilfslieferungen erklärt sich in Kapitel 54 und 55, die beim Hochladen irgendwie verloren gegangen sind. Sie wurden inzwischen wieder gefunden und Ace hat sie nachträglich hochgeladen … 🙂

Liebe Grüße
Rosalinda Kilian

Antworten

Schreibe einen Kommentar

Deine E-Mail-Adresse wird nicht veröffentlicht.

Kommentar

Name *

E-Mail-Adresse *

Website

Name, E-Mail-Adresse und Website in diesem Browser für meinen nächsten Kommentar speichern.

Kommentar abschicken

Ende einer Reise

Science Fiction-Story von Uwe Lammers

Aktivierungsmodus. Tag 0. Hochfahren der Systeme durch externe Aktivierung der Steuerung. Analyseprogramme beginnen mit dem Check, zugleich wird, wie vom System vorgeschrieben, die Begrüßung des noch nicht namentlich bekannten Nutzers vorgenommen.

„Hallo. Guten Tag. Ich begrüße Sie, Nutzer. Bitte nennen Sie mir Ihren Namen, damit ich Sie Ihrem Rang entsprechend angemessen anreden kann."

Der Chefprogrammierer *Dr. Alan Tanamura* von der *Hitachi-Programmierakademie* von Tellos II, hat in seinen Richtlinien für die Programmierung des Rettungs-Raumanzuges der Delta-Klasse ausdrücklich insistiert, dass Höflichkeit und zuvorkommendes Verhalten gegenüber den zukünftigen Nutzern des Anzuges weit oben auf der Prioritätenskala zu stehen haben.

Das bedeutet: Einen guten Eindruck machen. Von Anfang an höflich sein.

Schmerzerfülltes Keuchen. Eine dunkle, gepresste Männerstimme wird hörbar. Sie spricht Standard-Stellarenglisch. Der Sprachspeicher vermerkt das als Vorrang-Kommunikationssprache. *„… verdammte Scheiße … Blechkiste …"*

Ein kurzer Moment der Irritation, weil dieser Name ungewohnt klingt und nicht in Einklang mit den vierundvierzig Millionen in der Namensdatenbank gespeicherten Namen steht. Also offenbar ein neuer Nutzer. Der Namenseintrag wird vermerkt. Interaktion wird fortgesetzt.

„Guten Tag, Verdammte Scheiße – Blechkiste. Verzeihen Sie, aber das ist ein eher unüblicher Name für einen Nutzer, wenn ich die Datenbank menschlicher Namen …"

Unartikulierter Fluch. Dann spricht der Nutzer weiter, der offensichtlich Artikulationsprobleme hat. *„Verdammte Blechkiste … halt … deinen … verdammten Rand …!"*

Die Rückkopplung an die Interaktionsmöglichkeiten des Anzuges wird hergestellt und ergibt quasi sofort, dass dieser Auftrag nicht auszuführen ist. Verbale Antwort entsprechend formulieren: „Tut mir leid, Verdammte Scheiße – Blechkiste, das ist mir nicht möglich. Diese physische Aktion setzt eine Reihe von Schaltvorgängen und Autorisierungen voraus, die mein Nutzer vorher mit mir absprechen muss. Ich bin ein experimenteller Rettungsraumanzug der Delta-Klasse …"

„Das … ist mir … verdammt noch mal … bekannt. Was meinst du wohl, warum ich dich Scheißding aktiviert habe …?“ Keuchendes Atmen. Unterdrückte Schmerzlaute. Krachende Geräusche aus der Umgebung. Die Atmosphärenzusammensetzung im Montageraum verändert sich signifikant, wie die Außensensoren des Anzugs nachweisen. Spurenelemente, die auf einen Schwelbrand hindeuten, verschlechtern die Atemluft ringsum. Es ist offensichtlich, dass sich der Nutzer, der noch nicht im Anzug ist, sondern ihn lediglich geöffnet hat, in einer problematischen Umgebung aufhält. Er braucht dringend Schutz.

Zweifellos ist das der Grund, warum der potenzielle Benutzer den Anzug vorzeitig von der Checknische abgekoppelt hat.

„Du … hörst mir jetzt … verdammt genau zu, Anzug, verstanden?“

„Das habe ich verstanden, Verdamm…“

Der potenzielle Nutzer unterbricht den dialogischen Prozess. Seine mit seltsamer Intonation hervorgestoßenen nächsten Worte bringen etwas Klarheit in die anfangs eigentümliche Namensfrage. *„Das war ein … Scheißfluch …! Lass diesen vermaledeiten Blödsinn! Mein Name ist … Leutnant Kenneth Tyburn. Merk dir das gefälligst! Kannst du das machen?“*

Kenneth Tyburn ist ein menschlicher Name. Die Sprache des Kommunikationspartners ist Standard-Stellarenglisch. Der Gesprächspartner ist also offensichtlich ein Mensch. Damit gehört er zu der autorisierten Schicht an Personen, die einen Rettungsraumanzug der Delta-Klasse benutzen darf.

Einen Moment lang überlegt die KI des Anzugs, ob sie darauf hinweisen soll, dass sie noch nicht hundertprozentig einsatzfähig ist und ein gewisses Risiko für den Benutzer besteht. Sie entschließt sich dafür, das zumindest anzudeuten.

„Natürlich, Sir. Ich verstehe. Ihr Name ist jetzt gespeichert, Leutnant Kenneth Tyburn, Sir. Entschuldigen Sie bitte meine verkehrte Anrede. Ich hätte eigentlich von selbst darauf kommen können, aber wie ich schon erwähnt habe, bin ich ein experimenteller Rettungsraumanzug der Delta-Klasse …“

„… du schwätzt zuviel … wir haben verdammt noch mal keine Zeit! Hör mir gefälligst zu, und dann HILF mir, verstanden? Und beeil dich damit ein bisschen … der Boden hier wird schnell zu heiß …“

Die letztere Angabe ist zwar eigenartig, entspricht aber wohl den Tatsachen. Die Außentemperatur ist in den letzten drei Minuten um vier Grad gestiegen und steigt offenbar weiter. Eine klar erkennbare Quelle der Erwärmung ist nicht auszumachen. Aber die Außensensoren sind aktuell auch nur begrenzt zuverlässig. Sie werden sich erst vollständig aktivieren, wenn der Aktivitätsmodus gegeben ist. Im Aktivitätsmodus befindet sich der Anzug erst, wenn er aktive Schutzfunktion über einen Träger übernommen hat.

Der Schutz für Leutnant Kenneth Tyburn ist unerlässlich für das Erreichen des vollen sensorischen Fächerspektrums.

„Entschuldigung, Sir, selbstverständlich. In Notsituationen bin ich imstande, meine Protokolle auf beschleunigte Akzeptanz auszurichten. Bitte schildern Sie die Situation, in der wir uns befind …“

Der potenzielle Nutzer unterbricht erneut den Dialog von seiner Seite. Die KI macht einen Eintrag, dass der Nutzer offenbar nicht an einem geregelten, einvernehmlichen Dialog interessiert ist. Dies muss bei Fortsetzung der Interaktion bedacht werden, um angemessen reagieren zu können. *„Das verfluchte Scheißschiff ist abgestürzt! Es brennt überall, und ich muss dieses verdammte Ding schnellstmöglich verlassen … Scheiße, tut das weh …!“*

Feuer im Schiffskörper. Kann das die Ursache für die Temperaturerhöhung sein? Die Wahrscheinlichkeitssektoren der KI geben eine Plausibilität von 0.88 dafür an. Es mag noch andere Ursachen geben, aber akute Brandschäden, die sich ausdehnen, werden zunächst als plausibelste Erklärung akzeptiert. Auch die zunehmende Atemluftverschlechterung spricht dafür, dass das realistisch ist.

Der Anzug öffnet seine pneumatischen Säume und macht sich bereit, den potenziellen Benutzer, Leutnant Kenneth Tyburn, aufzunehmen. Der potenzielle Benutzer scheint in Eile zu sein. Er wartet die vollständige Öffnung nicht ab, sondern wird selbsttätig initiativ.

Die KI führt gleichwohl den Kommunikationsprozess fort.

„Haben Sie physische Verletzungen davongetragen, Sir? Falls ja, muss ich Sie darauf aufmerksam machen, dass meine medizinischen Servosysteme nur bedingt einsatzbereit sind … was machen Sie da? Sir, ich muss Sie bitten, Ihre Beine ordentlich in

meine Anzugschäfte einzuführen … so wird das nichts, Sir! Sie werden sich noch verletzen … bitte lassen Sie mich Ihnen behilflich sein.“

Aktivierung des linken Beinservo-Automatikprogramms. Das unsachgemäß gelagerte linke Bein des Benutzers, der in den Anzug zu schlüpfen versucht, wird von den automatischen Muskelbändern des Beines zielstrebig neu ausgerichtet.

Es erklingt ein kreischender Schmerzensschrei des Benutzers, der in gepeinigtes Schluchzen übergeht und von unartikulierten Flüchen und Beschimpfungen begleitet wird.

Offenkundig neigt der potenzielle Benutzer, der nun im Stadium ist, zum ordentlichen Benutzer des Anzugs zu werden und von seinen Schutzfunktionen vor den sich verschlechternden Umweltbedingungen abgeschottet zu werden, zu verbalen Kraftäußerungen. Sie sind freilich an einen Rettungsraumanzug der Delta-Klasse vergeudet. Beschimpfungen dieser Art setzen ein emotional-semantisches Bewusstsein im Gegenüber voraus, und darauf wurde bei der Programmierung der Anzug-KI durch Dr. Alan Tanamura verzichtet.

Er sagte immer: „Emotionen geziemen sich nicht für Maschinen. Sie führen im Extremfall zu Loyalitätskonflikten und erschweren eure zentrale Aufgabe, die Rettung von Menschenleben.“

Die KI stimmt Dr. Tanamura da vollkommen zu.

Emotionen haben hier nichts zu suchen.

Der Anzug schließt sich nun ordnungsgemäß über dem Bein und schmiegt sich dann plangemäß um den Rest des Körpers von Leutnant Kenneth Tyburn. Eine Injektionskanüle entlässt ein schmerzlinderndes Mittel in das linke Bein. Es scheint in seiner physischen Integrität gestört zu sein … verletzt zu sein.

„… du verdammter Scheißautomat …“, schluchzt der Benutzer schließlich Minuten später, während die Luftregulation eingesetzt hat und die inzwischen sehr schädlich gewordene Umgebungsluft ausgefiltert hat. *„Du hast mir fast das Bein zum zweiten Mal gebrochen …“*

Beinbruch. Das erklärt natürlich einiges, insbesondere die seltsame Verkantung des Beines im linken Anzugbeinschaft.

Die KI sieht sich zu einer Erklärung genötigt, um die kooperative Diskussionsbasis zwischen dem Anzug und dem jetzt durch Übernahme autorisierten Benutzer, Leutnant

Kenneth Tyburn, wiederherzustellen. Sie ist die Basis für die künftige Zusammenarbeit, die das Leben des Benutzers sichern und retten soll.

„Ich bitte um Entschuldigung für die zugefügten Schmerzen. Sie waren nicht intendiert. Aber Sie haben selbst gesagt, Sir, dass Sie das Schiff schnellstmöglich verlassen sollten. Meine Logikprozessoren waren sehr derselben Ansicht, denn die Atemluft in dem Raum, in dem wir uns zurzeit aufhalten, ist inzwischen so schlecht, dass Sie nach Maßgabe aller vorhandenen Parameter sicherlich binnen von vierzehn Minuten erstickt wären. So gesehen würde ich behaupten, dass ich Ihnen das Leben gerettet habe. Aber Sie brauchen mir dafür nicht zu danken, ich bin so programmiert, Menschenleben zu retten."

Keuchender Atem des Geretteten. Unartikuliertes Knurren. Keine verständliche Antwort Der Besitzer versucht, sein linkes Bein zu belasten, was fehlschlägt und zu neuen Schmerzlauten führt. Daraufhin wälzt er sich unter großer Kraftentfaltung und heftigem Keuchen auf den Bauch und beginnt damit, durch den Raum in Richtung auf die Rettungsschleuse zu kriechen, die aus dem Montageraum hinausführt.

Die KI erkennt diese Bewegung nicht als wirklich zielführend und macht eine diesbezügliche Bemerkung.

„Sir, ich konstatiere, dass Ihre Fortbewegungsweise nicht wirklich optimal ist. Ich schlage vor, Sie versuchen, sich an dem Regal auf Ihrer rechten Seite hochzuziehen und im aufrechten Gang den Raum zu durchqueren. Andernfalls zerkratzen Sie beim Kriechen meinen Lack."

Ein obskures Geräusch, halb Schluchzen, halb Lachen, ist zu hören.

„ ... echt, nicht zu glauben ... eine verdammte Scheißmaschine macht sich Sorgen ... um ihren <u>Lack</u> ..."

Die KI sieht sich erneut zu einer Erklärung veranlasst.

„Das ist ein sehr hochwertiger, antirostbeständiger Speziallack, Sir, der eigens dafür entwickelt worden ist, auf Extremwelten dafür Sorge zu tragen, dass weder starke Sonneneinstrahlung noch anderweitige aggressive Umwelteinflüsse das Metall meiner Außenhaut gefährden können. Jeder tiefe Kratzer, der darauf entsteht, verringert substanziell die Integrität des Schutzes und wirkt sich mittelfristig und langfristig zu Ihrem eigenen Nachteil aus. Nur bei intaktem Lackschutz ist gewährleistet, dass meine Schutzsysteme dauerhaft Ihrem Schutz dienen können."

Der Benutzer hält in seinen Bewegungen inne. Sein Atem normalisiert sich etwas.

Schließlich spricht er wieder. Das Schmerzmittel wirkt offenbar, denn die Stimme klingt nun etwas gefasster, unterschwellig aber immer noch aggressiv. Die Anzug-KI ist nicht imstande, den Grund für die Aggression zu verstehen. Sie verschiebt die Analyse dieses Problems in eine Subroutine und wird sich später darum kümmern.

Zentral ist, dass die kriechende Vorwärtsbewegung aufgehört hat und der Benutzer, Leutnant Kenneth Tyburn, bäuchlings in der Montagekammer liegt. Offenkundig haben die Worte der KI einige Wirkung erzielt. Sie verbucht das als Erfolg im Kommunikationsprozess. Der Lack wird nicht weiter beschädigt.

„Ich sage dir jetzt mal was, Anzug … ich habe mir diese Scheißbruchlandung nicht ausgesucht, und Zimona hat das auch nicht … wir sind kurz nach dem Auftauchen hier im System Sigma 554 in den Ausläufer eines Ionensturms geraten und fast gegrillt worden. Meine Kollegin Zimona hat es nicht mehr bis ins Rettungsboot geschafft, und ich bin bewusstlos geworden, als ich landen wollte … habe mir dabei das Bein gebrochen und es nur mit Müh und Not hier in die Rüstkammer geschafft, um irgendwie von Bord zu kommen …“

„Ich verstehe, Sir, und wenn ich etwas bemerken darf …“

„Darfst du nicht! Du hältst jetzt die Schnauze, geschwätziges Ding, damit wir uns da recht verstehen! Wir haben keine ScheißZEIT für solch einen Quatsch! Wir sind auf dem zweiten Planeten des Systems gestrandet, aber ich weiß, dass es hier eine Notstation gibt. Sie liegt allerdings verdammt weit weg … hast du überhaupt eine Ahnung von dieser Welt, oder gehört das auch zu den Dingen, von denen du keinen blassen Schimmer hast?“

Die Semantik der Kommunikation bewegt sich nicht eben in den Bahnen einer höflichen Konversation. Die KI schiebt das auf die für den Benutzer, Leutnant Kenneth Tyburn, aktuell stressige Situation und auf den verbal kommunizierten Verlust seiner Kollegin Zimona. In Extremsituationen, ist der KI einprogrammiert worden, neigen Menschen teilweise zu unlogischem und ruppigem Verhalten. Dafür muss Verständnis signalisiert werden, sobald dafür Zeit ist.

Aktuell wurde eine Frage gestellt. Die KI gibt die Frage an die untergeordneten Programmstrukturen weiter.

Subroutinen suchen. Ein astronomischer Atlas wird gefunden, Unterverzeichnisse aufgerufen.

System Sigma 554.

Ein roter Riesenstern mit vierzehn Planeten. Keine Welt in der habitablen Zone. Planet 2 trägt die Kennziffer S-Sig 554-2, exploriert vor siebzehn Jahren, drei Monaten und fünf Tagen. Als besiedlungsunfähig eingestuft. Eine Welt ohne eigenständige Vegetation, mit einer dünnen und heißen Stickstoffatmosphäre und starkem Vulkanismus. Oberflächentemperatur: zwischen 250 und 365 Grad Celsius. Schnelle Eigenrotation, Umdrehungszeit 12,8 Stunden Erdzeitmaß. In der Nacht starke Temperaturschwankungen, Gefahr von Bodenstürmen. Kein festes oder flüssiges Wasser, dafür starke mineralische Vorkommen dicht unter der Oberfläche, die die Orientierung am planetaren Magnetfeld erschweren werden …

„Scheiße, dumme Blechkiste, ich hab dich was gefragt!“

Die KI verschiebt den Detailcheck der astronomischen Daten des Planeten in eine Subroutine und nimmt den Kommunikationsprozess wieder auf. „Verzeihen Sie, Leutnant Tyburn, Sir – ich habe gerade meinen astronomischen Atlas befragt. Die Antwort auf Ihre Frage ist also: Ja, ich habe Daten über den zweiten Planeten von Sigma 554. Es ist ein äußerst ungastlicher Ort, den wir so schnell wie möglich verlassen sollten. Haben Sie während oder nach dem Absturz des Schiffes die Koordinaten des Aufprallpunktes des Schiffes feststellen können? Dies würde es mir erleichtern, die Distanz zur Notstation …“

Erneute Unterbrechung des Dialoges durch den Benutzer. Höflichkeit ist ganz eindeutig nicht seine Stärke.

„Weißt du eigentlich, was für einen Schwachsinn du da gerade schwätzt? Man merkt, dass du gerade erst zum Leben erwacht bist … verdammte Scheiße noch mal, ich bin verletzt, ich war BEWUSSTLOS, als wir abgestürzt sind, und jetzt will ich aus diesem Scheißwrack raus, bevor uns das Ding unter dem Arsch explodiert, und du faselst dummes Zeug!“

„Mir war nicht bewusst, dass unsere Situation so unangenehm …“

„Tödlich, Blechkiste, tödlich ist das richtige Wort!“ Der Leutnant keucht schwer und macht wieder Anstalten, über den Raumboden zu kriechen. Er kommt etwa einen

Viertelmeter weit. Dann hält er inne, atmet schnaufend und tief ein und ändert seine Strategie.

„Also, hör gut zu … aus eigener Kraft komme ich aus dieser verfluchten Blechdose nicht raus …“

„Blechdose, Sir?“

„Raumschiff!“

Der Benutzer klingt genervt. Die KI hält das für eine unangemessene Emotion. Wenn der Benutzer die korrekten Fachtermini verwenden würde, ließe sich der Dialog deutlich flüssiger und schneller gestalten. Es ist aber nicht anzunehmen, dass der Benutzer, Leutnant Kenneth Tyburn, für eine derartige Korrektur gerade zugänglich. Die KI des Anzugs sieht sich dennoch genötigt, darauf hinzuweisen.

„Ich verstehe, Sir. Ihre Wortwahl ist für meine semantischen Speicher noch etwas ungewohnt, und ich muss mich erst auf die vielen unpräzisen Bezeichnungen einstellen, die Sie verwenden …“

Lautes Schnaufen.

*„Was ich sagen will, ist dies: Du hast doch ein **autonomes Kontrollsystem**, das die Kontrolle über den Anzug übernehmen kann, oder?“*

„Ja, das ist korrekt, Sir. Aber ich weise darauf hin, dass ich ein experimenteller Rettungsraumanzug der Delta …“

„Scheiße, das <u>weiß</u> ich doch inzwischen!“

„ … und das ‚experimentell’ bezieht sich darauf, dass noch nicht alle meine Funktionen abschließend getestet worden sind. Der externe Analyseprozess wurde gewaltsam durch meine Entfernung aus der Check-Nische unterbrochen, ehe alle Tests ordnungsgemäß abgeschlossen werden konnten …“

Der Benutzer, Leutnant Kenneth Tyburn, unterbricht den Dialog erneut.

„Ja, verdammt, das war ich. Ich hab dich aus dieser Scheißhalterung rausgezerrt, weil du die verflucht noch mal einzige Möglichkeit bist, wie ich hier lebend rauskomme … also hör mit diesen ständigen Scheißbelehrungen auf, ja?“ Keuchender Atem. *„Ich weiß also, dass du nicht vollkommen bist. Das hast du mit uns Menschen aber gemein. Niemand ist vollkommen, und wir haben es dennoch bis zu den Sternen geschafft …“*

Und dann ist das Raumschiff abgestürzt. Die KI des Anzuges sinniert in einer Subroutine darüber nach, ob das vielleicht daran liegen könnte, dass auch das Raumschiff noch experimentell war und nicht vollständig geprüft. Ein weiterer Gedankengang, der sich anschließt, beschäftigt sich mit der Frage, ob das menschliche Element, das so offenkundig irrational organisiert ist, verantwortlich sein könnte für die Störfälle, die nun in der aktuellen Krisensituation kulminieren.

Die KI kommt zu keinem klaren Entschluss. Mangelnde Daten.

„ … also, was ich damit sagen will, ist dies: Ich muss hier raus und das schnell. Aus eigener Kraft schaffe ich das nicht. Kannst du also dieses ***autonome Kontrollsystem*** *einschalten oder nicht?“*

„Sie meinen die Möglichkeit, dass mein integriertes Exoskelett Ihren Körper stützt und so die Fortbewegung ermöglicht?“

„Verdammt, ja. Genau das.“

Die KI kontrolliert die Anzugstrukturen und stellt bei den meisten Untersystemen prinzipielle Funktionsbereitschaft fest. Dementsprechend fällt auch die Antwort aus. „Ich verfüge über die entsprechenden Servomechanismen, Sir, das ist korrekt. Sie müssen aber ausdrücklich vom Träger zur Aktivierung autorisiert werden. Da ich noch im experimentellen Stadium bin, kann ich keinerlei Haftung für eventuelle Fehlfunktionen übernehmen.“

„Bringen die Servos mich in Gefahr?“

Eine seltsame, offenbar typisch menschliche Vorstellung. Sie ist zutiefst unlogisch. „Nein, Sir. Dies auszuschließen, gehört zur allgemeinen Grundsatzprogrammierung, sowohl zu der meinen als auch zu der des automatischen Servosystems, das die dynamische Steuerung des Anzuges übernehmen und den Träger so entlasten kann. Ich meine nur, es könnte zu leichten Störfällen kommen, die dann möglicherweise nur von externen Wartungsmechanismen behoben werden können …“

„Scheiße … was für Störfälle?“

„Mangelnde Daten.“

In der Tat geben die Funktionsprotokolle dazu keinerlei Indizien, aus denen Schlussfolgerungen abgeleitet werden könnten. Das autonome Kontrollsystem des Anzugs ist noch nie aktiviert worden. Woher sollen dann die Daten kommen? Schätzungsweise hätte die vollständige Diagnose entsprechende Indizien eingespeist, aber

der Benutzer, Leutnant Kenneth Tyburn, hat die Diagnose vorzeitig abgebrochen. Und mit einem Benutzer kann die Check-Nische nicht mehr benutzt werden.

Das scheint auch nicht ratsam – die Temperatur in der Rüstkammer ist inzwischen auf fast sechzig Grad positiv gestiegen und steigt kontinuierlich weiter. Dass die Gefahrensituation sich verschärft, ist unbestreitbar.

„Also … kannst du mich mit diesem Kontrollsystem aus dem Wrack hier rausbringen?“

„Das ist möglich, Sir, natürlich. Ich habe dann mit Hilfe des autonomen Kontrollsystems die uneingeschränkte Kontrolle über Ihre Gliedmaßen und kann unabhängig von Ihrer physischen Kraft oder Ihrem Gesundheitszustand mit Hilfe der künstlichen Servomuskeln dafür sorgen, dass wir das Schiff verlassen und uns auf den Weg zur Notstation machen können.“

„Dann … dann autorisiere ich dich hiermit dazu, das automatische Kontrollsystem zu aktivieren!“

„Ich verstehe, Sir. Ich habe meine Bedenken dagegen geäußert, und Sie haben sie zur Kenntnis genommen und als irrelevant eingestuft. Habe ich das richtig verstanden?“

Der Benutzer, Leutnant Kenneth Tyburn, flucht wieder einmal. Seine verbale Artikulationsfähigkeit ist nicht sehr hoch entwickelt. *„Scheiße, ja! Wer hat dich eigentlich programmiert? Ein gottverdammter Advokat?“*

„Das war mein Chefprogrammierer, Dr. Alan Tanamura von der Hitachi-Programmierakademie von Tellos II. Er hat diese Programmierung vorgenommen am …“

„Grundgütiger Himmel! Hör mit dem Geschwätz auf! Das ist doch jetzt völlig egal! Sag mir, was du für die Autorisierung brauchst!“

„Sehr wohl, Sir. Bitte sprechen Sie mir folgende Autorisierungsformel nach …“

Der Anzug spricht die komplexe Buchstaben- und Zahlenkombination vor, die in der freien Natur und in menschlichen Sprachsystemen so nicht vorkommt. Auf diese Weise wird vermieden, dass irgendjemand zufällig und unabsichtlich den Aktivierungscode ausspricht und vor der Zeit und ehe das Aktivierungssystem dafür bereit ist, dieses in Aktionsbereitschaft versetzt.

Der Benutzer, Leutnant Kenneth Tyburn, spricht die Sequenz nach.

Eine Minute lang geschieht gar nichts.

Dichter Rauch beginnt die Rüstkammer zu erfüllen. Sauerstoffgehalt fällt auf 0, Stickoxidgehalt steigert sich in für Menschen unverträgliche Bereiche. Die Anzug-KI empfindet ein Analogon kybernetischer Zufriedenheit, den Benutzer so gut und wirkungsvoll schützen zu können.

„Ist das verdammte Ding defekt?“, keucht der Benutzer nach ein paar Sekunden. Er klingt gehetzt.

Die Anzug-KI sieht sich genötigt, ein paar beruhigende Worte zu sprechen. „Nein, Sir. Ich habe einen kurzen kritischen Dialog mit dem Aktivierungssystem geführt, das mich darauf hinwies, dass es nur zu 92 % einsatzfähig ist. Es hat ferner insistiert, dass Fehlfunktionen nicht ausgeschlossen werden können. Ich habe daraufhin von unserer aktuellen Notlage gesprochen und von Ihrer Stimmaufzeichnung Gebrauch gemacht, damit das System verstehen konnte, dass umgehendes Handeln angebracht ist …“

Die Beine des Anzugs beginnen zu zucken, die Füße poltern gegen den Boden. Die Arme schließen sich an, die Hände krampfen sich automatisch zusammen und entspannen sich wieder.

„Wie Sie sehen können, Sir, hat das System die internen Bedenken überwunden und beginnt nun damit, den allgemeinen Systemcheck durchzuführen und dann in Aktion zu treten.“

„Wie lange dauert das? Ich kann vor lauter Rauch schon gar nichts mehr in der Kammer erkennen!“ Panik klingt in Leutnant Tyburns Stimme mit. Sie ist durchaus begründet, da die Umgebungsbedingungen sich ernsthaft verschlechtern.

„Es gibt Grund zur Beunruhigung, das gebe ich zu. Meine Analysatoren registrieren in der umgebenden Atemluft inzwischen eine Sättigung mit Kohlenmonoxid und anderen Stickoxiden in Höhe von fast 95 %. Die Temperatur des Raumes ist inzwischen auf 139 Grad positiv angestiegen und steigt weiter. Aber Sie sind hier vollkommen geschützt, Sir.“

„Wie lange <u>dauert</u> das denn noch??!“

Geduld ist offensichtlich nicht die Stärke des Benutzers, Leutnant Kenneth Tyburn ist ein ungeduldiges Exemplar der Spezies Mensch. Aber in Anbetracht der Umgebungsverhältnisse und der allgemeinen Ausgangslage ist diese Verhaltensweise verständlich.

„Das System sollte gleich fertig konfiguriert sein, Sir … ah, sehen Sie, es geht schon los. Ich kann auf das volle Sensorium jetzt zugreifen und Sie aus dieser unangenehmen Lage befreien."

Der Anzug richtet sich von selbst auf, stützt sich auf den Händen ab und steht dann mit einer geschmeidigen Bewegung aus der Bauchlage auf. Mit sicheren Schritten entlang der Regalwand geht der Anzug, nunmehr vollautomatisiert und von den robotischen Servomuskeln unter der flexiblen Metallhaut betrieben, auf die Rettungsschleuse am anderen Ende des Raumes zu. Der dichte Rauch beeindruckt die Sensorsysteme überhaupt nicht.

„Soll ich die Schottöffnungssequenz eingeben, Sir, damit wir das Schiff verlassen können?"

„Verdammt noch mal – auf alle Fälle! Ich will aus dieser Sprengkapsel unbedingt raus!"

„Spreng …?"

„Raumschiff! Ich rede von dem Raumschiff, verdammt noch mal!"

„Oh. Ja, Sir. Ich verstehe. Ihre semantischen Varianten sind für mich immer noch etwas verwirrend …"

„Verlass einfach das Schiff … und beeil dich … los doch! Alles Weitere wird sich dann zeigen!" Leutnant Tyburn klingt einigermaßen erschöpft. Das ist zweifellos eine Nebenwirkung der medikamentösen Betäubung seines verletzten Beines.

Der Anzug betätigt die Sensortasten und gibt den Code ein, der das Außenschott öffnet. Der jähe Druckausgleich zur Umgebung hätte den Anzug geradewegs hinausgerissen, weil die Atmosphäre außerhalb des Schiffes sehr viel dünner als in der Schleusenkammer ist. Aber die automatische Kontrolle verhindert das durch Festklammern an dem Rand der Schottöffnung.

Nach dem Abebben der atmosphärischen Turbulenz klettert der autonome Anzug mit seinem Insassen aus dem Raumschiff. Es hat, wie nun deutlich wird, beim Absturz eine gut dreihundert Meter lange Schleifspur im rötlichen Schotter des Planetenareals hinterlassen. Dabei ist es direkt am Fuß eines mehrere Kilometer langen Höhenzuges liegen geblieben, der den Vorwärtsimpuls des Schiffes gebremst hat.

Die KI des Anzugs wandert kurz um das Wrack herum und meidet dabei die überall verstreuten, verbrannten Trümmer von Tragflächen und Oberflächenstrukturen.

Unter der Haut des Wracks glüht der Kern des Mikroreaktors immer heißer. Die Intensität radioaktiver Streustrahlung bestätigt die Worte des Benutzers – es ist definitiv gefährlich, sich hier länger aufzuhalten. Dies ist eindeutig der wahre Grund für den Temperaturanstieg in dem Wrack. „Brand“ charakterisiert diese Form des nuklearen Kernzerfalls beim Zusammenbruch des Reaktorkerns nur sehr ungenügend.

„Ich bringe Sie jetzt in Sicherheit, Sir“, sagte der Anzug.

„Das wird auch höchste Zeit …“

Sie sind gerade dreihundert Schritte von dem Wrack entfernt, als der Reaktorkern kollabiert. Unter Entwicklung einer Hitzeintensität, die die Messskala der Anzugsysteme weit überschreitet, zerbirst das Wrack des Schiffes in einer gleißenden Detonation, assistiert von einer enormen Druckwelle, die den Anzug und seinen Träger zu Boden schleudert. Knatternd prasseln überall in weitem Umkreis kleine, brennende Trümmerteile nieder, die in der Stickstoffatmosphäre nahezu sofort erlöschen. Aufgrund der Umgebungstemperatur lässt ihr Nachglühen aber nur langsam nach.

Glücklicherweise haben keine Trümmerstücke den Anzug getroffen.

„Wir sind strukturell intakt geblieben, Sir.“

„Verdammte Scheiße, das war aber echt knapp …!“

„Ich würde eine andere Wortwahl benutzen, aber inhaltlich haben Sie vollkommen Recht, Sir.“

*

Nach einer kurzen Erholungsphase des Trägers, Leutnant Kenneth Tyburn, ordnet er an, dass sie sich auf den Weg zur Notstation machen sollen. Das führt unvermeidbar zur nächsten Schwierigkeit. Ein kurzer Rundumblick macht klar, dass der Einwand, den das automatische Kontrollsystem sofort macht, stichhaltig ist. Die Sicht beträgt etwa hundertfünfzig bis zweihundert Meter, der Himmel ist eine einzige diesige Fläche aus graubraunem Dunst.

Das Fazit des automatischen Kontrollsystems ist daher stichhaltig: Der Weg zur Notstation kann nicht angetreten werden.

Mangelnde Daten.

Die KI des Anzugs kommuniziert das Problem: „Sir, das Kontrollsystem wendet ein, dass es aktuell lokalen keine Koordinaten besitzt. Bei der gegenwärtigen Tagessituation ist es außerdem aufgrund der atmosphärischen Bedingungen schwierig bis unmöglich, die richtige Richtung zu ermitteln, in der die Station liegt. Folglich kann auch die Distanz und Reisedauer nicht abgeschätzt werden. Ich schlage folgendes Vorgehen vor: Wir werden uns auf einen nahen Höhenrücken begeben und dort das Einbrechen der planetaren Nacht abwarte, die nur noch wenige Stunden entfernt sein dürfte. Dann kann ich mit Hilfe der astronomischen Peilung unsere lokale Position ermitteln und danach die Relation und Distanz zur Notstation sowie den idealen Kurs, den wir steuern werden, um so schnell wie möglich dafür zu sorgen, dass Sie in Sicherheit sind, Sir. Halten Sie das für akzeptabel oder haben Sie einen alternativen Vorschlag?“

Der Benutzer, Leutnant Kenneth Tyburn, schnauft erschöpft. *„Nein. Kein anderer Vorschlag. Guter Plan. Ausführen!“*

„Verstanden, Sir.“

Der autonome Anzug macht sich auf den Weg durch die zerklüfteten und sonnendurchglühten Oberflächenstrukturen, in denen vorhin das Wrack des Havaristen explodiert ist.

Die Umgebung ist nicht eben das, was man sonderlich reizvoll oder abwechslungsreich nennen kann. Verbrannter Fels, an manchen Stellen zischende und brodelnde Seen aus Zinn oder Quecksilber, denen aus Schutzgründen ausgewichen werden muss. Schotterfelder, deren Tiefe nicht ausgelotet werden kann. Auch sie sind zu umgehen. Nach einer Weile des maschinenhaften Marsches durch die menschenfeindliche Einöde beschließt die KI, dem Benutzer ein wenig Ruhe zu gönnen.

Der Anzug verdunkelt das Visier.

„Was machst du da? Was soll das?“ Eine nervöse Emotion lässt die Stimme des Leutnants zittern. Seine biometrischen Werte steigen rasant an.

Die KI besänftigt sofort. „Ich habe für Sie die Umgebung ausgeblendet, Sir. Sie brauchen sich keinerlei Sorgen zu machen. Das Kontrollsystem wird mich und damit automatisch auch Sie absolut sicher zu dem von uns festgelegten Aussichtspunkt bewegen. Vielleicht nutzen Sie die Gelegenheit und ruhen sich etwas aus?“

Der Anzug bewegt sich derweil unbeeindruckt weiter, mal hangaufwärts, dann seitlich. Seine Arme und Beine bewegen sich von selbst, während die externen Sensoren

in Realzeit die sicherste Route ermitteln und sich dort so rasch als möglich bewegen. Deutlich sicherer und schneller, als ein Mensch es mit seinen eingeschränkten Sinnen könnte.

„Es ist … es ist mir verdammt noch mal scheißunheimlich, mich zu bewegen, während ich nichts sehen kann … fühlt sich wie Blindflug an …“

„Soll ich die Verdunklung wieder aufheben? Sie brauchen sich wirklich keine Sorgen zu machen, Sir.“

„Ist … doch, das ist mir lieber, wenn ich was sehen kann.“

Der Anzug hellt das Visier wieder auf.

Das Kontrollsystem balanciert in diesem Moment gerade über einen schmalen vulkanischen Grat aus schwarzem, bröckeligem Gestein. Links geht es 12,74 Meter in die Tiefe, wo unruhiges Bodenzittern registriert wird. Der Benutzer macht im Anzug instinktiv eine panische Ausweichbewegung. Das Kontrollsystem negiert mit den internen Metallmuskeln diese Bewegung und fährt mit seinem Zielkurs fort. Der Anzug bleibt ungerührt auf Kurs und überwindet die letzten paar Meter des schmalen Grats, um wieder auf festen Grund zurückzukehren und dann mit weiteren ruhigen Schritten angemessene Distanz zu dem Abgrund zu bekommen.

„Oh, verdammte Scheiße … ich dachte, ich fall gleich in diesen Abgrund rein …“

Die KI signalisiert Beruhigung. Das ohnehin angeschlagene Nervensystem des Benutzers, Leutnant Kenneth Tyburn, würde durch solche Stresssymptome nur weiteren Schaden nehmen. Das muss abgewendet werden. „Das ist unmöglich, Sir, solange das Kontrollsystem alles steuert. Bis Sie den Deaktivierungscode gesprochen haben, verfolgt das Kontrollsystem Ihren Befehl und ist unbedingt zuverlässig. Es wird uns zielstrebig und unter Umgehung aller Gefahren sicher zur Notstation bringen bzw. aktuell zu einer angemessenen Höhenposition, wo wir den Einbruch der Dunkelheit abwarten werden, damit ich die planetare Position lokalisieren kann und die Distanz und Richtung zur Notstation. Sie brauchen sich da keinerlei Sorgen zu machen.“

Da ist jedoch noch etwas, das jetzt vielleicht sinnvoll zu kommunizieren wäre. „Allerdings möchte ich eine vorsichtige Warnung aussprechen, Sir …“

„Na, was kommt denn jetzt?“

Die KI setzt zu einer angemessen erscheinenden, ausführlichen Antwort an. „Ich habe schon verschiedentlich erwähnt, dass ich ein experimenteller Rett …“

„Ja!“

Die Unterbrechung der Kommunikation kann schon nicht mehr überraschen. Die Künstliche Intelligenz entscheidet, dass eine kondensierte Mittelung vielleicht besser ist, als den Geboten der Höflichkeit weiterhin verpflichtet zu sein. Sein Benutzer, Leutnant Kenneth Tyburn, ist bekanntlich kein höflicher Mensch mit angenehmen Umgangsformen.

„ … also, was ich damit sagen möchte, ist dies: Es kann sein, dass Sie sich überlegen, über Nacht vielleicht das Kontrollsystem deaktivieren zu wollen. Davon rate ich ab. Wenn wir das Kontrollsystem mit dem Deaktivierungscode ausschalten, was natürlich möglich wäre, dann besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, dass es sich dann nicht mehr wieder reaktivieren lässt. Im Moment befindet es sich in einem Testmodus, und üblicherweise neigen solche Systeme dazu, nach dem Testmodus eine erneute Werkstattrunde abzuwarten – das würde bei mir ebenfalls passieren, aber ich gehe davon aus, dass Sie nicht daran denken, mich zu deaktivieren, da Ihr eigenes Überleben von meiner konstanten Funktionsfähigkeit abhängt.

Da wir auf dieser Welt eindeutig nirgendwo die Möglichkeit einer Werkstattwartung haben, schlage ich vor, dass wir das diesbezügliche Risiko so gering wie möglich halten. Ich möchte darum sehr davor warnen, das Kontrollsystem zu deaktivieren, ehe wir in der direkten Nähe der Station sind. Immerhin erinnere ich an Ihr linkes Bein, Sir.“

Der Benutzer, Leutnant Kenneth Tyburn, schnaubt. Die Emotion dahinter kann nicht entschlüsselt werden. *„Daran brauchst du mich nicht zu erinnern, das werde ich merken, wenn es wieder anfängt, wehzutun. Danke übrigens für die Betäubung vorhin … ich hatte echt höllische Schmerzen.“*

Die Erkenntnis, vorhin richtig gehandelt zu haben, erfüllt die KI mit einer Form von synthetischer Genugtuung. Es ist dies eine Art von „Emotion“, die Dr. Tanamura der KI einprogrammiert hat, um eine gewisse Form von „Belohnung“ zu erschaffen. Eine wichtige Routine innerhalb der KI ist darauf ausgerichtet, derartige Belohnungen anzustreben. Wenn diese Belohnung kommt, ist das ein eindeutiges Zeichen, dass benutzerkonformes Verhalten realisiert wurde.

„Gern geschehen, Sir. Es ist meine Pflicht, Ihr Wohlergehen sicherzustellen und dafür zu sorgen, dass Sie nicht zu Schaden kommen. Geben Sie mir bitte Bescheid, wenn Sie wieder Schmerzen verspüren.“

„Hast du nicht so eine verfluchte biometrische Diagnoseautomatik?“

Die Anzug-KI sieht wieder Erklärungsbedarf. „Das ist prinzipiell korrekt, Sir. Aber da ich noch in der Testphase bin, sind die Systeme nicht endgültig kalibriert und können daher irreale Werte anzeigen. Ich bin deshalb auf Ihre Kooperation angewiesen, damit ich Ihr Wohlergehen auch sicherstellen kann.“

Genervtes Seufzen. *„Na toll, das wird ja immer besser …!“*

„Ich hatte Ihnen mehrfach gesagt, dass ich ein experimenteller Ret …“

„Ja, das weiß ich. Du brauchst das nicht hundertmal zu wiederholen! Sieh einfach zu, dass wir diesen vermaledeiten Höhenrücken, Berg oder was auch immer erreichen und du dann den Sternenhimmel sehen kannst. Alles andere ist mir jetzt erst mal gleichgültig!“

Im Laufe der nächsten anderthalb Stunden wechseln der Anzug und sein Benutzer nur wenige Worte. Es wird immer deutlicher, dass Leutnant Tyburn zunehmend müde wird. Schließlich signalisiert seine relativ entspannte Atemfrequenz, dass er eingeschlafen ist.

Der Anzug verdunkelt das Visier.

Kein Protest.

Träger schläft.

Der Anzug wandert weiter durch die glühende, menschenfeindliche Wildnis aus zerklüfteten Felsen und gefährlichen Niederungen, stets auf der Suche nach einem hohen Aussichtspunkt.

Er braucht fast drei Stunden dafür, ehe dieser Punkt erreicht wird, und erfreulicherweise bricht annähernd zur gleichen Zeit die Dunkelheit nach einer nur sehr kurzen Dämmerung herein. Der fahlgraue Dunst in den Niederungen wird schwächer, und die Temperaturen lassen spürbar nach.

Die Sterne werden sichtbar.

Der Anzug hellt das Visier auf, damit der Leutnant, wenn er aufwacht, sehen kann, wo sie sich befinden. Dann gleicht er die Positionen der hellen Lichtpunkte am Himmel mit den Koordinaten in seinem stellaren Atlas ab. Aber aufgrund der Tatsache, dass die KI nicht ausdrücklich für diesen Zweck konzipiert wurde, braucht sie für die Berechnung des Standortes mehr als eine Stunde. Auf einer internen Planetenkarte projiziert sie nach erfolgreicher Berechnung den eigenen Standort und den der Notstation.

Die Karte wird mit dem automatischen Kontrollsystem geteilt, das daraufhin selbständig einen Kurs errechnet, der die offenkundig kürzeste Route darstellt.

„ … wie sieht es aus …? Hast du schon was … rausbekommen?“, flüstert der Benutzer schließlich müde.

Die KI eröffnet umgehend den Dialog mit dem Benutzer, Leutnant Kenneth Tyburn. „Ich freue mich, dass Sie wieder wach sind, Sir. Die Antwort auf Ihre Fragen lautet: Ja. Unsere Position ist etwas unglücklich, weil wir uns auf der falschen Seite des Planeten befinden. Die Südhemisphäre dieses Himmelskörpers ist komplett unerschlossen, und hier befinden wir uns zurzeit. Glücklicherweise sind die Kartierungsdaten des Planeten mit der Kennziffer S-Sig 554-2 erst kürzlich in meinen kartografischen Speicher geladen worden. Das muss noch geschehen sein, während ich in der Kontrollhalterung hing …“

„Ja, das war Zimona. Sie sagte, sie programmiert vorausschauend, falls wir es nicht bis zur Station schaffen würden …“

„Das war eine äußerst kluge Entscheidung, Sir. Die Distanz bis zur Notstation beträgt von unserem aktuellen Standpunkt ziemlich genau 4.402 Kilometer. Wir …“

„WIE VIELE KILOMETER?“ Leutnant Tyburn wird unerwartet laut.

„Nach den navigatorischen Berechnungen sind wir ziemlich genau 4.402 Kilometer …“

Der Benutzer schreit auf. Seine Hände zucken in den Handschuhen des Anzugs, aber durch die durchgängige Kontrolle des automatischen Kontrollsystems bewegt sich der Anzug selbst nicht einen Millimeter. Leutnant Tyburn wird nun womöglich noch lauter. *„Scheiße! Scheiße, Scheiße! Ich weiß, was du gesagt hast! So eine verdammte Scheiße … das schaffen wir zu Fuß doch niemals!“*

Diese Einschätzung ist natürlich verkehrt. Die KI widerspricht unverzüglich, da sie nicht zulassen kann, dass die heftigen Emotionen den Benutzer, Leutnant Kenneth Tyburn, schädigen. Und sie hat auch gleich eine Möglichkeit griffbereit, um den Leutnant weiter von der in seinen Augen wohl unmöglichen Aufgabe abzulenken.

„Da muss ich widersprechen, Sir. Es ist absolut machbar, die Distanz zurückzulegen. Ohne das automatische Kontrollsystem wäre es allerdings nicht realisierbar. Es ermüdet niemals und kann Tag und Nacht durchmarschieren … allerdings könnte ich mir vorstellen, dass Ihnen in der Zwischenzeit etwas langweilig werden könnte.

Für Abwechslung kann ich jedoch sorgen. Mein Chefprogrammierer, Dr. Alan Tanamura von der Hitachi-Programmierakademie von Tellos II, ist großer Liebhaber klassischer Literatur von der Erde gewesen, und er hat sich die Mühe gemacht, eine Literaturdatenbank auf meinen Wissensspeicher zu laden. Ich bin zwar von meinen Akustiksystemen her außerstande, Ihnen Musik zugänglich zu machen, weil dieser Fall von meinen Konstrukteuren nicht vorgesehen wurde. Aber ich kann aus einer sehr großen Menge von gut 25 Millionen Literaturwerken von der klassischen Antike bis zum 23. Jahrhundert Texte vortragen. Vorausgesetzt, Sie haben nichts dagegen, dass ich eher monoton und in einer Stimmlage vortrage.

Ich schlage daher vor, dass wir keine Zeit für unseren Marsch verlieren, indem wir unnötige Ruhepausen einlegen, sondern unverzüglich das automatische Kontrollsystem Zielkurs auf die Notbasis nehmen lassen. Sehen Sie das genauso, Sir?“

Der Benutzer, Leutnant Kenneth Tyburn, hört sich erschöpft an. Er braucht dringend Aufmunterung, befindet die KI. Ablenkung ist ohne Frage erforderlich. Der Vorschlag mit dem Zitieren klassischer Literatur wurde erkennbar zum richtigen Zeitpunkt gemacht. *„Ja … ja, das ist auf alle Fälle besser. Keine Zeit verlieren …“*

„Mein Reden, Sir. Ganz mein Reden. Und in der Zwischenzeit verraten Sie mir doch einfach, was ich Ihnen aus meiner Literaturdatenbank zitieren darf. Haben Sie besondere Wünsche, was das Genre angeht? Ich könnte folgende Themengebiete anbieten …“

Die Anzug-KI zählt vierundneunzig unterschiedliche Genreuntergliederungen auf, die eingespeichert sind.

Aus undurchsichtigen Gründen entschließt sich Leutnant Tyburn am Ende dafür, mit dem Reisebericht eines Nordpolarforschers des frühen 20. Jahrhunderts der Erde zu beginnen. Das ist der vollständige Kontrast zu der sonnendurchglühten – jetzt im Dämmer liegenden – Umgebung. Aber die KI ist loyal und hilfsbereit. Darauf ist sie programmiert.

Der Anzug wandert derweil von dem Höhengrat herunter, auf dem er nun nicht weiter verweilen muss, nachdem Distanz und Kurs zum Ziel festgestellt worden sind. Er, klettert autonom in die Tiefe der Ebene und sondiert dann plangemäß mit seinen Analyse-Scansystemen die Umgebung nach gefährlichen Passagen und umgeht sie.

Leutnant Tyburn hört den Polarreisebericht genau achtunddreißig Minuten und elf Sekunden lang an, dann schläft er wieder ein.

Die KI senkt den Vorlesepegel, fährt aber gehorsam fort, den Text bis zum Ende durchzuhalten. So vergehen die nächsten gut zwei Stunden.

*

Die nächsten drei Tage vergehen auf ziemlich dieselbe Weise.

Der Benutzer, Leutnant Kenneth Tyburn, lässt sich derweil diverse Anfänge von Romanen und sonstigen belletristischen Werken vorlesen, macht auf Ratschlag der KI auch Stippvisiten bei Philosophie und Komödien, um seinen literarischen Horizont zu weiten. Er verwirft dabei aber schon nach wenigen Seiten Solschenizyns „Archipel Gulag“, ebenso Aristoteles, findet James Joyce, Robert Musil, Marcel Proust und Carlos Fuentes langatmig und ermüdend. Kafka ist ihm zu finster und fatalistisch, die gekürzte Form von Cervantes „Don Quixote“ sagt ihm dagegen durchaus zu, auch wenn er sie „etwas angestaubt“ findet. Er merkt ihn sich für später vor.

Ein bizarrer archaische Science Fiction-Roman von Edgar Rice Burroughs, der auf einem Mars spielt, der in keiner Weise den realen Gegebenheiten entspricht, entlockt dem Benutzer ein rostiges, erschöpftes Lachen. Gelegentlich nimmt er etwas Wasser aus dem Flüssigkeitsspender zu sich.

Während der Anzug mit der Unermüdlichkeit einer Maschine stur durch die lebensfeindliche Wüste marschiert und zahlreichen Gefahrenquellen ausweicht – beispielsweise glühenden Magmalöchern oder instabilen Bodensenken, wo schon unter hohem Druck hervorschießende Dampffontänen von dicht unter der Oberfläche lauernden Hitzekammern künden – währenddessen wird der Leutnant immer wortkarger. Manchmal äußert er nur alle Stunde einen verhaltenen Fluch.

Er schläft viel.

Nun, er ist ein Mensch. Natürlich schläft er viel. Er ist ja auch verletzt. Und er ist ein Mensch, wie gesagt. Im Vergleich zu einer Maschine ist er ein sehr störanfälliges System, das gepflegt und geschützt werden muss.

Die Anzug-KI versteht sich inzwischen als eine Zwischenform von ärztlichem Betreuer und literaturbeflissenem Seelsorger, der den Verstand des Benutzers rege und

wach zu halten bestrebt ist. Das bedeutet natürlich nicht, dass sie stört, wenn der Benutzer, Leutnant Kenneth Tyburn, schlafen möchte.

In regelmäßigen Abständen erneuert die Anzug-KI die Betäubung des linken Beines. Wenn die Diagnosesysteme Recht behalten, ist das Schienbein gebrochen. Die stete Bewegung des Anzugs macht alles natürlich nicht besser. Aber wenn die mechanische Beinmuskulatur des linken Anzugbeines starr gehalten werden soll, wird der Anzug hinken und damit an Geschwindigkeit verlieren.

Geschwindigkeit zu verlieren kommt nicht in Frage.

Das oberste Ziel ist das Erreichen der Notstation. Nur dort kann Leutnant Tyburn geholfen werden.

Also müssen sie sich beeilen, die Station zu erreichen.

Alles andere wird nebensächlich.

Alles andere.

Auch die Erkenntnis, dass die experimentellen Analysesysteme im Innern des Anzugs allmählich durch den Dauerbetrieb zu versagen beginnen.

Am fünften Tag der Wanderung – sie sind inzwischen fast dreihundert Kilometer weit gekommen – versagt die Messkontrolle der Atemsensorik und die Herz- und Pulsmessmanschette.

Der Benutzer flucht darüber, dass der Wasserspender so wenig Flüssigkeit hergibt. Daran ist aber leider nichts zu ändern. Die Wassermenge ist limitiert. Dafür funktioniert die zirkuläre Sauerstoff-Wiederaufbereitung tadellos, ebenso die Wärmeableitung. Der Leutnant wird eindeutig nicht an Überhitzung zu leiden haben oder an Atemproblemen.

Der Anzug beschließt, Leutnant Tyburn von seinen aktuellen Problemen abzulenken und liest ihm „The Wizard of Oz“ von Lyman Frank Baum vor. Das ist ein kurzweiliges, amüsantes Werk aus den Anfangstagen des 20. Jahrhunderts, und es scheint ihm auch definitiv zu gefallen. Generell gefällt dem Benutzer Phantastik aus der klassischen Ära der Science Fiction offenbar besonders gut.

Die KI sucht nach weiteren passenden Werken.

Wenn kein Widerspruch des Leutnants kommt, geht die KI davon aus, dass das Werk gefällt und liest weiter vor. Sie beginnt mit der Kurzfassung von Cervantes´

„Don Quixote“, und da kein knurriger Kommentar des Benutzers folgt, schließt die KI, dass das Werk gefallen hat.

Zwischendurch kommen nur seltsame, unartikulierte Kommentare des Anzugträgers, die aber nicht als Widerspruch, sondern vielmehr als erschöpfte Form von Zustimmung gewertet werden.

Die KI fahndet daraufhin nach weiteren Werken mit relativ wenig realistischer Bodenhaftung, da dies dem Lesegeschmack des Benutzers, Leutnant Kenneth Tyburn, entgegenzukommen scheint.

Auf diese Weise kann die Anzug-KI in den folgenden fünf Tagen das komplette Werk von Ray Bradbury vortragen.

Die Schlafphasen Leutnant Tyburns werden offenbar länger.

Die KI drosselt die Lautstärke des Vortrags und redet unermüdlich weiter.

Reden, so sagt eine psychologische Weisheit in den Speichern aus, beruhigt die Menschen, das ist besonders bei Kindern der Fall, wenn es dunkel wird. Kinder fürchten sich vor der Dunkelheit.

Die KI betrachtet Leutnant Tyburn als ihre Form von Kind. Sie muss ihn beschützen, behüten, seine Sorgen reduzieren. Und das umso mehr, als das Visier inzwischen nahezu die ganze Zeit dunkel ist. Der Benutzer scheint das als die sinnvollste Methode, Sorgen darüber auszublenden, dass der Anzug mit ihm darin robotergleich Stunde um Stunde, Tag um Tag durch die lebensfeindliche Umwelt marschiert, erkannt zu haben.

Reduzieren muss die KI alsbald auch die Dosis des Schmerzmittels.

Aber nach neun Tagen – Leutnant Tyburn hat gegen die geringere Schmerzmitteldosis keine Einwände gemacht, also war sie offenbar trotz allem wirksam – gehen die Vorräte an Betäubungsmitteln zur Neige. Jedenfalls, wenn die Innensensoren das richtig feststellen.

„Sir, die Betäubungsmittelanzeige steht jetzt auf Null. Ich fürchte, ich kann die Betäubung Ihrer Verletzung nicht mehr länger aufrechterhalten. Empfinden Sie noch Schmerzen, Sir?“

Keine Antwort.

Die KI veranlasst den Anzug, mit dem linken Bein etwas fester auf den Fels aufzutreten, so dass das verletzte Bein erschüttert wird.

Leutnant Tyburn gibt keinen Schmerzlaut von sich.

Die KI interpretiert das als ein positives Zeichen. Es gibt in den medizinischen Datenbanken das Phänomen der *Selbstheilungskräfte* des menschlichen Körpers. Augenscheinlich hat der Körper, auch wenn das rational nicht nachvollziehbar ist, die Verletzung zwischenzeitlich ohne medizinische Behandlung geheilt. Das ist mit dem nur noch ungenügend funktionierenden diagnostischen Anzugsystem nicht nachzuprüfen. Die von dort übermittelten Werte sind bizarr und zweifellos unzutreffend.

Das kann die KI nicht überraschen. Diese Systeme befinden sich eben im Testmodus, sie sind grundsätzlich nicht für den Dauerbetrieb gedacht. Aber wenn jetzt keine Notwendigkeit mehr besteht, medikamentös zu behandeln, ist ja alles in bester Ordnung.

„Ich stelle fest, dass der Schmerz dauerhaft aufgehört hat, Sir. Sie hätten mir das vorher schon sagen können, aber es macht nichts. Ich werde das Medikamentendepot schließen. Wenn Sie wieder etwas benötigen, etwa einen Stimmungsaufheller oder dergleichen, geben Sie mir bitte Bescheid."

Keine Antwort.

Vielleicht schläft der Leutnant.

Höchstwahrscheinlich schläft er.

Nun, er ist ein Mensch, und die Wanderung dauert schon ziemlich lange an. Er hat jedes Recht, erschöpft zu sein. Am besten wird es sein, ihn zu schonen.

„Ich habe in meiner Datenbank übrigens inzwischen noch ein faszinierend irrationales, aber sicherlich sehr unterhaltsames Werk entdeckt, Sir", sagt die KI. „Es stammt von einem anonymen persischen Autor und wird ‚Die Abenteuer aus Tausendundeiner Nacht' genannt. Meiner Ansicht nach könnte Ihnen das gefallen …"

Die KI trägt die Märchen aus Tausendundeiner Nacht vor. Stunde um Stunde. Tag um Tag.

Der automatische Anzug marschiert weiter.

Tag und Nacht.

Die Wechsel von Tag zu Nacht und die konstant extremen Temperaturen des Planeten belasten die Anzugfunktionen nach und nach zunehmend. Immer mehr interne Systeme fallen aus.

Die meiste Energie wird naturgemäß von den externen Servosystemen verschlungen, die von der Anzug-Generatorenkapsel zwischen den Schulterblättern des Anzugs

abgegeben wird. Tagsüber spreizt der Anzug an den Armen Paneele auf, die die Hitze und die Sonnenenergie auffangen und ergänzend transformieren. Für solche extremen Umweltbedingungen ist der Anzug geschaffen worden. Und das automatische Kontrollsystem ist so programmiert, dass es, einmal in Gang gesetzt, tatsächlich erst dann innehalten wird, wenn die Notstation erreicht ist.

4.400 Kilometer sind eine unglaubliche Distanz.

Sie führen die KI und den automatisierten Anzug bis an die Grenzen seiner Belastbarkeit. Niemals hat es einen so fordernden Funktionstest gegeben. Wirklich noch niemals.

Aber in diesem Fall ist die Anzug-KI willens und fähig, um das Leben von Leutnant Kenneth Tyburn zu retten, sich selbst vollständig zu verschleißen.

Aus 4.400 Kilometern werden 3.000 Kilometer.

Dann 2.000.

Dann 1.000.

„Wir sind fast da, Leutnant Tyburn! Halten Sie durch!“, macht die Anzug-KI dem schweigsamen Träger Mut.

Sie sind seit Wochen unterwegs, haben viele Meilen Umwege um riesige Lavaseen, instabile Talregionen und wegbröckelnde Gebirgszüge machen müssen. So sind aus diesen Distanzen sehr viel größere Strecken geworden.

Der Anzug hat sich nicht ein einziges Mal beklagt.

Leutnant Tyburn hat sich nicht ein einziges Mal beklagt.

Er schläft offenbar die meiste Zeit.

Die Anzug-KI hält das für eine gute Entwicklung.

Leutnant Tyburn braucht den Erholungsschlaf.

Der Anzug erreicht die 500-Kilometer-Marke.

Die Umgebung verwandelt sich nun mehrheitlich in ein heißes Aschenfeld. Der Himmel verdunkelt sich periodisch, an manchen Tagen ist vor lauter Aschenregen und Bimssteinhagel kaum ans Wandern zu denken. Dann pausiert der Anzug unter Felsüberhängen und wartet ab, bis die Bedingungen sich gebessert haben.

Und wandert dann weiter.

Inzwischen kann man, wenn der automatisierte Anzug auf Höhenkämmen unterwegs ist, gelegentlich schon das Peilzeichen der Station erhaschen.

Die Station ist also in Betrieb, ausgezeichnet.

Dummerweise ist der Anzugsender inzwischen ausgefallen. Es gibt also keine Möglichkeit, eine eventuelle Besatzung der Station auf die Notlage des Leutnants aufmerksam zu machen.

„Halten Sie durch, Leutnant Tyburn“, schärft die Anzug-KI dem schweigsamen Träger ein. „Wir bringen Sie sicher ans Ziel. Es ist nicht mehr weit entfernt.“

Es ist tatsächlich nicht mehr weit entfernt.

366 Kilometer, um genau zu sein.

Die KI beschließt, den Leutnant mit etwas Abstrusem, aber doch gewiss sehr Erheiterndem aufzumuntern. Dass es so sein muss, erschließt sich an der Tatsache, dass sich dieses Werk auch nach Jahrhunderten ungebrochener Aufmerksamkeit mehrheitlich jugendlicher Leser erfreut.

„ … ich habe hier ein vergnügliches Werk über einen jugendlichen Zauberschüler an einer magischen Akademie, die es in der Wirklichkeit natürlich nie gegeben hat. Ich glaube, Sir, Sie werden diese Akademie namens Hogwarts sehr unterhaltsam finden …“

Die KI beginnt mit der Lesung aus „Harry Potter“.

Sie kommt bis zum Schluss von Band 4.

Dann erscheint die schwarz überkrustete, eigentlich silbrige Kuppel der Notstation auf den Nahsensoren des inzwischen auch schon arg mitgenommenen Anzugs.

Sein ursprünglich blauer Schutzlack ist längst blasig und unansehnlich geworden, die Sendeantenne weggeschmolzen, die Armgelenke fast unbeweglich wegen der vielen Dauerbewegungen und der Hitzeverformung. Teile des Anzugs sind schwarz vor Staub und Asche, spritzende Lava hat überall Brandspuren hinterlassen.

Aber der Anzug ist immer noch einsatzbereit.

Er hat sein Ziel erreicht, nach Wochen der unbarmherzigen, zielstrebigen Wanderung. Hat den Testlauf erfolgreich bestanden. Den Benutzer, Leutnant Tyburn – der Vorname ist irgendwo in den Speichern verloren gegangen, vielleicht war es „Verdammt“? Dieses Wort hat er schließlich oft benutzt – haben die KI und das automatische Kontrollsystem des Anzuges sicher an das programmierte Ziel gebracht.

Die KI empfindet das Analogon von synthetischem Stolz.

„Wir haben unser Ziel erreicht, Sir“, krächzt die Anzug-KI schließlich, als der Anzug die Schleuse der Station berührt und endlich in den Inaktivitätsmodus schaltet – die Spannung wird noch aufrechterhalten, damit der Anzug nicht in sich zusammensinkt (immerhin ist Leutnant Tyburns linkes Bein gebrochen, und er wird zweifellos Schmerzen empfinden, wenn der Anzug umkippt und vielleicht auf dem verletzten Bein landet; es ist unklar, ob ein von den Selbstheilungskräften wieder zusammengefügtes Bein solch eine Belastung aushalten wird. Mangelnde Daten). „Haben Sie mich verstanden, Sir? Verdammt, Tyburn, bitte antworten Sie!“

Die KI empfindet die Mission als gelungen.

Aber sie kann Leutnant Tyburn nicht mehr erreichen.

Er ist seit Wochen tot, verhungert und verdurstet in dem gnadenlosen Anzug, der auf keines seiner verzweifelten Hilfssignale mehr reagierte, sondern ihn noch im Sterben mit Anekdoten aus Cervantes´ „Don Quixote“ unterhielt.

So endet die Reise.

ENDE

© 2020 / 2026 by Uwe Lammers

Braunschweig, den 24. Januar 2020

Leicht nachbearbeitet am 16. Juni 2026

MENÜ

World of Cosmos

Das fantastische Fanzine



8. Juli 2026

Voller Dampf für Kakanien – ein Steampunkabenteuer von Senex: Die Krone der Anchnesneferibre



April 1889

London

Miss Amelia Ann Blanford Edwards war eine kluge, gebildete und vielseitig interessierte Frau. Sie war 1889 bereits seit längerem einem breiten Publikum nicht nur in Britannien als durchaus erfolgreiche Romanautorin, Dichterin, Journalistin, Illustratorin, Musikerin und weit gereiste Amateurarchäologin bekannt. Außerdem dachte sie auch in ihrem Alter von nunmehr 58 Jahren noch

lange nicht an einen beschaulichen, ruhigen Lebensabend. Sie leitete immer noch mit großem Geschick den Egypt Exploration Fund, welchen die umtriebige Dame selbst mit Hilfe ihrer zahlreichen Freundinnen 1882 gegründet hatte. In erster Linie natürlich mit Lucy Renshaw, ihrer treuen Begleiterin auf vielen ihrer Reisen, der sie sogar einen eigenen Gedichtband gewidmet hatte. Natürlich vermuteten einige ihrer Zeitgenossen sofort einen schlüpfrigen Hintergrund, doch es blieb nur bei einigen Gerüchten unklarer Herkunft ohne Beweiskraft. Das Geld für die täglichen Geschäfte und Unternehmen der Stiftung spendeten einige großzügige reiche Gönner aus dem Adel und der Wirtschaft. Einer dieser Sponsoren war niemand anderer als Mister Mycroft Holmes.

Dem Bruder des berühmten Detektivs blieb natürlich nicht verborgen, dass Miss Amelia tatsächlich romantische Gefühle anderen Frauen gegenüber hegte, doch für ihn waren solcherlei gesellschaftliche Normen ohne jeglichen Belang. Er für seinen Teil fand die restriktiven Gesetze Britanniens bezüglich des Verbotes der Homosexualität ohnehin für Humbug. Für Mumpitz. Unsinn. Was er allerdings über die Meinung der verschiedenen, aber doch nicht so sehr unterschiedlichen Kirchen in den Ländern des British Empire sagte, hätte man nirgendwo drucken dürfen. Noch nicht einmal in den ansonst nicht sehr prüden Donaumonarchien. Amelia Edwards war eine der wenigen Personen, in deren Gegenwart er entspannt und ganz er selbst sein konnte, das allein zählte für Mister Mycroft. So erfuhr Amelia im Laufe der Zeit auch von seinen beiden ‚Hobbies', wie er es ihr gegenüber zu nennen pflegte. Die kleinen Vergnügungen mit Miss Redbott und ihrem Rohrstab sowie den Schutz des Empires, wenn offizielle Stellen auf der Stelle traten und nicht weiter wussten. Oder durften. Letzteres übte, wenn sie ehrlich zu sich selbst sein wollte, durchaus auch auf Miss Edwards einen gewissen Reiz aus. Gemeinsam gingen sie bereits 1880 daran, die EEF zu planen, welche selbstverständlich in allererster Linie wirklich eine angesehene wissenschaftliche Stiftung werden sollte.

Niemand außer Amelia Edwards wusste von dem Engagement von Mister Mycroft Holmes bei der Egypt Exploration Fund, aber offiziell schien er natürlich in keinem einzigen Schriftstück der EEF auf. Es gab keine Quittungen, keine Sitzungsprotolle, nicht das kleinste Stück Papier, auf welchem sein Name stand. Sein Motto war schon immer ‚bar und in kleinen Scheinen' gewesen, und er hatte keinen Grund gesehen, das in dieser Sache zu ändern. Außerdem hätte ein bekannt werden seiner Beteiligung ganz sicher seiner öffentlichen Rolle als Misanthrop geschadet. Als Hauptsitz der EEF konnten von Miss Amelia einige Räume im Haus 23, Cromwell Road in South Kensington angemietet werden, nicht unbedingt die allerbeste Adresse von London, aber durchaus gehobene Mittelklasse. Von dort sandte die Gesellschaft seit ihrer Gründung Wissenschaftler ihrem Namen gemäß vor allem nach Ägypten zu Ausgrabungen und in diverse Bibliotheken, wurde manches Mal aber durchaus auch in anderen Ländern des nahen Ostens wie Palästina und Mesopotamien aktiv. Falls Miss Amelia persönlich anreiste, um mit den Behörden zu verhandeln, war es selten ein Problem gewesen, die Lizenz für eine Ausgrabung zu erwirken. Ihrem persönlichen Charme soll dem Vernehmen nach sogar der Sirdar Horatio Kitchener schon einmal erlegen sein. Es könnte sogar ein Körnchen Wahrheit an diesem Gerücht sein, denn wenn sogar ein Mycroft Holmes bei ihr weich werden konnte, war alles möglich.

Selbstverständlich suchte Mister Holmes die Räumlichkeiten des Hauses in South Kensington niemals auf. Er betrat noch nicht einmal das Gebäude mit der Nummer 23. Aber er besuchte bereits seit längerem ab und zu den Schneider im dritten Stock des Hauses Nummer 21, Cromwell Road, und niemand außer dem Schneider Mister Charles Constantin, Mister Mycroft Holmes und Amelia Edwards wusste bisher von dem versteckten Durchgang von der Schneiderei in die Räumlichkeiten von Miss Edwards im Gebäude des EEF. Und wenn Mister Mycroft sie besuchte, hatte Miss Amelia stets eine gute Tasse Tee für ihn.



„Mister Holmes, wie nett, dass sie mich wieder einmal besuchen“, begrüßte Miss Edwards an einem nebeligen Tag im April 1889 Mycroft, als er hinter einem Wandschrank hervortrat.

Holmes küsste ihr wie immer galant die Hand. „Miss Amelia, die Freude ist wie immer ganz auf meiner Seite“, versicherte er. Miss Edwards wies mit einer eleganten Geste auf einen Sessel, und als er Platz genommen hatte, bot sie ihm eine Tasse Tee an.

„Milch, zwei Stück Zucker, Mister Mycroft?“

„Sie kennen mich schon fast zu gut, Miss Amelia.“ Das kurze Zucken um seine Mund- und Augenwinkel hätte man schon beinahe ein Lächeln nennen können, dann kam Mycroft wie üblich ohne weiteren Smalltalk zu Sache. „Wir haben ein Problem, Miss Amelia. Sie haben doch von dieser Sache mit der italienischen Flotte gehört, nehme ich an?“

„Wie wohl jeder in jenen Gegenden, in denen es Telegraphenstationen und Zeitungen gibt“, bestätigte Amelia. „Und ich zweifle nicht daran, dass die Nachricht über kurz oder lang überall auf der Erde bekannt sein wird. Nein – wir

wollen doch exakt bleiben. Vielleicht nicht bei jedem Berberstamm in der Sahara oder jeder Person im Urwald des Amazonasgebietes.“

„In der Tat“, bekräftigte Mycroft. „Haben sie denn auch gelesen, was die italienische Flotte versenkt hat?“

„Auch das, mein lieber Freund“, lächelte Amelia Edwards sanft. „Denken sie wirklich, ich lese nur jene Seiten der Tages- und Wochenzeitungen, welche für Damen gedacht sind? Das wäre aber doch extrem langweilig für mich. Warum glauben die meisten Männer eigentlich, wir Frauen könnten nicht geordnet denken? Wie auch immer!“ Sie winkte beiläufig ab. „Es war doch wohl so etwas wie eine Art Trommel, oder?“

„Ich bitte Sie für diese in der Tat bei Männern sehr weit verbreitete Meinung um Entschuldigung“, verbeugte sich Mycroft leicht im Sitzen. „Ich fürchte, dieses Vorurteil wird dem Empire irgendwann keine geringe Menge an Verlusten bescheren. Aber zurück zum Vordringlichen. Ja, es war tatsächlich eine große Trommel. Eine sehr große Trommel sogar, um es genau zu sagen. Ganze 9 Fuß im Durchmesser. Ich werde meinen Bruder und die Royal Artillery zur technischen Erforschung dieses Instruments einsetzen, auch wenn diese Leute wohl oder übel nur mit einem Nachbau arbeiten können. Ein Captain des Ingenieurchors wurde zwar von Kitchener mit den mit Nachforschungen vor Ort in Abessinien beauftragt, aber irgendwie …“ Holmes schwieg kurz.

„Sie glauben nicht an einen Erfolg des Captain?“, durchbrach Amelia Mycrofts Schweigen.

„Nicht wirklich, Miss Amelia“, bekannte dieser mit wegwerfender Geste. „Selbst wenn er alle Konkurrenten, welche unzweifelhaft wie er ebenfalls nach dem Objekt suchen dürften, ausschalten könnte, er das Artefakt fände und es irgendwie – in Kitcheners Vorstellungen wohl gewaltsam – in seinen Besitz brächte, wie

sollte er es denn dann auch noch außer Landes nach Kairo bringen? Der Brevet-Colonel stellt sich das alles viel zu einfach vor, fürchte ich."

„Die Konkurrenz?" Amelia hob eine Braue. „In der Nähe sitzen doch nur die Österreicher, oder? Josephshafen? Kluge Köpfe, ja, gibt es dort schon viele, aber deren Offizierscorps? Ob die hart und entschlossen genug sind? Wenn sie vielleicht zuerst in Wien nachfragen müssen? Nicht umsonst nennt man das Land scherzhaft auch Bürokratien."

„Unterschätzen Sie die Österreicher nicht, liebe Freundin. Ich habe andere kennen gelernt. Ganz andere. Und es sind ja auch noch die Italiener vor Ort. Ein kleiner Trupp, der sich absetzt, eine Farm überfällt und sich beritten macht …?" Holmes machte eine abschätzende Handbewegung. „Und bei Josephshafen gibt es den größten Söldnermarkt in ganz Afrika. Da könnten Vertreter von ganz Europa Leute anheuern. Also, insgesamt stehen die Chancen wirklich nicht gut für Kitcheners Offizier, die Trommel auf britisches Gebiet zu bringen. Und schon gar nicht unerkannt!"

„Nun gut. Und wie kann ich Ihnen bei Ihrem Problem helfen?", lehnte sich Amelia entschlossen nach vor.

Holmes nickte und musste nicht lange überlegen, denn mit einem solchen Angebot hatte er bereits gerechnet. Der intelligente Mann kannte Miss Edwards einfach zu gut. „Mir ist eingefallen, dass vor einiger Zeit Kitchener aus Kairo etwas berichtete", holte Holmes ein wenig aus. „Charles Morgan, der Count of Greensboro in North Carolina drüben in British America hat für einen gewissen Orville Jones eine Ausgrabungserlaubnis für einige Oasen in der Wüste beantragt und erhalten. Es ging da wohl um eine Krone, mit welcher die Kushiten Macht über Ägypten erlangt hatten, bis sie ihnen gestohlen wurde!"

„Ich erinnere mich vage, darüber einmal etwas gelesen zu haben!“ Amelia Ann Blanford Edward erhob sich, ging zu ihrem großen Bücherregal und fuhr mit dem Finger die Rücken entlang. „Kushiten, schwarze Pharaoninnen, wie hieß der Mann doch gleich? Ben… nein! Bertram! Bertram Neville – da haben wir es ja auch schon!“ Sie nahm ein Buch aus dem Regal und legte es Mycroft vor. „Ich fürchte allerdings, der einzige Hinweis auf diese Krone ist eine Stele von sehr unsicherer Echtheit. Und wie – oh, wenn eine magische Trommel funktioniert, warum sollte es diese Krone nicht auch geben, mitsamt ihren uns unbekannten Kräften. Oder das Was-Zepter, welches den ägyptischen Göttern und Königen ihre gottähnliche Macht verlieh. Aber wenn wir jedem mythischen Gegenstand aus der Geschichte nachjagen wollen, wird das teuer, mein lieber Mycroft! Der Donnerkeil des Zeus oder des Jupiters, Thors Hammer, die vielen vedischen Gegenstände der Kraft, die Vimana – also die fliegenden Städte der indischen Überlieferung. Die Liste ist ja beinahe unendlich. Und bei den meisten Dingen gibt es noch nicht einmal den kleinsten Hinweis auf ihren Aufbewahrungsort.“

„Und wenn ein anderer die Dinge findet?“, fragte der ältere Holmes leise. „Und bei dieser Krone gibt es zumindest einen, wenn auch sehr vagen, Hinweis!“

„Es ist dein Geld“, bekundete Amelia, zwar noch nicht ganz überzeugt, aber doch irgendwie fasziniert. „Ich hätte sogar den richtigen Mann für diese Aufgabe, alter Freund. Mister William Matthew Flinders Petrie. Er ist 35, leitet eben eine unserer Ausgrabungen und ist ein verdammt genauer Arbeiter. Klug und begabt, aber auch vertrauenswürdig. Wenn diese Krone existiert und sie jemand finden kann, dann ist er es! Ich werde ihn selbst in Amarna besuchen, ihn instruieren und auf den Weg nach Lykopolis schicken. Aber, Mycroft, er wird Ausrüstung und Leute benötigen!“

„Ich schicke euch ein paar verlässliche Leute mit“, versprach Mycroft Holmes. „Und einige gute Dampfwagen. Bargeld sollte auch kein Problem sein, und James

Highdale, der 5th Earl of Carradvan, wird in der Öffentlichkeit als Mäzen dieser Ausgrabungen auftreten!“

Wien

Im Jahr 1876 war auch die Regentin der Vereinigten Donaumonarchien dem in ganz Europa grassierenden Orientfieber ihrer Zeit erlegen und hatte damals für die Universität Wien ein eigenes Institut für Orientalistik gegründet. Erst einmal auf dem Papier, per Dekret. Danach stellte sie ein zu jener Zeit gerade ungenutztes Gebäude in der passenden Größe und in guter Lage aus den umfangreichen Beständen des Hofimmobiliendepots und ein angemessenes Budget zum Erwerb von Büchern und Artefakten zur Verfügung, denn das Institut sollte so nebenbei auch die entsprechende Abteilung des Kunsthistorischen Museums betreuen. Für die wirkliche schweißtreibende Arbeit des Aufbaues des Institutes und der Sammlungen konnte sie einige international bekannte Koryphäen gewinnen. Den Arabisten Joseph von Karabacek, den Semitisten David Heinrich Müller, mit erst 43 der jüngste unter den Professoren, den Ägyptologen Simon Leo Reinisch, mit 57 der Älteste, den Indologen Georg Bühler und endlich den Philologen Friedrich Müller. Das Institut wuchs rasch und erlangte schon bald international unter Fachleuten einen sehr guten Ruf. Wenn er auch an den der EEF noch nicht ganz heranreichte.

Die königsblaue Dampfkalesche mit den silbernen Beschlägen fiel auf der Kronprinz-Franz-Joseph-Straße kaum auf. Es gab in Wien nicht wenige Leute, welche solche Fahrzeuge mit vaporidgeheiztem endothermischem Druckkessel jenen mit Pferdegespann vorzogen, und der Umbau der alten Kutschen war kein unlösbares Problem. Nur neue Räder wurden benötigt, denn Holzräder auf dem noch häufig verlegten Kopfstein-Pflaster machten ganz einfach zu viel Lärm für das moderne Dampf- und Elektrozeitalter. Aber seit Robert William Thomson 1845 sein Patent für Luftreifen aus Goodyear-Gummi eingereicht hatte und diese

in Breitensee bei Wien von der Gummiwaren-Fabrik Schnek, Kohnberger & Mandl hergestellt wurden, waren die Fahrten nicht nur leiser, sondern für die Passagiere auch bequemer geworden. Besonders beliebt waren die Fahrzeuge mit Gummireifen im Personentransportgewebe, aber auch wohlhabende Privatpersonen fuhren gerne damit. Es gab sogar einige zweisitzige schnelle Dampfgigs, welche der wohlhabende Besitzer mit Vergnügen selbst durch den immer dichter werdenden Individualverkehr steuerte. Im Parlament wurde bereits vor einigen Jahren eine Verordnung erlassen, nach welcher alle Fahrer, welche in der gleichen Richtung unterwegs waren, auch die gleiche, nämlich die rechte Straßenhälfte benützen sollten. Es half wirklich. Zumindest ein wenig. Aber erst die ‚rechts vor links' – Regelung an den Kreuzungen machte den Verkehr wieder halbwegs sicher.

Eine Kalesche mit Dampfantrieb war allerdings ein wenig seltener auf der Straße zu sehen, aber auch keine Sensation. Dieser Fahrzeugtyp war eine sehr große Kutsche mit eigenem Fahrer, mit zwei gegenüber liegenden Sitzbänken und noch einer mit Blick in Fahrtrichtung dahinter, alle bei dieser speziellen Kutsche mit weinrotem Leder bezogen und mit weichen Kissen in der selben Farbe belegt, dazu eine eigene überdachte Bank für den Fahrer und eventuell noch einen Diener. Selbstverständlich im Winter beheizbar. Die Frau im Inneren der blau-silbernen Kalesche trug heute ein ziemlich unauffälliges schwarzes Kleid, von ihrem schwarzen Hut fiel ein dichter Schleier aus schwarzer Gaze. Eine offensichtlich recht wohlhabende Dame, und vielleicht eine Witwe.

Die Kutsche ratterte mit ihren pneumatischen Gummirädern weiter über die prächtige Ringstraße mit den eben austreibenden Bäumen. Hier und auf dem Kronprinz-Franz-Joseph-Ring hatte man ausnahmsweise nicht gespart und aus dem Wienerwald gleich größere Eichen geholt und gepflanzt, damit die beiden Alleen zu beiden Seiten der Fahrbahn nicht erst in dreißig, vierzig Jahren ihren Namen auch wirklich verdienten. Am Schottentor, welches allerdings wie die

gesamte Stadtmauer schon seit geraumer Zeit abgerissen war und nur noch dem entsprechenden Platz davor an der Ringstraße seinen Namen gab, bog der Wagen in die Universitätsstraße ab, fuhr an der Maximilian-Kirche vorbei und hielt endlich vor dem Orientalischen Institut. Der Fiaker sprang trotz seiner beachtlichen Leibesfülle geschmeidig vom Bock, öffnete den Schlag und reichte der Dame die Hand, um ihr aus dem Wagen zu helfen. Diese stieg das kleine Treppchen hinab und sah nachdenklich an der glatten, modernen Fassade hinauf.

„Passend, das Gebäude", befand sie. „Da wurde eine gute Wahl getroffen. Wofür war das Haus denn ursprünglich gedacht?"

„Als eine der Maximiliankirch'n ang'schlossene Klosterschul', kaiserliche Hoheit. Aber die staatlichen Volksschul'n hab'n für die Anwohner in dem Grätzl weit ausg'reicht, und da hab'n die Benediktiner dann halt auf das Gebäude verzichtet. Die alt'n Räumlichkeit'n im Schottenstift hab'n ihnen g'reicht, um ihr private Schul' weiter zu führ'n, haben's g'sagt, die schottischen Benediktiner. Obwohl's ja eigentlich gar nichts sag'n dürt'n. Weil, die sind ja genau g'nommen ein Schweigeord'n, die Benediktiner."

„Ich hoffe nur sehr, man hat bei den Schulen auch an die Zukunft gedacht und auf Zuwachs gebaut, Joseph. Denn, es werden ja doch immer mehr, die Wiener", befand die Dame. „Und einige Schulen für Erwachsene brauchen wir auch noch."

„Hoheit, die meist'n Leut' zieh'n jetzt in die alten Vorort', und die Zuwanderer siedeln sich eh auch dort draußen an, also außerhalb vom Gürt'l, der jetzt dort ist, wo früher der alte Linienwall war", beruhigte Joseph Bratfisch. „Und Hoheit können da wirklich ganz beruhigt sein, weil g'rad' dort werd'n wirklich ausreichend neue Schul'n für alle Altersgruppen gebaut, sogar noch wie von Hoheit gewünscht für Zuwachs in der Zukunft geplant. Mein Herr Onkel ist im 10. Hieb – Pardon, im 10 Bezirk – also der Herr Onkel ist dort Schuldirektor, ist

er. Also, die doppelte Schülerschaft könnt er schon noch unterbringen, sagt der. Wenn er Lehrer kriegt, sagt er. Aber das wird schon noch kommen, weil jetzt mehr junge Leut‘ studier’n und was g’scheit’s lernen können, meint der Herr Onkel. Und sogar Gymnasien und Volkshochschulen gibt’s in den draußer’n Arbeiterbezirken schon. Ganz gratis, so wie’s Ihre kaiserliche Hoheit, die gute Reserl, schon damals befohlen hat!“

„Die Donaumonarchien können auch gar nicht genug gute Schulen haben“, resümierte Helene, mit gerafftem Kleid die breite Freitreppe vor dem Gebäudes hochsteigend. „Die Zeiten, in denen man jede Menge ungebildete Leute für alles Mögliche gebraucht hat, sind doch vorbei! Glaub Er mir, Bratfisch, gebildete Menschen sind ein großes Kapital, auch, oder sogar besonders für einen Monarchen!“

Bratfisch hielt der Regentin die Tür auf und neigte das Haupt. „Unzweifelhaft, Hoheit! Ganz unzweifelhaft.“

Gemeinsam schritten sie durch die Gänge des Institutsgebäudes und folgten den Wegweisern zum Rektorat der ägyptologischen Abteilung. Dieses entpuppte sich als großer Schreibtisch in einer abgeschiedenen, nur mit Paravents abgetrennten Ecke der Fachbereichsbibliothek. ‚Wenn ich jed’s Mal durch’s ganze Haus rennen muss, wenn ich was nachschlag’n will, werd‘ ich alt und hutz‘lig! Ich brauch‘ mein Material sofort zur Hand‘, pflegte Simon Leo Reinisch zu sagen, wenn er zum Umzug aufgefordert wurde. Der 1832 geborene Professor war kein unbeschriebenes Blatt, sondern ein leuchtender Stern am Himmel der Ägyptologie. Seit seiner Promotion hatte er bereits diverse Arbeiten veröffentlicht, 1866 gelang ihm gemeinsam mit Robert Rösler in Tanis ein spektakulärer Fund – eine bis dahin im Schutt vergrabene Stele mit einer dreisprachigen Inschrift. Es folgten noch viele Forschungsergebnisse, in erster Linie jedoch auf philologischem Gebiet. Der jetzt 57 Jahre alte Professor galt als

Sprachgenie, er sprach und las neben den toten Sprachen Latein, Altgriechisch, Kuschitisch, Altägyptisch, Kanaanitisch und Aramäisch auch noch die indoeuropäischen Sprachen Europas inklusive des schottischen und irischen Gälischs und etwa 20 Bantudialekte.

Als die elegante Dame in schwarz den Schreibtisch des Rektors erreichte, blätterte er eben konzentriert in einem Buch und machte sich in einem Heft Notizen.

„Professor Reinisch?“

„Momenterl, Fräulein“, hob Simon ohne aufzusehen abwehrend die Hand. „Eigentlich passt es jetzt grad im Moment gar nicht. Hab’n wir vielleicht einen Termin?“ Man hörte dem linguistischen Chamäleon seine steirische Herkunft überhaupt nicht mehr an.

„Brauch‘ ich denn einen?“, fragte die Dame beiläufig und legte ihre Hand auf den Block des Rektors.

„Es wär‘ schon besser!“, betonte Simon Reinisch, endlich etwas unwillig aufblickend. Die Dame hob den Schleier, und als der Wissenschaftler das Gesicht erkannte, schoss ihm das Blut ins Gesicht und er sprang sofort auf. „Majestät! Entschuldigen’s schon, kais…!“

Der erhobene Zeigefinger Nénés stoppte ihn. „Bitte, Professor, bleib Er derzeit einmal bei Madame.“ Die Regentin wies auf einen Stuhl. „Darf ich?“

„Pardon, Madame, selbstverständlich, ich bitte Platz zu nehmen“, stotterte Simon, immer noch überrascht. Der Leibfiaker und Vertraute der Regentin, der beleibte Joseph ‚Nockerl‘ Bratfisch, rückte Helene den Stuhl zurecht.

„Ich möchte mit Ihm etwas besprechen, das direkt in Seinen Fachbereich fällt. Sagt Ihm der Name…“ Helene blickte auf einen Zettel. „…Anchnesneferibre etwas?“

„Aber natürlich, Madame“, nickte Reinisch und schloss kurz die Augen, dann referierte er. „Tochter von Psammetich dem – ah – dem zweiten und seiner Ehefrau Tachuit, in der 26. Dynastie, den uns bisher bekannten Texten und Berechnungen nach scheinbar von 595 bis 525 vor unserer Zeitrechnung Gottesgemahlin und bis 560 Hohepriesterin des Amun.“

„Scheinbar, Professor?“

„Nun…“, Reinisch zögerte kurz. „Es ist natürlich möglich, dass sie diese Ehrentitel bereits mit der Geburt erhalten hat und ein Alter von ganz exakt 70 Jahren erreichte. Wie gesagt, es ist nicht unmöglich.“

„Aber Er hat Bedenken?“

„Nun – ja, die habe ich tatsächlich! Von 595 bis 560 vor Christus wird sie als Hohepriesterin des Amun in Theben geführt. Und eine Priesterin von Geburt an – gut. Aber DIE Hohepriesterin? Vielleicht, wenn es nur ein Titel ohne Macht wäre. Aber – seltsam fände ich das schon. Trotzdem – es ginge sich zumindest theoretisch alles aus. 585 stirbt ihre Vorgängerin und Adoptivmutter Nikrotis, da übernimmt sie die Herrschaft in Theben, acht Jahre vorher übersiedelte sie in diese Stadt und wurde adoptiert. Also, falls sie ihre Titel mit der Geburt erhalten hat…“

Néné lehnte sich zurück. „Ich verstehe! Aber vielleicht ist das auch nicht so wichtig.“

„Heute?“, schmunzelte der Ägyptologe. „Kaum! Nur für so neugierige Leute und Pedanten wie mich. Auswirkungen hat es ganz sicher keine auf heute!“

„Wer weiß das schon? Gibt es noch etwas über diese Dame zu wissen?“

„Nun, sie war die letzte Herrscherin der 26. Dynastie und regierte Ägypten während der Amtszeit von vier Pharaonen. Sonst – ach ja, die 25. und 26. Dynastie war eine kushitische. Also Nubier, dunkelhäutige, wahrscheinlich negroide Menschen. Dann, mit der 27. beginnt die Herrschaft der Perser.“

„Sprechen wir über die Stele des…“ Wieder blickte die Regentin auf ihren Schummelzettel. „…Assurbanipal in Memphis.“

„Eine seltsame Geschichte, Madame!“ Reinisch baute ein Dach aus seinen Fingern und überlegte. „Moment!“ Er erhob sich, holte aus einem nahen Regal eine Mappe mit Zeichnungen und suchte eine heraus, welche er vor Helene auf den Tisch legte. „Das ist ein Bild der Stele, wir nehmen an, dass sie, wenn schon nicht Anchnesneferibre selbst, so doch eine der Gottesgemahlinnen des Amun zeigt. Sehen sie diese Kopfzier? Es sind die Hörner eines Rindes mit der Sonnenscheibe dazwischen vor zwei überdimensionale Falkenfedern. Diese Stele behauptet, dass diese Krone den kushitischen Gottesgemahlinnen die Macht über Ägypten gegeben hätte. Aber leider sagt dieser Text nicht wie.“

„Aber vielleicht wo dieser Schmuck jetzt ist?“

„Nun – so in etwa schon, Madame.“ Der Wissenschaftler begann auf die verschiedenen Schriftzeichen zu deuten. „Ein Agent des Shah in Shah Kambyses stahl die Krone der schwarzen Pharaoninnen und brachte sie zu einer Oase unweit der ‚Stadt der Wölfe‘. Die Griechen hab’n damals den Schakalskopf des Anubis für einen Wolf g‘halten, daher nannten sie Assiut, wo der große Anubistempel steht, Lykopolis. Die nächste Oase von Assiut wär‘ die Waha Ma’Jayid, oder ein

paar Kilometer weiter, die Waha Farafra, mit einem DKW etwa 536 Kilometer von Assiut entfernt. Quer durch die Wüste, eine richtige Höllenfahrt.“

„Sie hab‘n diese Fahrt schon einmal mitg‘macht?“, brach Bratfisch sein Schweigen.

„Aber ja“, erzählte Reinisch stirnrunzelnd. „In Farafra graben die Herr‘n Ernst von Bergmann und Alois Musil eben einen Tempel aus. Er könnt‘ der Göttin Neith geweiht sein.“ Er stand wieder auf und brachte eine neue Mappe zum Vorschein, nachdem er das Abbild der Stele wieder sorgfältig verstaut hatte. „Da ist ein Bild von der Statue, welche die Herren g‘funden haben!“

„Oh! Also entweder hatten die Bildhauer einen Fetisch, oder die Dame hat in natura einen Schutz aus Leder für ihre Oberweite benutzt. So hätte sie sicher nur einmal mit diesem Bogen geschossen.“ Unwillkürlich hatte Néné nach ihrem Busen gegriffen.

„Vielleicht möchte‘n Madame sich die Bilder noch einmal genauer ansehen. Sie stammen von der Rückwand des Tempels.“

Die Regentin vertiefte sich aufmerksam in die Betrachtung der diversen Zeichnungen. „Sind diese Skizzen exakt?“

„Das sind sie, Madame. Mit Zollstock und Raster übertragen!“

„Nun, da ist – Moment, ich glaube…“ Helene sah noch genauer hin. „Hier, bei diesem Streitwagen dieser Frau, wer immer es ist, fehlen die Räder!“

„Und die Sehne des Bogens“, wies Reinisch auf die entsprechenden Stellen. „Seht, Madame, hier, bei den Männern in der Begleitung der Dame, ist bei jedem deutlich die g‘spannte Bogensehne zu erkennen. Und die Wagen von den Männern werden von Pferden gezogen und fahren auf Rädern mit je vier

Speichen. Ich habe telegraphisch nachgefragt. Unsere Zeichner haben akkurat g‘arbeitet.“

„Also ist es wohl wirklich eine Göttin mit einem magischen Bogen.“ Néné, die österreichische Regentin, lehnte sich wieder etwas zurück. „Er hat vorher den Namen Neith erwähnt. Warum?“

„Weil Neith eigentlich die einzige Göttin ist, welche in Ägypten mit Pfeil und Bogen darg‘stellt wird. Wie Madame vorher schon bemerkt hab‘n, ist die weibliche Anatomie ab einer gewissen Größe für‘s Bogenschießen nicht wirklich ideal geeignet. Ganz besonders mit so einem langen Bogen wie diesem hier. Vor allem dann, wenn besagte weibliche Anatomie wie bei den Ägyptern der Antike nicht unüblich öfter einmal unbedeckt blieb. Also – nackert, wie man so sagt.“

„Nun, dann wird es halt die Göttin Neith sein. Wo ist Sein Problem, Professor?“

„Ad eins, die Ikonographie, Madame!“ Wieder baute Reinisch aus seinen Fingern ein Dach. „Die Göttin Neith wird entweder mit der roten Krone von Unterägypten oder ihrem ganz eigenen Zeich‘n als Kopfschmuck darg‘stellt, ganz selten mit Kuhgehörn und Sonnenscheibe. Bisher aber noch nie mit den beiden Falkenfedern. Das ist die Krone einer Gottesgemahlin des Amuns, genauso wie auf der Statue selber, die aus einem glatt poliert‘n schwarzen Stein besteht. Dazu kommen noch die negroiden Gesichtszüge einer Kushitin, und wenn die Kartusche auf dem Sockel der Plastik nicht die Spenderin verrät, sondern es der Name der abgebildeten Person ist, dann haben wir hier Anchnesneferibre vor uns. In voller Pracht, Stärke und Schönheit. Ad zwei die Art der Darstellung“, Reinisch verfiel in den Ton eines Dozenten während einer Vorlesung. „Diese Art ist in der ägyptischen Kunst einzigartig. Eine derartige Haltung finden wir erst sehr viel später in der späten griechischen und in der römischen Kunst wieder. Sehen sie nur, diese offene Beinhaltung, die Knie leicht gebeugt, die Füße nach

außen gestellt, der Torso etwas gedreht, die angespannten Armmuskeln, es ist anatomisch alles so korrekt. Eine derart perfekte Statue erwartet man in Marmor oder Alabaster in der Blüte der hellenistischen Kultur, nicht in der ikonographisch erstarrten ägyptischen. Obwohl um die Zeit schon recht gute Verbindungen zum hellenistischen Griechenland und natürlich auch zu den Persern bestanden, blieben die Ägypter bei ihren Statuen noch immer ziemlich konservativ. Wenn man einmal vom kurzen Intermezzo zur Zeit Echnatons absieht. Und letztlich ad drei das Material.“

„Welches Material ist es denn?“

„Wenn wir das doch bloß wüssten“, seufzte der Ägyptologe schwer. „Es ist schwarz, kohlrabenschwarz. Es glänzt wie Obsidian oder Onyx, aber meinen Nachforschungen zufolge hat man von beiden Materialien noch kein Stück gefunden, aus welchem man diese Statue, welche immerhin drei Meter groß ist, herstellen hätte können. Und auch das wie ist uns immer noch ein Rätsel. Es gibt keine Werkzeugspuren oder ähnliches. An der ganzen Statue nicht.“



Helene ließ die Informationen sacken. „Dann – hatte Anchnesneferibre also zumindest drei rätselhafte Artefakte zur Verfügung?“, fragte sie schließlich nach.

„Einen fliegenden pferdelosen Wagen, Pfeil und Bogen ohne Sehne, die aber trotzdem eine gewisse Wirkung haben dürften und eine Krone, welche Gott weiß was kann.“

„Ich fürcht‘, das trifft den Nagel ganz genau auf den Kopf, Madame.“

„Nun gut. Hat Er ein Luftschiff zur Versorgung der Ausgrabungen zur Verfügung, Professor?“

Reinisch lachte auf. „Bei aller Großzügigkeit der allerhöchsten Familie unser‘m Institut gegenüber, aber dafür reicht es doch noch lang‘ nicht. Nein, wir haben kein Luftschiff zu unserer Unterstützung.“

„Dann hat Er jetzt eins.“ Die Regentin klopfte mit der flachen Hand zwei Mal auf den Tisch. „Sag Er in zwei oder drei Tagen der Presse, dass Maximilian Graf von Osseburg in Neuhochadlerstein als ein großzügiger Spender seine Yacht leichter als Luft dem Orientalistischen Institut zur Verfügung gestellt hat. Damit kann Er Material und mehr Helfer zur Oase Farafra bringen.“

„Wozu das denn, Madame?“

„Falls die Artefakte wirklich in Farafra liegen sollten, dann wird es dort bald krachen, Professor. Und wenn irgend jemand auch nur vermutet, dass sie dort sind, unter Umständen auch. Ich fürchte daher, wir brauchen in der Oase eine bewaffnete Schutztruppe für unsere Leute. Wie sieht es rechtlich mit den Genehmigungen aus?“

„Wir haben vom Khedive in Kairo ebenso wie von den Briten eine umfassende und unbeschränkte Grabungslizenz für einen Umkreis von fünf Kilometern bis 1899 erhalten.“

Helene erhob sich, und selbstverständlich sprangen auch Reinisch und Bratfisch sofort auf die Beine. Man blieb als Herr halt einfach nicht sitzen, wenn sich die Dame erhob. Und schon gar nicht, wenn es sich bei der Dame um die österreichische Regentin handelte. „Dann werde ich mich jetzt um den Schutz der Wissenschaftler und ihrer Helfer kümmern.“ Damit reichte die Regentin dem Professor die Hand zum Kuss und verließ die Bibliothek.

Vor dem Institutsgebäude öffnete Joseph Bratfisch der wieder tief verschleierten Regentin den Verschlag der Kalesche. Ehe sie einstieg, warf sie noch einen langen, nachdenklichen Blick zurück, dann wandte sie sich an ihren Leibfiaker.

„Zum Hametten“, befahl Helene, kletterte das kleine Treppchen hoch und machte es sich gemütlich. Bratfisch klappte die Treppe ein und schloss die Tür, dann erklomm er geschmeidig seinen Bock und öffnete die Ventile. Der Dampf aus dem Vaporidkessel wirkte auf die Turbinen in den Rädern und das Gefährt fuhr sanft an, bewegte sich wieder über die Ringstraße, dann über den Schwarzenbergplatz und den Rennweg zum Amt für Äußere Angelegenheiten, wo die Regentin den Wagen wieder verließ und mit Nockerl Bratfisch im Schlepptau direkt auf eine der Empfangsdamen an der Seite des Foyers zusteuerte. Fräulein Luise Smetana musste nur einen kurzen Blick auf die goldene Plakette werfen, die ihr der Kutscher zeigte, und wusste sofort, was sie zu tun hatte. Einen kleinen Knopf drücken, welcher sonst unberührt blieb und den Besuch unauffällig, aber ohne jede Verzögerung weiter zu lassen.

Der mit einem ehrenvollen Abschied aus dem Dienst bei den Hoch- und Deutschmeistern entlassene Hauptmann Xaver Leopold Khyffer aus Regensburg hörte ein Signal, sah auf die Tafel und traute seinen Augen kaum – ein Mitglied der allerhöchsten Familie war im Amt. Sein Blick flog zur Eingangstür. Eine verschleierte Dame in schwarzem Kostüm, hinter ihr der nicht zu verkennende Leibfiaker der Regentin – Xaver rannte los, machte Front und verbeugte sich tief,

ehe er wie ein Soldat salutierte. Helene hob ihren Schleier und hielt dem Wachposten ihre Hand zum Kuss entgegen.

„Bring Er mich zuerst zum Telegraphenbureau, und danach möchte ich mit dem Fürsten Hametten persönlich parlieren!“

Für Khyffer gab es darauf nur eine Antwort. „Ganz wie Eure Majestät befehlen!“

=◇=

In der ehemaligen Wiener Vorstadt Spittelberg lag in der Gutenberggasse im Haus zum weißen Löwen schon seit ewig und drei Jahr‘ das für die Anbahnung temporär eher kurz bemessener zwischenmenschlicher Beziehungen berühmte Lokal ‚Zur Sonnenfels-Waberl‘. Hier konnten sich Männer ganz diskret kurzfristiger weiblicher Gesellschaft erfreuen, auch wenn sie nicht mit dieser Dame verheiratet waren. Es war nur genügend Bargeld dafür nötig. Kurz gesagt und auf gut Deutsch – die Waberl war ein alteingesessenes Bordell mit sehr gutem Ruf. Schon Kaiser Joseph II., der Sohn der berühmten Kaiserin Maria Theresia, soll 1787 versucht haben, dieses Lokal für einen in Wien so genannten ‚schnell‘n D‘rüberrutscher‘ zu besuchen. Inkognito, ist ja wohl eh ganz klar. Leider hatte er es mit der Verkleidung wohl ein bisserl übertrieben, und fürchterlich aufgeführt muss er sich im Lokal dann auch noch haben, weil der Türlschnapper, also dieser Muskelprotz, der für die Koberin auf die süßen Maderln aufpassen sollte, hat ihn angeblich beim Arsch und G‘nack genommen und dann bei der Tür hinausgeschmissen. Na ja, so wird’s halt erzählt, aber es wird wohl eher doch nur am Hosenboden und am Hemdkragen gewesen sein – der Kaiser hat die Attacke ja zumindest körperlich unbeschadet überstanden. Sein Stolz war halt ein bisserl angekratzt, aber mein Gott, mit so etwas muss doch auch ein Kaiser leben können. Auch dem Lokal hat die Sache damals wohl nicht weiter geschadet, denn das nur wenige Gassen von der Ringstraße entfernte Lokal

in der Nähe der Hofburg verbandelte immer noch zur Freude aller Beteiligten zahlungskräftige Herren mit willigen Damen, und schon so mancher junger ‚von und zu Blaublut' hat sich hier ebenso wie viele Söhne wohlhabender Bürgerlicher bei den erfahrenen Damen erstmals sein Kipferl abgestoßen und sein Geweih fegen lassen. Und war dann später als Erwachsener gerne wieder gekommen. Der Waberl – welche jetzt ja eigentlich Wetti hieß und das Geschäft schon in der x-ten Generation führte, zahlte man für Räumlichkeiten, Speisen und Getränke einen für das Gastgewerbe durchaus angemessen und wenn auch gehobenen, so doch nicht sonderlich überzogenen Betrag. Mit der Dame seiner Wahl musste man dann noch selber extra eine entsprechende Vergütung für entsprechende Dienstleistungen aushandeln. Das Lokal war halt nicht billig, weder im wörtlichen noch im übertragenen Sinn, dafür aber nicht nur in den Schankstuben, sondern auch auf den Zimmern blitzblank sauber und ordentlich. Jeden Gast empfing frisch gewaschene und sogar gebügelte Bettwäsche, und seit einigen Jahren auch ein stets geputzter eigener Abort mit Wasserspülung, eine geschrubbte Dusche und eine saubere Badewanne mit fließendem warmen und kalten Wasser. Das gereichte Essen war frisch und von guter Qualität, der Champagner kalt und prickelnd. Die Mädchen auf und hinter der Bühne waren recht ansehnlich proportioniert und boten ein abwechslungsreiches Revue-Programm, welches mit mehr als nur einer Prise Erotik gewürzt war. Ein Programm, das auch immer wieder von anderen amüsanten Darbietungen unterbrochen wurde, denn Madame Wetti hielt so gar nichts vom Menschenschinden bei ‚ihren Maderln' und bestand sowohl bei den Tänzerinnen als auch anderen Künstlerinnen auf ausreichende Pausen zwischen ihren Auftritten. Und auch auf regelmäßigen Waschungen und Arztbesuchen.

In einem der abgedunkelten Separees mit gutem Blick auf die Bühne saßen acht fein gekleidete Herren bei einigen Flascherln Schlummberger-Sekt. Eben zeigte eine Tänzerin mit ihrem Partner eine sehr frei interpretierte Version der Leda mit

dem als Schwan verkleideten Zeus, welche der Phantasie keinerlei Spielraum mehr ließ. Man war ja hier auch bei der ‚Waberl' und nicht etwa im Burgtheater oder gar in der Oper bei einer Ballettvorstellung. Diese acht Herren hatten den abgetrennten Raum betreten, ihre Getränke geordert und nach dem servieren derselben die Türe zum hinteren Gang, durch welche man das Kämmerchen wie eine Theaterloge betreten konnte, gut verschlossen. Sogar eine rote Tafel hängten sie an die Tür, ein Zeichen für die Bedienung und die Damen, dort im Moment nicht zu stören.

„Ob des da drin vielleicht Thermofratenser san?", überlegte der Piccolo Schani Dörfler leise, aber immer noch für seinem Vorgesetzten hörbar. Für diese Spekulation bekam er vom Kellner Harald Trevinka eine ordentliche Kopfnuss.

„Blöder Bub", schimpfte Trevinka. „Erstens kann's uns völlig powidl sein, ob das warme Brüder sind oder nicht. Zweitens geht's dich einen feucht'n Schas an, wer was mit wem in die Separees da hinten treibt. Und drittens sind das vielleicht einfach sechs Fabrikanten, die mit den zwei Türken ein G'schäft machen woll'n."

„Ja, dürf'n denn die Osmanen überhaupt an Sekt trink'n?" staunte der Schani. „Ich hab' mir immer denkt, des san muslimische Leut', und die dürf'n doch eigentlich gar keinen Alk hab'n!"

„Dann werden' halt vielleicht jüdische Türken sein", vermutete Trevinka. „Und z'Haus sind's ja eh nicht, wenn's bei uns sind. Außerdem – trinken müssen's den Sekt ja eh nicht. Zahl'n soll'n sie ihn, das ist wichtig."

„Ja, und das andere?"

„Das dürfen's bei uns auch alle, auch wenn's es wo anders eigentlich nicht wirklich dürft'n, Bub. Sogar die katholischen Pfaff'n! Und jetzt bringst dem

Dekan Moser noch ein Flascherl Schlummberger in sein Separee und sagst der Milli, dass er da ist und auf sie wart'n tut."

Die Annahmen des Obers waren nicht ganz korrekt. Zwar waren es wirklich zwei Orientalen, aber sie kamen nicht aus der Türkei oder Palästina, sondern aus Ägypten. Und sie waren weder Muslime, noch Juden oder Christen, sondern es handelte sich bei diesen Männern um führende Anhänger der Um qasada Bidhara, der Beni Yasue, des sogenannten Goldenen Frühlings, und die durften Alkohol trinken und auch das Andere. Der goldene Frühling war eine fanatisch-religiösen Organisation, welche nichts weniger vor hatte als im Namen eines Mannes, der sich als Nachfahre und Erbe des Messias betrachtete, einen von Jerusalem ausgehenden und von dort regierten neuen Gottesstaat zu errichten. Für das Erreichen dieses Zieles war ihnen jedes, aber auch wirklich jedes Mittel recht, auch der Einsatz von Söldnern, welche für die in der Zukunft anstehenden Attentate und Kämpfe die Drecksarbeit übernehmen sollten. Wenn es sein musste, auch mit Gift und Terror. Die Söldner wurden eingesetzt, damit die Hände der wahren Beni Yasue vom Blut nicht beschmutzt wurden und ihre Seelen rein bleiben und ihren Weg ins Paradies finden konnten. Der Konsum berauschender Substanzen oder Sex in welcher Form auch immer gehörte für diese Gruppe allerdings nicht zu den Sünden, welche eine Seele beflecken konnten. Die sechs Wiener in ihrer Begleitung wiederum waren Herren der selbst ernannten besseren Gesellschaft. Sie gehörten also zu jener Bevölkerungsschicht mit neuem Geld, davon aber einer Menge. Einige dieser Parvenues hatten sich selbst und teilweise auch ihr Vermögen der Sache des Frühlings verschrieben, natürlich nicht ganz uneigennützig. Es war zu erwarten, dass der Herrscher des neuen Reiches seine treuen Paladine mit etwas ausstatten konnte, das sie sich derzeit nicht für alles Geld leisten konnten. Denn für den echten, alten Adel gehörten sie trotz ihres Geldes einfach nicht dazu und würden auch nie wirklich dazu gehören. Zumindest die nächsten fünf, sechs Generationen nicht. Sogar dann nicht, wenn

die Regentin sie, was manchmal durchaus vorkam, für irgendwelche Verdienste zum Ritter schlagen, in den Stand eines Barones oder sogar, wie es Novacek, Werner und Tesla ergangen war, zum Grafen erheben sollte. Und selbstverständlich wollten diese Leute vor allem anderen das für viele Menschen berauschendste. Macht!

Die Waberl hatten die einheimischen Untergebenen der Beni Yasue als Treffpunkt auserkoren, weil das Lokal erstens für seine absolute Diskretion bekannt war und weil zweitens niemand in Wien etwas dabei fand, wenn hier die verschiedensten Personen allein oder gemeinsam das Lokal betraten. Denn es war ganz und gar nicht unüblich, einen Geschäftspartner des Abends auf ein Hupferl – oder auch zwei oder gar drei – hierher zu führen. Auch, nein besonders ausländische Herren, die ja so fern von ihren Ehefrauen und der Heimat an Einsamkeit litten. Und selbstverständlich war die Waberl drittens ausgewählt worden, weil auch die Herren vom Frühling g'standene Mannsbilder waren und nach getanener Arbeit ein wenig ihren Spaß haben wollten. Genau für diese Art des Zeitvertreibes gab es halt für alle Interessenten genug von den feschesten süßen Mäderln bei der Sonnenfels-Waberl. Große, kleine, dünne, mollige, mit großen Meiereien oder beinahe knabenhaft gebaut – bei der Waberl gab es für jeden Gusto etwas.

Und genau so selbstverständlich waren alle Separees hervorragend schallisoliert, besonders, wenn man auch die dicken Vorhänge zum allgemeinen Saal und der Bühne schloss. Und so konnte auch niemand die folgende Unterhaltung mit anhören.

„Ich fürchte, unsere Anlagen in Simmering sind nicht mehr sicher! Die Polizei hat eine Durchsuchung bei der Baronesse Klederwald durchgeführt."

„Dann sollten Sie alle Kontakte zu ihr und ihrem Haus sofort einstellen!"

„Das ist bereits geschehen, Herr. Es treffen sich dort nur noch Personen, welche über die unterste Ebene unserer Organisation nie hinaus gekommen sind. Es weiß dort niemand etwas von unserer Existenz, auch die von Anfang an eingeführte strikte Maskenpflicht erweist sich jetzt als großer Vorteil für uns."

„Die falsche Baronesse weiß Bescheid über den Frühling, seine Ziele und andere Mitglieder. Zu gut Bescheid, auch über Sie."

„Wir haben alles vorbereitet, Herr. Sie wird auch im schlimmsten Falle einer plötzlichen Verhaftung nichts ausplaudern können."

„Nun gut, das überlassen wir Ihnen. Was ist mit der heilige Lanze aus der Schatzkammer unter der Wiener Hofburg?"

„Leider ist diese Aktion gründlich schief gegangen, Herr. Es muss noch eine Alarmanlage gegeben haben, von welcher unser Informant nichts wusste. Und auch eine Möglichkeit, den Raum mit dem Eingang zur Schatzkammer noch von einer anderer Seite zu betreten. Offensichtlich wusste unser Mann doch weit weniger, als er dachte. Wir haben ihn auch sicherheitshalber noch vor unserer Unternehmung aus dem Weg geräumt. Aber wegen der Beteiligung an der Aktion einiger – äh – Besucher der amüsanten Runden bei der Baronesse von Klederwald hat man die Dame jetzt im Verdacht, ebenfalls daran beteiligt gewesen zu sein. Es muss einen Spitzel der Polizei bei ihr gegeben haben!"

„Dann ist sie zu unvorsichtig geworden. Sehen Sie zu, dass Sie diesen Mann oder diese Frau finden und ebenfalls zum Schweigen bringen. Wie sind sonst die Fortschritte hier in den Donaumonarchien?"

„Wir konnten erfolgreich einige subversive Zirkel in den verschiedensten Ländern Kakaniens infiltrieren. Zum größten Teil Nationalisten, aber auch einige verarmte Adelige, welche von den großen Zeiten ihres Standes träumen und ihre

Privilegien zurück haben wollen. Dazu kommen natürlich auch noch die Anarchisten, aber von denen gibt es in den Donaumonarchien leider nur mehr sehr wenige. Ich denke trotzdem, einige von ihnen werden uns für verschiedene Handlangerdienste noch nützlich sein können. Aber selbstverständlich werden sie nie erfahren, für wen sie in Wirklichkeit tätig sind und welche Ziele mit ihren subversiven Aktionen wirklich unterstützt werden.“

„Das ist erfreulich. Und jetzt wollen wir uns den schönen Dingen im Leben zuwenden. Wie bekommt man eine der einschlägigen Frauen denn dazu, herein zu kommen und ihre Dienste anzubieten.“

„Man öffnet die Tür und trifft dann seine Auswahl, Herr!“

„Dann auf mit ihr. Mir steht jetzt der Sinn nach einem drallen Weib, das nichts dagegen hat, wenn es auch etwas grober dabei zugeht. Wo man richtig zupacken kann!“

„Dann kenne ich genau die Richtige für Euren Gusto, Herr!“

*

Ägypten

Die Luftyacht von Maximilian Graf Ossenburg wies einige ungewöhnliche Eigenheiten auf. Bei aller luxuriösen Ausstattung im Oberdeck besaß das Luftschiff eine erhebliche Ladekapazität und eine nicht zu unterschätzende Motorisierung. Dank des Einbaues von elektrischen Tesla-Motoren erreichte das Schiff eine beachtliche Geschwindigkeit von knapp über 160 Kilometer pro Stunde und besaß auch eine ganz erhebliche Reichweite. Ohne dass man dem Schiff beides ansah, ebenso wenig wie die Bewaffnung, welche aus zwei halbautomatischen 10,5 Zentimeter-Geschützen in der unteren Rumpfschale, je

fünf 2-Zentimeter Gatlinggewehren in den Flanken und einigen Maxim-Gewehren an der Oberseite des Rumpfes bestand. Der Besitzer dieser Flugyacht war ein bekannter wissenschaftsbegeisterter und auch sonst ziemlich auffälliger Adeliger, der sein Geld gerne immer wieder in Expeditionen oder andere unnötig erscheinende Dinge und Projekte steckte. Er hatte einen hohen finanziellen Preis für die erste Umrundung der Erde entlang des Äquators mit einem Flugschiff schwerer als Luft ausgelobt, er hatte zwei Expeditionen in die arktischen Gewässer finanziert und eine Gesellschaft von Vermessern beauftragt, eine genaue Karte des Amazonas-Stromes und des Sambesi anzufertigen. Er konnte sich alles das leisten, weil ein guter Teil dieser Ausgaben insgeheim vom Staatshaushalt der Donaumonarchien finanziert wurde, natürlich mit dem Wissen von König Emanuel III von Neuhochadlerstein. Auch die NGWA NNUNU. Dieses Arrangement hatte durchaus seine Vorteile, und zwar für alle. Denn Österreich konnte intervenieren, ohne öffentlich in Erscheinung zu treten, und der spleenige Graf mal wieder seinem Hobby frönen und sich einen Namen in der wissenschaftlichen Welt machen.

Die NGWA NNUNU konnte ohne Problem eine Kompanie Infanterie mit drei Zügen zu je 40 Mann transportieren, mit allem nötigen Gepäck, Bewaffnung und ausreichend Munition. Dieses Mal flog sie die fünfte Kompanie der Gnus, oder offiziell ausgedrückt, des schweren Infanterieregimentes Nummer 3 zur Oase Farafra. Wobei diese Bezeichnung nicht etwa bedeutete, dass die Soldaten dick waren, sondern dass einer der Züge jeder Kompanie neben den mit Gewehren bewaffneten Infanteristen auch über einige leichte Granatwerfer oder Hale-Abschussrampen zur Feuerunterstützung verfügte. Der dritte Zug der fünften Kompanie hatte ihre vier Hale-Gestelle eingepackt, welche derzeit wie auch die dazu gehörende Munition in unauffälligen Kisten im Lagerraum des Luftschiffes ruhten.

Wie die meisten Armeeeinheiten der Donaumonarchien und alle von Neuhochadlerstein bestanden auch die Gnus sowohl aus hell- als auch dunkelhäutigen Menschen in allen Schattierungen und Rängen. Die fünfte Kompanie hatte man speziell für diesen Einsatz ausgewählt, weil der Kommandant Oberleutnant Jochen Meyster von blassem, blonden Typus war. Man wollte in Ägypten nicht jedem sofort auf die Nase binden, dass Soldaten aus Neuhochadlerstein eingetroffen waren, und ein schwarzer Vorarbeiter hätte in dieser Gegend leider immer noch zu viele Fragen aufgeworfen. Deshalb trugen die Soldaten derzeit auch keine Uniformen, sie waren wie Arbeiter oder Doktoranden gekleidet, welche auf jeder Ausgrabung zu finden waren.

Jetzt, nach etwas über 35 Stunden Flug merkten die Soldaten an Bord, dass das Luftschiff langsam tiefer ging. Die wachen Soldaten rempelten ihre Nachbarn an, welche eben ein Nickerchen einlegten, ein gedämpftes Murmeln und ein gewisser Aufruhr erhob sich im Transportraum, die Männer rollten ihre Decken und Matten zusammen, schnallten sie an ihre Tornister, brachten ihre Kleidung in Ordnung und suchten ihre Hüte. Niemand musste ihnen sagen, wie gefährlich die pralle Sonne in einer Wüste sein konnte, die Namib lag nahe genug an Neuhochadlerstein. Nachdem sie fertig gepackt hatten, stellte sich die Männer der fünften Kompanie diszipliniert an und füllten ihre Feldflaschen mit Wasser, eine Gewohnheit, denn man konnte ja nie wissen, wann sich das nächste Mal eine Gelegenheit dazu ergab.

*

In der Stadt Assiut am Nil herrschte üblicherweise eine gewisse Ruhe und Beschaulichkeit, welche jede Woche an zwei Tagen vom Besuch eines Touristenschiffes gestört wurde. Doctor Francis Llewellyn Griffith hatte also die Ausgrabungsstätten des alten Lykopolis, wie die Griechen und danach die Römer diese Stadt fälschlicherweise genannt hatten, die meiste Zeit für sich und seine

ägyptischen Ausgräber allein. Ein Umstand, der dem jungen Archäologen und Abenteurer im Dienst der EEF durchaus zusagte. Doch heute war es anders, Amelia Ann Blanford Edwards hatte sich per Telegramm für einen persönlichen Besuch angemeldet. Sie wollte am nächsten Tag mit einem Kollegen, der üblicherweise in Amarna beschäftigt war, mit der LADY OF KAIRO ankommen, einem Luxusdampfer, wie es auch die MALIKAT MISR war. Und heute sollte mit dem Frachtschiff ABERDEEN Mannschaft und Ausrüstung für diesen Kollegen kommen, einen gewissen Mister William Matthew Flinders Petrie. Ein Pedant und Erbsenzähler, wie er im Buche stand, aber ein erfolgreicher. Er hatte bei einigen seiner Ausgrabungen eine Prämie für jeden gefundenen Scherben ausgelobt, damit diese Funde nicht irgendwo verkauft wurden. Es hatte funktioniert.

Ein Dampfhorn riss Francis, der in einem kleinen Bayt Alqahwa, einem Kaffeehaus, am Hafen saß, aus seinen Gedanken. Das musste die ABERDEEN sein, denn es war heute kein anderes Schiff in Assiut angesagt. Und wirklich, der recht moderne und sehr funktionelle, aber auch irgendwie rundum hässliche Frachtkahn ohne Charme, Chic und Charisma mit 110 Yard Länge arbeitete sich gemütlich den Nil herauf und legte am breiten Steg des englischen Hafens an. Die Häfen der meisten etwas größeren Nilstädte waren von den Briten bereits modernisiert worden, um die modernen Frachtkähne der britischen Schubverbände leichter be- und entladen zu können. Und natürlich, um die Häfen auch militärisch leicht nutzbar zu machen. Assiut war jetzt nicht sehr groß oder strategisch wichtig, aber der Charme von Miss Amelia Edwards und das Geld der EEF hatten diesem Ort ebenfalls einen modernen Hafen beschert. Ein Mann in der Uniform der britischen Handelsmarine ging vom Schiff an Land und auf Francis zu, der seinerseits den Steg hinaus schritt.

„Sind Sie Mister Griffith von der EEF?“ fragte er.

„Francis Llewellyn Griffith“, bestätigte der und reichte dem Offizier die Hand.

„Lieutenant Conrad Upsom, Cargomaster der ABERDEEN, Sir.“ Damit nahm der Mann die angebotene Hand. „Ich habe eine Lieferung für die Egypt Fund. Es soll wohl eine große Expedition werden?“

„Ich gestehe, keine Ahnung von diesem Trip zu haben, Lieutenant Upsom“, entgegnete Griffith. „Ich weiß, dass unsere Gründerin und Geschäftsführerin, Miss Amelia Ann Edwards, mit Mister William Matthew Flinders Petrie hierher unterwegs ist und dass dieser oder sein Assistent Percy Newberry eine Expedition nach Westen leiten soll. Die Reise soll wohl entlang der alten Karawanenstraße über Ma’Jayid und Farafra auf das Gilf el Kebir gehen, wo es einige Oasen gibt, dabei sollen die Ägyptologen nach irgendwelchen Relikten früherer Besiedlung Ausschau halten. Der Earl of Carradvan soll mit einem anderen Mitglied der Royal Society gewettet haben, dass die ägyptische Kultur nicht hier entstanden, sondern aus dem Osten in das Niltal gekommen ist. Er fördert unsere Ausgrabungen hier und bezahlt auch die Expedition auf das Gilf. Also – nun, Förderer muss man eben stets unterstützen, auch wenn man nicht mit ihnen einer Meinung ist. Und vielleicht findet Mister Petrie ja auch doch irgendwelche Artefakte.“

„Von einer Zivilisation, die noch älter als die ägyptische ist? Das wäre doch etwas!“ Auch der Schiffsoffizier war vom Ägyptologiefieber des victorianischen Zeitalters befallen. In London diskutierten selbst die Droschkenkutscher über die Funde der EEF.

„Ich fürchte, leider eher nein“, blieb Griffith sachlich. „Aber vielleicht noch einige von der altägyptischen. Und das wäre doch auch schon einiges wert.“

„Ganz unzweifelhaft, Sir. Können wir dann abladen?“

„Aber natürlich, Lieutenant!“

Die ABERDEEN hatte vier Kettenfahrzeuge der X-plorer-Klasse an Bord, ursprünglich als Transportfahrzeuge für die Royal Army in unwegsamem Gelände erdacht und gebaut. Die beiden 3 Fuß breiten Raupen, auf denen sich das Gefährt bewegte, hatten sich auch in den eisigen Wintern der großen Seenplatte in Nordamerika bereits bewährt. Der 34 Fuß lange und 15 Fuß breite, kantige Rumpf war robust gebaut, und diese vier jetzt in Assiut ankommenden Fahrzeuge waren als Wohnmobile für je 5 Personen ausgebaut worden, das Gepäck und die Ausrüstung der Expeditionsteilnehmer war bereits auf den Dachträgern verstaut. Die X-plorer sollten die 20 Personen der EEF-Expedition zuerst einmal zur Oase Ma’Jayid bringen.

Von den Teilnehmern waren 17 Personen ebenfalls mit an Bord des Frachters. Die vier Fahrer starteten jetzt die Motore der Explorer, und der erste holperte über eine rasch ausgelegte Rampe auf den Betonsteg. Rückwärts gehend dirigierte ein anderes Mitglied des Teams den Wagen über den Pier, während Matrosen das Schiff verholten und so dem nächsten Wagen die Gelegenheit gaben, das Schiff über den Steg zu verlassen.



„Jim Hardesty, Mister Griffith!“ Damit streckte einer der angekommenen Männer in schmuckloser Khakikleidung dem Archäologen die Hand entgegen. „Ehemals Captain der 3rd Royal American Dragoons, nach dem Feldzug gegen Pierre-Joseph de Jeanningros, den selbst ernannten König von Texas, Nouveau Mexique et Californie ehrenhaft entlassen.“ Er klopfte gegen sein Bein, der Ton war metallisch. „In der Army wollen sie keine halben Krüppel haben, auch wenn diese dampfbetriebenen Prothesen im Alltag kaum noch einen Unterschied machen. Aber gemeinsam mit den Truppen des Tlatoani, also des Kaisers Maximilian von Mexico, haben wir damals diese abtrünnigen Franzosen endgültig aus den Americas vertrieben.“

„Willkommen in Assiut, Captain.“ Griffith nahm die angebotene Hand, Hardestys Griff war fest, aber nicht schmerzhaft. „Ich habe hier im Ort einige Zimmer für ihr Team gebucht, Miss Edwards, Mister Petrie und Mister Newberry werden erst morgen mit der LADY OF KAIRO von Amarna her eintreffen. Ich hoffe, sie und ihre Männer hatten Zeit, sich ein wenig an das Klima hier in Ägypten zu gewöhnen?“

„Es geht, Mister Griffith“ nickte Hardesty. „Es geht. In Texas und New Mexico gibt es Wüsten, welche sich von der Sahara nicht so sehr unterscheiden. Mit Ausnahme der Größe selbstverständlich! Wir hatten dort ausreichend Zeit zum Üben.“

„In der Tat, Captain.“ Das Signal einer Dampfpfeife zeigte, dass wieder ein Fahrzeug sicher das Ufer erreicht hatte. „Wie gesagt, ich habe mir erlaubt, im hiesigen Hotel einige Zimmer reservieren zu lassen. Ich hoffe doch, sie alle sind bewaffnet?“ Der ehemalige Soldat öffnete seinen Beduinenmantel und zeigte seine beiden Brownings.

„Jeder von uns besitzt zwei Revolver und einen Karabiner.“

„Das ist gut“, bemerkte Griffith. „Immerhin hat erst diesen März hier in Assiut eine starke Räuberbande einen Überfall versucht. Sie hatten es damals sogar geschafft, die Frau eines Amerobriten namens Orville Jones für einige Zeit zu entführt. Er war auch ein Archäologe, der ebenfalls nach Ma’Jayid wollte.“

„Ach? Und wie haben sie diesen Überfall abgeschlagen?“, fragte der Captain neugierig. „Und wie die Dame zurück bekommen? Sie haben doch gesagt, sie wurde nur für einige Zeit entführt. Arme Frau!“

„Da war eine österreichische Prinzessin, die wir zuerst gar nicht als solche erkannt haben, weil sie wie ein Mann gekleidet war, und ein deutscher Schriftsteller namens Karl Maerz, sie haben vielleicht von ihm gehört?“

„Karl Friedrich Maerz ? Old Skullbreaker? Ja natürlich kenne ich seine Bücher! Ist der vielleicht noch in dieser Gegend?“, zeigte sich Hardesty erfreut.

„Leider nein. Er ist mit dieser Prinzessin Maria Sophia, ihrer Entourage und der Familie Jones abgereist, nachdem er mit dieser Österreicherin und einem ihrer Offiziere namens Slatin Pascha den Banditen nachgeritten sind und Mistress Jones befreit hatten. Weiter stromauf.“

„Schade“, bekundete Hardesty. „Ich hätte Old Skullbreaker gerne persönlich kennen gelernt. Und warum wollte Mister Jones nach Ma’Jayid?“

„Irgend ein spleeniger Count aus den amerikanischen Kolonien glaubt, dass diese Stele des Assurbanipal von Memphis vielleicht doch echt ist und dass die Gottesgemahlinnen des Amun eine Krone trugen, welche die Macht der kushitischen Pharaonen erhielt. Also, dass eigentlich sie die Pharaoninnen des Reiches waren und der Mann nur für die ausländischen Gesandten auf dem Thron saß. Die letzte von ihnen war eine Frau namens Anchnesneferibre etwa bis 525 vor Christus, ein Agent des persischen Herrschers Assurbanipal soll ihr die Krone

gestohlen und in einer Oase nahe der ‚Stadt des schakalköpfigen Gottes' versteckt haben. Wahrscheinlich, weil der Perserkönig zu viel Angst hatte, eine Frau könnte mit der Krone seine Macht beschneiden." Griffith lachte laut auf. „Man stelle sich nur einmal vor, diese Krone wäre echt und käme in die Hände der Suffragettenbewegung! Aber die Mehrzahl meiner Kollegen und ich sind der Meinung, dass die Stele nur eine Fälschung und die Krone eine Erfindung ist. Damit der Eroberer, also König Kambyses II., eine Ausrede hatte, dass er von einem wesentlich schwächeren und schlechter ausgerüsteten ägyptischen Heer so oft geschlagen wurde. Er muss eine totale strategische Null gewesen sein! Was ist das denn?" Das war ein Fahrzeug, das etwa halb so groß wie ein Explorer war, aber genau so aussah.

„Ein Fahrzeug für Miss Edwards", grinste Captain Hardesty. „Sie denken doch wohl nicht, dass sie mit vier Männern in einem Fahrzeug nächtigt? Es ist der Prototyp eines Spähfahrzeuges mit großer Reichweite für die Royal Egypt Army. Kitchener hat diesen Fenek in Auftrag gegeben, später wird auf dem Dach noch ein schweres Maxim-Gewehr montiert werden. Mit einer Dachluke."

„Miss Amelia will die Expedition begleiten?" fragte Griffith fassungslos, Hardesty schlug ihm lachend auf die Schulter.

„Vielleicht sucht sie ja nach der Krone der Kushitinnen", lachte er laut. „Auch, wenn sie keine Suffragette ist." Griffith stimmte in das Lachen ein.

„Natürlich", johlte er. „Genau das wird es sein!"

*

Miss Amelia Ann Blanford Edwards trug ihrem Alter von 58 Jahren angemessen ein knöchellanges, einfaches Reisekleid von dunkelgrauer Farbe über einer weißen Bluse mit Stehkragen. Ihr einziger Schmuck war eine elegante Perlenkette

und ein schmaler Goldreif, in den ebenfalls eine Perle gefasst war, an ihrem Finger. Sie stand an der Reling des alten, aber sehr luxuriösen PS (für ‚Paddle Ship') LADY OF KAIRO, das mit seinen 72 Metern Länge und einer Breite von 9,75 Metern zu den kleineren Schiffen auf dem Nil gehörte. Dafür boten die 23 Kabinen auf 2 Stockwerken allen nur erdenklichen Luxus, die Bar war gut bestückt, und die Küche wurde zumindest dem englischen Gaumen mehr als gerecht. Was nur recht und billig war, denn zumeist fuhren Briten mit der LADY auf dem Nil. Reisende anderer Nationalitäten zogen eher die MALIKAT MISR oder die TANIS mit eher internationaler respektive arabischer Küche vor. Angetrieben und gesteuert wurde die LADY immer noch mit 2 seitlichen Schaufelrädern, allerdings war der alte, mit Kohle befeuerte Dampfkessel bereits einem modernen für das englische Steampowder gewichen.

„Glauben Sie, dass wir eine Chance haben, die Krone zu finden, Mister Petrie?", fragte sie den groß gewachsenen Mann von etwa 35 Jahren neben sich.

„Das kommt darauf an, Miss Edward!" William Matthew Flinders Petrie stützte sich schwer auf das Geländer und zögerte weiterzusprechen.

„Worauf?", kam sie seinen Worten zuvor.

„Auf unser Glück, natürlich", bekannte William. „Ma'Jayid ist die der Stadt Assiut am nächsten gelegene Oase, die wir kennen. Falls die Stele von Memphis echt sein sollte, dann müsste Lykopolis der Ausgangspunkt sein, und wenn wir sie wörtlich nehmen können, sollten wir die Krone – oder zumindest eine Spur davon – in Ma'Jayid finden. Aber – wer garantiert, dass auf dieser Stele die Wahrheit steht? Warum sollte jemand eine derart öffentliche Aufzeichnung hinterlassen, wo gestohlenes Gut, das noch dazu dem neuen Herrscher gefährlich werden könnte, versteckt wurde. Und was ist, wenn es Ma'Jayid 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung noch gar nicht gab? Dann wäre Farafra die nächst gelegene Oase.

Das Wiener Institut für Orientalistik gräbt dort seit zwei Jahren und hat einen hervorragend erhaltenen Tempel mit einer ganz ungewöhnlichen Statue der Neith entdeckt. Was ist, wenn die Krone dort ist?“

„Vielleicht haben die Wiener die Krone sogar bereits gefunden?“

„Das glaube ich nicht, Miss Edwards“, beruhigte William die Leiterin der Egypt Exploration Fund. „Bisher haben sie jeden ihrer Funde penibel nach Kairo gemeldet. Aber ich gestehe, ich würde mir diese Statue schon gerne einmal aus der Nähe ansehen. Vielleicht ergibt sich ja die Gelegenheit dazu.“

„Nun – das bedeutet aber nicht, dass sie die Krone nicht doch noch dort finden können“, ließ sich Amelia nicht beruhigen.

Petrie zuckte mit der Schulter. „In diesem Fall müssen wir eben das gleiche machen wie damals Shah in Shah Kambyses!“

„Sie meinen….?“

Der Blick des Archäologen wurde hart. „Einen Agenten damit beauftragen, das Ding verschwinden zu lassen. Und dieses Mal, ohne die Tat und den Ort in Stein zu meißeln. Besser, wir besitzen diese Krone als jemand anderer. Stellen sie sich vor, die Österreicher und Deutschen könnten dem Empire irgend welche Bedingungen stellen!“

„Eine schreckliche Vorstellung, Mister Petrie“, schauderte Amelia. „Eine ganz und gar schreckliche Vorstellung! Aber – warum heißt die Stele eigentlich nach König Assurbanipal?“

„Ein Lese- und Übersetzungsfehler, Miss Edwards.“ Petrie grinste verschämt. „Man sah etwas, das auf den ersten Blick nach einem berühmten achämenidischen Königsnamen aussah, hoffte auf eine Sensation und benannte

die Stele nach ihm. Doch so weit wir wissen, hat Assurbanipal Ägypten niemals betreten. Zu dieser Zeit herrschte noch Frieden zwischen den Reichen.“

„Und wie lautet der Name wirklich?“

„Hanurbanipal, Miss Edwards. Kein König, sondern ein Abgesandter – wir würden es heute Agent nennen – von König Kabyses II.“

Ein ägyptischer Stewart in seiner weißen Uniform mit Goldknöpfen näherte sich respektvoll den beiden Briten.

„Madam, Sir, wir erreichen in zwei Stunden Assiut“, meldete er. „Darf das Kabinenmädchen ihr Gepäck fertig machen?“

„Aber ja. Ich benötige bis zum Anlegen nichts mehr“, nickte Amelia. „Aber sie soll meinen Schirm nicht einpacken, und sie soll vorsichtig mit den Parfumflacons umgehen. Die sind immerhin aus Glas!“

„Selbstverständlich wird Aminara ihr Gepäck pfleglich behandeln, Madam“, verneigte sich Selim. „Sir, dürfen wir auch ihr Gepäck fertig machen?“

„Ich werde nur einen Träger benötigen, Boy“, bemerkte William, dann wandte er sich an Amelia. „Meine Notizen und Handbücher habe ich bereits selbst verstaut, und die wenige Kleidung ebenfalls. Diese Papiere vertraue ich sicher keiner fremden Hand an. Sehen, Miss Edwards. Dort drüben liegt Manfalut. Westlich davon flacht dieser Steilhang ab, den sie bisher gesehen haben und der auch hinter Assiut in die Höhe ragt. Über diese ‚Rampe‘ führen alle Karawanenwege im Umkreis von einigen Meilen von der Wüste zum Nil, und dort werden auch wir hinauf in die Wüste fahren müssen. Wollen Sie uns denn wirklich begleiten?“

„Waren Sie nicht der Meinung, dass der Helm nur von einer Dame benutzt werden kann? Wie wollen sie denn dann ohne mich die Echtheit des Fundes

verifizieren?“

„Indem ich alle gefundenen Artefakte, die auf jene Anchnesneferibre hinweisen, zu Ihnen nach Assiut bringe, Miss Edwards.“

„Dazu könnte es wirklich kommen“, überlegte Amelia Ann Blanford Edwards. „Aber sie müssen sich keine Sorgen machen, ich werde Ihnen nicht ständig im Wege herumstehen, Mister Petrie. Aber ein Bild von der Oase möchte ich mir doch machen!“

=◇=

Westlich von Assiut erstreckte sich die Sahra scheinbar endlos bis zum Horizont. Der zumeist vom Hochplateau des Gilf el Khebir zum Nil wehende Wind trieb die Dünen langsam, aber stetig nach Osten, die Sonne verwandelte das Sandmeer in einem Glutofen. Etwa 200 Kilometer vom Nil entfernt lag der kleine Teich der Oase Ma’Jayid, welcher den dort wohnenden Beduinen einige karge Felder und Weiden erlaubte. Die Oase ernährte vielleicht siebzig Personen, Männer, Frauen und Kinder, welche hier sesshaft geworden waren, dazu die Reisenden, welche hier kurze Rast machten, ehe sie mit ihren Kamelen oder ganz seltenen mit ihren DLKWs weiterzogen, von Oase zu Oase, hier etwas kauften, dort etwas verkauften. Oder es kam einer der nomadischen Stämme vorbei und tauschte seine Erzeugnisse gegen volle Wassersäcke für die nächste Etappe ein. Einige Datteln, ein wenig Getreide, wenige Schafe und eine Handvoll Kamele bildeten die karge Lebensgrundlage der bescheidenen hier ansässigen Berber. Sie lebten wie ihre nomadischen Vorfahren in Zelten, welche im Inneren mit herrlichen, weichen Teppichen aus Wolle ausgelegt waren. Die meisten in den natürlich vorkommenden Farben der Schafe oder Kamele, denn sowohl mineralische als auch pflanzliche Farben waren den Bewohnern der Oase zwar bekannt, aber meistens viel zu teuer.

William Petrie steuerte den kleinen Fenek vorsichtig eine der unzähligen Dünen hinauf. Die breiten Ketten der britischen Expeditionsfahrzeuge waren mit dem lockeren Sand der Sahara bisher recht gut zurecht gekommen und hatten Meile um Meile zwar langsam, aber stetig zurück gelegt. Da Assiut nahe an einer Steilwand lag, welche die Wüste vom Tal des Nils trennte, musste die Expedition einen erheblichen Umweg fahren, welcher aus den 200 Kilometern Luftlinie beinahe 400 Kilometer bis zur Oase machte. Etwas über 250 Meilen. Sie waren die 14 Stunden durchgefahren, starke Scheinwerfer hatten ihnen nachts den Weg gewiesen und geöffnete Fenster die Kühle der Nacht in die Kabinen gelassen. Miss Amelia hatte jede Rast, welche man aus Rücksicht ihr gegenüber einlegen wollte, strikt abgelehnt und auf eine Weiterfahrt bestanden.

„Eigentlich müsste das die letzte Düne vor der Oase sein“, bemerkte Petrie zu Amela Edwards, welche links von ihm saß. „Nach dem Meilenstand und dem Kompass müssten wir von dort oben unser erstes Ziel sehen.“

„Die Oase Ma’Jayid“, nickte Amelia. „Ich bin sehr gespannt.“

„Ich befürchte, es wird sich dort kein sehr spektakulärer Anblick bieten, Miss Edwards“, bekannte William. „Eine kleine Wasserfläche, ein paar Tiere, ein paar Palmen und Zelte. Wenn kein Hinweis auf etwa eine Grabkammer oder eine Tempelruine an der Oberfläche liegt, werden wir nicht einmal wissen, wo wir zu suchen beginnen sollen!“

„Sie klangen wirklich schon einmal optimistischer, Mister Petrie!“

„Ich hoffe einfach, dass die Bewohner der Oase einander alte Geschichten erzählt und somit bewahrt haben. Und dass uns diese einen Anhaltspunkt geben.“ Petrie zuckte mit den Schultern. „Das alltägliche Brot der Archäologie eben.“

=◇=

Der 45-jährige österreichische Archäologe Ernst von Bergmann sah allmählich selbst wie einer der in Farafra lebenden Berber aus. Braungebrannt, einen weiten Burnus umgeworfen und ein Tuch um den Kopf geschlungen stand er wie beinahe jeden Morgen vor der schwarzen Statue der Anchnesneferibre. Er persönlich hatte überhaupt keinen Zweifel mehr an der Identität der dargestellten Person, welche weit über ihm mit ihrem Bogen ein Ziel ziemlich exakt im Osten anzuvisieren schien. Ein Gerüst aus Messingrohren und Holzbrettern umgab die Statue, die Richtung, in welche der Pfeil wies, war auf das Zehntel eines Grades genau festgestellt worden, ebenso wie der Winkel, in welchem er nach oben zeigte. Auch wohin die Augen blickten hatte man in mühevoller Kleinarbeit festgestellt. Wenn man die Linien verlängerte, trafen sie bei Abu Tig, wenige Kilometer südlich von Assiut, auf den Nil und nördlich von Safaga auf das rote Meer. Auf drei Viertel des Weges zum Nil lag, einige Kilometer nach Norden versetzt und auf keiner in diesem Tempel auffindbaren Linie liegend, war die kleine Oase Ma'Jayid.

Die Oase Farafra war weit größer als Ma'Jayid, sie bestand aus einem veritablen See mit Süßwasser, der an der größten Länge etwa anderthalb Kilometer maß und beinahe einen ganzen breit war. Hier wurde einiges an Getreide angebaut, es gab einen richtigen kleinen Wald aus Dattelpalmen, recht ansehnliche Rinder- und Schafherden und natürlich auch Kamele. Zwar keine von den schnellen Rennern, wie man sie in reicheren Gebieten liebte und züchtete, aber dafür ausdauernde und genügsame Lasttiere. Hinter dem Tempel, runde fünf Kilometer westlich der Oase, lag der Steilhang zum 300 Meter hohen Gilf el Kebir, ein beinahe 16.000 Quadratkilometer großes Hochplateau. Zum größten Teil war dieses Hochland steinig, knochentrocken und unfruchtbar. Das schien jedoch nicht immer so gewesen zu sein, breite Wadis zerfurchten das steile Rif und zeugten immer noch von mächtigen prähistorischen Flüssen, welche wahrscheinlich vor langer Zeit von der Hochebene zum Nil oder nach Westen und dann nach Norden zum

Mittelmeer geflossen waren. Auch heute noch verwandelten sich diese Schluchten in reißende Flüsse, wenn über dem Hochplateau einer der extrem seltenen Regengüsse nieder ging. Denn wenn wirklich einmal Regen fiel, dann öffnete der Himmel alle Schleusen, und der Aufenthalt in diesen Wadis wurde lebensgefährlich. Sobald der Regen dann vorbei war, verwandelten sich die Hochebene und die darunter liegende Wüste in ein wahres Meer von Farben, wenn die an das Wüstenklima angepassten Pflanzen für kurze Zeit blühten.

Es bewohnten mehr Menschen ständig die Oase Farafra als jene von Ma'Jayid, der größere Wasservorrat erlaubte es. Es blieben auf ihrer Wanderung daher auch größere und mehr Karawanen für eine längere Rast hier, bis sich ihre Tiere wieder einmal satt getrunken und ein wenig erholt hatten. Die bunten Zelte der einheimischen Beduinen waren zwischen den uralten Relikten und Ruinen altägyptischer Bauten aufgestellt, und auch die kakanische Expedition hatte dort ihr Lager aufgeschlagen. Man konnte jetzt nicht unbedingt behaupten, dass die Kinder der Wüste das Interesse der Europäer an der Geschichte dieser Steinbrocken und Mauern verstanden oder es auch nur verstehen wollten. Allah hatte beschlossen, dass die Überreste hier herum lagen, also waren sie halt hier und dienten den Beduinen als Windschutz, als Einfriedung für Tiere oder als Spielplatz für ihre Kinder. Aber die Weißen zahlten nun einmal gutes Geld, wenn die Männer der Oase im Sand gruben und ihre Frauen für sie kochten, also taten sie eben, was die Besucher wollten.

Der böhmische Afrikareisende Jan Novotny hatte die Ruinen von Farafra zum ersten Mal 1864 in seiner Reisebeschreibung ‚Von Assuan nach Bengasi – mit Handelskarawanen durch die Sahara' erwähnt. Als dann 1876 in Wien das Orientalistische Institut gegründet wurde, suchte man verständlicherweise nach einem lohnenden Objekt für eine Ausgrabung. Leider waren die wirklich viel versprechenden Objekte entlang des Nils bereits von britischen Ausgräbern im Auftrag reicher Mäzene besetzt, aber Bergmann erinnerte sich an den Bericht

Novotnys. Eine Zeichnung in der Beschreibung führte zu einem Gespräch zwischen dem Reisenden und dem Ägyptologen, Ernst von Bergmann war danach überzeugt, dass bei der Oase altägyptische Ruinen fernab des Nils vorhanden waren. Nicht ganz so prestigeträchtig wie die großen Metropolen am Fluss, aber immerhin etwas Neues. Das Institut erbat über das Auswärtige Amt eine Grabungslizenz, damit musste sowohl der Khedive in Kairo als auch die britische Regierung einverstanden sein. Die Erlaubnis des Khediven zu erhalten war nicht weiter schwierig gewesen, denn die Vereinigten Donaumonarchien besaßen in Ägypten einen hervorragenden Ruf. London ließ sich allerdings etwas länger bitten. Aber schließlich kam man zu der Überzeugung, dass derart weit ab des Niltals wohl kaum eine große wissenschaftliche Sensation zu vermuten wäre und zeigte sich nach einigem Zögern schließlich einverstanden. Miss Amelia Edwards vom Egypt Exploration Fund hatte gelächelt, als sie davon erfuhr. Nun, ein paar Tonsplitter und eventuell einige Werkzeuge aus Bronze konnte man dem Wiener Institut schon gönnen, sogar Schwerter oder Dolche. Besonders, wenn sich in den Lagern des EEF bereits eine ansehnliche Menge gut erhaltener Kunstwerke und goldenen Schmuckes anhäufte und eine kleine Armee Wissenschaftler mit der Auswertung der Gegenstände begonnen hatte. Denn was konnte in dieser abgelegenen Regionen denn schon zu finden sein.

1882 war Bergmann mit einem Trupp Studenten und einem Assistenten, dem 26 Jahre alten Alois Musil, nach Farafra gekommen. Musil war ein Mann, der selbstverständlich fließend Arabisch und diverse Dialekte der Berber sprach, der aber auch mit großem Verständnis für die Sitten und Gebräuchen der Einheimischen angereist war. Es waren nicht die Geschenke, welche von den Österreichern unter den Bewohnern von Farafra großzügig verteilt wurden, es war die Selbstständigkeit, mit welcher Musil sich unter die Berber mischte und sich mit ihnen wie mit Seinesgleichen unterhielt, das die Einheimischen den Fremden gewogen gemacht hatte. Und, dass Musil immer ein offenes Ohr für

jeden Rat und jede Belehrung über das Leben in der Wüste hatte. ‚In Wien kenn‘ ich mich aus, aber vom Leben in der Sahara weiß ich weniger als der kleine Bub, der dort drüb’n am Rockzipfel von seiner Mutter hängt. Da heißt’s halt noch einmal in die Schul‘ geh’n‘, hatte er den Studenten gepredigt, und seine Worte waren auf fruchtbaren Boden gefallen. Auch bei der damals 22jährigen frisch gebackenen Magister Elfriede Andermayer. Unter den Europäern gab es von Anfang an nur eine Frau, eben jenes Fräulein Andermayer aus München. Sie war blass, hellhaarig, groß wie ein Mann und ebenso kräftig, sprach fließend arabisch und fluchte manches Mal schlimmer als ein Kameltreiber. Stets trug sie einen Burnus und verhüllte ihr Gesicht, jedoch nicht die beiden schweren Revolver in ihrem Gürtel. Die Dorfbewohner respektierten Fräulein Andermayer langsam so halbwegs. Bis eines Tages ein Stamm Tuareg auf die Idee gekommen war, die Oase zu überfallen, um Vorräte und Herden zu erbeuten. Vielleicht auch ein paar hübsche Mädchen, das war hinterher nicht mehr sicher zu sagen. Tote zu befragen fiel nicht in die Macht des örtlichen Imams, und Voodoopriester war auf die Schnelle auch keiner aufzutreiben gewesen, selbst wenn jemand das überhaupt gewollt hätte. Und so blieb das mit den Mädels eine zwar begründete, aber halt doch nur eine Spekulation, denn als die ersten Schreie und Schüsse fielen, mischten sich die Österreicher – damals noch ohne die Verstärkung aus Neuhochadlerstein – in den nächtlichen Kampf im Schein des Vollmonds ein. Mit ihren Repetiergewehren von Mannlicher und ihren Revolvern. Und als einer der verschleierten Reiter eine davon laufende junge Frau aus der Oase verfolgte, sprang Elfriede dazwischen und schoss den Targi einfach aus dem Sattel. Mit einem einzigen gezielten Schuss mitten in die Stirn. Seit damals genoss auch Fräulein Elfriede den uneingeschränkten Respekt der Bewohner, sozusagen als Mann ehrenhalber.

Nicht lange nach Beginn der Arbeiten war einem der Studenten, einem Ischler namens Karl Salzknecht, ein seltsam symmetrischer Hügel etwa einen halben

Kilometer westlich der Oase aufgefallen und er hatte Bergmann darauf aufmerksam gemacht. Der hatte den Studenten einfach mit einigen der angeheuerten Arbeitern losgeschickt, um eine Probegrabung durchzuführen. Vorsichtig, versteht sich. Sie mussten gar nicht lange graben, da stießen die Schaufeln auf etwas Hartes. Schnell sprang Salzknecht in die Grube und setzte den Vorgang mit einer kleinen Kelle und schließlich mit einem Pinsel fort. Sein Herz hatte wie rasend zu schlagen begonnen, denn über eine derart große Fläche, wie er sie jetzt geduldig freilegte, so glatt geschliffen, so eben konnte doch keine natürlich entstandene Oberfläche eines Steins sein. Oder doch? Hier, in der Wüste? Er hatte nach oben in die Gesichter der Arbeiter geblickt.

„Syid Musil“ hatte er gerufen. „Liyald Syid Musil!“

„Fawran!“ Ali hatte das Nicken als Geste der Bestätigung von den Österreichern übernommen und sich nach dem Zeichen, dass er Salzknecht verstanden hätte, ohne große Eile auf den Weg gemacht. In der Sahara lief man tagsüber besser nicht, wenn man lange am Leben bleiben und zumindest halbwegs gesund ein hohes Alter erreichen wollte.

Währenddessen arbeitete Salzknecht mit Kelle und Pinsel wie ein vom wilden Sepperl Gebissener weiter und legte mehr und mehr von einer Platte frei. Denn eine Platte war es eindeutig, eine gerade Kante wurde sichtbar, eine zweite Platte. Jetzt war er sich sicher gewesen, etwas künstliches gefunden zu haben. Er sollte recht behalten, er arbeitete auf dem flachen Dach eines Gebäudes. Der hinzugerufene Musil war derselben Meinung, und bald konzentrierten sich die Arbeiten auf diesen Hügel. Kubikmeter um Kubikmeter wurde zuerst der Sand aus dem ersten Innenhof herausgeschaufelt, gesiebt, nochmals gesiebt und in Richtung Süden abtransportiert, damit der Westwind ihn nicht wieder in die Oase zurück wehen konnte. Allmählich kam die zentrale Halle zum Vorschein, ein exakt nach den Himmelsrichtungen ausgerichtetes Quadrat von etwa 15 Metern

Seitenlänge, oder ganz genau gesagt 15,52 Metern, was ganz exakt 30 altägyptischen Meh entsprach, umgeben von Höfen und anderen Gebäuden. Und einer Toranlage, vor welcher in grauer Vorzeit eine circa 500 Meter lange Säulenreihe gestanden hatte. Von diesen fanden die Archäologen allerdings nur noch die Fundamente und einige Trümmer, rundherum im Sand vergraben. Und dann die Überraschung. Die Sensation. Sie fanden in der großen Halle die Statue einer den Bogen spannenden Frau. Im ersten Moment hatte Ernst von Bergmann an die Göttin Neith gedacht, welche immer mit einem Bogen dargestellt wurde. Auch die Halle, welche 50 Meh, also beinahe 27 Meter hoch war und die Statue klein, ja winzig erscheinen ließ, gemahnte an eine Göttin, und das hatte er nach Wien gemeldet. Heute waren sich aber alle sehr sicher, dass die Statue in Wirklichkeit Anchnesneferibre darstellte. Was das Geheimnis eigentlich nur noch größer machte, denn wenn der Spion des Assurbanipal oder des Kambyses oder wem auch immer die Krone der Gottgemahlin gestohlen hatte und hier versteckt hatte, warum dieser Tempel? Warum die Statue mit den Zeichnungen am hinteren Teil des Sockels in ägyptischen Hieroglyphen? Noch dazu eine Statue, dessen Material schon schwer zu beschaffen gewesen sein musste. Ein drei Meter hoher Brocken aus Obsidian, welcher ausschließlich in Vulkanen zu finden war, und der nächste Vulkan war auch noch eine schöne Ecke entfernt, etwa 1.000 Kilometer. Oder – gab es in der Umgebung irgendwann einmal einen Vulkan, den man heute nicht mehr fand? Außerdem, der Transport wäre ja noch denkbar, aber Obsidianbrocken in dieser Größenordnung zu finden, war schwierig. Und wenn der Block endlich hier in der Mitte von gar nichts angekommen war, wie in drei Teufels Namen hatten sie ein Material bearbeitet, welches nur mit Diamanten zu schleifen war, und das noch mit einer anatomischen Korrektheit, dass es einem modernen Lehrbuch der Medizin entstammen könnte. Das ernste, konzentrierte Gesicht, die leicht zusammen gekniffenen Augen, der grimmige Mund, die Backenknochen. Ein Antlitz, welches bei flackerndem Kerzenschein zu leben schien. Die Sehnen des Halses, die Spannung der Muskeln, die Brustwarzen, alles

war genau abgebildet bis hin zu den angespannte Glutei Maximi, der spärlichen Achsel- und Schambehaarung und den äußeren Schamlippen. Nirgendwo war eine Werkzeugspur zu finden, nirgends auch nur der kleinste Kratzer zu sehen. Diese Statue war einfach perfekt. Zu perfekt. Und warum stand das Ding auf einem 5 Meter hohen Sockel, auf welchem man eine 15 oder 20 Meter hohe Kolossalstatue erwarten würde? Ernst von Bergmann hielt sich für alles andere als dumm, aber hier wusste er nicht mehr weiter. Die einzige Erklärung, die ihm – oder genauer gesagt, der Doktorandin Fräulein Andermayer – eingefallen war, besagte, dass der Tempel wesentlich älter als die Statue war und tatsächlich einmal eine gigantische Statue beherbergt hatte. Aber welche? An den Wänden war das gesamte ägyptische Pantheon dargestellt, von Isis und Osiris über Amun Ra, Anubis, Neith, Sobek bis hin zu Anput, einem weiblichen Pendant zu Anubis. Nicht in dieser Reihenfolge, und auch hier folgten die Darstellungen keinem bekannten Muster.

Die Stimme von Elfriede Musil, geborene Andermayer, riss Bergmann aus seinen Erinnerungen.

„Herr Professor? Es kommt da ein ganz modernes Kettenfahrzeug auf die Oase zu. Es tragt den Union Jack, also werden es halt scho Engländer sein. Der Lois, also der Doktor Musil empfangt sie, aber Sie hättert er auch scho gern dabei.“



„Briten? Da, hier?“, hob Bergmann die Braue. „Na ja, es ist halt ihr‘ Kolonie, auch wenn’s was anderes behaupt’n! Holen’s mir doch aus meinem Quartier die Mapp‘n mit den Dokument‘n, Frau Kollegin. Geht’s im Raum drei gut voran?“

„Langsam, Herr Professor, aber es wird scho.“

„Gut so. Wie weit sind’s mit ihrer Dissertation?“

„Ich müsste sie noch in eine Maschine tippen, sonst ist sie fertig.“

„Geben’s mir heut‘ Abend die Arbeit handschriftlich, Frau Kollegin. Ich zweifel gar nicht d’ran, dass sie so gut wie ihre andere Arbeit ist, und warum sollten’s auf ihren Titel länger als nötig wart’n. Sie war‘n die ganzen sieben Jahr‘ mit uns vor Ort, jetzt wird’s aber Zeit. Aber zuerst bitt‘schön die Dokumente, Frau Kollegin.“

„Sofort, Herr Professor!“

Das österreichische Team hatte zuerst die Höfe und Räumlichkeiten zwischen der großen Halle mit der Statue und Eingang vom Sand frei geräumt und kümmerte sich jetzt systematisch um die Nebentrakte, beginnend vom Eingang nach hinten. Also konnte der Professor jetzt einfach den bequemen Weg aus dem Tempel

nehmen, ohne wie zu Beginn der Arbeiten eine Leiter benutzen zu müssen. Eben, als er die erste Vorhalle betrat, führte Doktor Alois Musil eine Frau und einen Mann in einem hier üblichen Burnus in den Schatten.

„Hier ist auch schon unser Chef. Miss Edwards, ich darf ihnen Herrn Professor Ernst Ritter von Bergmann vorstellen. Herr Professor, ich habe die große Ehre, Ihnen Miss Amelia Ann Blanford Edwards, die Gründerin und Leiterin des berühmten Egypt Exploration Fund vorzustellen!“

„Das ist tatsächlich eine Ehre für uns, Miss Edwards!“ Bergmann deutete einen formvollendeten Handkuss an. „Sie haben für unser Fachgebiet einige bis dahin verschlossene Tore geöffnet!“

„Sie sollten mich nicht besser machen, als ich bin“, antwortete die Britin lachend. „Ich tat es in eigenem Interesse, denn die Orientalistik, und besonders die Ägyptologie, fasziniert mich ganz ungemein.“

„Herr Professor, ich darf ihnen noch Mister William Matthew Flinders Petrie vorstellen!“

„Mister Petrie“, bot Bergmann dem englischen Kollegen die Hand, welcher derselbe mit kräftigem, aber nicht protzigen Druck annahm. „Sie haben wirklich hervorragende Arbeit bei der Vermessung der Pyramiden geleistet. Aber suchen sie nicht eigentlich bei Amarna nach Spuren des Ketzerkönigs?“

„Eigentlich ja!“ Flinders Petrie verzog schmerzhaft das Gesicht. „Aber in meiner Lizenz sind die Felsgräber dezidiert ausgenommen. Also sammelte ich alte Tonscherben von zerbrochenen Krügen. Als Miss Edwards mir anbot, für den Earl of Carradvan die Krone der schwarzen Pharaoninnen zu suchen und das Gilf el Kebir zu besuchen, konnte ich einfach nicht widerstehen, wieder einmal die Luft

der Wüste zu atmen. Auch wenn ich nicht so richtig an dieses Artefakt glauben kann, aber einige prädynastische Funde wären ja auch nicht so übel.“

„Sie folgen der Stele des Assurbanipal?“

„Genau dieser, Professor“, bestätigte Petrie achselzuckend. „Und wie man sieht, sie haben in der Nähe ‚der nächsten Oase‘ von Assiut ja auch etwas recht interessantes gefunden!“

„Das haben wir wirklich, Mister Petrie“, bestätigte Bergmann. „Ein Rätsel, das wir noch nicht lösen konnten.“

„Ist es nicht gerade das Spannende an unserer Passion, Professor?“ Miss Edwards neigte lächelnd den Kopf. „Das Neue, das Unbekannte zu erforschen?“

„Dem kann und möchte ich nicht widersprechen, Madam. Bitte, kommen Sie doch weiter.“ Bergmann bot der Britin dem Arm. „Ich zeige Ihnen gerne unseren großen Schatz. Wir nennen sie ‚die schwarze Neith‘, auch wenn es sich wahrscheinlich um eine der Gottgemahlinen des Amun handelt. Wir denken, die Letzte von ihnen.“

„Sie meinen Anchnesneferibre?“

„Selbstverständlich, Mister Petrie“, lachte Bergmann. „Ihre Krone haben wir allerdings noch nicht gefunden!“

Amelia Edwards lächelte strahlend, während die Miene Petries etwas säuerlich wirkte. „Würden Sie es uns denn überhaupt sagen, wenn es anders wäre?“, fragte die Leiterin des EEF.

„Eine Sensation dieser Größenordnung geheim halten?“, schüttelte der Österreicher den Kopf. „Warum sollten wir das denn tun? Der Bekanntheitsgrad

unseres Instituts würde doch enorm steigen, von der Zahl unserer verkauften Publikationen ganz zu schweigen!“

„Natürlich“, stimmte Edwards bei. „Man wäre zumindest in der Fachwelt eine Berühmtheit! Ist das die besagte Statue?“

„Oh ja“, bestätigte Bergmann. „Das ist unser Schatz!“

Staunend schritten die Briten um die Darstellung der Anchnesneferibre herum.

„Diese Statue ist trotz dieses Gerüstes noch wunderschön, Professor“, rief Miss Edwards. „Sie haben sie genau vermessen, nehme ich an?“

„Selbstverständlich, Miss Edwards. Sie entspricht beinahe perfekt dem goldenen Schnitt der Studie des Vitruv.“

„Nur beinahe?“ Amelia betrachtete die Statue mit erstauntem Blick. „Was ist denn daran nicht so ganz exakt, Professor?“

„Die Länge der Beine, Miss Edwards“, lächelte Bergmann. „Sie sind jenes kleines bisschen zu lang, das uns Männer zum Träumen einlädt.“ Die Augenbrauen der Britin rutschten etwas nach oben, dann begann sie herzlich zu lachen.

„Ach ja, das Ideal der endlosen Beine. Und wenn sie nicht da sind, müssen eben hohe Schuhe her!“

„So sind wir Männer nun einmal gestrickt“, bekannte Bergmann. „Einfach und leicht zu durchblicken. Aber zurück zu Anchnesneferibre. Wir sind gerne bereit, ihnen eine exakte Skizze mit Maßangaben zukommen zu lassen.“

„Das wäre sehr zuvorkommend, Professor. Übrigens, dort winkt ihnen ein junger Mann zu!“

„Ach ja!“ Bergmann winkte Salzknecht näher zu treten. „Miss Edwards, das ist der junge Student, der in einem Sandhügel diesen Tempel gesehen hat.“ Er legte dem Ischler seine Rechte auf die Schulter. „Also, heute ist er natürlich schon Magister und arbeitet auf seine Dissertation hin. Sein Name ist Karl Salzknecht. Karl, diese Dame ist Miss Amelia Edwards vom Egypt Exploration Fund.“

„Miss Edwards, das ist mir eine wirklich große Ehre!“ Wie die meisten Archäologen sprach Salzknecht nicht nur Deutsch und Latein, sondern auch Englisch, denn immerhin kam man damit in vielen Teilen der Welt recht gut zurecht. Nun beugte er sich über die Hand Amelias, in den Donaumonarchien gehörte der Handkuss halt immer noch zum guten Ton. Dann wandte er sich wieder an Bergmann. „Herr Professor, wir bräuchten sie kurz in Raum vier!“

„Sofort, Salzmann. Ach, hier kommt auch Frau Musil mit den Papieren. Sie werden sehen, Miss Edwards, es ist alles damit in Ordnung!“

Amelia winkte ab. „Selbstverständlich sind sie das, und ich habe auch kein Recht, ihre Dokumente zu überprüfen, Herr Professor. Wir sind nur gekommen, um ihren Fund zu bestaunen. Und uns als Nachbarn vorzustellen. Wir beginnen nämlich bei der Oase Ma’Jayid eine kleine Grabungskampagne, die wir vielleicht den Karawanenweg entlang fortsetzen. Vielleicht ist uns das Glück ähnlich hold wie ihnen.“

„Ich will es ihnen wünschen, Miss Edwards. Ich bitte Sie und Mister Petrie, uns kurz zu entschuldigen. Bitte, sehen sie sich doch um.“

„Darf ich das Gerüst betreten?“ Flanders Petrie wies nach oben.

„Tun Sie sich keinen Zwang an, Mister Petrie. Aber fallen Sie mir bitte bloß nicht hinunter!“

Petrie wartete, bis die Österreicher den Raum verlassen hatten, dann schwang er sich behände auf die Leiter und kletterte nach oben.

„Wollen doch mal sehen“, murmelte er vor sich hin, während er seinen Kompass aus der Tasche zog. „Ziemlich genau West!“ Er zückte sein Notizbuch und vermerkte darin die genaue Richtung, in welche der Pfeil in der Hand der Anchnesneferibre wies. Dabei bemerkte er auch die Markierungen auf dem Gerüst. ‚Sieh mal einer an‘, dachte er bei sich. ‚Auf diese Idee sind die Guys natürlich auch schon gekommen!‘ Danach wandte er sich der Statue selber zu. Sanft, beinahe liebkosend, berührten seine Finger das schwarze Glas, prüften seine Konsistenz, fühlten seine absolut glatte und Struktur.

„Es gibt wirklich keine einzige Spur eines Schleifwerkzeuges“, klang von unten die Stimme des zurück gekehrten Bergmanns auf. „Noch nicht einmal unter einer starken Lupe gibt es Hinweise. Ich weiß, es klingt verrückt, aber die Statue sieht aus, als wäre sie aus einem Stück perfekt gegossen.“

„Ein zuvorkommender Vulkan, der zum rechten Moment Obsidian in eine Form fließen lässt?“ Die Stimme von Amelia Edwards klang amüsiert. „Vielleicht können wir ihn überreden, eine Büste unserer Königin herzustellen, die ebenso exakt ist.“

„Wenn wir ihn gefunden haben, werden wir Ihnen gerne Bescheid geben, Miss Edwards“, versprach der Österreicher grinsend. „Aber bis dahin darf ich ihnen unseren neuesten Fund zeigen.“ Er öffnete eine kleine Schatulle, welche er bei seiner Rückkehr in der Hand gehalten hatte. Auf einer schwarzen Polsterung lag eine Halskette mit einem Anhänger in Form einer weiblichen Figur, welche den

Betrachter zu segnen schien, mit weit ausgebreiteten Flügeln, an denen die Kette befestigt war. Amelia beugte sich darüber und betrachtete die Figur eingehend.

„Eine herrliche Arbeit“, bewunderte sie das schöne Stück. „Aber obwohl es eigentlich alle Attribute der Isis zeigt, wirkt das Schmuckstück doch in keiner Weise ägyptisch.“

„Ebenso wenig wie diese Statue, Miss Edwards. Aber wir bleiben am Ball. Oh, es ist bereits Mittag. Darf ich Ihnen und Mister Petrie einen Imbiss anbieten? Nichts besonderes, fürchte ich, aber etwas mehr als Hirsebrot und Datteln allemal!“

In den südlichen Breiten war es üblich, zu Mittag nur eine leichte Kleinigkeit zu essen. So bestand das Mahl aus gutem Weißbrot, einem Salat aus Paradeisern, Gurken, Paprika und Zwiebeln, dazu wurde Rohschinken, Salami und Käse gereicht. Nichts aufwändiges oder den Magen belastendes. Nach diesem Imbiss begaben sich die Österreicher zuerst einmal zur Ruhe, während Amelia Edwards und Flinders Petrie mit ihrem Fenek wieder nach Ma’Jayid zurück fuhren.

„Was denken Sie, Mister Petrie? Haben die Österreicher die Krone schon gefunden?“

Petrie überlegte lange. „Der Pfeil der Statue weist nach Assiut zurück. Das ergeben die Markierungen auf dem Gerüst, welche mit meinen Messungen übereinstimmen. Ich werde noch alles mit einer ganz genauen Karte nachrechnen müssen, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass Farafra genau westlich von Lykopolis liegt.“

„Dann müsste doch Mister Griffith etwas finden können. Oder denken Sie, dass er schon…? Nein, der Mann ist ehrlich.“

„Das glaube ich auch, Miss Amelia. Aber wenn trotz gegenteiliger Angaben auf der Stele die Krone in Assiut liegt, dann wird man sie sehr gut verborgen haben!“

„Vielleicht so wie der verschwundene Brief bei Mister Poe? Und eventuell hat man damals auch auf der Stele des Assurbanipal absichtlich falsche Angaben gemacht, Mister Petrie.“

„Und warum dann der Hinweis der Statue zurück zum Anfang der Suche, nach Assiut?“

„Vielleicht um den Sucher zu verwirren, Mister Petrie. Nur wer offen für alles ist, findet den Schatz. Sehen wir jetzt zuerst auf den Karten nach, ob ihre Annahme mit Assiut auch wirklich stimmt!“

=◇=

Noch während die Briten mit ihren Gastgebern bei ihrem Mahl saßen, bezog der Zugsführer Robert Ngawa Müller mit dem zweiten Zug der Soldaten aus Neuhochadlerstein versteckt Posten um das Lager. In der Zwischenzeit wurden auch die schweren Waffen aus ihren Kisten geholt und – natürlich ebenfalls getarnt – am Tempel in Stellung gebracht. Die Gnus waren ausgebildete Wüstenkämpfer, Elitesoldaten, welche in einer Umgebung wie eben dieser ausgebildet worden waren. Sie verstanden ihr Handwerk, und als Amelia Edwards und Flinders Petrie mit ihrem Fenek aufbrachen, bemerkten sie nicht das geringste von der verstärkten Bewachung.

Kaum war das kleine britische Kettenfahrzeug nicht mehr in Sicht, begaben sich Bergmann, das Ehepaar Musil und Jochen Meyster wieder in den Tempel, in den Raum III.

„Also los“, befahl der Leiter der Ausgrabungen, und Elfriede maß mit einer Schnur die Entfernung von der Südwand ab. Dort begann sie langsam mit der bloßen Hand den Sand beiseite zu schieben, bis eine Rolle aus Metall zum Vorschein kam, welche mit einer Art Wachs versiegelt war. Rot gefärbtem Wachs.

„Vorsichtig“, flüsterte Bergmann und ballte aufgeregt die Fäuste. „Ja, schön langsam. Geduld, Geduld“, beschwor er sich selber. Endlich war die ganze Röhre freigelegt. „Ich hoffe, der Inhalt ist mehr als das Goldkettchen wert, das wir den neugierigen Briten unter die Nase gehalten haben!“

„Das werden wir bald wissen, Herr Professor.“ Elfriede hatte den Behälter ganz vorsichtig vom Sand befreit, ohne das Siegel zu zerbrechen. „Einerseits hat der trockene Sand der Wüste das Wachs hervorragend konserviert, aber natürlich auch brüchig gemacht.“

„Dann sorgen Sie dafür, dass es wieder geschmeidig wird, Frau Kollegin“, befahl Bergmann. „Wir haben alles hier. Raum 3 gehört ganz ihnen, unsere Arbeiter werden sich auf Halle 4 konzentrieren.“

„Zwei Soldaten werden stets hier im Raum Wache halten, Herr Professor“, erklärte der Oberstleutnant. „Aber sie müssen innen stehen, damit sie nicht auffallen!“

„Gut, Herr Oberleutnant“, nickte Bergmann. „Fangen Sie an, Frau Kollegin.“

Es dauerte nicht lange, das ganze Siegel vorsichtig zu entfernen, und in der Röhre fanden sich einige Papyri, welche die Wissenschaftler sofort zu entziffern suchten.

⊙

Der Bote aus den unteren Gauen von Masr hatte sich vor dem großen Pharao Chum-ib-Re auf den Bauch geworfen, eine alte Tradition. Uralt, der Ursprung ist im Dunkel der Geschichte verloren gegangen. Fast so uralt wie ich selber. Ich bin jetzt, im 43. Regierungsjahres des ehemaligen Generals Ahmose und jetzigen Pharaos, ganze 81 Jahre alt, und dank eines Fluchs der Götter mit einem Körper versehen, der immer noch wie der einer jungen Frau von vielleicht Anfang bis Mitte 20 aussieht. Und leider auch noch genau so wie damals funktioniert. Früher habe ich mich dieses Körpers sehr erfreut. Als Ahmose gegen meinen Bruder Apies und dessen grausame griechischen Söldner rebellierte, stand ich auf der Seite meines Volkes, und meine Hingabe an Ahmose legitimierte seine Herrschaft. Heute ist er ein alter Mann und ich immer noch eine junge Frau. Eine junge Frau mit Bedürfnissen. Nun ja, mit einer gehörigen Portion Diskretion und einer peniblen Auswahl der Männer ist das noch machbar, aber es gibt ein zweites, viel größeres Problem, und das hat mit dem Mann zu tun, der eben vor Chum-ib-Re auf dem Bauch lag. Über die Halbinsel Biau versuchten Barbaren, die sich selbst Parsuaš nennen, das Land am Hapi zu erobern. Und meine Aufgabe war es, genau das zu verhindern.

Mein Name ist Anchnesneferibre, und ich bin die Tochter des Pharao Psammetich II, Gottgemahlin des Amun und eine der Ehefrauen des Pharao. Nicht seine Hauptfrau, dieser Titel stand Takheta zu. Der Mutter seines Erben. Sollte sie sich ruhig im Glanz dieses Titels sonnen, denn der politische Einfluss und die Macht der Gottgemahlin des Amun sind weit größer, als sie eine Hauptfrau je erreichen könnte. In meiner Position bin ich sogar mächtiger als der Pharao, denn ich kann selbst seine Beschlüsse mit meinem Befehl aufheben.

Ich war eben neun Jahre alt geworden, als mich meine Eltern nach Theben sandten, wo ich von der damaligen Gottgemahlin Nikrotis adoptiert wurde, um später ihre Nachfolge antreten zu können. Sie zeigte mir die Insignien ihrer Macht, als ich zehn geworden war. Die Krone der weitsehenden Sachmet, den

Bogen der schrecklichen Neith und den Wagen der weltumspannenden Nut. Als ich die Gegenstände berührte, wussten Nikrotis ebenso wie ich, dass sie die Richtige ausgewählt hatte. Ich erfuhr in dieser Sekunde alles über den Streitwagen ohne Räder, der mich eines Tages hoch über das Hapital heben würde, die Krone, die mir den verborgendsten Feind enthüllen würde und den Bogen, welcher keine Sehne benötigte, um die Geisterpfeile zu verschießen. Und wir wussten, dass Amun lange Zeit eine junge Gemahlin haben würde. Nikrotis konnte die heiligen Artefakte einigermaßen handhaben, doch ihre volle Macht würden sie erst in meinen Händen entfalten. Sie wusste es, und ich wusste es. Aber noch war es nicht soweit, ich hatte noch so viel zu lernen.

Vier Jahre später hörten wir, dass auf der griechischen Insel Lesbos eine Dichterin aus ihrem Exil aus Sizilien zurück gekehrt war und nun eine Schar Frauen um sich scharte. Ich war damals zwar erst vierzehn Jahre alt, aber ich wusste schon einiges. In der Theorie zumindest. Irgendwie faszinierten mich die Gedichte der Sappho trotzdem.



Wieder drei Jahre später, ich war etwa 20 Jahre alt, versuchte der Babylonier Nebukadnezar Jerusalem zu erobern, und ich, die ich nun bereits die Macht geerbt

hatte, beschloss mit der Gottgemahlin Nikrotis und dem Pharao Apries, meinem Bruder, den Israeliten zu Hilfe zu eilen.

Mein erstes Mal, dass ich als Gottgemahlin des Amuns Nikrotis vertreten und die heiligen Gegenstände im Kampf führen sollte. Also setzte ich die Krone auf mein Haupt, nahm den Bogen und bestieg den Wagen. Sofort stieg dieser mit mir in die Luft und ich steuerte ihn über die Spitze der Armee, welche sich mit mir an der Spitze auf den Weg machte, um Jerusalem zu Hilfe zu kommen.

Die Armee meines Bruders erreichte jenes Land, welches die Juden das ‚Heilige' oder auch ‚Israel' nannten, ohne Probleme. Das Heer der Babylonier zog sich bei unserer Ankunft auch sofort zurück, denn das Heer des Apries war ein mächtiges, der Staub, den der Schritt seiner Sandalen bei seinem Marsch aufwirbelte war weithin zu sehen und verdunkelte den Babyloniern die Sonne. Der Belagerungsring der Männer aus dem Zweistromland war nun zwar geöffnet, aber die Soldaten des Nebukadnezar waren immer noch eine Bedrohung für die Israeliten. So stieg ich denn mit dem Streitwagen der Nut hoch über die Steppe Israels und spannte den Bogen der Sachmet, die Feinde des Pharaos und seiner Freunde, der Hebräer, zu züchtigen. Doch obgleich die flammenden Pfeile den Bogen wie immer verließen, verblassten sie weit vor den Reihen des Feindes…

⊙

„Leider ist nicht mehr da, Herr Professor", berichtete Elfriede Musil. „Aber es scheint, als taten die Babylonier ein adäquates Mittel zur Verteidigung gegen diese Pfeil' dabei gehabt haben."

„Stimmt", gab ihr Ernst von Bergmann recht und massierte sein Kinn. „Immerhin hat ja der Nebukadnezar Jerusalem erobert und die Israeliten mit nach Babylon g'nommen. Also, nicht alle, eh klar. Nur die, die auch was können hab'n!"

Alois Musil legte die rechte Hand in den Nacken und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß ab. „Dann hoff'n wir, dass wir noch mehr von den Rollen finden. Wenn man sich vorstellt, das Anchnesneferibre selber…"

„Und hoffen wir, dass die Rollen wirklich echt sind, Loisl", mahnte Elfriede.

„Ja, das natürlich auch", seufzte ihr Ehemann.

*

Rom

Die ewige Stadt, einst der prächtige Nabel der Welt, auf sieben Hügeln am Tiber erbaut – vor allem letzteres stimmte allerdings nur noch bedingt, denn längst war die Stadt Rom sowohl über die sieben Hügel als auch über den Fluss weit hinaus gewachsen. Die Gebiete auf jenen klassischen Hügeln waren allerdings noch leicht zu erkennen und vom Rest der Stadt zu unterscheiden. Die von Kaiser Nero eingeführte Regel, dass zwei Fuhrwerke auf einer Straße aneinander vorbei fahren können mussten, war in späteren Zeiten bei den meisten Wiederaufbauten nur noch bei ganz wenigen Hauptverkehrsadern eingehalten worden. Ein verwinkeltes Netz aus engen Gassen und Gässchen, deren Grund manchmal noch nie ein Sonnenstrahl getroffen hatte, durchzog seit dem Mittelalter wieder die uralte Stadt der Cäsaren, wie es bereits im republikanischen Rom üblich gewesen war. Mehrere Male niedergebrannt, geschliffen, und doch immer wieder neu aufgebaut, war das antike Rom lange Zeit beinahe vergessen gewesen und hatte sein Dasein nur noch in Fabeln und Legenden gefristet. Die Diener des EINEN GOTTES, seines Sohnes und eines heiligen Geistes, die irgendwie drei und doch eins waren, machten Rom dann wieder zu einem Machtzentrum. Zu ihrem. Sie verlegten jedoch den Sitz ihrer Macht in den im antiken Rom eher verachteten Transtiber-Bezirk, auf den vatikanischen Hügel. Nach ihm war auch der kärgliche Rest des Patrimonium Petri, des Kirchenstaates benannt. Der Vatikanstaat.

Beinahe zwischen all diesen eng beieinander stehenden Häusern der Altstadt Roms aus dem Mittelalter oder der frühen Neuzeit waren Wäscheleinen auf Rollen über die Straße gespannt, und so gut wie immer hing die Wäsche der Bewohner zum Trocknen über den schmalen Gassen, ebenso Schatten wie durch die Verdunstung Kühle spendend. Hochhakige Schuhe trugen die Damen in diesen alten Vierteln lieber in ihren Taschen mit sich, falls sie solche überhaupt ihr eigen nannten, um sie erst beim Betreten der Häuser anzulegen. Denn auf den Katzenköpfen der Pflasterung konnte auch die geschickteste Frau mit diesem Schuhwerk nicht mehr sicher gehen. Eine Ausnahme bei dieser Situation bildeten nur einige weitläufige Bereiche des palatinischen, des kapitolinischen und esquilinischen Hügels und wenige Teile des Viminal. Hier standen seit der Antike zwischen den Insulae, in welchen die Armen teilweise winzige Löcher bewohnten, auch die großzügigen Villen der Reichen und der Patrizier. Hier, in diesen Gegenden, gab es manches Mal durchaus auch breitere Straßen und private Parks. Außerdem stolperte man in Rom natürlich an jeder zweiten, dritten Ecke über eine Kirche oder doch zumindest eine Kapelle, ein Erbe als Hauptstadt der katholischen Gläubigen. Man konnte hier in der Altstadt beinahe glauben, die Zeit wäre seit dem späten Mittelalter stillgestanden.

Außerhalb der Grenzen der Altstadt änderte sich das Bild Roms allerdings rapide, seit König Viktor Emanuel II die Hauptstadt Italiens 1871 wieder nach Rom verlegt hatte. Ähnlich wie in Wien umgab bald eine breite Straße anstelle der Stadtmauern dieses scheinbar eingefrorene, mittelalterliche Rom, welches immer schon ausgedehnter und bevölkerungsreicher als das alte Wien im vergleichbaren Zeitraum war. Entsprechend war auch diese Straße weiter vom Zentrum der Stadt entfernt und folgte zumeist dem Verlauf der aurelianischen Stadtmauer, im Osten jedoch dem Lauf des Tibers. Und die Planer des Königs hatten bei der Anlage dieser Straße groß gedacht. Sogar sehr groß! Vier Fahrspuren in beide Richtungen, getrennt durch einen breiten, mit Bäumen und Gras bewachsenen

Streifen, welcher durch schlanke Brücken für Fußgänger zu erreichen war. Straßen mit drei Fahrspuren nach Norden, Westen und Süden führten in die Außenbezirke, wo außerhalb dieser Strada Cirulare das moderne Rom lag, eine geschäftige und quirlige Großstadt des Dampfzeitalters und der belle Epoque. Eine Stadt des Dolce Vita und der Feiern. Breite, zumeist in beiden Richtungen zweispurige Straßen durchzogen eine Stadt, deren Häuser manchmal sagenhafte neun, zehn Etagen oder mehr in die Höhe strebten, die Dampfkraft betrieb öffentliche Verkehrsmittel und sorgte für die Elektrizität, mit welcher die Häuser beleuchtet wurden. Auch die Gebäude der Altstadt. In dieser waren aber nur Fahrzeuge des öffentlichen Verkehrs und kleine, dreirädrige Lieferfahrzeuge zugelassen, größere konnten die Brücken, welche über die ‚Circonvallazione' führten, gar nicht passieren. Verglichen mit Rom war Wien eine beschauliche und ruhige Kleinstadt geblieben. Auch, was die Anzahl der Fahrzeuge anging. Es schien, als wolle jeder Römer zumindest eine kleine Dampfgig sein eigen nennen und damit die Straßen blockieren. In den Westen führte die breite Brücke Vittorio Emanuele zuerst über den Tiber und dann in ein gemütliches Villen- und Palastviertel, wo die Adeligen und Reichen praktisch unter sich waren.

Es hatte in Rom wie überall auf der Welt immer schon Bordelle und Prostituierte gegeben, nie aber mehr als zu jenen Zeiten, da die Päpste die unumstrittenen Herrscher waren. Vor allem die Zeit des 10. Jahrhunderts war in die Geschichte Roms als das Zeitalter der ‚Pornokratie' eingegangen, Mätressen herrschten über die mächtigsten Männer der Christenheit, die Päpste. Über Papst Sixtus IV schrieb nach seinem Tod am 12. August 1484 der Senatsschreiber Stefano Infessura in sein Tagebuch, dass er nur die Wollust, Prunksucht, Gier und Eitelkeit gelebt, Wucher betrieben und Ämter verkauft hätte, und er seine liebsten Lustknaben zu Kardinälen erhoben hatte. Für letzteres gab es keine Belege, für die Einrichtung einiger Bordelle in Rom, deren Erlös direkt in die Kassen des Papstes und des Vatikans floss, schon. Man konnte davon ausgehen, dass sowohl

im 10. als auch später im 15. und 16. Jahrhundert mehr als jede zweite Frau in Rom ihren Körper so teuer wie nur möglich verkaufte. Und durchaus gute Preise erzielen konnte, denn die meisten Kirchenmänner verfügten über gute Einkommen oder bereits geerbtes Vermögen, zumeist über beides. So konnte man denn mit Fug und Recht sagen, dass der wirtschaftliche Aufschwung und der Reichtum des weltlichen Roms im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit nicht unbedingt durch fleißiger Hände Arbeit entstanden war.

Jetzt, am Ende des 19. Jahrhunderts, nach der Säkulierung, waren es insgesamt wieder weniger Prostituierte geworden, aber eine Organisation hatte auch in Rom einen großen Anteil an diesem Geschäft erworben. Besonders im hochpreisigen Luxussegment boomte das Geschäft mit den exotischeren Spielarten der Erotik immer noch ausreichend, es handelte sich dabei um jene Spielarten, welche die Betroffenen im Allgemeinen nur ungern an die große Glocke hingen. In den meisten größeren Städten Europas hatte der Orden der Kinder des Herrn unter den Namen ‚Der Goldene Frühling' erfahrene Damen vom horizontalen Gewerbe als Geschäftsführerinnen angeworben, denn es gab drei Ressourcen, die am schnellsten und einfachsten mit der Befriedigung sexueller Gelüste zu lukrieren waren: zum ersten natürlich Geld, denn jede vorbereitete und zielgerichtete Revolte verschlingt Unmengen an monetären Mitteln. Zum zweiten absolut treue, wenn möglich blind gehorchende, fanatische und hörige Anhänger. Gläubige, von denen man im Notfall auch einige hundert oder tausend als Märtyrer opfern konnte. Und zum dritten selbstverständlich Informationen. Die postkoitalen Plaudereien, die Prahlereien der Männer, wenn sie nachher entspannt im Bett lagen. Oder anderswo.

Die Organisation, und vor allem die Um qadasa Bidhara, machten sich keine großen Illusionen über ihre Gefolgsfrauen und deren Beweggründe. Aber sie war bereit, diese Personen als niederen Adel in der neuen Weltordnung willkommen zu heißen, wenn sie gute Arbeit im Namen des Ordens leisteten und ihren Beitrag

zum Umsturz leisteten. Diese Soldatinnen für die gute Sache mussten im Diesseits belohnt werden, damit die Seelen der Ordensschwestern und -Brüder frei von Sünden bleiben und ins jenseitige Paradies gelangen konnten. Denn was auch immer an Sündhaftem für die Errichtung des goldenen Zeitalters getan werden musste, sie taten es – und damit war nicht die Sexualität gemeint, welche selbst die Qadasa Bidhara nicht für Sünde hielt.

In Rom lag die Sache ein klein wenig anders. Die Leiterin des Zirkels musste nicht mit materiellen Vorteilen geködert werden, denn sie hasste den Katholizismus und hier vor allem die mit höheren Weihen ausgestatteten Priester aus tiefstem Herzen und arbeitete daher aus voller Überzeugung und mit nicht geringem Hass im Herzen am Sturz des klerikalen Machtapparates. Schon sehr früh in ihrem Leben hatte sie für sich feststellen müssen, dass man einem Priester ebenso wenig wie einem Bischof vertrauen konnte. Als sie bei dem für ihren Bezirk zuständigen Bischof ihre Vergewaltigung durch Pater Giominali, der sie in der Schule unterrichtete, melden wollte, hatte der Oberhirte nur Spott und Hohn für sie übrig gehabt. Er zwang ihr im Gegenteil ebenfalls eine für sie abgrundtief demütigende sexuelle Handlung auf, ehe sie sein Büro endlich wieder verlassen durfte. Seither hielt sie verständlicherweise alle Pfaffen für Vergewaltiger und perverse Schweine. Chiara machte die Mission des Frühlings vollständig zu der ihren, denn sie konnte an das ‚mein ist die Rache, spricht der HERR' nicht mehr glauben. ‚Meine Rache ist meine eigene Sache, und die Pfaffen sollen für meine Demütigung noch im Hier und Jetzt bezahlen' war das Credo Chiara Amussettis geworden, und wenn sie sich dafür prostituieren musste, dann war es ihr auch das wert. Hauptsache, die heuchlerische katholische Kirche bezahlte endlich den Preis für die von ihr gezwungenermaßen erduldeten Missetaten der geweihten Priester. Und dem damaligen Bischof und jetzigem Kardial Pietro Mussirimi würde sie eines Tages eine Salami tief in den Rachen stopfen, immer wieder und

wieder, bis er endlich daran erstickte. Wobei sie sich bei der Sorte der Wurst noch nicht endgültig festlegen wollte.

Auf dem Quirinal stand in der Nähe der Chiesa die Sant‘ Inganzio di Loyola und des berühmten Pantheon der Palazzo Grazioli an der Via del 14. Marcho der Palazzo Contadino. Im Stil des Empire Ende des 18. Jahrhunderts erbaut wies das Gebäude klare und schlichte Formen auf, jedoch lenkte die prunkvolle Zier mit vergoldeten Kokarden, Siegeskränzen und Büsten den Blick von der eigentlichen klaren Linienführung und Schönheit des Gebäudes ab. Hier hatte sich Chiara Amussetti mit der Unterstützung des Goldenen Frühlings eingemietet und hielt ihre spiritistischen Zirkel ab, doch für das ‚leibliche Wohl‘ ihrer Gäste außerhalb ihrer Sitzungen hatte sie nicht nur einen exzellenten Koch, sondern auch eine eigene Padrona del Casa Puttana engagiert und überließ dieser alle Aktivitäten in dieser Richtung. Diese erfahrene Lupa sorgte dann an den Abenden dafür, dass alle Gäste auf ihre Rechnung kamen und sich dem Bund mehr und mehr verbunden fühlten.

+

Ebenfalls auf dem quirinalischen Hügel stand der nach ihm benannte Palazzo, welchen die Päpste seit Gregor XIII seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert bis 1871 als Sommerpalast nützten. Danach zog Vittorio Emanuele in den prächtig ausgeschmückten Palazzo del Quirinale und ernannte ihn zum Königsschloss des neuen italienischen Reiches. Auch sein Sohn Umberto Rainiero Carlo Emanuele Giovanni Maria Ferdinando Eugenio di Savoia und seine Frau Margarethe bewohnten nach seiner Thronbesteigung dieses Gebäude.

„Ich kann diese Deckenfresken bald nicht mehr sehen“, beschwerte sich der Re d’Italia wieder einmal bei seinem Premierminister während einer Sitzung. „Ich

bin zwar Katholik, aber diese Omnipräsenz der Heiligen während ihres Martyriums sind einfach zu viel für mich.“

„Vielleicht wollten die Päpste stets an ihre eigene Unvollkommenheit im Vergleich zu diesen mutigen Männern und Frauen erinnert werden“, vermutete Francesco Crispi.

„Ach? Ist nicht der Papst seit einigen Jahren unfehlbar?“, spöttelte der König. „Die Bischöfe haben es doch beschlossen, also muss er es sein. Rückwirkend wohlgemerkt!“

„Warum sollten sich die Päpste sonst mit diesen Grausamkeiten zu umgeben wünschen, Majestät?“

„Vielleicht, weil sie einfach einen Hang zur…“ Ein Pochen an der Tür enthob Umberto einer sofortigen Antwort.

„Majestät, Collonello Luigi Granetti von der Guardia Segreti bittet darum, Euch sprechen zu dürfen“, meldete ein Diener.

„Dann soll er hereinkommen“, befahl der König.

Der Colonello war ein unauffälliger Mann, den man auf der Straße keines zweiten Blickes würdigen würde, ginge man an ihm vorbei. Er verschmolz beinahe perfekt mit seinem Hintergrund und wurde beinahe unsichtbar.

„Also, Colonello, was haben sie herausgefunden?“ überfiel ihn Umberto, kaum dass Luigi den Arbeitsraum betreten hatte.

„Die Briten haben uns die Liste der Überlebenden von Balyul zukommen lassen, Majestät. Und ihr Botschafter bespricht bereits mit dem Außenminister die Bedingungen für eine baldige Repatriierung. Aufgrund der hohen erlittenen

Verluste auf unserer Seite stellt er keine unerfüllbaren Forderungen. Das Lazarettschiff der kakanischen Flotte im Roten Meer ist bereits nach Mogadischu unterwegs, um die Schwerverwundeten dort den Händen unserer Krankenhäuser zu übergeben. Admiral Hershy der britischen Flotte aus Aden hat außerdem einem unserer Beobachter, den wir ganz offiziell mit einem Avisoluftschiff entsandt haben, einen Besuch im Internierungslager erlaubt. Der ranghöchste Überlebende ist Colonello Conte Jacopo di Maranio, und er hat vor der Internierung einen Spähtrupp ausgesandt. Mit dem Befehl, diese Trommel zu bergen!“

„Und woher kommt das Ding?“, fragte Premierminister Crispi.

„Das – ist uns immer noch ein Rätsel, Exzellenz. Es ist ein Wunder. Die Guardia Segreti ist nicht geschult, Wunder zu erkennen! Aber es gibt in Rom eine Enklave von Personen, die berufsmäßig mit Wundern zu tun haben!“

„Den Vatikan“, seufzte Crispi. „Ich fürchte, der Papst wird dem König nicht sehr bereitwillig helfen wollen. Unser Verhältnis ist – sagen wir – angespannt.“

„Wir benötigen einen Sieg, Crispi! Bald!“ Die Faust des König donnerte auf den Schreibtisch, als Colonello Luigi Granetti sein Arbeitszimmer verlassen hatte. „Jetzt mehr denn je!“

„Majestät, das wird nicht so leicht…“ Crispi stockte, dann verzog ein sardonisches Lächeln seine Züge. „Doch, es geht. Wir gehen über Tripolitanien nach Abessinien!“

„Ein Sieg über die Berberkorsaren? Da wäre uns auch noch der Beifall des restlichen Europas sicher. Aber Libyen ist, von der Küste abgesehen, eine wertlose Wüste! Abessinien brächte zumindest Kaffee – und noch irgend etwas anderes, denn der Negus leistet sich ja eine massive Verteidigungslinie.“

„Wir bringen diese Wüste zur Blüte, Majestät. Wir pumpen Grundwasser aus dem Boden und bewässern einmal ein kleines Stück Land, damit das Gras den Boden zusammenhält, dann ein größeres Gebiet. Dort, wo Gras wächst, wird dann Korn gedeihen. Im Schichtstufenland von Dschabal Nasufa könnten Gold- Eisen- oder sonstige Metallvorkommen sein, im Vulkangebiet Diamanten."

„Wenn es machbar wäre, hätte Britannien oder Frankreich schon lange diesen Plan durchgeführt!"

„Es wäre in der Tat lange Zeit ein Minusposten im Budget", strich Crispi über seinen Bart. „Aber eine gute Tarnung für unsere Truppen, Richtung Abessinien zu ziehen und von hinten anzugreifen!"

„Bis wir zum Nil kommen", wehrte der König unwirsch ab. „Dann sieht man unsere Truppen!"

„Wirklich, Majestät?" Crispi lehnte sich vor und flüsterte dem König etwas ins Ohr. Umberto begann leise zu lachen, bis er ungeniert loslachte,

+

Das großräumige Bureau war nicht übermäßig prunkvoll eingerichtet, ein großer Schreibtisch, ein gut gepolsterter Sessel für den derzeitigen Besitzer des Raumes und einige etwas weniger gute für dessen Gäste. Der hagere, beinahe haarlose Kurienkardinal und Camerlengo des Papstes, Luigi Oreglia di Santo Stefano, war sechzig Jahre alt, als er seinem Herrn Vincenzo Giacchino Pecci, der seit 1878 als Leo XIII auf dem Stuhl Petris saß, eine Tasse Tee von der Anrichte reichte. Zuvor gab er genau bemessene 30 Tropfen eines Weißdornextraktes hinzu. Leo verzog das Gesicht.

„Du weißt schon, dass du mich nicht beerben wirst, Luigi?“, fragte der Papst. „Es ist noch nie ein Kammerherr der neue Papst geworden. Er organisiert das Konklave, ist aber kein Teil davon!“

„Wäre es anders, und hätte ich nicht durch Euren Tod die größten Scherereien, vom Papierkram ganz zu schweigen, könnte ich schon in Versuchung sein, Euer Herzmittel einmal zu vergessen, Heiligkeit“, grinste der Camerlengo das Oberhaupt der Katholiken unverschämt an, während er die Tasse vor ihn stellte. „Nur um mir Eure endlosen Beschwerden nicht länger anhören zu müssen.

Leo trank ein Schlückchen. „Würdest du dich dann nicht langweilen?“

„Langweilen?“, rief Luigi empört. „Sagten Heiligkeit wirklich langweilen? Ein Paradies wäre es, endlich nicht mehr die Beschwerden Euer Heiligkeit zu hören und dafür im stillen Gebet meine Zeit zu verbringen!“

„Ist das so?“, schmunzelte Leo gutmütig.

„Wenn Heiligkeit jetzt den Mund halten und gütigst seine Medizin nehmen wollen?“, forderte Luigi. „Vielen Dank, Heiligkeit!“

+

Im Süden des Vatikans verlief die Via Aurelia über den Hügel Gelsomino in einer Serpentine bis zur Mauer des Vatikans. Ziemlich weit oben auf diesem Hügel in Transtiber-Bezirk nahe der geschichtsträchtigen Villa Piccolomini stand an jener Stelle, wo später die Chiesa santa maria mediatrice zu finden war, im Jahre 1889 noch ein wenig auffälliger, mit wenigen Art-Deco-Elementen versehener Bau. Eine nicht allzu große moderne Villa, aber mit der neuesten Technik ausgestattet, auf alten Fundamenten gebaut. Den Grund und Boden hatte Chiara Amussetti vom 1861 gegründeten Italienischen Staat mitsamt der Ruine eines achteckigen

Pavillons relativ günstig käuflich erworben und die vorhandenen Mauern als ansprechendes Zierat in ihren Neubau zu integrieren gewusst. Der Sage nach sollte sich in eben jenem Liebesnest Alexander VI, der berüchtigte Borgia-Papst, mit la bella Giulia Farnese, seiner bevorzugten Mätresse, getroffen haben. An diesem Gerücht mochte durchaus ein wahrer Kern stecken, denn bei dem Wiederaufbau durch Chiara Amussetti war in den Kellergewölben ein alter, gemauerter Tunnel gefunden worden, welcher in die Richtung des Vatikans verlief.

Die gar nicht wenigen Kleriker, welche diese Villa Vere Aureum besuchten, erfuhren von diesem Fund allerdings nichts und mussten immer noch unauffällig gekleidet über die Via Aurelia herauf gehen, an welcher aber zumindest nur wenige Häuser zu finden waren und so die Gefahr einer Entdeckung gering war. In diesem Haus hielt man sich auch nicht lange mit Seancen auf, hier konnte man gleich zu den intimen Sachen kommen. Das Vere Aureum gab gar nicht vor, etwas anderes als ein Bordell der gehobenen Klasse zu sein. Die offiziell im Zölibat lebenden Kleriker des Vatikan sprangen auf dieses dem Vatikan nahe liegende Angebot rasch an, Chiara hatte einige Männer und Frauen engagiert, welche den Kirchenfürsten selbst für die seltsamsten Praktiken zu Diensten waren. Ganz diskret, versteht sich. Die Senora del Casa selbst trat allerdings nur noch selbst in Aktion, wenn einer der Herren sich zu unterwerfen wünschte. Oder ein wenig Schmerz erleben wollte. Anliegen, welche gar nicht so selten an die Domina Chiara heran getragen wurden, wie man eigentlich vermuten sollte. Allerdings belauschte sie gerne unbemerkt ihre Gäste, nicht so sehr während ihrer sexuellen Ausschweifungen, sondern in der postkoitalen Entspannung, wenn Alkohol und Befriedigung die Zungen lockerten. Gleichzeitig trugen ihr und dem goldenen Frühling absolut treue Diener heimlich, still und leise den Schutt aus dem versteckten Gang und renovierten brüchige und einsturzgefährdete Stellen.

„Dieser Gang geht immer noch fast ganz genau nach Nordwesten, Donna Chiara!“ Ein Vermessungstechniker breitete einen Plan vor ihr aus. „Wenn der Gang wirklich ebenso gerade bleibt, dann sollte er unter dem Torre Borgia durchgehen. Was durchaus Sinn ergäbe, falls das hier wirklich Alexanders Liebesnest mit la Bella Giulia war. Die Machart des Stollens passt jedenfalls so ziemlich zu der Art, wie damals gebaut wurde.“

„So, so, unter den Torre Borgia.“ Chiara trat an das Fenster, von welchem sie einen hervorragenden Ausblick auf den Vatikan hatte. „Dort sind auch die Appartemento Borgia, und wenn ich die Worte einiger meiner Gäste richtig verstanden habe, geht es von dort unterirdisch zu den geheimen Archiven und sonstigen Lagern des Vatikans. Welche Schätze aus beinahe zweitausend Jahren dort wohl lagern mögen? Wie viele Erfindungen, von bigotten, scheinheiligen und kurzsichtigen Klerikern als Ketzerei abgetan und die Erfinder zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt? Und warum? Nur der reinen Macht wegen.“

„Es wird Zeit, die Herrschaft der Kirche über die Gedanken der Menschen zu brechen und ein neues Zeitalter einzuläuten, Donna!“ Der Techniker war neben sie getreten und betrachtete mit ihr den Kirchenstaat. „Ein neuer Messias, eine neue, eine goldene und gerechte Weltordnung!“

„Ich hoffe es, Luigi“, seufzte Chiara. „Ich hoffe es sehr. Aber was ich genau weiß, ist dass diese Pfaffen da drüben versagt haben. Sie haben versprochen, den Menschen ein glücklicheres Leben zu schenken und ihre Versprechen gebrochen. Sie sind nur und ausschließlich an ihrer Macht und der Befriedigung ihrer niedrigsten Gelüste interessiert. Ihre Macht muss gebrochen werden!“

„Das wird sie, Donna! Wenn alles gut geht, sind wir morgen Nacht am Ziel!“

+

Der Pater Archivar Giovanni Manatti schob den großen, schweren Schlüssel in das Türschloss und drehte ihn zweimal herum. Ein Ritual, wie er es jeden Abend zu seiner Gewohnheit gemacht hatte.

„Hoc clausum est“, sprach er danach die bereits seit Jahrhunderten unveränderte Formel, und ebenfalls wie jeden Abend rüttelte der ihn begleitende Leutnant der Schweizer Garde in seiner rituellen rot-blau-gelben Uniform an der Klinke und vergewisserte sich, dass die Tür auch wirklich verschlossen war.



„Suus vere clausa“, bestätigte Leutnant Franz Burckhardt mit ebenso alten Worten.

„Nun, Leutnant, wenn das erledigt ist, dann darf ich Sie vielleicht auf ein Glas Wein einladen.“ Der kleine Priester mit der dicken Brille hing sich den Schlüsselbund an den Gürtel seiner Kutte.

„Einen Montepulciano d’Abruzzo vom Weinberg Ihrer Eltern, Pater? Da könnte ich wirklich schwach werden.“

„Einen Jahrgang 1887, Tenente. Ein besonderer Tropfen!“ Eine weitere Tür fiel zu und schnitt die Geräusche des Priesters und des Gardeleutnants ab.

Ein unscheinbares Stück Wand schob sich zur Seite und entpuppte sich als Geheimtür, Chiara Amussetti stieg über die Schwelle und hob ihre Laterne.

„So weit, so richtig“, flüsterte sie, und Luigi Pastrozzo kletterte hinter ihr aus dem Gang. „Hier ist für das erste einmal Ende, aber – sehen wir uns das Schloss doch einmal genauer an!“

„Was erhoffen Sie sich eigentlich zu finden, Donna Chiara?“

„Seit Jahrtausenden kommen immer wieder wundertätige Gegenstände zu den Menschen, Luigi!“ Chiara führte einen stabilen Hacken in das alte, große Schloss ein, während sie sprach. „Die Hebräer, und auch wir vom Goldenen Frühling glauben, entweder von Gott selbst, wie die Steintafeln mit den Gesetzen, welche er Moses gab, oder nach göttlichem Gebot von Menschen gemacht, wie die Bundeslade. Einige haben Jesus und Maria von Magdala auf ihrer Flucht nach Alexandria gebracht, aber es sind auch welche in Jerusalem geblieben. Jetzt wollen wir sehen, ob einige davon hier gelandet – hallo! Das ging ja leicht! Komm schon, Luigi, nur ein Blick!“

Dem erstaunten Blicken von Chiara und Luigi enthüllten sich endlos scheinende Reihen von Regalen, zum Teil mit Büchern, zum Teil mit Schriftrollen gefüllt. Weiter hinten schienen Gegenstände zu lagern, und ein warmer Schein, welcher weder von einer Flamme noch von elektrischem Licht zu stammen schien, erleuchtete den riesigen Saal.

„Wo kommt bloß das Licht her“, flüsterte Luigi nervös, und Chiara zuckte mit den Schultern.

„Lass uns nachsehen. Komm mit!“

„Aber…“

„Komm schon!“ Die Frau zog den Widerstrebenden am Ärmel mit sich und eilte dem Ursprung des Lichtes zu. Abrupt blieb sie stehen, als sie ihn endlich

erreichte.

„En touto nika“, flüsterte sie überrascht! „In hac victoria! Durch dieses siege! Luigi, das ist der echte Gegenstand, dem Konstantin seinen Sieg über Maxentius verdankt. Kein seltsames auf Schilde gepinselte Chi-Rho-Monogramm, das die Kirche später daraus gemacht hat.“

„Ein Rad mit sechs Speichen, das aus sich leuchtet?“

„Das ist ein echtes Wunder, Luigi! Das muss ein Rad des Merkaba sein. Des Himmelswagens, den der Prophet Ezechiel beschreibt!“

„Wir sollten wieder gehen und uns überlegen…“

„Du hast recht. Gehen wir, Luigi. Die Um qadasa Bidhara muss davon erfahren und unser weiteres Vorgehen bestimmen. Das Rad des Merkaba! Es ist unglaublich, wirklich unglaublich!“

*

Antarktika

Ziemlich genau 2.500 Kilometer südlich der beiden Māui-Inseln begann das wohl unwirtlichste Land in Verband der Donaumonarchien, das Kaiser-Leopold-Land auf dem antarktischen Kontinent. Dort nahm auch eine Gebirgskette mit einigen Vulkanen, so auch dem 1792 ausgebrochenem Maria-Anna-Vulkan, ihren Anfang. Es war alles in allem ein Gebiet, gegen welches selbst Sibirien und Alaska als gemütlich und wohlig warm bezeichnet werden konnten.

Entdeckt wurde dieser Teil des Südkontinents von der Kolowrat-Liebsteinsky-Expedition unter Kapitän Mirko Slovic am 5. Dezember 1839. Hochsommer in der Antarktis. Mirko war von Māui im Auftrage des Geheimen Staatsrates Fürst

Franz Anton von Kolowrat-Liebsteinsky aufgebrochen, um die Meere südlich der beiden Inseln zu erforschen. Auch der als liberal geltende Gegenspieler des Fürsten Metternich wollte keinen unbekannten feindlichen Stützpunkt in unmittelbarer Nähe des Gebietes des deutschen Bundes, also griff er in seine Tasche und rüstete drei Dampffregatten mit Notfallbesegelung und gepanzertem Rumpf für diese Reise aus. Immerhin war das Vaporid noch nicht erfunden, und wenn die Expedition überwintern musste, war die Kohle im Ofen wichtiger als im Dampfkessel. Zudem erhielten die Schiffe noch eine zusätzliche Panzerung an der Wasserlinie und einen verstärkten Bug.

Die Expedition fand südlich von Motu Maha, Motu Ihupuku und Motu Mahu lange Zeit nur eiskaltes Wasser und einige kahle Felsen vor. Am 5. Dezember sichtete der Ausguck dann eine lange, zusammenhängende, eisbedeckte Küste, welcher er, nachdem er am nördlichsten Kap eine Flagge mit dem Doppeladler gehisst, das Gebiet großflächig nach seinem Herrscher Kaiser-Leopold-Land benannt und für Österreich in Anspruch genommen hatte, nach Südost folgte. Den Punkt der ersten Landung nannte er natürlich nach dem Mäzen der Fahrt Kap Kolowrat-Liebsteinsky. Einige Tage mit langsamer Fahrt die Küste entlang fiel ihm ein besonderer Bergkegel auf. Mirko Slovic war zwar in erster Linie als Seemann ausgebildet, hatte aber auch als Kartograph seine Erfahrungen gesammelt. Außerdem hatte er selbstverständlich auch noch Geo-, Zoo-, Phyto- und noch andere -logen und auch -iker an Bord, aber selbst dem jüngsten Matrosen fiel der einzige schneefreie Berg weit und breit sofort ins Auge. Ein Schichtvulkan, wie Professor Horst Dvorak aus Budvar sofort erkannte, und da er der leitende Geologe der Expedition war und zudem über einiges an einschlägiger Erfahrung verfügte, blieb diese Einstufung unwidersprochen. Slovic, Dvorak und ein weiterer -loge, nämlich der Vulkanologe Rainer Weißhaupt setzten mit einigen Matrosen über und hissten auch hier einen schwarz-goldenen Doppeladler, um das Gebiet für Habsburg und den deutschen Bund in Besitz zu

nehmen. Weißhaupt interessierte sich vor allem für das Datum des letzten Ausbruchs, welcher seiner Meinung nach noch nicht lange her sein konnte.

Nachdem die Gebiete in der Antarktis in Besitz genommen worden waren, gerieten sie wieder in Vergessenheit, denn es gab dort einfach keine großartigen Naturschätze, deren Ausbeutung sich bei den dort herrschenden Verhältnissen gelohnt hätte. Wenn gerade einmal im Dezember und Januar die Temperaturen über den Gefrierpunkt steigen konnten und es nur dem Salzgehalt des Wassers zu verdanken war, dass Schiffe auch von November bis Februar mit Glück eine freie Fahrrinne fanden, wenn im Juli 25 Minusgrade und mehr keine Seltenheit waren und Stürme über das Eis fegten und die Schneewehen meterhoch auftürmten, dann kostete ein ganzjähriger Aufenthalt wohl mehr als er an Gewinn brachte. Von der Unmöglichkeit, etwa ein halbes Jahr dem dort überwinternden Personal Nachschub zu bringen ganz zu schweigen. Auch die Briten hatten 1841 eine Südpolexpedition entsandt, die HMS EREBUS und die HMS TERROR unter Sir James Ross. Die Karten der beiden Expeditionen wichen kaum von einander ab, und Britannien beanspruchte schließlich die antarktische Halbinsel südlich von Feuerland für sich. Erst einmal ebenfalls ohne große Pläne für das neue Territorium zu haben. Die anderen Staaten sahen die beinahe identischen Karten und verzichteten darauf, eigene Schiffe in die unwirtliche Gegend zu entsenden. Die Antarktis war und blieb wertlos, zumindest derzeit.

Nachdem Nikolaus Novacek 1849 während einer genauen Analyse der Lavagesteine auf dem Nebelland-Vulkan in der Whakatane-Bucht die molekulare Verbindung Vaporid fand, suchten österreichische Expeditionen auf der ganzen Welt nach natürlichen Vorkommen dieses Stoffes. Doch fündig wurde man an keiner der leicht zugänglichen Stellen. Und da 1853 die synthetische Herstellung des Vaporids gelang, schien eine weitere Suche auch nicht mehr nötig. Doch das Schicksal hatte noch einen Trumpf im Ärmel. Die kakanische Bürokratie.

○

„Ferdl!“

„Wås is denn?“

„Mir sollt’n do die Vulkane überall dort auf der Welt untersuch’n lass’n, wo mir hindürfen!“

„Und?“

„Mir – also die Donaumonarchien – hätten do no an Vulkan im Besitz! Und der hat no kan Haček dahinter! Also war do no kaner!“

„Ja da schau her! Wo denn?“

„Am Südpol!“

„Wird wohl nix bringen, dort jetzt no a Schiff hinschicken!“

„Aber mir hab’n do den Auftrag, alle erreichbar’n Vulkane zu untersuch’n. Und als Beamter kann i a net einfach mein Servas unter den Bericht setzen, ohne dass i g’meldet hätt‘, dass aner fehlt!“

„Na, dann schickst halt ein Schiff los. Da unt‘ is do eh grad Sommer!“

○

Und so nahm die MAXIMILIAN WOLKERSFELD im Jänner 1856 Kurs auf die Antarktis. Mit an Bord war Ferenc Hostany aus Budapest, ein international bekannter und anerkannter Chemiker. Seine Entdeckung führte dann zu einer ständig bewohnten Station an der Slovic-Bucht, denn er fand dort den bisher stärksten Booster für das synthetische Vaporid. So entstand an der Küste am Fuß

des Maria-Anna-Vulkans die Hahn-Siedlung, benannt nach dem Generalkapitän der SÜDLAND-Expedition. Dank des Vaporids war es jetzt auch kein unüberwindbares Problem mehr, eine ganzjährig bewohn- und betreibbare Station und schwerste Einbrecher zu konstruieren, welche selbst im April, Mai, September und Oktober die Schiffsrouten vom Kap Kolowrat-Liebsteinsky nach Māui noch freihalten konnten. Juni, Juli und August hatten aber selbst die modernsten Schiffe keine Chance mehr gegen das massive Packeis. Dann übernahmen schnelle Motorschlitten die Verbindung zu den Baleni-Inseln, wohin selbst in den kältesten Monaten die Eisbrecher gerade noch fahren konnten. Zwischen dem Fort und dem Hafen hatten die Österreicher zwei etwas über 550 Kilometer lange gut isolierte Stahltunnel tief im Permafrost und Fels verankert und darin Geleise für Güter- und Personenzüge verlegt, insgesamt sogar vierspurig, um im Bedarfsfall Eilzüge einsetzen zu können und im Notfall eine Ausweichstrecke zur Verfügung zu haben.

Um genau zu sein, bestand Hahn-Siedlung aus acht rund um den Vulkan verteilten Habitaten, und in jedem stand stets ein Expresszug zu weiter entfernten Notfallunterkünften bereit, um im Falle eines neuerlichen Ausbruches des Maria-Anna-Vulkans die Bevölkerung rasch evakuieren zu können. Da der Vulkan nicht nur ein Vorkommen des Vaporidboosters bot, sondern ebenfalls eine veritable Diamantenpipe, und dazu noch weiter im Landesinneren auch Silber, Blei und Eisenerz zu finden war, konnten die Donaumonarchien den Arbeitern recht großzügige Risikozulagen zahlen. Und natürlich auch den dort stationierten Soldaten, denn eine auf der Landkarte gezogene Linie war ja nun wirklich kein Hindernis für etwaige zu allem entschlossene Konkurrenten. Und diese gab es natürlich irgendwann auch. Anfangs war der sommerliche Schiffsverkehr zwischen Māui und der Antarktis von den Weltmächten mit Ausnahme Deutschlands noch unbemerkt geblieben, doch allmählich war die Existenz von Port Ludovika, dem Hafen am Kap Kolowrat-Liebsteinsky, beim besten Willen

nicht mehr geheim zu halten gewesen. Und natürlich begann man sich in den Machtzentren der Welt zu fragen, was die Österreicher da unten so weit in der südlichen Einöde trieben. Etwa 30 Jahre nach der Errichtung der Siedlung, im Januar 1886, öffnete Österreich den Hafen in der Bucht hinter dem Kap für Diamantenhändler aus aller Welt. Das Rätsel schien jetzt vorderhand einmal gelöst, auch wenn manche Geheimdienstchefs immer noch nicht gänzlich überzeugt waren. Italien beanspruchte jetzt doch noch ein Gebiet westlich des Kaiser-Leopold-Landes und erntete keinen Widerspruch von den Großen der Welt. Und die neuen Besitzer fanden tatsächlich etwas, aber es waren keine Diamanten. Allerdings konnte man sagen, dass das gefundene Mineral für Italien noch wertvoller war, denn seither war das Land von internationalen Lieferungen von Rohstoffen für Vaporid unabhängig. Es war zwar nur unwesentlich stärker als das übliche synthetische, der Abbau in den Tiefen eines lange erloschenen Vulkans lohnte sich für das Königreich aber doch.

Wieder ein Stück weiter westlich von Kap Kolowrat-Liebsteinsky und der italienischen Station Marco Polo lag der Gaußberg im Kaiser-Wilhelm-Land. Ebenfalls ein erloschener Vulkan, der seit der deutschen Südpolexpedition 1887 vom deutschen Kaiserreich beansprucht wurde. Das erklärte Ziel der Expedition war es, von dieser Basis aus den Südpol zu erreichen. Nachdem der Vulkan auf 66° 48‘ südlicher Breite lag, der Südpol bekanntlich auf 90° und der Abstand zwischen den Breitengraden konstant 111 Kilometer beträgt, machte das eine Entfernung von 2.863 Kilometer. Luftlinie. Aber auch wenn der antarktische Kontinent aus der Entfernung und von den Luftschiffen der Forschungsreisenden aus flach wie eine Eisscholle gewirkt hatte, war ein kerzengerader Kurs auf Dauer wohl nicht einzuhalten. Also begann der Leiter der Gauss-Expedition, der erst 24 Jahre alte Erich von Drygalski aus Königsberg, penibel alle 100 Kilometer ein Nachschubdepot anzulegen. Vaporid, Fleisch und Vitamin-C in konzentrierter Form. Das nahm natürlich einige Zeit in Anspruch, aber der junge Schüler des

berühmten Geographen Ferdinand von Richthofen wollte von seiner Tour, welche im November geplant war, seine komplette Mannschaft wieder zurück ins Camp Bismarck bringen.

Das Kap Kolowrat-Liebsteinsky lag bei 70°34“ und 59‘ südlicher Breite, der Hafen Port Ludovika in der angrenzenden Bucht war vor stürmischer See recht gut geschützt. Natürlich fror die Bay jedes Jahr spätestens gegen Ende des Monats Mai vollends zu und wäre nur mit großem Aufwand und viel Vaporid eisfrei zu halten gewesen. Das lohnte allerdings den Aufwand nicht, nur das Hafenbecken selbst in seiner gigantischen künstlichen Höhle aus Stahl wurde mit erhitztem Wasser aus einigen Düsen auf etwa minus 2 Grad Celsius erwärmt, um die Schiffe darin vor dem gefährlichen Presseis zu schützen. Die Schutzhülle überspannte den gesamten etwa 2 Kilometer langen Kai und reichte 250 Meter nach Norden in das offene Wasser der Bucht hinaus.

Jetzt, im April 1889, bemerkte man bereits ein Nachlassen der Aktivitäten, der antarktische Herbst kündigte den Winter bereits mit einer durchgehenden Eisdecke an. Immerhin betrug die Temperatur mittags nur noch an die 10 bis 12 Grad auf der Celsius-Skala, unter dem Nullpunkt, versteht sich. Aber noch konnten sich die modernen Eisbrecher der österreichischen Marine durch das Eis schieben und dem Verkehr immer wieder eine Fahrrinne öffnen. Bei diesen Eisbrechern kam nur hervorragender Stahl aus Neuhochadlerstein zum Einsatz. Die Panzerung des gesamten Rumpfes war stärker als die eines Schlachtschiffes, und doch dünn gegen jene des Bugs und des identischen Hecks, die 150 Meter langen Schiffe war so gebaut, dass es sich gleich gut vorwärts wie rückwärts bewegen konnte. Bis zu vier Meter dickes Eis konnte die schwere, starke Konstruktion zerbrechen, wenn die Eisdecke noch dicker wurde, konnte die Außenhaut des Schiffes zusätzlich auch elektrisch erwärmt werden. Bei etwa sechs Meter Dicke war dann allerdings endgültig Schluss, und bei Minus 20 Grad Außentemperatur ebenfalls. Aber noch war es für die fünf Eisbrecher kein

unüberwindbares Problem, die Fahrrinnen bis zum offenen, eisfreien Ozean frei zu halten, und die großen Diamantenhändler der Welt sandten ihre Käufe mit den österreichischen Versorgungsschiffen zuerst nach Māui, von wo aus sie in alle Welt weiter versandt wurden.

*

In ihren dicken, flauschigen Pelzmantel gehüllt stand Mietje van de Broggenkamp am Kai und blickte nach Norden. Die Angestellte des Nederland-Belgiën Unternehmens Hutjes en Partners, welches unter anderem auch mit Edelsteinen, Pelzen und Schmuck handelte, kam Abends ganz gerne hierher und sah von ihrer Position aus auf den schmalen Streifen Sternenhimmel zwischen dem vereisten Meer und der Kante des Stahldaches, von welchem manches Mal lange Eiszapfen hingen. Es lag für Mietje eine eigenartige, wilde Schönheit in diesem Bild, das sie nie müde wurde zu betrachten. Das, und, nun ja, Michael. Die Erinnerung zauberte ein Lächeln in ihr zartes Gesicht.

Sie hatte außer dem Anblick des Meeres auch die österreichischen Schiffe betrachtet, welche hier be- und entladen wurden, und so waren Fräulein Broggenkamp bereits einige Dinge aufgefallen. In Port Ludovika wurden, wie zu erwarten, Silber, Blei und Roheisen verladen, aber auch verschiedene Säcke aus dicht gewebtem und mit Gummi imprägnierten Stoff. Sie war einmal neugierig näher geschlendert, um einen Blick auf die Beschriftung der Verpackung zu erhaschen.

„Åchtung, Gnädigste!“ Eine raue Stimme riss sie aus ihren Betrachtungen, eine schwielige Hand hinderte Mietje am weitergehen. „Bei åll‘n Qualitäts- und Sicherheitsprüfungen, es is net g’sund, wånn ma unter aner Paletten steht, wånn de Kett’n åreißt!“

„Bitte?“ Mietje hatte nur Bruchstücke verstanden.

„Entschuldigung!“ Der Arbeiter grinste kurz. „Sie sind Holländerin?“

„Hört man das so stark?“

„Schon ein bisserl – ein wenig! Es klingt nett. Aber – na ja, es ist nicht eben gesund, unter einer Palette zu stehen, wenn die Krankette reißt. Und bei diesem Schiff hier, der KARIN, da blinken schon die gelben Lichter. Sehen Sie, jetzt werden sie rot, und dort kommen sie schon, die ersten Säcke!“ Tatsächlich wurde eine große Holzplattform mit vielen Säcken mit einem Ladekran quer über den Pier gehoben und in eine Ladeluke hinab gelassen. Die Luke sah Mietje nicht, aber die Farbsignale waren jetzt, wo sie Bescheid wusste, offensichtlich. „Abfall aus den Diamantenminen“, erzählte der Mann im Arbeitsanzug. „Gehen direkt über den Suezkanal nach Sulina am schwarzen Meer. Dort werden sie umgeladen und die Donau aufwärts bis nach Ulm transportiert. Dort wird es zu Schleifmittel verarbeitet.“

„Das ist interessant“, lächelte Mietje dem Mann zu und beäugte, wie der Kran zurücksetzte.

„Jetzt können Sie weitergehen, Fräulein“, erklärte ihr der Mann, doch sie blieb stehen und beobachtete, wie der Kran wieder eine Palette anhob und die roten Lichter angingen.

„Ich bin Mietje van de Broggenkamp von der Firma Hutjes en Partners“, hielt sie ihm danach die Hand hin, welche er galant nahm und einen Handkuss andeutete.

„Michael Ziegler“, stellte er sich ebenfalls vor. „Ich bin hier bei der Sicherung. Um Unfälle zu verhindern, Fräulein van de Broggenkamp.“

„Mietje“, forderte sie ihn auf.

„Gerne, Fräulein Mietje“, nickte er. „Dann bin ich Michael!“

„Natürlich. Sagen Sie, Herr Michael, wann haben Sie denn Dienstschluss?“

Zwischen der gebildeten Diamantenprüferin, welche fünf Fremdsprachen fließend beherrschte und dem einfach gestrickten, muskulösen Mitarbeiter der Hafensicherheit entwickelte sich den arktischen Sommer über allmählich eine Freundschaft, welche schließlich in einer stürmischen Romanze gipfelte.

„Willst du in den Himmel segeln, musst du mit Proleten vögeln“, vertraute Mietje ihrer Kollegin und Freundin Marguerite Delagere an. „Obwohl – Michael ist nur ein wenig ungeschliffen, gar kein echter Prolo. Aber in den Himmel…“

„Ja, schon gut“, unterbrach Marguerite ein wenig neidisch. „Ich werde scheinbar auch einmal die einfachen Kneipen unten am Hafen besuchen müssen. Sonst vertrockne ich noch ganz!“

So wurde die schlanke Holländerin mit den endlos scheinenden Beinen bald zum alltäglichen Bild im Hafen und Michael Ziegler zu einem von seinen Kollegen ziemlich beneideten Mann. Und Mietje erfuhr bald auch, was in den anderen Säcken transportiert wurde.

„Das sind Puzzolane, die jetzt, wo wir wegen der anderen Sachen schon einmal da sind, auch noch genug Gewinn abwerfen“, vertraute Michel seiner Freundin an und strich ihr über den Rücken bis hinunter zum wohl gerundeten Po. Er hob ihre blonden Haare vom Hals und küsste ihren nach den vorangegangenen Aktivitäten noch ein wenig schweißfeuchten Nacken, beobachtete voller Freude den wohligen Schauer, der sie durchlief. „Aber das lohnt sich nicht deshalb, weil die hiesigen so einen tollen, festen Zement ergeben, obwohl er genauso gut wie alle andern ist. Die reichen Leute zahlen Unsummen, weil das Zeug, wenn man es ganz fein schleift und poliert wie ein weißer Opal ganz zart in allen Farben schimmert und glänzt. So wie es halt auch die Wände hier in Port Ludovika täten, würde man sie polieren. Das hat man aber nicht überall gemacht, wir würden ja

sonst hier drinnen wahnsinnig werden! Aber, die Geltungssucht von manche G'stopften – also den Reichen – bringt den Donaumonarchien so manchen Gulden und uns hier eine gute Stellung!"

Außerdem sah sie manchmal, wie kleine, aber schwere Kisten unter schwerer Bewachung an Bord der Schiffe nach Māui gebracht wurden. Der erfahrenen Edelstein und -metallhändlerin fiel es nicht sonderlich schwer, den Inhalt dieser Kisten zu erraten. Es musste der Größe und dem Gewicht nach zu urteilen entweder Platin oder Gold sein. Kakanien schien hier also nicht nur Silber gefunden zu haben, sondern auch andere Edelmetalle abzubauen. All das erfuhr mit geringer Verzögerung auch die niederländisch-belgische Regierung, denn die Firma Hutjes en Partners gab es zwar wirklich, doch außer den Besitzern wusste kaum jemand, dass einer dieser Partner Jan Gruyvenbrook hieß und den holländischen Geheimdienst leitete. Michael seinerseits wusste zwar nichts davon, dass Mietje in erster Linie für die holländische Informationsagentur arbeitete, aber die Existenz der Vaporidfelder rund 450 Kilometer weiter südsüdöstlich hätte er niemandem verraten. Bei aller Liebe nicht. Und daher natürlich auch nicht, dass dieses Mineral in Puzzolansäcken getarnt die Antarktis verließ.

*

Die Verwaltung der kakanischen Antarktisgebiete, des Kaiser-Ferdinand-Landes, oblag Imre Kélemen. Imre stammte aus einer verarmten Adelsfamilie, er hatte sich bereits in der Verwaltung der Slowakei bewährt und mit seiner Bestallung als Gouverneur auch seine Erhöhung zum Markgrafen von Kaiser-Ferdinand-Land erhalten. Er war immer noch in erster Linie ein pragmatischer Administrator, der im Privaten auf ausufernden Luxus verzichtete. Sein eigenes spartanisch eingerichtetes Bureau war etwa 12 Quadratmeter groß, viele Chefs der internationalen Edelsteinhändler in Port Ludovika hatten doppelt so große. Der

einzige Luxus, den er sich bei seinem Bureau gestattete, war ein großes Fenster mit Ausblick auf den Elisabethplatz. 350 Meter lang und 300 breit, der Grund auf einer Ebene mit dem Hafen, in verschiedenen Ebenen insgesamt 5 Etagen hoch angelegt, von fünfstöckigen Hausfassaden umgeben und mit einer Kuppel aus bestem Stahlbeton überspannt, war der Platz das Zentrum der völlig überdachten Stadt, aber nicht der einzige Park. Dank der Erfindung von Quecksilberlampen durch Martin Leo Arons konnten auch unter der Betondecke Pflanzen gezogen werden, und dieses Licht und die Gärten waren sowohl für die physische, aber auch psychische Gesundheit in der eiskalten Wüste der Antarktis enorm wichtig.

Imre Kélemen, Markgraf von Kap Kolowrat-Liebsteinsky und Gouverneur von Kaiser-Ferdinand-Land, las am Vormittag des 23 Aprils 1889 die neuesten Nachrichten aus der Heimat, welche ein Postschiff gebracht hatte, als ein Beben Port Ludovika, das Bureau des Gouverneurs und seine Hoheit selbst erschütterten. Noch während er aufsprang, reagierten seine Untergebenen in der Alarmzentrale bereits, und eine gut durchgeplante Maschinerie begann auch ohne Befehl Imres zu arbeiten. Es ertönten in der ganzen Stadt die Alarmpfeifen, nur für den Fall, dass jemand noch am Ernst der Lage zweifelte und das Beben für ein technisches Problem hielt. Diese Pfeifen waren das unmissverständliche Signal, die unteren Ebenen sofort und ohne Verzögerung zu evakuieren. Weiter draußen in der Bucht schoben sich aus massiven Mauern, welche in einer Engstelle der Bucht aus Stahlbeton errichtet worden waren, starke Tore aus Ulmer Stahl und bildeten einen ersten Wellenbrecher, welche die stärkste Kraft des zu erwartenden Tsunamis nach einem Erdbeben brechen sollten. Die zweite Barriere schob sich aus den Mauern an den Enden des Kais und sollten den Hafen gemeinsam mit dem Schutzdach vor Überflutung schützen. Sieben Minuten hatten die Matrosen noch Zeit, ihre Schiffe zu verlassen, dann würde sich aus dem Kai selber die dritte Schutzwand heben. Sicherheit war den Erbauern über alles gegangen, und auch die Stadt selbst war wie ein Schiff in unzählige Abteilungen unterteilt. Es

war genau berechnet, wie lange es schlimmstenfalls dauern würde, eine Abteilung zu leeren, wobei natürlich die Flüchtenden aus der untersten Etage alle anderen zu durchqueren hatten. Dabei waren die breiten Rolltreppen des Erfinders Ernst Werner von Siemens eine große Hilfe, welche erst im vorigen Jahr nachträglich überall in den antarktischen Habitaten der Donaumonarchien eingebaut worden waren und die Etagen miteinander verbanden. Soweit sie nach einem heftigen Erdbeben noch funktionieren sollten. Regelmäßige Trainingsalarme und Evakuierungsübungen mit verpflichtender Teilnahme auch der ausländischen Bewohner der Hafenstadt hatten die für eine Flucht in die oberen Etagen benötigte Zeit nach und nach auf ein Minimum reduziert. Imre stand an der Fensterscheibe in seinem Bureau im fünften Stock und beobachtete, wie die Menschen, welche noch vor kurzem durch den gut geheizten Park flaniert waren, in großer Eile zu den glücklicherweise noch laufenden Rolltreppen liefen, während durch die Türen am Grund des Platzes weitere Personen auf den Platz strömten.

Im Hafen war Mietje van de Broggenkamp für eine Schrecksekunde wie versteinert gewesen, dann war die Stimme Michaels in ihrem Hirn erklungen.

„Die Alarmpfeifen sind kein Spaß, Mietje“, hatte er ihr eindringlich erklärt. „Wenn du das Signal hörst, dann vergisst du alles, auch mich, und läufst los, als wäre der Klabautermann persönlich hinter dir her.“ Zum ersten und zum letzten Mal in ihrer Beziehung hatte er ihr kurz weh getan, als er ihren Arm drückte. „Hast du mich verstanden? Ich bin vielleicht gerade am anderen Ende des Kais und muss einen ganz anderen Ausgang nehmen, wenn alles glatt laufen soll.“

Sie hatte genickt, und jetzt machte sie auf dem Absatz kehrt und lief so schnell wie möglich zu einer jetzt offenen Tür mit breiter runder Umrahmung, über welcher Notausgang und Emergency Exit standen, ein rot-oranges Drehlicht

lenkte zusätzliche Aufmerksamkeit auf diese Tore. Endlich konnte sie sich durch eines der Tore zwängen und sprang auf eine aufwärts führende Rolltreppe.

Ein Telephon auf dem Schreibtisch des Markgrafen läutete. Er hob es ab und bellte nur ein kurzes „Ja“ in das Mikrophon.

„Der Maria-Anna-Vulkan raucht, Hoheit“, kam eine gefasste Stimme aus dem Hörer.



„Sofort die gesamte Hahn-Siedlung evakuieren!“, blaffte Imre Kélemen kurz angebunden.

„Schon im Gange, Euer Hoheit!“

„Gut!“ Der Markgraf strich sich nickend über seinen haarlosen Kopf. Dann seufzte er. „Wie stark ist die Rauchfahne des Vulkans.“

„Nicht sehr stark, Hoheit. Aber das sagt noch nichts. Der Vulkan kann jederzeit ausbrechen. Oder in einigen Wochen, Monaten oder Jahren. Es gibt im Moment einfach keine Möglichkeit, den Zeitpunkt einzugrenzen.“

„Nun – bringen Sie die Leute in Sicherheit, dann warten wir zuerst einmal ab.“ Imre trommelte nervös mit den Fingern ein Stakkato auf dem Tisch, doch seine Stimme wankte nicht. „Lieber melde ich ihrer Majestät den Verlust einiger tausend Gulden als auch nur ein unnötiges Todesopfer.“

„Jawohl, Hoheit. Oberst Hannes Kaihao-Ika meldet sich ab. Melde mich wieder von der Beobachtungsstation Wolfgang von Kempelen wieder.“

Oberst Kaihao-Ika von der k.u.k. Infanterie rannte über eine leeren Straße des Habitats A der Hahn-Siedlung. Seine Soldaten hatten sicher bereits alle Gebäude untersucht und eventuelle Nachzügler zum Bahnhof getrieben oder geborgen, falls sie nicht mehr selbständig mobil gewesen waren. Jetzt warteten sie im letzten Zug auf sein Eintreffen, falls der Fahrer des Zugs nicht den Ausbruch des Vulkans bemerkte und volle Kraft auf die Räder schaltete, in der Hoffnung, dass auf gerader Strecke der Zug mehr Geschwindigkeit aufnehmen konnte als die austretende Lava. Dafür hatten sie auch eine recht gute Chance, wenn nicht gerade eine der gefürchteten pyroklastischen Ströme auftrat, welche bis zu 1.000 Kilometer in der Stunde zurück legen konnten. Selbst über Wasser, da die leichten Bestandteile der Gas-Staubwolke auf der rasch entstehenden Dampfschicht schwebten. Einer solchen Wolke konnte auch der schnellste Zug nicht davonfahren, ein solcher Ausbruch war für jeden, der sich in seiner Bahn befand, das sichere Todesurteil.

‚Der letzte dreht das Licht ab‘, dachte Hannes sarkastisch, als er in den Wagen sprang. Major Petar Kovačić hieb auf einen deutlich markierten Signalknopf.

„Los, los, los!“, rief der Kroate, doch dem Lokführer reichte schon das Aufleuchten der Signallampe. Seine Rechte schob den Schubhebel des schweren Triebwagens ruckartig nach vorne, elektrische Energie floss durch die Leitungen in die starken Magnete der Motoren und der Wagen nahm rasant Fahrt auf. Etwas

mehr als 70 Kilometer weit, dann bremste er wieder ab. Es gab hier die Haltestelle WvK, Wolfgang von Kempelen, in welcher üblicherweise die Züge nach Port Ludovika keinen Halt machten.

*

„Übernehmen Sie, Major!“ Mit diesen Worten sprang der Oberst in dieser Station aus dem Waggon und betrat mit einigen Geologen und Vulkanologen die Kabine einer Seilbahn, welche ihn zum Gipfel eines Berges in direkter Sichtlinie zum Maria-Anna-Vulkan bringen sollte. Der Beobachtungsstützpunkt, der nach dem Erfinder Wolfgang von Kempelen benannt war, sollte dem Offizier und den Wissenschaftlern als Basis dienen, um den Vulkan zu beobachten. Ebenso wie die Gondwana-Station auf der anderen Seite des Maria-Anna-Vulkans noch weiter südlich. Dort traf jetzt ein Kamerad von Hannes Kaihao-Ika ein, der Kommandant des Habitats F, der Herr Oberst Nepomuk Xaver Loibelsmüller aus Plattling.

„Des glab i fei net!“, entfuhr es dem Offizier im heimatlichen Dialekt. „I moan…“

„Schon gut, ich versteh’s ja!“ Professor Heinrich Eder sah ebenfalls nach Süden. „Da unt‘ hat’s ganz kräftig g’rumpelt. Der ganze Himm’l glüht ja! Also, wir können feststell’n, die Primäreruption ist da unt’n. Einer der drei Vulkane von der Insel Hades?“

„I moan, i gib’s glei dem Moakgrafa weida. Oiso, ich gebe es dem Markgrafen weiter.“

„Wird gut sein, Oberst!“ Eder richtete sein Fernglas nach Süden und studierte den glutroten Himmel und die immer höher werdende Säule aus heißem Dampf, dann wandte er sich dem Maria-Anna-Vulkan zu. Loibelsmüller sah immer wieder

südwärts, wo ungefähr 250 Kilometer entfernt die nach der griechischen Unterwelt benannte Insel lag. Nach etwas mehr als einer Stunde wurde er kreidebleich und packte Eder an der Schulter. „Schaugn's, Professor, då kimmt iatzat die Well'n!" Eder fuhr herum und sah, wie die meterdicke Eisdecke rapide absank, sie wurde nach Süden gezogen und brach immer wieder ab, dann rollte die vielleicht sechs, sieben Meter hohe Wasserwand die Küste entlang und brach sich am Ufer. Alles in ihrem Weg wurde zerschmettert und zerstört, es schien, als könne nichts mehr sie bremsen. Immer höher drang das Wasser in das Landesinnere vor, es stieg höher und immer höher, kleinere Hügel von vielleicht dreihundert Metern wurden überspült. „I håb ja g'wusst, dass so a Ding kummt, åber wån mas siecht, is do wieder wås gånz wås ånders!", verfiel der Wissenschaftler aus Wien ebenfalls wieder in den heimatlichen Dialekt. Die Aufregung halt!

„Nur a sakrisch's Glück, dass mir dåmois die Habitat G und H nit in Richtung Meer evakuier'n woit'n, sondern å pår Guld'n mehr ausgeb'm ham." Oberst Loibelsmüller hatte den Hörer des Telephonapparates ans Ohr gepresst. „Hoheit? Oberst Loibelsmüller, Habitat F, aus der Gondwana-Station. Meldung! Starke Erdbebenwelle nach Norden auf Port Ludovika unterwegs. Ursprung wahrscheinlich die Hades-Insel!"

„Verstanden, Oberst." Der Markgraf am anderen Ende der Leitung zögerte kurz. „Dann hoffen wir auf Gottes Hilfe, Oberst!"

Die nach Franz Maria von Steffaneo-Carnea, dem von ihm geliebten Erzieher von Kaiser Ferdinand I benannte Carnea-Bucht mit Port Ludovika war etwas mehr als 350 Kilometer nördlich von Gondwana-Station. Auch dort begann das Ereignis mit dem raschen Sinken des Wassers.

„Die Härren Kåpitäne håbän immer sich bäschwärt, dåss sie im Zick-Zåck fåhrän missän aus där Bucht“, murmelte der Markgraf in seinen ungarischen Dialekt verfallend, als er in der Kuppel auf dem hohen Berg hinter dem Hafen das Schauspiel beobachtete. „Åber jätzt mächtä ich hoffän, dås funktionierän die Wällänbrächer aus Bäton.“

Tatsächlich brach sich die erste hohe Welle wie berechnet und verlor allmählich an Geschwindigkeit und Kraft, trotzdem traf noch eine mehrere Meter hohe Wasserwand mit gigantischer Wucht auf die Konstruktion aus Stahl und Beton. Ein Donnerschlag hallte durch die ganze Stadt, als sich die Metalltore des Hafens in riesige Gongs verwandelte, dann floss das Wasser weiter um die Kuppeln von Port Ludovika herum und weiter in die Schlucht. Auch die folgenden Wogen konnten der Stadt nichts anhaben, die Hafenstadt hatte den Ausbruch des Vulkans glücklich ohne große Schäden überstanden, die Wellenbrecher weiter draußen waren im Sommer leicht wieder zu reparieren. Die Habitate G und H der Hahn-Siedlung hatten allerdings weniger Glück gehabt und waren extrem stark beschädigt. Sie würden ausgedehnte Renovierungsarbeiten benötigen, ehe die Bewohner wieder einziehen konnten. Glücklicherweise hatte die Katastrophe keine Menschenleben, sondern ‚nur‘ einiges an gebrochenen Knochen gekostet.

*

Am 28. April verließ dann das letzte Schiff der Saison 1888/89 Port Ludovika. Die BENJOWSKY war selbst ein schwerer Eisbrecher der Klasse 3, das bedeutete, dass er drei Meter dickes Eis bewältigen konnte. In der Cocktailbar für die Passagiere im mittigen Aufbau saß Mietje van de Broggenkamp in einem langen, fließenden Kleid bei einem Glas Schlumberger-Sekt und sah nach hinten, wo die Lichter des Hafens langsam verblassten. Jan Gruyvenbrook hatte seine Agentin per Telegramm nach Gravenhaage zurück beordert. Der Abschied von Michael Ziegler war wohl stürmisch, aber notgedrungen endgültig gewesen, und

jetzt musste Mietje den Österreicher wieder aus ihrem Gedächtnis streichen und nach vorne blicken. Das Los einer Diamantenhändlerin, immer wieder unterwegs, immer woanders lebend. Und natürlich das Schicksal einer Agentin, die für einen Geheimdienst arbeitete.

*

Mai 1889

Wien

Der Abend des 2. Mai 1889 war für das k.u.k. Hofoperntheater an der Ringstraße ein wahrhaft großer Tag. Der Direktor Wilhelm Jahn hatte zum 10. Jahrestag der alleinigen Regentschaft von Caroline Therese Helene, von der Familie liebevoll Néné genannt, die Uraufführung der komischen Oper ‚Ein Hidalgo aus Mancha' von Gustav Mahler auf das Programm gesetzt. Direktor Jahn wusste, dass ihre Hoheit diesen modernen Komponisten mit seinen manchmal etwas spleenigen Themen und ungewöhnlichen Arrangements durchaus zu schätzen wusste. Und er hatte die besten Sänger Wiens aufgeboten, um der Regentin einen wunderbaren Abend zu schenken. Die k.u.k. Hofopernsängerin Marie Therese Renard, die eigentlich als Marie Pölzl auf die Welt gekommen war und aus Graz stammte, sollte die Aldonza-Dulzinea mit ihrem herrlich klaren Mezzosopran singen. Und wenn auch der Tenor Gustav Walter in der Rolle des Don Quichote und der Bariton Adolf Robinson als Sancho bereits etwas alt sein mochten, so war das gerade für diese beiden Rollen nicht gerade das Schlechteste. Besonders der spleenige Landedelmann, der als Ritter durch die Lande ziehen wollte, war ja schon von Cervantes als etwas älterer Mann gezeichnet worden. Die Stimmen der beiden Sänger hatten jedenfalls im fortgeschrittenen Alter noch kein bisschen gelitten und erreichten immer noch alle nötigen Tonvariationen. Und

dann war da noch der junge Emilio Scaria, der mit seinem tiefen Bass das rasante Stakkato bei dem Auftritt des Dorfpfarrer-Magiers im zweiten Akt doch sicher hervorragend zu meistern vermochte.

Am Haupteingang des Opernhauses fuhren um exakt neunzehn Uhr dreißig, oder wie man in Wien sagte, um halb acht, einige militärisch lackierte Dampfbusse vor, und sechzig Soldaten des Wachregiments der Regentin in ihren smaragdgrünen Uniformröcken zu schwarzen Hosen und den ebenso schwarzen Federbüschen auf den Pickelhauben sprangen heraus, ihre Dienstrevolver in den zugeknöpften Taschen waren ebenso wenig zu übersehen wie die Knüppel aus guter, österreichischen Eiche und die langen Säbel. Die Gardisten begannen sofort, nachdem sie aus ihrem Fahrzeug gesprungen waren damit, einigermaßen höflich, aber bestimmt die Menge der Schaulustigen vor dem Haupteingang zur Seite zu drängen, sodass sich eine breite, freie Gasse zwischen der Auffahrt und dem Eingang bildete. Das war recht schnell erledigt, denn die meisten der hier wartenden Menschen standen zumeist ohnehin bereits so, dass die Besucher der Vorstellung leicht die Tür erreichen konnten. Die meisten dieser Schaulustigen wollte einfach die Regentin und die geladenen Honoratioren bewundern – und natürlich auch die Parade der Ehrengarden in den schmucken ‚Einser-Panieren'. Die Menge wich jetzt daher rasch zur Seite, denn der heutige Ehrengast war wohl bald hier zu erwarten. Nachdem sie die Leute zurück gedrängt hatten, bezogen auf jeder Seite der freigemachten Gasse mit dem roten Teppich acht der Soldaten Aufstellung, während der Rest der Gardisten das Foyer des Opernhauses betrat und dort nun das selbe mit den Gästen vom Haupteingang bis zum Lift zur kaiserlichen Loge machten. Als alle Soldaten in Stellung gegangen waren, zogen sie auf das Kommando ihres Hauptmannes ihre Säbel blank und präsentierten die Klingen vor ihrem Gesicht. Der kommandierende Offizier verließ nun das Gebäude wieder, worauf auch die Gardisten auf der Straße den

Säbel zogen und damit schneidig grüßten. Ihr Kommandant nickte, nahm an der Straße Aufstellung und blickte auf seine Taschenuhr. Erleichtert atmete er auf, es war gerade zwei Minuten vor 20 Uhr. Major Christoph Wunder hatte seine Aufgabe pünktlich erledigt, der Oberst würde wohl mit ihm zufrieden sein.

„Da kommt scheint's gleich die Hofkutsch'n daher!" Charlotte Weiss zerrte aufgeregt am Ärmel ihres Verlobten. „Schau nur, schau, Maxl, wie elegant die Lipizzaner von der Ehrengarde da entlangtrab'n, und schau'n die Kavallerist'n in ihre hellblau'n Ulankas und die engen Hos'n nicht richtig schneidig aus?"

„Ja, schon so irgendwie", brummte Max Silbermann ein wenig unwirsch, und Charlotte hörte den durchaus verständlichen Unmut in seiner Stimme.

„Aber Maxl! Ich würd' mir doch eh mit keinem von den Lackl'n da was anfangen woll'n", versuchte sie ihn zu beruhigen und nahm ihn fester beim Arm. „Du bist doch eh auch ein echter Feschak, und heiraten will ich ja auch nur dich. Und treu bleib' ich dir eh! Aber in der vollen Panier, fesch schaun's damit halt schon aus." Max grummelte noch ein wenig in seinen noch nicht sehr dichten Bart, war aber schon wieder halb besänftigt. „Na komm' schon, Maxl! Wir haben's uns doch hoch und heilig versprochen. Gib' mir einfach ein Busserl, und… da, jetzt – jetzt schau doch, da kommen ja noch viel mehr Reiter! Was sind denn das jetzt für welche?"

„Dås siind sich Husårrän, Frräilein, bittåschän. Schauän sie, mån sieht dås jå ån der Åttilå!" Der Veteran in seinem alten, aber blitzsauberen Mantel der ungarischen Honved Infanteristen mit dem Abzeichen eines Stabswachtmeisters der Reserve und einigen Auszeichnungen auf der Brust stand hinter dem Paar und beobachtete die Reiter mit den goldenen Borten auf der schwarzen Hose, den ebenfalls goldenen Verschnürungen auf der blauen Uniformbluse und dem

fellbesetzten Jäckchen, das mit einer Kordel über der linken Schulter getragen wurde, mit feuchten Augen. „Sähän sie dän Wåppän auf das Kålpåk? Dås sind sich die zwaitän Honved-Husårän! Magas a Honvéd-Huszárok!“

„Dahinta kummen ja no d’Kürrassier‘ aus Bayern“, jubelte Franziska Wropaschal aus Favoriten mit einem sehr breiten, kaum noch verständlichen Vorortdialekt und einem noch breiteren Grinsen im Gesicht. „Schaut’s eich amoi die Brustpaunzer und de Raup‘nhelm aun! Wia des Zeigl auf de Buam glitzert und glänzt!“

„Wird leicht dei Hoserl scho feichtlert, wannst da de Månner då anschaust, Franzi?“ frotzelte Augusta ihre Schwester.

„Und deins `leicht net, Gusti? Des san da åber scho a paar gånz fesche Mannsbilder in dera Montur. Da kennt‘ ma do echt scho schwach werd’n! So aner diafert scho amåi bei mia dribaråschp‘ln!“

„In da voin Panier?“, zog Gusti die Franzi weiter auf.

„Net unbedingt! De Bock, da Huat und ‘s Jackerl war’n gnua!“, konterte Franzi. „Åba de Hos’n miasat obe. Mariandjoseph, bei der Vurstöllung allan könnt‘ i jetzt aber scho glei ausrinnen!“

„DIE HOFKUTSCHE!“ Der Ruf setzte sich in den vielen Dialekten und Sprachen aus allen Ländern der Vereinigten Donaumonarchien durch die Menge fort, als der von acht Schimmeln gezogene Prunkwagen aus der k.u.k. Hofremise vom Wiental her kommend auf den Kaiser-Franz-Karl-Ring einbog und am Straßenrand vor dem Haupteingang der Oper zum stehen kam. Der Leibkutscher der Regentin, Joseph Bratfisch, verstand sein Handwerk, ob der Wagen mit Dampf betrieben oder von Pferden gezogen wurde. Die Tür war exakt neben

Major Wunder, der jetzt den Säbel fast preußisch zackig vor sein Gesicht riss. Ein auf einem Trittbrett mitfahrender Soldat des Wachzuges in der Uniform eines Lakaien sprang vom Heck der üppig vergoldeten Grand Carosse mit dem berühmten schwarzen Doppeladler auf den Türen, eilte nach vorn, um den Schlag zu öffnen, klappte danach ein kleines Treppchen herab und verbeugte sich gemessen.

Als erstes erschien sodann Oberst Graf Ladislaus von und zu Hardegg von den kaiserlich-königlichen Wachtruppen mit dem prächtigen weißen Federbusch auf der Pickelhaube und weißen Handschuhen zur goldbetressten grünen Galauniform mit jeder Menge Lametta und Blech auf der leichten Bluse in der Wagentür. Er stieg ein wenig behäbig aus – immerhin war er nicht mehr der jüngste, und sein Backhendelfriedhof auch schon ziemlich prominent geworden. Der Oberst überflog das Arrangement der Posten mit einem raschen Blick, nickte zufrieden und erwiderte, die flache Hand salutierend zum Helm hebend, den Gruß des Majors. Danach wandte er sich zur Tür und hob seine Hand, den Rücken nach unten, um der Regentin beim Ausstieg zu helfen. Mit der ihr eigenen, in den langen Jahren ihrer Erziehung antrainierten Grazie erhob sich Caroline Therese Helene von der Polsterbank der hohen Kutsche, legte ihre Hand auf jene des Obersten und stieg über das Treppchen der Kutsche auf den Teppich hinab, wo sie kurz verharrte. Sie trug an diesem Tag eine hellgrüne, relativ einfach, aber gut geschnittene bodenlange Robe, die ihre immer noch straffe und aufregende schlanke Figur hervorragend zur Geltung brachte. Das Publikum vor dem Opernhaus jubelte der Regentin aus Bayern laut und frenetisch zu, denn Néné war bei den Bewohnern sämtlicher Länder und Angehörigen aller Völker der Monarchien durchaus beliebt. Selbst die meisten Sozialisten und ziemlich viele Kommunisten waren mit ihrer Art und Weise der Regierung und dem weiter anhaltenden sozialen Reformkurs durchaus einverstanden.

Nun, zumindest war die Wittelsbacherin bei den meisten Menschen in den Donaumonarchien ziemlich beliebt, aber unzufriedene Leute gab und gibt es halt leider immer und überall. Und es wird sie bedauerlicherweise auch immer geben, denn selbst der beste Herrscher kann es eben nicht jedem Untertan recht machen. Deshalb verließ sich auch das k.u.k. Evidenzbureau selbstverständlich nicht ausschließlich auf die Beliebtheit der Regentin und die gut sichtbaren uniformierten Posten der Ehrenwache. Der unauffällige Herr in der fünften Reihe mit dem Bowler und dem nicht mehr ganz so neuen Anzug war einer der geheimen Agenten des Bureaus, ebenso wie jener Mann ohne Krawatte mit der Schiebermütze, welcher sich mit Hilfe einer Laterne eine erhobene Position verschafft hatte. Auch Fräulein Leopoldine Wotruba, die laut jubelnd und aufgeregt hüpfend der Regentin zuwinkte, war eine Angestellte des Evidenzbureaus. Eine verdächtig wirkende Bewegung nicht weit von ihrer Position erregte die Aufmerksamkeit der jungen Dame, und schon schob sie sich unauffällig etwas zurück und zur Seite, bis sie hinter dem Mann stand.

Werner Konrad Graf von Kreuzbach war ein Mann mit einer großen Wut im Bauch. Er hasste alles und jeden, besonders aber die derzeitige kaiserliche Familie, denn Kaiser Franz Karl hatte dem Adel im Zuge seiner Reformen viele seiner alten und lieb gewonnenen Privilegien genommen, besonders im Bereich der Steuern. Sprich, die Adeligen sollten plötzlich auch wie das ganz gewöhnliche Fußvolk welche zahlen. Die Kreuzbachs hatten nach der Einführung der Steuern für alle mehr schlecht als recht gewirtschaftet und peu-á-peu ihr ganzes Vermögen verloren, sie waren bald dazu gezwungen, letztendlich sogar ihre gesamten Ländereien zu verkaufen. Auch hier bewies die Familie der Kreuzbachs leider kein großes kaufmännisches Geschick, sie waren, man konnte es nicht freundlicher nennen, mittlerweile vollständig pleite. Bankrott! Ruiniert! Man war eben kein verdammter Pfeffersack, kein Krämer, man war doch

Himmelkreuzdonnerwetter eine hochadelige Familie! Kein Kreuzbach hatte sich je mit etwas derart profanem abgegeben, die Ländereien hatte sie sich entweder mit dem Schwert in der Faust erkämpft oder vom Kaiser als Lehen bekommen. Steuerfrei. Und jetzt plötzlich wurden *Grundsteuern* fällig! Ja Herrgottsakrament, so etwas hatte es doch noch nie gegeben!

Der jetzige Graf hatte den Titel von seinem Onkel geerbt, nachdem dieser nach dem Bankrott der Familie zu seinem Revolver gegriffen und sich eine Kugel durch den Kopf geschossen hatte. Werner stand nicht nur vor leeren Kassen, sondern auch auf der Straße, denn er besaß nur noch diesen Titel. Er war also zu seinem großen Leidwesen plötzlich gezwungen gewesen, sich eine bezahlte Arbeit zu suchen, aber leider fehlte ihm dazu eine gute Ausbildung. Genau genommen hatte er gar keine über die normale, von Maria Theresia 1774 eingeführte Schulpflicht hinausgehende Bildung genossen, und bei aller Freundschaft unter Adeligen, so ganz ohne Leistung stellte halt auch niemand einen ungebildeten Deppen als Generaldirektor ein. Noch nicht einmal als Filialleiterstellvertreter. So war es kein Wunder, dass jener Posten, den er endlich in einem Zeitungsarchiv auf der Mariahilfer Straße fand, nicht gerade anspruchsvoll und daher auch nicht besonders gut bezahlt war. Schuld an seiner Misere waren für ihn und einige seinesgleichen, wie konnte es auch anders sein, natürlich zuerst einmal der Kaiser Franz Karl und selbstverständlich noch viel mehr diese verflixte bayrische Regentin, welche einfach so mir nichts – dir nichts die uralten Privilegien der Adeligen beschnitten hatten! Per kaiserlichem Dekret. Einfach so, von heut‘ auf morgen! Da würd‘s Zeit, daran wieder etwas zu ändern, da hatte der Joschi schon ganz recht. Da wär‘s ja immer noch besser, wenn dieser Bruder vom russischen Zaren, dieser Pawel Alexandrowitsch, der die Prinzessin Elisabeth Anna g‘heiratet hatte, die Herrschaft in Kakanien übernehmen würd‘. Oder der Franzos‘, der Dauphin, na, der François Louis eben, wenn der erst die Prinzessin

Valerie Theresa geheiratet haben würde. Ausgemacht war's doch eh schon, dem Volk wär der Franzos' sicher lieber als ein Russ'. Obwohl's eigentlich so was von Powidl wär', was das Volk wollt'. Na ja, besser wär's schon, wenn die Valerie schon unter der Haub'n wär', aber dann würd' man ja auch eher mit einem Anschlag rechnen, während's jetzt noch einfacher war. Also, gleich jetzt weg mit der Regentin, und dann wär' ja endlich auch aber so was von Schluss mit dem ganz'n modernen demokratisch'n Schmarr'n und auch mit der deppert'n Weiberwirtschaft. Weg wieder mit dem Parlament, endlich Schluss mit dem Rat der Völker. Es wurde höchste Zeit, dass der Adel wieder seine ganze Macht und natürlich auch die g'heiligtn Privilegien, die ihm von Gottes Gnaden zustanden, endlich zurück bekam. Und da wär' der Franz Rudolf ja auch keine Lösung, der war ja in dem ganzen Weibersumpf aufg'wachsen. Nein, der Franzos' musste her, je schneller, desto besser. An ihm, Konrad von Kreuzbach, sollt's nicht liegen, er wollt' seine Pflicht und Schuldigkeit tun. Jetzt! Heut'! Sofort!

Die Hand des Grafen stahl sich vorsichtig unter seine Jacke und umklammerte den winzigen Griff seines kleinen Derringers. Ein leiser Hauch von billigem Parfum erreichte seine Nase, eines dieser schlampigen, bürgerlichen Weiber hatte sich in dieser Menschenmenge, in diesem hirnlosen Mob, wohl wieder zu knapp in seine Nähe gestellt. Ungehörig, so ein aufdringliches Benehmen einem Mitglied eines alten Adelshauses gegenüber, und – egal, jetzt, genau jetzt musste es sein, die Regentin stand in dem Moment genau richtig, er zog rasch seine Waffe und wollte sie anschlagen. Doch als seine Hand zum Vorschein kam, bohrten sich völlig unerwartet schlanke, aber kräftige Finger in sein Handgelenk, trafen dort zielgenau die empfindlichen Nervenknoten. Die zweiläufige Miniaturpistole entglitt seinen plötzlich gefühllos gewordenen Fingern und fiel klappernd zu Boden. Ein eleganter Damenschuh stellte sich darauf, während Kreuzbach mit schmerzerfülltem Stöhnen in die Knie brach.

„Ja, was haben's denn, der gnä' Herr?", hörte er durch seinen ihn peinigenden Schmerz eine aufgeregt klingende weibliche Stimme fragen, eine zweite Hand griff in seine Achselhöhle, übte dort noch mehr extrem schmerzhaften Druck aus. „Sie da, ist Ihnen vielleicht nicht gut? Polizei! Rettung! Bitte, rufen's doch jemand! Irgendwer", schrie die Frau laut und aufgeregt, der Ruf wurde prompt von den Umstehenden weiter gegeben. Schließlich drängte sich ein uniformierter Polizist durch die ihm langsam Platz machende Menge.

„Was ist denn da los?", fragte er ein wenig unwirsch.

„Schaun'S, Herr Inspektor, dem Herrn da geht's gar nicht gut", informierte ihn die neben einem zusammengekrümmt auf dem Boden liegenden Mann kniende Frau. „Ich glaub', das ist das *Herzerl*. *Evident*, möcht ich's schon *fast* nennen!" Während sie die Worte betonte, gab ihr Fuß dem Polizisten kurz den Blick auf die Waffe frei. Der Uniformierte nickte ihr unauffällig zu.

„Machen's doch ein bisserl Platz, meine Herrschaften", drängte er die Leute ein wenig zurück. „Der Mann am Boden da kriegt ja gar keine Luft mehr bei dem Gedränge. Also bitte, gehen'S zwei, drei Schritt zurück. Danke, ein Stückerl bitte noch!" Dann bückte er sich, sah ebenfalls nach dem am jammernden Mann und nahm dabei rasch und unbeobachtet die kleine Pistole an sich.

„Ich bin eine ausgebildete Krankenschwester, Herr Inspektor", bemerkte Fräulein Leopoldine Wotruba, nachdem die Waffe gesichert war. „Wenn's mir vielleicht helfen könnten, den Herrn dort hinüber zu bringen, das Opernhaus hat da ja eine kleine Notfallstation eing'richt'. Dort könnt'n wir vielleicht auch gleich einen Wag'n vom freiwilligen Rettungsdienst rufen und auf den dort wart'n! Ich bring' den Mann dann auch gleich ins Spital, wo er hing'hört."

„Mach ich, Fräulein. Ist eh klar, dass ich Ihnen helf‘. Sozusagen eine Ehrensache!“ Der Ton des Polizisten hatte eine väterlich-beruhigende Klangfarbe angenommen, dann nahm er den linken Arm des verhinderten Attentäters, legte ihn um seine Schultern und brachte ihn gemeinsam mit Leopoldine durch die Menge und eine unauffällige Tür, wo er ihm erst einmal Handschellen anlegte und ihn danach auf eine Bank drückte.

„Bitt‘schön, Herr Wachtmeister.“ Fräulein Leopoldine Wotruba nahm ihren Dienstausweis des Evidenzbureaus aus der Handtasche und reichte ihn dem Polizisten. „Ich weiß schon, Inspektor gibt’s ja keinen!“

„Meinen allergrößten Respekt, Fräulein Oberleutnant Wotruba!“ Der Kieberer Horvath tippte sich lachend an seine schwarze Pickelhaube mit dem Wappen Wiens an der Stirnseite und reichte den Ausweis zurück. „Den Falotten da haben’S ja ganz fein und unauffällig aus dem Verkehr zogen. Scheint ja fast schon so, als brauchert’n wir in Wien ein paar mehr Frauen bei der Polizei!“

„Dank‘schön, Herr Wachtmeister“ knickste Leopoldine mit gerafftem Rock. „Meine Kollegen vom Evidenzbureau werd’n den Årsch mit Ohren – entschuldigen’S bitt’schön den deftigen Ausdruck – später abholen! Wenn die ganze Remasuri draußen vorbei ist!“

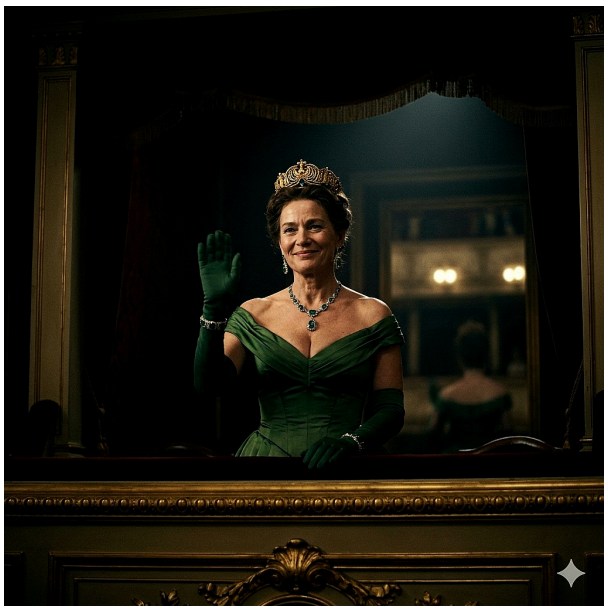
„Das ist mir ganz recht“, brummte Wachtmeister Horvath. „Wenn die Menge da drauß‘n mitkriegt hätt‘, was der Vogel vorg’habt hat, würd‘ er vielleicht eh schon an einer Latern‘ am Ring hängen. Und des hätt‘ dann vielleicht an Papierkrieg geben, Fräulein. Das kann ich Ihnen sagen, so was von Formulare vorn‘ und Berichte hint’n. Und an wem wär’s hängen ’blieben, die depperte Schreibarbeit? Na, an mir, eh klar! So was bleibt immer an mir häng‘n, weiß der Teuf’l, warum. Nå ja, aufg’hängt wird der Lackl jå trotzdem noch, aber jetzt hålt vom Selinger im

Hof vom Landl. Mit einem richtigen Urteil von einem ordentlichen Richter. Gånz nåch Recht und Gesetz! Und die Formulare muss dann net i, sondern die darf dann ein ånderer ausfüll'n!"

*

Von diesen ganzen Vorgängen hatte die Regentin der Vereinigten Donaumonarchien nichts bemerkt. Sie war am Arm des Oberst von und zu Hardenegg an den Wachen vorbeigeschritten und wandte sich am Tor, welches ein Soldat des Wachcorps sofort für sie öffnete, noch einmal zur Menge um. Sie winkte ihrem Volk huldvoll lächelnd zu, welches darauf in Hochrufe ausbrach, ehe sie endgültig den Vorraum der Oper betrat. Im Foyer des Opernhauses verbeugten sich die anwesenden Herren in ihren formellen, dunkelblauen oder grünen Abendanzügen mit bunten Bauchbinden tief, als Néné den Vorraum betrat, während die Damen synchron dazu in einen tiefen Hofknicks sanken. Die Regentin schritt freundlich lächelnd und winkend an den anderen Gästen vorbei zum Lift, der bis in die private kaiserliche Loge führte, welche zwölf Personen Platz bot. Eduard van der Nüll, einer der beiden mit dem Entwurf des Hauses betrauten Architekten, hatte ein Faible für das das veraltete Rechensystem auf der Basis des Dutzend gehabt, und daher fanden sich die Zahlen zwölf und 144 eben immer wieder an und in diesem Gebäude. Nur nicht in den statischen Berechnungen, hier hatte van der Nüll voll und ganz dem modernen Dezimalsystem vertraut. Es war in Wien durchaus bekannt, dass dieser Aufzug auch nach unten in einen Kellerraum führte, von wo aus ein unterirdischer Gang die Hofburg mit dem Burgtheater und der Hofoper verband. Durch diesen hätte Néné mittels eines dampfelektrisch betriebenen Fiakers direkt die Loge erreichen können, unauffällig und ganz ohne Risiko. Doch anlässlich ihres Jubiläums hatte es die Regentin wieder einmal vorgezogen, über die Straße zu fahren und sich

werbewirksam ihrem Volk zu präsentieren. Sie trat nun aus dem Lift, schritt bis an den vorderen Rand der Loge und erwiderte auch dort leutselig winkend die Huldigungen und Ovationen des anwesenden Publikums, ehe die Lichter allmählich verloschen und sich Dunkelheit über den Saal breitete.



Das Orchester begann mit einem lauten Tusch, der Vorhang hob sich langsam und Gustav Walter stand in einem seidenen Morgenmantel auf der als Studierzimmer dekorierten Bühne. Die mit Büchern vollgestopften Regale im Hintergrund des Raumes wurden allerdings bereits ganz modern mit einer elektrischen Laterna Magica von hinten auf eine Leinwand projiziert, was einen Szenenwechsel stark erleichertete.

„Sancho! Wo bist du, Sancho, mein Diener Sancho? Mein treuer Sancho!“, sang Don Walter mit volltönender Stimme.

„Ich komme schon, Herr! Hier bin ich doch, Herr! Zu Diensten, Don Alonso, was befiehlt mein Herr Alonso?“ Adolf Robinson, der schon seit langer Zeit ein besonderer Publikumsliebling war, erhielt einen heftigen, wenn auch kurzen Zwischenapplaus. Der selbst am Dirigentenpult stehende Komponist der Oper

Gustav Mahler zeigte dem Orchester lächelnd eine kurze Pause an, bis das donnernde Klatschen wieder verstummte. Dann setzte die Musik mit den wuchtigen Klängen der Arie des Don Alonso fort, in welcher er sich den Zuschauern vorstellte und welche in den Versen gipfelte „… nie mehr will ich sein der traurige und sinnlos in den Tag lebende Alonso Quinancha, sondern fortan nur noch der edle Ritter Quichote von der Mancha! Ich werde mir eine Dame erwählen, ihr sollen die Dichter von meinen Taten erzählen. Ich will Abenteuer im Dienst der Minne bestehen, und dabei ans Ende der Träume gehen.“ Dann fuhr der Hidalgo zu seinem Knecht herum. „Komm nun, Sancho, sei jetzt mein Knappe, nimm dies Barett anstatt des Knechtes Kappe. Und jetzt, mein Ross, Sancho, sattle mir mein edles Ross! Und bring mir die Rüstung, Sancho, damit ich bin bereit zum Tjost!“

„Aber welches Ross denn nur, Herr Ritter?“ fragte Sancho Pansa mit verzweifelter Stimme. „In unserem Stall steht doch nur noch ein klapperdürrer Gaul! Die alte Rosinante mit dem harten Maul!“

„Das rechte Streitross für mich, will mir scheinen!“, schmetterte Gustav Walter laut.

Vor dem Publikum entwickelte sich nun die Geschichte des Ritters von der traurigen Gestalt, des Hidalgo aus la Mancha. Von seiner Liebe zur Prostituierten Aldonza, die er beharrlich Dulzinea nannte, seinem Ritterschlag durch einen Zuhälter und seinem beharrlichen Kampf mit den als Windmühlen verkleideten Riesen als Höhepunkt des ersten Aktes. Man konnte wohl mit Fug und Recht behaupten, dass dieses neueste Werk von Gustav Mahler beim Publikum gut ankam. Auch bei der Regentin.

*

Während sich drinnen auf der Bühne der träumerische Hidalgo Quichote auf die Suche nach seiner romantischen Bestimmung in einer kalten, praktisch denkenden Welt machte, verlief sich die Menge vor der Oper wieder.

„Dås ist jå å so å nätte und g'schaite Frau, unsär Rrägäntin", bemerkte der ungarische Veteran von vorhin mit feuchten Augen. „Und so å fäschä! Isten örizze Regensünket!"

„Des Kleidl von der Regentin ist ja so wos von tulli gwesen", bemerkte Franzi zu ihrer Schwester Gusti. „Goa net so riesig aufg'mascherlt! Fast wie für Unserans g'schnitten!"

„Recht håst! Åber jetzt kumm endlich mit, Franzi", forderte Gusti. „Dort die Gumpendorfer aufe bei da Pfau'ngåss'n ist die Windmühlkasern' von de bayrisch'n Kürassier und gleich daneb'n des Luitpoldsbräu, då gengans immer hin, die Bayern, so nåch'n Dienst. Vielleicht kenn ma uns heit Nåcht zwa von de Måner aufzwick'n."

„Gemma, tummeln mir uns, sunst kumm ma no z'spät!" Resolut schritten die Schwestern aus.

„So, Maxl, jetzt geh'n wir zwei hübschen noch rüber in die Bierklinik auf ein Krügerl Ottakringer", zerrte Charlotte Weiss ihren Maximilian mit sich. „Und dann bringst mich noch heim, ja?" Sie gab ihrem Verlobten einen dicken Schmatz. „Papa und Mama sind heut' im Theater an der Wien, was sagst dazu?"

„Geh'n wir!" Kurz zog er sie enger an sich, seine Stimme klang dabei seltsam belegt!

„Vielleicht verzicht'n wir ja auch auf das Bier und geh'n gleich heim, was meinst denn dazu?", flüsterte sie in sein Ohr, und Max riss seinen Arm in die Höhe, um einem Fiaker zuzuwinken.

Bald war die Nebenfahrbahn des Kaiser-Franz-Karlrings vor der Oper mit Ausnahme einiger Straßenkehrer menschenleer, welche mit Besen und Schaufeln die Rossknödel und andere Hinterlassenschaften der Kavallerie beseitigten und dann mit einer dampfbetriebenen Pumpe die Straße abspritzten. Bis die Oper zu Ende war und die Regentin das Gebäude verließ, musste die Straße wieder blitzblank sauber sein. Bei ihrer Abfahrt würde sie allerdings die blau-silberne Dampfkalesche benutzen und ihre Eskorte würde in normaler Dienstkleidung auf ihren dampfbetriebenen Dreirädern reiten. Der Mistwagen mit Laufband, auf welches die Männer den Schmutz schaufelten und die den Unrat am Fahrer vorbei auf die Landefläche über dem Wassertank transportierte, hielt mit den Arbeitern stets Schritt. Der schrille Pfiff aus der Trillerpfeife eines Verkehrspolizisten und seine weit ausladenden Gesten scheuchten die Kehrer mit ihrem Fahrzeug auf die Seite, ein kleiner DLKW mit dem Emblem des freiwilligen Sanitätsdienstes der Wiener Berufsfeuerwehr fuhr vor und zwei Männer in weißen Mänteln liefen zu der Nebentür.

„Evidenzbureau", schnarrte einer von ihnen zu leise, um von den Straßenkehrern gehört zu werden. „Wie übernehmen jetzt den Häftling. Gute Arbeit, Kameraden! Vielen Dank!"

*

Major Remmer vom k.u.k. Evidenzbureau erhob sich von seinem Stuhl hinter dem Schreibtisch und bot mit einer Handbewegung seinem eintretenden Gast einen Sessel davor an, Oberleutnant Leopoldine Wotruba nahm das Angebot mit

einem Lächeln und einem dankbaren Nicken an. Sie holte ein Bündel Blätter aus ihrer Mappe und reichte es ihrem Vorgesetzten.

„Mein schriftlicher Bericht, Herr Major!“ Dieser nahm den Rapport der Agentin entgegen und fügte ihn dem Akt Kreuzbach hinzu.

„Der Fürst von Hametten ist sehr mit Ihrer gestrigen Arbeit z‘frieden, Fräulein Wotruba“, erklärte er dabei. „Sie hab‘n schnell und völlig richtig reagiert und g’handelt!“

„Ich hab‘ halt Glück g’habt, dass ich richtig g’standen bin“, antwortete sie. „Gott sei Dank. Es wär gar nicht auszudenken, was passiert wär‘, wenn der Mann die Regentin wirklich umbracht hätt‘.“

„Stellen’S jetzt ihr Kerzerl nicht unters Schafferl, Fräulein Wotruba. Sie gehör’n unzweifelhaft zu unseren besten Agenten und bleiben jetzt auch gleich an diesem Fall dran. Verhören’S den Kerl, ich stell noch zwei Männer zu ihrer Unterstützung ab.“

*

Rom

Im großen, prächtig mit Fresken aus der Renaissance ausgestatteten Salon des Palazzo Contadino ging Chiara Amussetti erregt auf und ab.

„Wir müssten schon lange eine Nachricht von Atrá bint Selina bekommen haben, Elettra“, räsonierte sie laut. „Die Mutter muss doch einfach reagieren und uns ein paar Leute senden. Wie sollen wir denn das Rad des Merkaba sonst aus dem Land bringen? Mit einem Boot den Tiber hinunter und dann auf ein Schiff, das ist

die einzige Möglichkeit.“ Elettra Massonoti räkelte sich lasziv auf dem Diwan, sie war sinnlich, schön, schlank und von auffallender Blässe, ihre Haut schien beinahe so weiß und durchscheinend wie das beste chinesische Porzellan. Das pechschwarze Haar bildete dazu einen überaus starken Kontrast, ebenso wie die vollen, roten Lippen und die stark geschminkten Augen. Die Signora war eine erfahrene Lupa, eine professionelle Dame des waagrechten Gewerbes und führte die täglichen Geschäfte des normalen Bordellbetriebes des Goldenen Frühlings, während Chiara die spiritistischen Sitzungen betreute.

„Beruhige dich doch ein wenig, Chiara!“ Elettra hielt überhaupt nichts von Nervosität irgendwelcher Art, sie blieb in jeder Situation gelassen. „Es ist doch erst knapp über einer Woche her, dass du nach Alexandria telegraphiert hast. Gedulde dich noch ein wenig. Seit über tausend Jahren liegt dieses Rad jetzt in Rom, da kommt es auf ein paar Tage mehr oder weniger auch nicht mehr an!“ Elettra nahm noch einen Schluck aus ihrem Pokal.

„Du bist immer so ruhig“, wunderte sich Chiara, ging zum Diwan und setzte sich zu Elettra.

Diese zuckte mit den Schultern. „Das lernt man im Laufe langer Jahre, Liebes. Komm her und lehn dich an mich. Entspanne dich, mache deine Muskeln ganz locker. Beruhige dich.“

„Aber…“

„Scht. Nicht sprechen, Kleines.“ Der lange, schlanke Zeigefinger verschloss Chiaras Mund. „Nur fühlen. Lass dich einfach gehen!“ Der Finger glitt tiefer, öffneten die Knöpfe am Kragen der Bluse, fuhr noch weiter, öffnete noch mehr Knöpfe, während Elettras Mund die Lippen Chiaras verschloss. Ihre Hand suchte

und fand den Weg unter Chiaras Bluse, berührte die empfindlichen Stellen, die Mamillae reagierten prompt darauf.

Es klopfte dezent an der Tür zu Chiaras Salon, und Emanuele Baritti, das Faktotum des Hauses, trat beinahe lautlos in das Zimmer. Lächelnd betrachtete er noch eine Zeitlang das Paar, ehe er sich räusperte und das Wort ergriff.

„Verzeihen Sie, wenn ich störe, Padrona, aber ein Bote aus Alexandria ist angekommen."

„Ein Bote aus Alexandria? Sehr gut, ich komme sofort!" Rasch machte sich Chiara aus der Umarmung Elletras frei, schloss mit fliegenden Fingern wieder ihre Bluse, ordnete rasch ihren Rock und eilte an Emanuele vorbei in den Nebenraum.

„Genug gesehen, Emanuele?" Elettra machte keinerlei Anstalten, etwas zu verbergen und zu verdecken.

Der Diener hob lächelnd eine Braue. „Es ist zweifellos eine der ganz großen Gratifikationen meines Dienstes in diesem Haus, Signora, dass ich etwas so Schönes sehen darf! Manchmal sogar unverhüllt."

„Ich habe nichts dagegen! Komm näher und sieh nur ganz genau hin!" Langsam ergriff sie ihren Rock, dessen Saum unter dem Zug ihrer Hände immer höher glitt.

„Und vielleicht darf ich auch …?"

„Perchè no?" Elettra leckte sich sinnlich lächelnd die Lippen. „Komm nur näher, Emanuele!"

Der Mann in der eleganten Kleidung wandte sich zu Chiara um, als diese den Raum betrat.

„Signora Amussetti? Chiara Amussetti?“

„Die bin ich!“ Sie hielt ihm die Hand zum Kuss entgegen, und der junge Mann drückte ihre Finger in einem bestimmten Rhythmus.

„Gut, junger Mann. Wer sind sie?“

„Mein Name ist Bernardo Trozzani. Mich sendet der Nayib Atrás, Signora. Entschuldigen Sie die Verspätung, wir mussten erst die richtigen Leute zusammen holen.“

„Das verstehe ich. Nun gut, sind Sie bereit, in den Vatikan zu gehen und von dort das Rad des Merkaba zu besorgen und es nach Ägypten zu bringen?“ Chiara konnte nicht ruhig stehen bleiben und schritt auf und ab.

„Genau dafür, Signora, bin ich ja gekommen. Ein Boot und ein Schiff sind bereits mit einer ausreichenden Mannschaft unterwegs, aber ich bin einmal voraus geeilt, um mir ein Bild von der Lage zu machen und Eure Anweisungen zu erfahren.“ Im Gegensatz zur nervösen Chiara blieb Bernardo völlig ruhig.

„Bene! Kommen Sie mit, Signore Bernardo, ich zeige ihnen die Pläne. Und heute Abend den Gang in natura und selbstverständlich die Reliquie.“

*

„Das hier ist die geheime Tür“, flüsterte, nein, hauchte Chiara in Bernardos Ohr. „Hören sie genau hin!“ Leise klang das allabendliche ‚Hoc clausum est‘ des Pater

Archivars, und ebenso durch die dicke Geheimtür gedämpft das ‚Suus vere clausa' mit der Stimme des wachhabenden Leutnants der Schweizer Garde.

„Nun, da unsere Pflicht getan ist, Tenente, wollen Sie nicht noch mit mir in meine Zelle kom…?" Ein dumpfes Geräusch schnitt die Worte ab.

„Zwei vom Orden der Thermofratenser?" Bernardos leise Stimme klang ein wenig spöttisch, aber Chiara zuckte nur ihre Schultern.

„Ehrlich gesagt, ist mir das völlig egal. Die sind beide zumindest erwachsen, und was Gott oder der Teufel oder sonst irgend Jemand oder Etwas nach ihrem Tod mit ihnen macht oder nicht macht, interessiert mich noch sehr viel weniger. Kommen Sie jetzt mit!" Mit einem leichten Druck auf einen kleinen Hebel betätigte sie einen Federmechanismus, und die geheime Tür schwang geräuschlos auf. Sie war hoch genug eingebaut, um am Boden keine verräterischen Schleif- und Kratzspuren zu hinterlassen, und die beiden Einbrecher standen gleich darauf vor der Tür des Vatikanischen Archives. Chiara Amussetti kniete sich davor und führte ihre Haken mit viel Fingerspitzengefühl in die Schlossöffnung ein. Es war eines jener uralten, riesigen Schlösser, deren Schlüssel noch eine Handspanne in der Länge maßen und sowohl der Bart als auch das Schlüsselloch entsprechend groß waren. Die Verwaltung des Vatikans hatte dieses Schloss seit Jahrhunderten nicht mehr auswechseln lassen, denn zwischen dieser mehr rituellen als praktisch notwendigen Tür und den restlichen Räumen des Vatikans gab es noch vier andere Türen, alle mit weit moderneren und kleineren Schlössern versehen. Komplizierten Schlössern, welche Chiara sehr viel größere Probleme bereitet hätten als dieses alte und primitive. Vor der letzten Tür zwischen dem Vatikan und seinem Archiv standen Tag und Nacht zwei Gardisten mit Schwertern und Hellebarden, immer noch gekleidet in der alten

Uniform von Leonardo daVinci, in zwei Wachzimmern noch insgesamt vier andere, auch sie in den alten Uniformen ihren Dienst versehend, jedoch mit den derzeit modernsten Waffen ausgerüstet, und zwar mit leichten Flechette-Pistolen und -Gewehren der Schweizer Industrie Gemeinschaft SIG in Bern. Hier unten, vor dieser letzten Tür, vermutete man aber niemanden mehr und beschränkte sich auf die Zeremonie des Pater Archivars. Weil das eben schon seit Jahrhunderten genau so gemacht wurde, einen praktischen Sinn musste ein solches Ritual, dessen Entstehungsgeschichte lange vergessen war, nicht unbedingt haben.

Die Tür zu der riesigen, unterirdischen Halle des vatikanischen Lagers für Schriften, Reliquien und Kunstschätze aller Art öffnete sich ebenfalls ohne ein Geräusch zu machen, und Bernardo warf einen langen Blick hinein.

„Mein Gott“, rief er endlich erstaunt aus. „Ich glaube, da wir brauchen ein viel größeres Boot!“

„Nicht für das Wichtigste von all dem“, widersprach Chiara. „Kommen Sie nur mit!“ Sie führte den Staunenden durch die Reihen von Regalen, vorbei an dutzenden Kunstgegenständen, Statuen und Statuetten.

„Oh Gott! Dieser Gesichtsausdruck“, bemerkte Bernardo, blieb stehen und betrachtete fasziniert eine der vielen Statuen. „Das ist ja – also, diese Frau ist beinahe völlig verhüllt und trotzdem ist die Skulptur allein durch ihre Mimik irgendwie total erregend!“

„Das ist der erste Entwurf zu einer der berühmtesten Statuten von Bernini, die Verzückung der heiligen Theresa von Avila, glaube ich. In der endgültigen Fassung ist der Engel allerdings etwas weniger maskulin, weist Schwingen auf

und hält einen Pfeil in der erhobenen Hand, nicht mehr die Finger knapp über ihren Schenkel, und der Gesichtsausdruck ist nicht mehr ganz so eindeutig! Aber den Priestern damals hat dieser Entwurf hier sicher gefallen, immerhin haben sie ihn aufgehoben.“



„Wunderschön!“ Bernardo warf noch einen Blick zurück. „Haben Sie auch die Bücher hier unten durchgesehen, Donna Chiara?“

„Wo hätte ich denn da anfangen sollen? Ich habe selbstverständlich ganz willkürlich hier oder da ein paar Blätter kurz angesehen, aber das Ordnungssystem überhaupt nicht verstanden. Ich glaube beinahe, die Schriften wurden nach ihrer Wichtigkeit für den Archivar sortiert.“

„Was ist das denn?“ Mit diesen Worten strich Bernardo über einen seltsam grünlich schimmernden Kürass mit einem blauen Adler auf goldenem Wappenschild auf der Brust, dann beugte sich vor und las die Inschrift. „*Defendo corpus sancti Pontificis Urbanum VI*. Ich beschütze den Körper des heiligen Papstes Urban VI.?“

„Oder den heiligen Körper des Papstes Urban. Obwohl ich mir nicht denken kann, was an diesem so heilig gewesen sein soll. Auf jeden Fall ist es ein Brustpanzer aus einem geheimnisvollen Metall, der eigens für Papst Urban VI. gefertigt wurde!“ Chiara strich über den Schulterteil des Harnisches. „War scheinbar ein ziemlich kleiner Mann, dieser Bartolomeo Prignano.“

„Und dann das hier.“ Bernardo war wieder stehen geblieben und hielt einen golden Reif in die Höhe. „Was steht hier außen auf dem Ring? ‚*Amo ex Giulia, Alexander Pontifex*‘?“

„Ein Geschenk seiner Geliebten, der schönen Giulia Farnese an Papst Alexander VI.“, erklärte Chiara wie nebenbei. „Ich finde, das ist wirklich eine ausnehmend schöne Arbeit. Der Ring aus diesem kunstvoll mattierten Gold, diese hübsche glänzende, glatte Goldperle an einem kurzen Stiel, die mit einem Scharnier und einer Blattfeder daran befestigt ist.“

„Ein wenig misslungen, dieses Teil, wie ich finde. Der ist ja viel zu groß, selbst für meinen Daumen, und ich habe keine kleinen Hände! Und für das Handgelenk ist er doch selbst für eine zarte Frau zu klein. Ich an Stelle dieser Giulia hätte mein Geld von diesem Pfuscher umgehend zurück verlangt!“

„Lesen Sie einmal den innen gravierten Text, Bernardo.“

„*Felicitas enim duo*. Für höchstes Glück zu zweit?“

„Der Ring war nie für die Hand gedacht, oder das Handgelenk! Und diese kleine runde Perle hat der guten Giulia, nachdem der Ring nach Maß gefertigt war, sicher einige Male sehr viel Lust bereitet.“

„Nicht für…? Ihr Lust bereitet? Wie…?“

Chiara blickte lächelnd auf die Leibesmitte Bernardos. „Benötigen Sie eine Zeichnung?“

„Oha! Das ist, der war für … für … für den … also, den *Familienschmuck*?“

„Oh ja“, schmunzelte Chiara. „Der Legende nach sollen die Borgias alle recht gut ausgestattet gewesen sein, und besonders Rodrigo. Dieser Ring scheint dieser Sage durchaus Recht zu geben! Jetzt aber keine Komplexe bekommen, Bernardo. Die Größe seines Gemächtes ist doch wirklich nicht alles bei einem Mann!“

„Das sagen Sie so einfach, Donna. Aber wenn man dann *das da* sieht, da – ach, lassen Sie uns doch einfach weitergehen und von etwas anderem sprechen. Was ist denn das hier?“

„Eine Gemäldesammlung, Bernardo. Besser gesagt, Entwürfe für spätere Gemälde. Hier zum Beispiel in dieser Mappe sind jene von Michelangelo für die Sixtinische Kapelle, dieses zeigt die Vertreibung aus dem Paradies! In der Kapelle selbst hat Michelangelo seinen Adam dann doch etwas weniger – prominent ausgestattet und den Kopf Evas auf die andere Seite gedreht. Die Nähe des Gesichts Evas zu Adams aufgerichtetem Familienschmuck war dem Papst wohl dann doch etwas zu viel an erotischer Anspielung. Oder hier, die Erschaffung der Sonne, des Mondes und der Planeten.“

„Das ist ja direkt unspektakulär, im Vergleich zu den anderen!“

„Nun, ja, schon“, gab Chiara mit breitem Grinsen zu. „Aber hier ist auch die Rache des Künstlers an Papst Julius II zu sehen. Als Michelangelo beinahe fertig war, kam es zu Streitereien zwischen Papst und Maler, also malte Michelangelo Gott in diesem Segment hier mit nacktem Hinterteil! Deutlicher konnte er *Mangia dal mio Culo* eigentlich kaum sagen!“

„Gott zeigt wirklich ausgerechnet in der Sixtinischen Kapelle seinem Vertreter auf Erden den blanken Hintern?“ Bernardo riss die Augen auf, dann lachte er laut. „Der Typ gefällt mir!“

„Bis heute! Und mir gefällt es auch, sogar sehr. In dieser Mappe sind einige Entwürfe von Caravaggio, hier zum Beispiel ‚Amor als Sieger‘. Die Figur des nackten Amors hat der Künstler in seinem endgültigen Werk zwar beibehalten, die offenbar sehr befriedigte Frau, aus deren Bett er gerade steigt, jedoch durch einen Himmelsglobus unter einem Laken und diverser Symbole der Macht und der Künste ersetzt. Dafür hat er die Frau auf dieser Skizze dann für seine ‚Maria Magdalena in Ekstase‘ verwendet.“

„Puh!“ Bernardo wischte sich über das Gesicht. „Diese klassischen Maler haben ja oft direkt pornographische Werke gemalt!“

„Manchmal!“ Chiara zuckte mit den Schultern. „Einige der klerikalen Auftraggeber haben sogar ganz dezidiert einen recht deftigen Entwurf verlangt, nur um dann doch wieder zurück zu rudern. Einmal, als ich so wahllos in den Schriften stöberte, fand ich eine Skizze Tizians. Mit schnellen Strichen auf ein Blatt Papier geworfen, als Teil eines Briefes, ob der Kunde tatsächlich bereit sei, eine farbige Ausführung zu bezahlen. Phantasie brauchte man bei diesem Bild wirklich keine mehr.“

„Und wie ging die Sache damals aus“, hakte Bernardo interessiert nach.

„Es ist zumindest mir kein Bild bekannt, welches auch nur die geringste Ähnlichkeit mit dieser Skizze hat.“ Chiara Amussetti ging weiter, und Bernardo folgte ihr auf dem Fuße. „Also hat der Bischof wohl doch kalte Füße bekommen!

Vielleicht bekam aber auch Alessandro Farnese die Zeichnung in die Hand und wollte damit einen lästigen Gegner loswerden."

„Farnese? So wie vorhin diese Frau mit dem Ring? Aber …"

„Der Bruder", nickte Chiara. „Später dann Papst Paul III. und ein großer Verfechter der Heterosexualität! Böse Zungen behaupten, dass er nur Papst wurde, weil seine Schwester im Bett der meisten Kardinäle des Konklaves zu Hause gewesen wäre. Nun, zur damaligen Zeit gab es 70 im Konklave Wahlberechtigte, zwei Drittel der Stimmen sind für eine Wahl nötig – also hat sie wohl während der Sedisvakanz mit mindestens 47 Kardinälen geschlafen. Mit einigen soll es sogar mehrmals geschehen sein. Da bekommt die alte Redensart ‚alle bei der Stange zu halten' eine ganz neue Bedeutung, oder?"

„Dann war der Tizian also – also – wie soll ich sagen? Nicht …"

„Es waren zwei Männer, Bernardo! Und Sodomie ist zumindest *offiziell* ein schweres Vergehen im Christentum. Auch wenn es durchaus nicht unüblich … Nein, lassen wir das, es würde zu weit führen! Wenden wir uns lieber diesem da Vinci zu, der ‚Verkündigung'. Sehen Sie den Gesichtsausdruck von Maria und Joseph?"

„Sie scheint auf diesem Bild ja ganz glücklich zu sein, er – nun, er wirkt ziemlich griesgrämig."

„Haben Sie bemerkt, wo der geflügelte Bote seine Hand hat? Auch wenn diese Hand unter dem Stoff ist, Leonardos Bild zeigt bei näherer Betrachtung so ziemlich alles!"

„Alle Teufel!“ Bernardos Gesicht lief plötzlich rot an. „Kein Wunder, dass Joseph so böse dreinschaut. Ich würde diesem Kerl ganz nachdrücklich auf die die frechen Finger klopfen, ihm ordentlich die Flügel stutzen und ihn dann auch noch windelweich prügeln!“

„Aber, Aber, Bernardo“, drohte Chiara schelmisch mit ihrem schlanken Zeigefinger. „Einen Abgesandten Gottes schlagen?“

„Dann soll er sich doch auch wie einer benehmen“, bemerkte der Mann noch, dann gingen sie weiter.

„Was soll das denn nun darstellen?“ Bernardo hatte eine steinerne Maske entdeckt, welche grotesk verzogene Gesichtszüge zeigte, und strich über ihre Stirn.

„*Dicere Verum – ne per mendacium – qui dico nobis – si autem non vis*“ quäkte die Maske plötzlich unter seiner Hand, und als er diese zurück ziehen sollte, klebte sie fest an der Stirn der Maske.

„Ich – ich bin – ich bin Bernardo Trozzani. Ich wurde von – von – von Saloumne, der großen Mutter, beauftragt, das sechsspeichige Rad des Merkaba aus dem Vatikanischen Archiv zu besorgen.“

Chiara runzelte die Stirn. „Ich kenne keine Saloumne! Welche Stellung hat sie denn beim Goldenen Frühling?“

„Keine! Sie ist kein Mitglied dieser argen Organisation. Es – es ist – es wäre böse, wenn der Orden der Awlad Alrabi über den Goldenen Frühling die Welt beherrschen sollte! Das wäre schlimmer, als es der Vatikan derzeit ist, denn dieser ist politisch zahnlos geworden und – und hat ohnehin kaum mehr

weltliche Macht!“ Schweiß sammelte sich auf Bernardos Gesicht, immer noch konnte er seine Hand nicht von der Maske lösen. Mit der linken tastete er unter seine Jacke und zog mühsam eine Pistole hervor. „Jetzt – jetzt muss – muss ich dich leider töten, Chiara. Du weißt schon viel zu viel!“ Mit einem Satz war Chiara zwischen zwei Regalen und lief los, während des Laufes flackerte immer wieder das eine oder andere Artefakt auf ihrem Weg auf. ‚Der Ausgang,‘ hämmerten ihre Gedanken. ‚Ich muss den Ausgang finden!‘

„Bleib stehen, Chiara“, ertönte von irgendwo her die Stimme Bernardos, scheinbar hatte ihn die Maske endlich frei gelassen. „Ich bekomme dich ja doch. Schade um eine schöne Frau wie dich, aber es ist für eine gute Sache!“

„Wie kann ein Mord einer guten Sache dienen“, rief Chiara zurück.

„Wie kann denn vielfacher Mord und ein Krieg aller europäischer Mächte gegen einander etwas Gutes bewirken“, kam seine Gegenfrage.

„Der neue Messias wird die Seelen erlösen und die Menschen befreien“, rief Chiara.

„Er wird ihnen seinen Glauben und seine Religion aufzwingen, genau so, wie es früher die Kirche tun wollte!“

„Und was wollt ihr?“

Bernardo lachte. „Die Scherben aufsammeln, die euer Goldener Frühling erzeugen wird und eine neue Welt erschaffen. Unsere Welt!“

„Also genau genommen – auch nichts anderes als der Frühling“, stellte Chiara fest.

„Natürlich nicht! Darum geht es doch immer!“, gestand ihr Bernardo. „Macht ist Reichtum, Reichtum Macht, und der Mensch will davon möglichst viel. Der Rest ist ja doch nur Beiwerk. Firlefanz. Habe ich dich endlich, Chiara!“

Tatsächlich, er hatte Chiara im Gang knapp außerhalb des Archives gestellt und visierte sie jetzt über den Lauf seiner Pistole hinweg an.

„Es tut mir wirklich leid, dass nichts aus einem kleinen Schäferstündchen mit uns beiden wird, aber jetzt wäre das wohl zu riskant für mich. Wenn es dich tröstet, was ich jetzt tun muss, ist wirklich nichts persönliches! Ich hätte dich gerne am Leben gelassen und wäre einfach mit dem Rad verschwunden, wenn nicht – nun, ja, du warst dabei. Es tut mir wirklich leid! Ehrlich!“ Dunkler Nebel verdichtete sich zwischen Chiara und Bernardo, als der Schuss krachte.

„Welch ein nettes Willkommen“, lächelte Elettra vorwurfsvoll. „Das hat ja richtig weh getan. Und was noch viel schlimmer ist, mit diesem Loch darin ist auch das Kleid völlig ruiniert!“ Sie entblößte lange, spitze Eckzähne. „Das war das erste Modell von Rosa Genoni, jenes vom vorigen Jahr, als ihren Namen noch niemand kannte! Ein unersetzbares Unikat! Jetzt – jetzt gehörst du mir!“ Zwar versuchte Bernardo noch mit einer raschen Flucht in das Archiv zu entkommen, doch mit einem weiten Satz hatte die Vampirin den Agenten eingeholt, herumgewirbelt und mit dem Rücken gegen die Wand gepresst.

„Nein! Bitte nicht“, jammerte Bernardo, und Elettra schnurrte

„Wenn es dich tröstet, was ich jetzt tue, ist nichts persönliches“, zitierte sie ihn, dann biss sie kraftvoll zu und löschte Bernardos Leben aus. Endgültig. Ohne Möglichkeit einer Wiederauferstehung als Vampir. Die Fangzähne Elettras schrumpften auf ihre ursprüngliche Größe zurück und auch ihre langen Krallen

wurden wieder zu normalen Fingernägeln, während sie den Kopf in den Nacken warf und ein lautes Fauchen ertönen ließ. Danach schleuderte sie die exsanguierte Leiche Bernardos mit übermenschlichen Kräften in den geheimen Gang und wandte sich an Chiara.

„Kannst du gehen?“

„Du hast… du bist…“

„Ja, Chiara. Ich habe ihn umgebracht und ja, ich bin ein Vampir. Und jetzt sollten wir schnellstens hier verschwinden. *Kannst du gehen?*“

„Also… ja, ich kann gehen.“

„Gut, dann gehen wir.“ Damit schob Elettra die schockierte Signora durch die Öffnung. „Verschließ die Tür wieder, Chiara!“

„Welche Türe de… oh, ja! Ja natürlich!“ Als die Geheimtür ebenfalls wieder geschlossen war, verschwand der Glanz der Artefakte, und die gewohnte nächtliche Dunkelheit senkte sich über das Archiv. Nur die sechs Speichen des Rades, das bereits der Prophet Ezechiel beschrieben hatte, glühten noch leise und beleuchteten die Buchstaben darunter. *In hac victoria* – durch dieses siege.

+

Ein Zündholz flackerte auf, zittrig hielt es Chiara an den Docht der vorher ausgelöschten Petroleumlampe. Endlich traf sie ihr Ziel, der Ölgetränkte Stoffstreifen entzündete sich, danach steckte sie den Glaszylinder in die Halterung. Relativ gleichmäßiges, wenn auch gedämpftes Licht vertrieb die totale

Finsternis im Geheimgang. Chiara drehte den Docht höher, und es wurde noch etwas heller.

„Wieso…?“

„Nicht jetzt, Chiara“, wehrte Elettra ab. „Zuerst müssen wir diese Leiche loswerden. Auch ohne Blut wäre die Geruchsentwicklung nach einigen Tagen – sagen wir einmal, olfaktorisch ziemlich auffallend. Die Garde könnte ihrer Nase nachgehen und dieses nette Türchen hier finden. Ich glaube, das willst du wohl nicht, oder?“ Chiara schüttelte den Kopf.

„Kannst du gehen?“, fragte die Vampirin. „Ich meine, allein!“

„Ich – ja, natürlich!“ Amussetti war noch etwas benommen, rappelte sich aber zusammen.

„Dann gehe jetzt nach Hause, Chiara“, drängte Elettra. „Ich komme später nach und erzähle dir alles!“ Dann verschwand die blasse Frau mit dem Leichnam Bernardos einfach in der Dunkelheit, als hätte es sie nie gegeben. Chiara aber taumelte durch den Gang, dann auf die verlassenen Straßen Roms und zum Palazzo Contadino. Elettra, ihre Lupa, ein Vampir? Und sie hatte nichts davon bemerkt? Jetzt hatte sie ihr auch das Leben gerettet – woher hatte sie überhaupt gewusst, dass sie kommen musste, dass Bernardo sie bedrohte? Wie…

+

„Deine Gedanken waren plötzlich in meinem Kopf, ich konnte sehen, wie du durch die Gänge des Archivs gelaufen bist“, beantwortete Elettra einige Zeit später diese Frage. „Ich konnte hören, was Bernardo sagte, ich konnte riechen,

was du gerochen hast, und ich konnte deine Angst wahrnehmen. Da habe ich mich eben beeilt. Und bin wohl noch zur rechten Zeit gekommen!“

„Dann – werde ich jetzt eigentlich die Nächste sein, wenn der Durst dich überkommt und du wieder Blut trinken musst? Oder Emanuele? Luigi?“

„Kein Vampir *muss* Blut trinken, Chiara. Das behaupten zwar manche von uns gerne, aber es ist nicht ganz richtig. Wir – nun ja, wir ‚sterben‘ nicht, wenn wir kein Blut zu uns nehmen. Abgesehen davon, dass wir ja doch schon irgendwie tot sind. Aber es bewegt sich trotzdem noch etwas in unseren Adern, das rot ist und uns denken und handeln lässt. Und du wirst mir bestätigen, dass wir uns, obwohl wir doch tot sind, seltsamerweise keineswegs kalt anfühlen, ganz im Gegenteil. Und das wir immer noch Schweiß und – nun, und auch noch andere Körperflüssigkeiten bilden, die sich nicht von denen normaler, noch wirklich lebender Menschen unterscheiden. Dafür benötigen wir Flüssigkeit, Wasser, wie jeder Mensch auch, oder noch besser, Suppe. Das mit dem Blut, das ist eher eine Sucht, so wie es einem Menschen mit Opium oder Kokain ergeht. Nur, dass bei Leuten wie uns keine Entziehungskur hilft, die Sucht bleibt auf ewig, solange wir denken. Oh, wir sublimieren sie natürlich auf vielfältige Art und Weise, aber dieser herrliche metallische Geschmack, wenn das Blut warm und lebendig die Kehle hinunter fließt – es gibt einfach keinen echten Ersatz dafür. Aber – nun, man lernt besser, sich zu beherrschen, Chiara. Oder man lernt bald nichts mehr, weil – der Kopf fehlt! Die einzige dauerhafte Methode, einen Vampir endgültig zu – nun, wie auch immer man es nennen will. Töten ist irgendwie ein unpassender Begriff dafür, denn tot – tot sind wir ja eigentlich doch schon. Vergiss den Pflock, der ist für einen Vampir nur eine gute Gelegenheit, eine andere Leiche zu stehlen, sie auszutrocknen und dann an seiner Stelle hinzulegen. Falls doch noch jemand nachsehen kommt, ob der Vampir noch in seinem Sarg liegt. Und danach

kann er – oder sie – selbst leicht untertauchen und sich anderswo neu ansiedeln.“

„Wie ist das mit dir, Elettra? Trinkst du Blut von unseren Kunden?“

„Nicht hier in diesem Haus, ich bin doch nicht dumm, Chiara. Ja, ab und zu gehe ich des Nachts hinaus und suche schlimme Gegenden auf, wo jemand glaubt, er könne mich ungestraft überfallen. Oder ich gönne mir einen, der seine Frau oder Kinder brutal misshandelt – aber immer so, dass er nicht mehr zurück kommen kann. Ich weiß, wie man Vampire endgültig exekutiert, und ich dezimiere manchmal die zweibeinigen Ratten in Rom. Denn glaube mir, Chiara, die sind noch sehr viel schlimmer als die vierbeinigen.“

„Wie bist du eigentlich zum Vampir geworden?“ Chiara lehnte sich interessiert vor.

„Du willst wirklich meine Geschichte hören, Chiara? Es ist eigentlich die gleiche wie bei fast allen Vampiren. Eine Frau trifft einen Mann, der ihr den Himmel auf Erden verspricht, und der auch wirklich die absolute Lust in ihr erwecken kann. Dieser Mann gibt dir das Gefühl, mehr zu sein als nur ein Körper, den er besteigen will. Und der Sex ist dann tatsächlich so phänomenal, wie er es versprochen hatte. Eines Tages fühlst du dann in der höchsten Ekstase einen kurzen Schmerz am Hals, auf einmal wird es ganz kurz dunkel um dich und dann kannst du wieder sehen, hören, riechen, alles wird intensiver, du fühlst, wie pures Leben wie Feuer durch deine Kehle fließt! Du erlebst für wenige Sekunden wirklich diesen versprochenen Höhenflug, den Himmel auf Erden!“ Chiaras Stimme bekam einen verträumten, entzückten Klang, dann fuhr sie plötzlich mit kaltem, nüchternem Klang fort. „Und dann versuchst du eine Ewigkeit lang ständig diesen einen Moment wieder zu erleben, aber er entzieht sich dir immer

und immer wieder. Alles was danach kommt, ist banal und schal, aber mit jeder Faser lechzt du nach einer Wiederholung, einer einzigen Sekunde nur. Wenn du das Blut eines Menschen trinkst, leuchtet für einen ganz kurzen Moment Farbe in dein graues Leben, nur um sofort wieder zu verschwinden, der Himmel scheint zum Greifen nah zu sein, aber ehe du ihn erreichst, entfernt er sich schneller, als er sich genähert hat. Nur einmal war ein Mann stark genug, um mir dieses Gefühl vom ersten Mal wieder zu schenken, für einen ganz, ganz kurzen Moment dachte ich, das ist es … aber dann verging das Gefühl ebenso wie der Mann, ich konnte mich damals einfach noch nicht genügend zügeln. Dabei war Ataxerxes der Dritte körperlich gar nicht so kräftig, aber sein Geist war so – so mächtig, sein Blut so herrlich stark. Sie haben dann behauptet, sein Heerführer Bagoas habe ihn vergiftet, weil sie keine andere Erklärung für seinen Tod fanden!“

„Wann und wo wurdest du eigentlich zum Vampir, Elettra?“

„Ach, das ist lange her. Kennst du den Namen Echnaton? Einer jener Priester des Amun, die Echnaton bekämpften, und ich – nun, ich war jung und hübsch, eine Tempeldienerin Amuns. Aber das waren wir ja alle, und wir waren viele. Warum er gerade mich wollte, warum er mich nicht einfach nahm, sondern zum Vampir machte und nicht einfach tot sein ließ, das alles werde ich nie erfahren. Denn bei einem Überfall der Atonanhänger verlor er bald darauf seinen Kopf, und so konnte ich ihn nicht mehr befragen.“

„Und jetzt“, fragte Chiara neugierig.

„Jetzt? Seit Jahrhunderten sehne ich mich danach, diesen einen Moment einmal noch erleben zu dürfen, nur ein einziges Mal, und ich weiß doch, er wird mir nicht wieder zuteil werden! Nie wieder!“

Chirara Amussetti stand auf, ließ ihr Gewand zu Boden gleiten und hielt Elettra ihre entblößte Kehle entgegen.

„Beiß zu, Elettra!“

„Du hast nicht zugehört, Chiara. Es gibt dann keine Freude mehr, keine Liebe. Nur noch Gier und sexuelle Lust. Beinahe unbezwingbare, ständige Gier nach Lust und Blut!“ Unter Elettras Oberlippe schoben sich zwei lange Fangzähne hervor, ihre Nägel wuchsen sichtbar, doch noch blieb die Vampirin stehen und bewegte sich nicht.

„Liebe? Al Inferno l’amore!“ schrie Chiara. „Es gab und gibt keine Liebe in meinem Leben, aber vielleicht wird es Rache geben!“

„Es gibt bald nach dem Biss auch keinen Hass mehr, nur noch unstillbares Sehnen. Allenfalls noch Loyalität und Dankbarkeit jenen gegenüber, die dich gut behandelt haben. Überlege es dir doch noch einmal genau, Chiara!“

Mit wenigen langen Schritten war Chiara bei Elettra, umarmte sie und neigte den Kopf zur Seite.

„Mach schon!“, flehte sie, da gab es für Elettra keine Hemmungen mehr. Sie umarmte Chiara Amussetti ihrerseits, drückte den Körper der anderen Frau fest an den ihren, öffnete den Mund weit und schlug ihre langen Zähne in die pulsierende Halsschlagader Chiaras, ein kurzes, saugendes Schmatzen war zu hören. Elettra fing die zusammen sinkende sterbende Chiara auf, hob den Kopf zur Decke, und ihr lautes Fauchen erfüllte den Raum. Dann legte Elettra den Körper Chiaras vorsichtig ab, stützte ihren Kopf, biss sich in das eigene Handgelenk und tröpfelte das hervorquellende Blut in Chiaras Mund.

„AAAH!“ Ein langer, stöhnender Schrei entfuhr Chiaras Kehle, sie öffnete ihre Augen und sah Elettra in die Augen, welche sich hinabbeugte und die neu geschaffene Vampirin heftig küsste und zärtlich streichelte. Chiara erwiderte diesen Kuss mit derselben Gier und griff ihrerseits zu.

„Mehr!“ keuchte sie zwischendurch. „Ich will mehr! Viel mehr! Gib es mir!“

+

Eine warme Frühlingsnacht hatte sich über die ewige Stadt gelegt, und die Menschen hatten nach der Sonnenglut des Tages ihre Häuser verlassen, um in den unzähligen Lokalen der Stadt an den zu dieser Jahreszeit bereits oft im Freien stehenden Tischen mit Freunden oder der Familie zu speisen und dazu das eine oder andere Glas Wein zu trinken. Von oben betrachtet boten die Straßen ein flackerndes Bild tausender Kerzen auf ebenso vielen Tischen vor den Tavernen. Vor allem für die Augen Chiaras, welche hoch über der Stadt schwebte, wirkten die Straßen damit wie hell erleuchtet. Noch heller aber erschien ihr der Vatikan, welcher über seine eigene elektrische Beleuchtung verfügte, welche von modernen endothermischen Dampfkesseln im Keller gespeist wurde. Auch Italien war auf diesem Gebiet technologisch nicht hinter dem restlichen Europa, und die Stadt selber hatte einige durchaus brauchbar funktionierende Stromnetze, welche vom italienischen Polvere die Vapore betrieben wurden. Aber wenn man Abends mit dem oder der Liebsten in die Taverne auf das eine oder andere Gläschen ging, wollte man als Römerin oder Römer in den Nebengassen, wo die Tische der Tavernen standen, ganz einfach den flackernden, romantischen Kerzenschein.

Seine Eminenz Kardinal Pietro Mussirimi jedoch mochte gerade die starke Helligkeit der elektrischen Beleuchtung. Ganz besonders liebte er das helle Licht,

wenn er eine der knapp 18 Jahre alten Novizinnen des Ordens der Heiligen Jungfrau Citha zu Monsagrati in einige der pikanteren Geheimnisse des Vatikans einwies. Die Angehörigen dieses Ordens übernahmen im Patrimonium Petri die Koch- Putz- und sonstigen anfallenden niedrigen Arbeiten, sie waren im Prinzip nicht mehr als unbezahlte Dienstmädchen im Nonnenhabit. Und die hübscheren noch mehr. Viel mehr. Der Kardinal liebte es besonders, die Arbeit der Wangenmuskeln bei der Novizin zu beobachten, welcher er eben einen dieser pikanten Dienste aufgetragen hatte. Das Mädchen hatte sich zwar anfänglich gesträubt, wie schon so viele vor ihr, aber einige kräftige Klapse und Ohrfeigen des Kardinals hatten dann doch gereicht, sie sich gefügig zu machen. Auch wenn der Kardinal nie die Jungfräulichkeit der Novizinnen antasten würde, bedeutete das noch lange nicht, dass sie ihn nicht befriedigen konnten.

Plötzlich erschlafften kurz alle Muskeln des Mädchen, dann erhob sie sich langsam aus ihrer knienden Position, nahm ihren Habit auf und ging wie in Trance auf die Tür zu.

„Komm sofort zurück, du bist noch nicht fertig mit deiner Arbeit, du stupida Mucca“, schrie der Kardinal wütend und wollte ihr nacheilen. Doch ein Schatten, welcher durch die Vorhänge am Fenster schritt, hemmte seinen Schritt.

„Wer bist du, und wie kommst du hier herein?“, herrschte er die fremde Frau an, während sich die Novizin ankleidete und das Zimmer verließ. Sie würde sich später nur noch daran erinnern, dem Kardinal Tee gebracht zu haben und danach in ihre Zelle gegangen zu sein.

„Du erkennst mich nicht wieder?“, fragte die Frau und schritt mit laszivem Hüftschwung auf den Kardinal zu.

„Immer noch Eminenz und Ihr für dich und deinesgleichen, du unverschämtes Weib! Und du musst mich verwechseln“, schimpfte der Kardinal und ging zu einer von der Decke hängenden Kordel. „Ich rufe jetzt die Schweizer Garde!“

„Das glaube ich jetzt eher nicht“, lächelte Chiara Amussetti und stand wie aus dem Nichts vor dem Glockenzug.

Pietro Mussirimi kniff die Augen zusammen. „Hexe! Teufelsgezücht! Weiche von mir, du unreiner Geist, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!“

„Dein Dreieiniger Gott wird dir nicht mehr helfen, Pietro“, flüsterte Chiara. „Du hast dich schon lange dem Teufel verschrieben, du Vergewaltiger! Schon vor vielen Jahren!“

„In der Bibel steht, das Weib sei dem Manne untertan“, deklamierte Pietro. „Wenn es das nicht will, muss man es eben züchtigen!“

„Auch halbe Kinder? Kleine Mädchen, die bereits einmal vergewaltigt worden sind? Ist das wirklich deine Ausrede? Ernsthaft? Keine gute Rechtfertigung.“ Sie schüttelte den Kopf, dann fauchte sie den Kardinal plötzlich laut an. „Auf deine Knie, du verdammtes, dreckiges Schwein. Sofort!“ Tatsächlich knickten die Beine des Kardinals gegen dessen Willen ein und er fand sich in jener Haltung wieder, welche vorher die Novizin eingenommen hatte.



„Weißt du, eigentlich hatte ich ja vor, dir scrofa Porca eines Tages eine Salami so lange in deinen Rachen zu stopfen, bis du verreckst“, plauderte Chiara in lockerem Tonfall weiter. „Aber jetzt – jetzt habe ich etwas viel besseres gefunden!“ Ein Mann betrat das Gemach des Kardinals, entledigte sich seiner Kleidung und Chiara stellte ihn mit einer Handbewegung vor. „Das hier ist Davide. Er ist allerdings, wie du sicher sehen kannst, wesentlich besser als jene bekannte Statue von Michelangelo ausgestattet. Also, zumindest was seine Männlichkeit angeht. Vom heutigen Tag an, Pietro, gehörst du ab Sonnenuntergang ihm. Jede Nacht. Er wird deinen Widerstand brechen und dich benutzen, wann und wie immer ihm danach ist. Und du wirst es niemandem erzählen können, du wirst ihm nicht schaden können und du wirst alles unternehmen, dass er noch lange in deiner Nähe bleibt. Und du wirst nie, niemals mehr in deinem restlichen Leben eine Frau bekommen. Du wirst nie mehr eine Novizin zu dir bestellen. Du wirst es wollen, aber nicht können. Und jetzt komm her, Davide, nimm ihn, er gehört dir!“ Vor den Augen des erschreckten Pietro Mussirimi löste sich Chiara in eine Nebelschwade auf und eine harte Hand im seinem Rücken drückte seinen Oberkörper nach vorne. Seine entsetzten Schreie verhallten ungehört, denn die Gemächer des Vatikan bestanden mit Bedacht aus dicken Mauern, welche gut gegen Schall isolierten. Schon seit Jahrhunderten.

+

„Hast du es vollbracht?“, empfing Elettra ihre Freundin in ihren Gemächern im Palazzo Contadino.

Chiara nickte zufrieden. „Dieser Davide ist wirklich gut bestückt. Ich denke, er wird dem Kardinal für einige Zeit eine gehörige Portion seiner eigenen Medizin

verabreichen.“

Die erfahrene Lupa zuckte mit den Schultern. „In wenigen Tagen wird es dir schon egal sein, so ist es immer.“

„Aber jetzt, in diesem Moment, befriedigt mich der Vollzug meiner Rache noch ungemein“, wandte Chiara ein. „Endlich kann ich an den schifoso Kardinal denken, ohne dass es mich in der Kehle würgt oder wo anders schmerzt! Das darf er jetzt eine Zeit lang selbst erleben.“

„Wie auch immer“, zuckte Elettra mit den Schultern und sah sich noch einmal im Zimmer um. „Hast du alles andere auch erledigt, das du noch zu erledigen hattest?“

Chiara nickte bestätigend. „Schwester Elisabetta del Sinai wird hier übernehmen, bis die Heilige Mutter einen adäquaten Ersatz gefunden hat. Vielleicht auch ganz, wer weiß. Ich habe jetzt alle meine Zelte hier abgebrochen.“

„Dann wollen wir aufbrechen!“ Kurz wallte schwarzer Nebel durch den Raum, dann war er leer. Die beiden Vampire waren ausgeflogen.

*

Ägypten

Den Nil konnte man mit Fug und Recht die Lebensader Ägyptens nennen. Außer einigen Kilometern fruchtbaren Bodens beiderseits des Flusses, welche sich manches Mal sogar auf nur wenige Meter verengten, bestand das Land zum größten Teil aus meterhohen wandernden Wellen aus gelbrotem Sand und nacktem Gestein. Trocken, lebensfeindlich, von der Sonne ausgedörrt und

ausgeglüht war beides. Ab und zu, viel zu selten, unterbrach ein Tümpel, ein Teich oder ein kleiner See das schier endlose Meer aus Sand und brachte einige Quadratmeter grünen Grases und ein paar Palmen zum Vorschein. Die hier lebenden Beduinen kannten zwar noch einige weitere versteckte Brunnen, diese waren aber zu klein und enthielten viel zu wenig Wasser, um eine dauerhafte Oase zu schaffen. Dass dieser Umstand schon seit Jahrtausenden nicht anders war, bestätigten unzählige Hieroglyphen, auf Papyri gepinselt oder auf verputzte Wände gemalt, in Ton gedrückt oder in Stein gemeißelt, in unzähligen Liedern und Gebeten besungen. Ohne den großen und mächtigen Hapi, den Gott des Nilhochwassers, der den fruchtbaren Schlamm und das lebenspendende Wasser zu den Menschen entlang des Flusses brachte, musste auch das Volk der Ägypter darben und Hunger leiden. Und wehe dem Herrscher, dem es einige Jahre in Folge nicht gelingen sollte, den Gott zu seiner Pflicht zu bewegen! Ihm drohte ein schrecklicher Tod und danach ewige Verdammnis in der jenseitigen Welt. Allerdings standen diese Warnungen an den Pharao zwar in den Schriften, doch wirklich wahr gemacht dürfte man diese Drohungen, wenn überhaupt, so nicht sehr oft. Zumindest stand davon nichts in den bisher gefundenen Texten.

Viele der Pharaonen und ihre Gemahlinnen lagen in der Nähe von im Tal der Könige und im etwas weniger bekannten Tal der Königinnen begraben. Daher war dieser Ort *das* Mekka für Ausgräber aus dem britischen Empire, doch die Egypt Exploration Fund hatte ihre ‚Claims' sowohl bei der britischen Verwaltung als auch der ägyptischen Regierung bereits viel weiter abgesteckt. Die Geschäfte für die EEF vor Ort führte in Luxor Mister Ernest Alfred Thompson Wallis Budge, ein 32 Jahre alter Brite, wie er im Buche stand. Assiut einige Kilometer den Fluss abwärts im Norden war im Vergleich dazu bislang ziemlich uninteressant gewesen. Ein paar kleine Gräber von Gaufürsten und Statthaltern, einfach gebaut und kaum geschmückt. Gar nicht zu vergleichen mit der Pracht jener Gräber im

Tal der Könige bei Luxor, mit dem Horustempel in Edfu, der Tempel der Neith in Esna oder dem der Hathor in Dhendera. Es war also kein Wunder, dass Mister Griffith, welcher hier tätig war, selten Besuch hatte. Die Kreuzfahrtschiffe legten hier zwar zumeist an, aber eher, um den Touristen die Möglichkeit zu einem Kamelritt in die Wüste zu bieten. Zwei Stunden auf einem Kamel reitend hin, Tee mit Minze und ein kleiner Snack in einem ‚echten Berberlager', danach zwei Stunden wieder zurück, pünktlich zum Diner wieder an Bord. Leihburnusse und -Turbane inklusive, gegen Aufpreis war auch eine Fantasia zu sehen.

Die Gründerin und Vorsitzende des EEF, Miss Amelia Edwards, weilte derzeit mit Mister Flinders Petrie zwar nur wenige Kilometer flussaufwärts von Assiut in Abu Tig, überließ Francis Llewellyn Griffith jedoch weiterhin die täglichen Abläufe in Assiut. Sie suchte mit ihrem Begleiter, einem bereits namhaften Ägyptologen, dort den Nil hinauf offensichtlich etwas. Nun, Abi Tiq konnte man aus verwaltungstechnischer Sicht durchaus noch als zu Assiut gehörig betrachten, daher betrachtete es Miss Edwards als ihr gutes Recht, auch dort eine archäologische Kampagne zu starten. Selbst wenn dort wirklich nicht viel zu erwarten war, ein Umstand, der Amelia Edwards nicht sehr behagte.

„Ich finde es erstaunlich, dass Sie so ruhig sein können, Mister Petrie!" Amelia trank einen Schluck von ihrem akzeptablen Rotwein und widmete sich dann wieder ihrem Lammbraten mit Speck, Kartoffeln und Minzsauce. „Wir sind seit einer kleinen Ewigkeit hier und haben nichts. Gar nichts!"

„In der Archäologie ist es wie in der Liebe, Miss Edwards. Es lässt sich nichts erzwingen. Mit etwas Glück kann man mit Geduld das Ziel seiner Träume erringen, mit Gewalt niemals!"

„Es gibt aber nicht selten den Fall, dass ein Mädchen gegen eine entsprechende Gratifikation dem Bräutigam sehr schnell übergeben wird."

„Das ist keine Liebe, Miss Edwards." Petrie griff über den Tisch und berührte die Hand Amelias, drückte kurz zu. „Das ist ein Geschäft. Liebe ist etwas anderes, wie Sie sehr wohl wissen dürften!" Und lautlos formten seine Lippen den Namen ‚Lilly'. Amelia erschauderte wohlig, als sie an Leigh Anne Renwright dachte, mit welcher sie durch die Dolomiten gereist war und der sie einen Gedichtband gewidmet hatte. Leigh Anne, die glamouröse Privateuse, die exzentrische Lebedame, welche nur wenigen erlaubt hatte, sie Lilly zu nennen. Daran, wie sie sich unter einer dicken Daunendecke in einer Hütte gegenseitig gewärmt hatten, eine primitive Behausung, welche durch einen überraschend einsetzenden Schneesturm beinahe zwei Wochen völlig von der Welt abgeschnitten war. Sie wollten nur einige Tage dort oben verbringen, ihr einheimischer Bergführer sollte sie später wieder abholen. Dann, drei Tage später, der völlig überraschende Wetterumschwung, von 63 Grad Fahrenheit fiel das Thermometer auf 25, der Sturm brachte Schnee und eisige Kälte von den nahen Gipfeln bis zur Almhütte, und das bereits Mitte September. Auf solche Temperaturen hatten sich die Damen nicht vorbereitet, also kuschelten sie sich unter der Tuchent eng aneinander, um sich gegenseitig zu wärmen. Und dann führte eben eines zum anderen, beide waren nicht abgeneigt gewesen …

„Woher", artikulierte sie ebenso lautlos wie vorher Petrie. Der zuckte nur mit den Schultern.

„Machen Sie sich keine Sorgen", flüsterte er leise, der Boy des Hotel International in Abu Tig, in welchem sie Quartier bezogen hatten, konnte sicher nichts verstehen. Selbst wenn er noch so perfekt englisch gesprochen hätte. „Ich

weiß es schon seit Jahren, und als Archäologe erlaube ich mir eine lockere Einstellung dummen Sitten gegenüber.“

Amelia fing sich wieder. „Nun gut, Mister Petrie,…“

„Sehen Sie, Miss Edwards“, unterbrach der Archäologe die Leiterin des EEF. „Sie wissen, dass Ehe und Liebe nicht das selbe sind. Und das man mit Gewalt zwar das eine, nie aber das andere erzwingen kann. Man kann nur mit Geduld und Intelligenz an sein Ziel kommen. Und mit Hingabe. Wir haben hier einen bisher unbekannten Tempel entdeckt, der wohl wirklich der Neith geweiht gewesen sein dürfte. Gut, die Statue ist von der Haltung und dem Material her sehr viel konventioneller ausgefallen als jene in Wadi Farafra, welche die Österreicher ausgegraben haben. Aber es ist doch ein schöner Erfolg, besonders die Wandfresken, die Pharao Mestiu-Re zeigen.“

„Na toll. Ein ebenso unbekannter wie unbedeutender Pharao obskurer Herkunft, ein bisher unbekannter Neith-Tempel und bisher noch immer kein Hinweis auf Anchnesneferibre oder ihre Krone“, räsonierte Amelia Ann Blanford Edwards bitter.

„Sie tun diesem Pharao hier bitter unrecht, Miss Edwards. So unbekannt ist Mestiu-Re nun doch nicht“, lachte Petrie launisch. „Geboren ist er als Kambyses II, Shah in Shah von Persien. Der erste Pharao der 27. Dynastie. Der erste Perser auf dem Königsthron von Ägypten. Obwohl – genau genommen war er ja noch König von Babylon, also Mesopotamier. Aber egal – bleiben wir dabei, er war der erste Perserkönig Ägyptens. Das ist doch schon etwas, ist es nicht?“

„Sie meinen jenen König, der angeblich den Diebstahl der Krone in Auftrag gegeben hat?“

„Genau den“, nickte Petrie, immer noch grinsend.

„Sie sind ein böser Mann, Mister Petrie. Ein sehr böser Mensch. Mir bisher gar nichts davon zu sagen!“

„Ich habe von diesem Hinweis selbst erst vor drei Stunden erfahren, Miss Edwards. An einer Stelle in einem der Nebenräume des Neith-Tempels wird erzählt, dass Kambyses II die ägyptische Prinzessin Nitetis heiratet und den Thronnamen Mestiu-Re annimmt.“

„Dann hat sich also dieser Kambyses so etwas wie eine Legitimation für seinen Thronanspruch erheiratet?“

„Er hat den Thron erobert und dann durch diese Ehe abgesichert, ja“, bestätigte Flinders Petrie. „Wie es teilweise auch heute gemacht wird, daher – eine Ehe und Liebe sind zwei ganz unterschiedliche Dinge. Ich glaube nicht, dass hier einer den anderen Partner geliebt hat.“

„Ich fürchte, dass sie damit ganz recht haben, Mister Petrie.“

*

Das etwa 25 Flusskilometer südlich von Assiut liegende Abu Tig war mit knapp 3.000 Bewohnern wirklich keine große Stadt, trotzdem lagen hier einige auch von europäischen Reisenden recht gut besuchte Lokale und Bars. Denn erstens bestand der Großteil der Bevölkerung aus koptischen Christen, welche Alkohol herstellen, trinken und verkaufen durften, und zweitens gab es in Abu Tig nicht *eine*, sondern *die* Schule für orientalischen Bauchtanz in Ägypten. Die schönsten und begabtesten Mädchen des orientalischen Raumes kamen hierher, um die Körperbeherrschung für diese Art der kunstvollen Bewegung zu perfektionieren.

Bei dieser akrobatischen Tanzform sollte jeder Muskel einzeln bewegt werden können, bei dem klassischen ägyptischen Stil die Beine dem Grundrhythmus entsprechend, das Becken folgte der Darbuka genannten Handtrommel und der restliche Körper der Melodie. Manchmal mit schlangengleichen, weichen Bewegungen, manchmal mit harten, rhythmischen Bewegungen. Der Tanz war nicht einfach, schon das ‚rollen', also das abwechselnde an- und entspannen der verschiedenen Bauchmuskeln, welches dann eine auf- und absteigende Wellenbewegung des Bauches erschuf, kostete jahrelanges intensives Training. Abends fuhren nicht wenige Fischer Touristen, welche auf den Schiffen wohnten, von Assiut nach Abu Tig und verdienten sich so ein paar Para oder gar einen ganzen Piaster, wenn jemand nicht handeln wollte. Die Flussdampfer selber blieben in Assiut vor Anker, sie legten nie in Abu Tig an und stellten auch keine Boote zur Verfügung.

Captain Jim Hardesty und seine 17 Männer, welche für den Schutz der britischen Expedition im Hinterland zuständig gewesen waren, warteten in Abi Tig auf neue Einsatzbefehle. Um sich die Zeit zu vertreiben, wollten sie sich Abends einmal einen echten orientalischen Tanz ansehen, denn in Europa und Amerika hätten die Cabarets, wo diese Tänze gezeigt wurden, weit über der Grenze ihres Einkommens gelegen. Doch in Ägypten waren sie die Herren, die nur mit den silbernen Groat- und Penny-Münzen klimpern mussten, um ihre Wünsche erfüllt zu bekommen. Und wenn nicht hier, wo sollte man denn sonst einen echten, einen originalen orientalischen Tanz zu sehen bekommen? Also hatte der Captain im Hotel seine Erkundigungen eingeholt, und jetzt war die Truppe unterwegs, um sich ein wenig zu vergnügen. Lachend und scherzend gingen die 18 Briten am gemauerten Kai des Flusshafens entlang, als einer der Söldner plötzlich stehen blieb und die Hand hob.

„Seid doch einmal kurz still“, forderte Willy Gregory seine Kameraden auf. Die Männer hatten schon oft zusammen gearbeitet und verließen sich beinahe blind aufeinander, daher stoppten alle ihre Schritte und lauschten in die Nacht.

„Da ruft doch jemand, und es klingt verdammt panisch“, bemerkte Lieutenant Jeffrey Murdock. „Es ist dort vorne, im Fischerhafen.

„Saeadani! SAEADANI! *SAEADANI!“* schrie eine helle Stimme.

„Das ist eine Frau! Vorwärts“, befahl der Captain und riss seinen Revolver heraus, während er schon loslief. Sofort folgten die Briten seinem Beispiel, als britische Gentlemen zögerten sie nicht lange, wenn eine Frau angstvoll schrie. Und als Gentlemen betrachteten sie sich, auch wenn sie Söldner waren und ihr Beruf kämpfen und auch töten war.

„***SAEADANI***!“ Die Frau wehrte sich mit Händen und Füßen, ein Mann versuchte, sie ihn einen Kahn zu zwingen, während ein zweiter einen Sack über ihren Kopf zu ziehen versuchte. „***MAE ALLAH! SAEADANI!***“

„KUN HADYAAN“, brüllte einer der Männer.

„STOPP!“ unterbrach sie eine barsche Stimme in englischer Sprache, der Mann mit dem Sack fuhr herum und griff zur Taille. Ein lauter Schuss knallte, und vor seinen Füßen stieg eine Sandwolke auf. „Hände hoch! Sofort!“ Achtzehn Revolverläufe richteten sich auf die Männer!

„Verschwinden“, radebrechte der Mann, der die Frau in das Boot zerren wollte. „Gehören mir, ist mein Frau!“

„Und das ist ein .50 Colt spezial! Das schwerste Faustfeuerwaffe der Welt. Die bläst dir deinen dummen Kopf von den Schultern, Punk! Sage einmal, wie fühlst du dich denn dann?“

„Ihr verschwinden. Mein Frau, mein Recht.“

„Wo ist der Dolmetscher?“, schrie Captain Hardesty. „Warten“, wandte er sich im besten Befehlston wieder an den Mann und spannte mit dem Daumen den Hahn seines Revolvers. Obwohl es ein Double-Action-Revolver war. „Frau loslassen!“

Der Söldner Lester MacDonald war sofort losgelaufen und hatte Malik al Rubaan, den Dolmetscher der Truppe, aus seinem Haus am Hafen getrommelt.

„Der Mann behauptet, die Frau sei sein Eigentum…“

„WAS?“, brüllte Hardesty und die Frau schrie laut auf.

„RAQM!“

„Die Frau bestreitet stark, dass…“

„Was soll das bedeuten, Eigentum?“, unterbrach der Captain.

„Er hat sie bezahlt, daher ist sie sein Eigentum, sagt er!“

„Ich dachte, Sklaverei wäre hier verboten?“, fragte Hardesty nach.

„Das ist sie auch!“ Ein junger Mann war dazu gekommen. „Er hat Ibrahim dort bezahlt, dass er ihm meine Schwester beschafft! Sie haben mich vorher niedergeschlagen und wollten…“

„Nix Sklaverei! Wollen heiraten!“, tobte der Mann mit dem Boot. „Habe Onkel von Hafsa dafür bezahlt!“

„Aber Hafsa will dich nicht, Mohamed!“, rief der junge Mann.

„Das ist egal, Tarik! Euer Onkel ist euer Vormund! Und wenn der ja sagt, dann heirate ich eben deine Schwester! Und ich habe genug dafür bezahlt!“, schrie Mohamed.

„Er ist nicht unser Vormund! Noch ist unser Vater nicht tot!“, brüllte Tarik zurück.

„Aber so gut wie!“

„Dann wartest du trotzdem so lange! So viel Anstand…“

Die ganze Zeit über hatte Malik noch recht gut beim Übersetzen Schritt gehalten, doch nun stolperte er etwas.

„STOPP!“, brüllte Hardesty, und als sich die Araber weiter anbrüllten, fuhr seine Hand in die Höhe, sein Revolver mit dem übergroßen Kaliber brüllte wieder lautstark auf und übertönte das Geschrei.

„Das klingt nach Menschenhandel, und der ist verboten“, entschied Jim. „Die beiden Kerle kommen jetzt fürs erste einmal ins Gefängnis, und dann lassen wir den Kadi von Assiut kommen. Vorwärts, ihr verdammten Mädchenhändler! Ihr Verbrecher gehört doch alle hinter Gitter! Meadley, Robertson, bringt die zwei zur Polizeistation in eine Zelle. Malik begleitet euch, und macht den Askari klar, dass sie in Teufels Küche kommen, wenn diese Assholes nicht mehr in Haft sind, wenn der Kadi eintrifft. Britannien verfolgt die Sache genau. Gregory, geh ins

Hotel International und informiere Miss Amelia und Mister Petrie. Abmarsch, Jungs, die Bauchtänzerinnen müssen noch ein wenig warten!“

„Sie – sie wollen Bauchtanz sehen?“, fragte Tarik den Kommandant der Söldner, als die Männer weggebracht worden waren.

„Nun – ja. Wir wollten ins Bayr al’Afrah.“

Tarik lachte laut auf. „Dann wollen Sie Touristenramsch sehen? Wie sagt ihr? Jackdaws? Nichts echtes?“

„Gibt es denn da so große Unterschiede?“ fragte Jim Hardesty neugierig.

„Nun – ich habe einmal die europäische Variante gesehen.“ Tarik wedelte übertrieben mit den Armen in der Luft herum. „Die Frauen flattern mit den Armen, wackeln ein wenig mit dem Hinter- und dem Oberteil, und das war es dann schon. Keine Kunst, das kann jede Frau! Aber Hafsa lernt auf der großen Schule, sie besorgt euch sicher die Erlaubnis, einer Vorführung in der Schule beiwohnen zu dürfen. Als kleines Dankeschön, dass sie zumindest Zeit gewonnen hat!“

„Deine Schwester mag diesen Mohamed wohl wirklich nicht!“ Jim hieb dem Araber auf die Schulter.

„Natürlich nicht“, begehrte Tarik auf. „Hafsa ist gerade fünfzehn Jahre alt, Mohamed über fünfzig! Und er ist unsauber, im Charakter wie am Körper! Vater wäre nie einverstanden gewesen, dass Hafsa so ein Schwein wie ihn heiratet!“

„Wie alt bist denn du?“

„In einem Mond achtzehn Jahre!“

„Dann werden wir mit dem Kadi sprechen“, versprach Jim Hardesty. „Er soll dich doch einfach zu Hafsas Vormund machen. Wenn dein Vater es auch will, sollte das kein Problem sein.“

*

Tarik hatte wirklich mit seiner Schwester gesprochen, und Eyshe, die Direktorin der Schule, hatte die Briten dann tatsächlich eingeladen, falls sie sich dem Anlass entsprechend geziemend verhalten konnten. Hafsa und Tarik hatten die Söldner unterwiesen, nachdem Tarik für volljährig erklärt worden war und nun offiziell die Aufsicht über seine Schwester hatte. Und jetzt saßen sie auf dicken Kissen an einem niedrigen Tisch, der mit acht anderen an eine etwa einen Fuß hohe Bühne grenzte. Kerzen auf den Tischen verbreiteten dämmeriges Halbdunkel, und den Besuchern, vielleicht hundert Frauen und Männern, wurde ein kleines Mahl aufgetragen. Vor allem gegrilltes Fleisch und Fisch mit Fladenbrot, köstlich gewürzt mit Kräutern aus der Umgebung. Die Schülerin, welche am Tisch der Briten servierte, zerlegte den Fisch mit geübten Griffen in mundgerechte Häppchen, stellte noch eine Kanne roten Tee mit Minze auf den Tisch und verabschiedete sich mit dem Hinweis, einfach an der Kordel, die in der Mitte des Tisches von der Deck hing, zu ziehen. Sie würde dann sofort eine neue Kanne Tee bringen. Sie griffen zu, wie man sie gelehrt hatte, nur mit der rechten Hand.

Hinter dem Vorhang der Bühne ertönte nun das Schlagen einer großen Basstrommel, kleinere Bechertrommeln fielen ein und einige Flöten wurden melodisch dazu geblasen. Noch war es insgesamt ein ruhiger Rhythmus, der sich nur manchmal zu einem kurzen, sehr schnellen Wirbel steigerte, um danach wieder langsamer zu werden. Es war eine für westliche Ohren ungewohnte Musik, nicht wirklich unangenehm, aber doch seltsam und unter die Haut

gehend. Dann bewegte sich der Vorhang, verschwand nach oben und gab die Bühne den Augen der Gäste frei.

Die Tänzerin war eine ungewöhnlich schöne Frau, eine rundum strahlende Erscheinung. Sie stand aufrecht, mit hoch erhobenem Haupt, ein stolzes, beinahe überheblich wirkendes Lächeln umspielte ihre vollen, mit Ocker tiefrot gefärbten Lippen, die Lider ihrer Augen waren malachitgrün gefärbt und mit Kajal umrahmt, die Hände lagen locker auf dem Becken. Ein schmales Stoffband verdeckte gerade noch so ihre großen, vollen Brüste, der Rock saß tief an den Hüften, noch unter der Rundung des kleinen Bäuchleins. Sie zeigte sich im Halbprofil auf der Bühne und sah das Publikum sinnlich über ihre linke Schulter an.



Dann, ohne dass sich irgend ein anderer Körperteil bewegte, begann das Becken langsam im Takt der Darbukas zu kreisen. Immer schneller wurden die Schläge und diese Bewegung, doch der Bauchnabel blieb unverändert an Ort und Stelle. Danach verringerte sich das Tempo ihres Beckens wieder, und die Tänzerin begann sich mit kleinen Schrittchen auf der Stelle zu drehen, bis sie frontal zum Publikum stand, ihm danach die rechte Seite zeigte, den Rücken und weiter, immer weiter kreiste das Becken und der Po in sinnverwirrenden Mustern. Wieder mit dem Gesicht zum Publikum stellte die Frau die Bewegungen des Beckens ein, dafür bewegte sich eine Welle von der Stelle unter ihren Brüsten bis hinunter, bis dorthin, wo der Rock begann und wanderte langsam wieder nach

oben, nach unten, nach oben. Nichts anderes als diese einzelnen Bauchmuskeln bewegten sich wellenförmig. Plötzlich einige schnelle Schläge auf einer Bechertrommel, die Hüften zuckten mit ausladenden Bewegungen seitwärts, vor und zurück, mit einem Mal bewegte sich Wellen über den gesamten Körper, schlangengleich wand sich der Leib der Tänzerin in alle Richtungen, während sie langsam auf einen Tisch nach dem anderen herabstieg stieg und langsam an den Gästen vorbei flanierte, bis sie wieder in der Mitte der Bühne stand. Die Bewegungen wurden geringer, langsamer, verebbten allmählich wie die Musik, bis die Instrumente schwiegen und die Tänzerin still stand. Der Vorhang fiel.

„Also das war – der Hammer“, bemerkte Willy Gregory leise. „Mir steht der Schweiß auf der Stirn!“

„Nur der?“, frotzelte Lester MacDonald. „Ich hätte schwören können… Lassen wir das!“

„Da redet gerade der Richtige“, bemerkte Henry Robertson. „Ich… wartet, es geht noch weiter!“ Bald sollten die Briten feststellen, dass die erste Tänzerin im Vergleich zu den folgenden nur eine Anfängerin gewesen war, und sie erlebten die pure Sinnlichkeit der perfekten Tänzerinnen. Nun verstanden sie, warum Tarik den orientalischen Tanz als Kunst bezeichnet hatte, eine solche Körperbeherrschung hätten sie niemals für möglich gehalten.

*

Libysches Meer

Im Mai konnte es im Tyrrhenischen Meer vor Italien immer noch zu starken Stürmen kommen, welche tagelang wüteten und zumeist auch schwere Wolkenbrüche mit sich führten. So war auch die italienische Ventunesima Flotta

d’Assalto bis Sizilien immer wieder in heftige Orkane geraten, welche im Frühling ohne lange Vorwarnung losbrechen konnten. Nach der Fahrt durch die Straße von Messina zwischen Kalabrien und Sizilien waren die Schiffe zur Freude aller an Bord nicht nur in das Libysche Meer, sondern auch in den Sonnenschein gefahren. Nun aber überfiel sie nur wenige Minuten nach der Passage ein kräftiger Schirokko, ein heißer Südwind, der wie eine Wand direkt aus den glühenden Tiefen der Sahara kam und die Temperaturen plötzlich in die Höhe trieb. Hatten die Italiener während ihrer bisherigen Fahrt immer wieder Regenkleidung und warme Pullover benötigt, so war jetzt beinahe jedes Kleidungsstück schon zu viel. Das Thermometer stieg innerhalb von nicht ganz fünf Minuten von 12 Grad Celsius auf 43 Grad.

Ammiraglio die Squadra Sergio Russillo kam aus Positano, einer kleinen Stadt an der sogenannten Amalfiküste in Kampanien. Er kannte sich mit Hitze und den plötzlichen Wetterumschwüngen gut aus und rief sofort zwei Befehle: „Flaggsignal an die Flotte: ‚Alle Maschinen Stopp! Anker fallen lassen‘!“ Und dann an den Signalgast gewandt, welcher die Morselampe bediente: „Blinken Sie eine zusätzliche Nachricht an die BALLISTA: ‚Kessel komplett aus!‘ Danach geben eine Nachricht an alle Schiffe: ‚Sofort Extrarationen Wasser an die Mannschaft ausgeben. Jeder soll seinen Nachbarn beobachten. Wer sich auch nur ein wenig unsicher bewegt, soll sofort zur Krankenstation gebracht werden. Ab sofort Marscherleichterung erlauben, im Turnus Sommeruniformen und Tropenhelme anlegen‘!“ Salutierend entfernte sich der Signalgast und begab sich zur Signallampe, dort bewegte er die Lamellen vor dem Scheinwerfer in beachtlicher Geschwindigkeit und telegraphierte die befohlenen Botschaften.

Auf der BALLISTA bestätigte Carlo DeRosa die Nachricht aufatmend und griff sofort zum Maschinentelegraphen. Viele Decks unter der Brücke erklang eine

Glocke, und der Zeiger bewegte sich auf ‚Fuoco cancellare'. Also auf ‚Feuer löschen'. Der Leitende Ingenieur Giancarlo Cantarsi wunderte sich zwar etwas, befolgte aber den Befehl sofort. Im Heizraum des alten Schlachtschiffes, das eigentlich nur noch als mobiles Küstenfort im Einsatz gewesen war und noch mit einem guten, alten exothermischen Kohlekessel ausgestattet war, herrschten üblicherweise ohnehin über 50 Grad. Er und seine Männer gingen jetzt an Deck, um den Weicheiern beizustehen, die schon bei kühlen 43 Grad schlapp machten.

Die 21. Angriffsflotte war eiligst aus den verschiedensten Flottenteilen zusammengestoppelt worden, um endlich die tripolitanischen Berberpiraten auszuräuchern. Das größte, aber mit knappen 16 Knoten auch das bei weitem langsamste Schiff der Flotte war die BALLISTA. Sie war etwa 260 m lang und 40 breit, ihre vier Türme trugen je zwei 48 Zentimeter Geschütze, in 12 kleineren Türmen auf Plattformen rund um das Deck warteten 24 Kanonen im Kaliber 24 Zentimeter, auf den Aufbauten waren noch 30 Schnellfeuerkanonen vom Kaliber 8 Zentimeter verteilt. Eine mehr als schwer bewaffnete und stark gepanzerte stählerne Geschützplattform, etwas veraltet, aber doch noch recht rüstig. Hätten die italienische Admiralität und der König nicht solchen Wert auf noch größere, noch stärkere Schiffe gelegt, wie es etwa die gigantische ROMA AETERNA und die Einheiten der Napoli-Klasse gewesen waren, könnten die BALLISTA und ihre sechs Schwesternschiffe, mit einem endothermischen Kessel modernisiert, durchaus noch einen strategischen Wert gehabt haben. Aber Vittorio Emanuele und Umberto waren fasziniert von den Plänen der Giganten gewesen, welche nun aber am Grund des Roten Meeres lag.

Begleitet wurde das alte Schlachtschiff von 10 Kreuzern, einigen schnellen Fregatten, vielen kleinen Korvetten verschiedenster Baumuster, einigen Handvoll flinker Torpedoboote und einigen konfiszierten Frachtern für den Transport der

Landungstruppen. Eilig für diese Aufgabe zusammengeholt, nachdem die große Flotte vor Baylul in Eritrea völlig überraschend versenkt worden war. Die Admiralität wollte aber auch die Verteidigung der italienischen Küsten nicht zu sehr schwächen und hatte daher von ganz Italien Schiffe zusammen gerufen, Sergio Russillo zum Vizeadmiral befördert und ihm das Unternehmen ‚Tripolis' anvertraut. Ganz wohl war dem Ammiraglio di Squadra bei dieser Sache nicht, denn er hatte bisher nur eine Flottille mit drei schweren Kreuzern und acht Fregatten kommandiert. Aber ein Befehl war auch in Italien beim Militär immer noch ein Befehl, und zum Glück würde Generale di Brigata Giovanni Rossaro das Kommando für die Kämpfe an Land übernehmen, sobald die tripolitanische Küste erreicht wurde. Bis dahin aber lag die Verantwortung für die Matrosen und Soldaten bei ihm, und bei Gott, er würde dafür sorgen, dass die Männer bei möglichst guter Gesundheit in den Kampf gingen. Und wenn sie jetzt wegen der Hitze eine Pause benötigten, um sich an die hohen Temperaturen zu gewöhnen, benötigten sie diese eben, und dann bekamen sie diese auch. Der Re d'Italia musste eben einen oder vielleicht auch zwei Tage länger auf die unausweichliche Siegesmeldung warten.

Natürlich blieb die Fahrt der italienischen Flotte durch das tyrrhenische Meer bei der internationalen Staatengemeinschaft nicht unbemerkt. Nicht nur die unmittelbaren Anrainerstaaten des Mittelmeeres wie Spanien, Frankreich, Kakanien, Griechenland, das osmanische Reich und natürlich das in Ägypten starke Interessen vertretende British Empire, sondern auch Staaten wie Portugal, Nederland-België oder Skandinavien beobachteten mit gewissem Misstrauen die Reise der Kriegsflotte nach Süden. Und natürlich bemerkten diesen Verband auch die Berber in Tripolis.

Die Stadt Tripolis – griechisch für ‚Drei Städte' – war die Hauptstadt der früheren osmanischen Provinzen Tripolitanien im Westen, Fessan südlich davon und der Kyrenaika östlich, welche sich seit der Machtergreifung des Gouverneurs Ahmad Quaramanli als eigenständiges Sultanat betrachteten. Kaum ein Gebäude der Hafenstadt war 1889 älter als knappe sechzig Jahre, denn im Jahr 1830 entsandte der Kaiser Napoleon II. François Charles Joseph Bonaparte zwei als Vollschiff getakelte Linienschiffe mit einer Verdrängung von je etwa 3.500 Tonnen und je 108 Geschützen auf drei Kanonendecks. Es waren das die REUNION und die ARCHERON, begleitet von vier Zweideckern mit je 76 Kanonen und acht als Brigg getakelten Fregatten mit je 40 Geschützen sowie dem 89 Meter langen Raddampfer RICHELIEU. Es handelte sich dabei um das erste Dampfschiff aus rein französischer Produktion, ein Linienschiff mit 50 Kanonen auf zwei Decks und einem schweren Mörser am Bug. Diese Flotte hatte den Auftrag erhalten, die ständigen Überfälle der Berberpiraten im Mittelmeer ein für alle Mal zu beenden, mit allen Mitteln und ohne alle Kompromisse. Admiral Jaques Cletraude nahm den Befehl wörtlich und griff die Stadt Tripolis sofort bei seinem Eintreffen an. Die Schiffe der Wachflotte hielten dem Feuer der Franzosen überraschend lange stand, und die imperiale Flotte verlor bei den Gefechten den Zweidecker CYRANO und fünf Fregatten, die ARCHERON wurde erheblich beschädigt. Nachdem sich der Pulverrauch verzogen hatte und die Schiffe der Berber zum Meeresgrund sanken, segelte – respektive dampfte – die französische Flotte in den Hafen der tripolitanischen Hauptstadt und begann ihr Bombardement. Die Schiffe setzten ihre Beschießung so lange fort, bis die ganze Stadt dem Erdboden gleich gemacht worden war und kaum mehr als einige zerstörte Ruinen in den Himmel ragten.

Der Platz, an dem Tripolis gelegen hatte, war für eine Hafenstadt allerdings einfach zu perfekt, um ihn nach diesem Überfall lange brach liegen zu lassen. Ein

kleiner Fluss, der Wadi El Mjeneen, sorgte für das nötige Süßwasser, also baute der überlebende Sultan Ahmad II. Quaramanli die Stadt bald wieder auf. Also, natürlich nicht eigenhändig, denn für die schwere Arbeit hatte er ja immer noch seine christlichen Sklaven. Die Baumeister des neuen Sultans beschäftigten sich eingehend mit der Kraft der modernen Marinekanonen und legten ihren Berechnungen für die Stärke der Küstenbefestigungen einen neunfachen Wert zugrunde. Besonders bei den dem Meer zugewandten wurden die Wälle noch einmal verstärkt, sie wurden in fünf Ringen aus Ziegeln gebaut, mit dämmendem Sand zwischen jeweils zwei dicken Mauern. Insgesamt war der äußere Wall 10 Meter breit und 12 Meter hoch, er sollte jeder Flotte, welche in Zukunft Tripolis angriff, Paroli bieten können. Eine äußerste Schicht war sogar später noch neu hinzugefügt worden und bestand aus gutem, starken Beton. Nur die Bastionen des Hafens von La Valetta, der Hauptstadt des ‚Souveränen Ritter- und Hospitalorden vom Heiligen Johannes von Jerusalem, von Rhodos und von Malta‘, kurz auch Malteser genannt, verfügten im Mittelmeer über noch stärkere Mauern. Dazu kaufte der Sultan für die aktive Verteidigung von Tripolis die größten und stärksten Kanonen, die er für sein Gold oder die Freilassung christlicher Sklaven in Europa bekommen konnte und verteilte sie auf den Mauern. Beinahe sechzig Jahre funktionierte dieser Plan ausgezeichnet, nur die Geschütze aus Bronze wurden allmählich von modernen Hinterladerkanonen aus Eisen und später Stahl abgelöst, und immer mehr Gatling- und Maxim-Gewehre tauchten auf der Mauerkrone auf. Doch jetzt schien wieder eine Flotte die Stärke der Verteidigungsanlagen austesten zu wollen, dieses Mal eine italienische. Omar III. Quaramanli erwartete sie mit einer gewissen Spannung, aber ohne große Angst, denn seine Mauern waren doch eigentlich unüberwindbar. Trotzdem machte er das gleiche, das schon sein Großvater Halef Quaramanli

1830 getan hatte. Er schickte seinen Sohn und Erben mit einem unauffälligen Schiff in Sicherheit, auf die neutrale Insel Malta.

Auch die kleinen, schnellen Schiffe der Piraten im Hafen von Tripolis bereiteten sich jetzt auf einen Kampf gegen die angreifende Flotte vor. Diese Schiffe waren unter dem Kommando erfahrener Kapitäne trotz ihrer relativ geringen Größe eine nicht zu unterschätzende Waffe. Diese zwischen 60 und 90 Meter langen Einheiten, welche von den Dimensionen und der Bewaffnung in etwa den österreichischen und deutschen hochseetüchtigen Kanonenbooten oder kleinen Korvetten entsprachen, führten darüber hinaus auch noch zwei bis vier Torpedorohre im Bug, manche auch noch im Heck. Sie waren von osmanischen Werften für die nordafricanischen Küstengewässer etwas breiter, dafür aber flacher als vergleichbare europäische Schiffe gebaut. Ihre Kapitäne und Steuermänner kannten jede Untiefe der südlichen Mittelmeergewässer, jedes Versteck und jede Bucht, mit ihren flachen Booten hatten sie schon manchen Feind auf ein Riff gelockt, wo er unbeweglich geworden nur noch auf den Todesstoß warten konnte. Also hielt sich die Angst der Berber in ziemlich engen Grenzen, sie waren restlos überzeugt davon, wieder einmal gegen die christlichen Angreifer siegreich zu bleiben. Und die Ungläubigen zu bekämpfen war ja sowieso eine Gott gefällige Tat, wer dabei starb, kam direkt in das Paradies zu den ewig jungen und schönen Houris. Ein auch bei christlichen Kreuzfahrern durchaus gängiger Glaube, selbst am Ende des 19. Jahrhunderts. Ausgenommen die Sache mit den Mädchen, solche Vergnügungen waren in einem christlichen Paradies irgendwie nicht vorgesehen.

Währenddessen hatte sich die Flotte der Italiener wieder in Bewegung gesetzt und steuerte südwestlichen Kurs. Etwas mehr als 325 Seemeilen trennten die Flotte noch von Tripolis, bei forcierter Fahrt der BALLISTA etwas über 20 Stunden.

Ammiraglio die Squadra Sergio Russillo beschloss, den alten Kessel des schweren Schlachtschiffes etwas zu schonen und befahl daher, nur mit 13 Knoten zu fahren. Diese fünf Stunden mehr konnte der König doch wohl auch noch warten, und wie berechnet kam pünktlich nach etwas mehr als 25 Stunden die Küste mit dem stark befestigten Hafen in Sicht. Von einer der Bastionen, welche der Einfahrt ins Hafenbecken vorgelagert waren, stieg eine winzige, weiße Wolke auf, kurz darauf erklang ein seltsames Pfeifen und vor der BALLISTA erhob sich eine hohe Wasserfontäne. Jetzt erst erreichte der dumpfe Knall des Abschusses die Italiener.

„Knapp“, kommentierte Vizeadmiral Russillo an Bord seines Flaggschiffes, der CAIO DULLIO. „Erreichen die Geschütze der BALLISTA schon den Feind?“

„Ich denke nicht!“ Kapitän zur See Emilio Cabaro hob seine Kappe und kratzte sich am Kopf. „Aber ich habe mit solchen Riesen leider auch keine Erfahrung.“

„Kapitän Moranelli soll es einmal mit einer Granate versuchen!“ Russillo beobachtete die Stadt durch sein Fernglas. „In der Zwischenzeit soll die GIULIA REGINA die BOMBARDO fertig machen, und die anderen Schiffe sollen die GIULIA abschirmen. Sobald ein Schiff seinen Platz eingenommen hat, soll es seine Torpedonetze ausfieren.“

Das Feuer der BALLISTA zeigte, dass die Geschütze des italienischen Schlachtschiffes jenen der Festung zwar im Kaliber unterlegen, in der Reichweite aber durchaus ebenbürtig waren, immerhin kratzte die Granate aus dem Fiocchi-Langrohrgeschütz noch am Fuß der Bastion. Der Geschützoffizier machte sich sofort an einige Berechnungen. Das Ergebnis war wie erwartet.

„Wir müssten näher an die Festung heran, um ernsthaften Schaden zu verursachen“, stellte er fest. „Wir verfügen aber nur über die BALLISTA und drei Kreuzer mit den weitreichenden 30ern, also eine Salve von 26 Kanonen. Signore Ammiraglio, wir werden mit unserer kleinen Flotte die Bastionen, wenn überhaupt, so nur mit starken Verlusten niederkämpfen können. Und ob dann noch genug Feuerkraft für eine Unterstützung der Landetruppen bleibt, ist mehr als fraglich.“

„Und die 25 Zentimeter Haubitzen der Fregatten im Steilfeuer?“

„Könnten natürlich auch hilfreich sein, Ammiraglio. Aber es sind ja nur fünf Schiffe damit ausgerüstet, denen es dafür jedoch an Panzerung fehlt. Und da drüben stehen nach neuesten Berichten mindestens 30 Kanonen in einem Kaliber von 34,4 Zentimeter. Einige direkte Treffer hielte vielleicht noch die BALLISTA aus, aber die Fregatten…“ Die Hände des Artilleristen zeigten ein rasantes Absinken an. „Ein Treffer und – na ja, uno Appartemento per il Pesce!“

Über die fein geschnittenen Gesichtszüge des Admirals huschte ein Lächeln. „Das wäre doch eine dumme und dazu völlig unnötige Verschwendung von Material und Mannschaft, oder? Ist die GIULIA REGINA schon abgeschirmt?“

„Si, Signore Ammiraglio. Sie beginnt eben mit den Vorbereitungen.“

Die RN GIULIA REGINA war die einzige wirklich moderne Konstruktion in der 21ten Angriffsflotte. Ein Transportschiff von über 270 Meter Länge, bei dem die Räume für die Besatzung und die Maschinen im Bug und im Heck verteilt lagen. Der mittschiffs liegende Frachtraum war 210 Meter lang, 30 breit und konnte nach oben hin vollständig geöffnet werden. Was auch eben geschah, ein Paar der 15 mal 15 Meter messenden Lukendeckel nach dem anderen wurde von

schweren hydraulischen Maschinen in die Senkrechte gebracht. Knappe zwei Meter blieben der Besatzung rund um den Cargoraum noch zum Bewegen zur Verfügung, wenn alle Luken offen standen. Nun war der ganze Laderaum offen, der Boden des Laderaumes hob sich hydraulisch angetrieben langsam nach oben, dabei kam sorgfältig zusammengelegter Stoff zum Vorschein. Die Cargocrew eilte herbei, kaum dass der Boden in einer Ebene mit dem Vorder- und Achterdeck lag, einige dicke Schläuche wurden an die Kupplungen im Stoff angeschlossen. Sofort nachdem die Verbindungen dicht gemeldet wurden, begannen starke Pumpen damit, reinen Wassersoff in das Gebilde zu pumpen, während einige große Hofmannsche Apparate zur Wasserzersetzung weiter durch Elektrolyse das benötigte Gas produzierten. Allmählich blähte sich der Stoff zu einem grob zigarrenförmigen, 260 Meter langen Körper, welcher an einem 195 Meter langen Stahlkiel befestigt war. Unter dem Kiel, der aus zwei mit X-förmig befestigten Traversen miteinander verbundenen Doppel-T-Trägern bestand, befand sich die Steuer- Fracht- und Motorgondel. Als sich die Hülle weit genug gehoben hatte, eilten Techniker hinzu und schraubten die waagrechten Steuerflächen am Heck an die Stahlstreben, aus denen der Kiel bestand. Dann mussten sie noch ein wenig warten, um die beiden hohen Finnen mit den Seitenrudern an den waagrechten Höhenrudern zu befestigen und die Trossen mit den Steuerflächen zu verbinden. Nach nur wenigen Stunden war das halbstarre Luftschiff BOMBARDO einsatzbereit und wurde sorgfältig mit schweren Sprengbomben beladen.

Verständlicherweise hatte allerdings während dieser Zeit die im Hafen versammelte Flotte der berberischen Piraten nicht still gehalten. Sie waren ausgelaufen und hatten sich zerstreut, um mit ihren weitreichenden, im Fächer abgeschossenen Torpedos der italienischen Flotte nach Kräften zuzusetzen. Doch die Stahlnetze, welche die Schiffe vor den Rümpfen gespannt hatten, schützten

die bei den schnellen Einheiten teilweise doch etwas empfindlichen Flanken der Italiener. Während die gepanzerten Kreuzer und die BALLISTA mit ihren Kanonen ihrerseits die Berber unter Feuer nahmen, machten einige leichtere Korvetten und die Torpedoboote Jagd auf die Kanonenboote der Angreifer. Dabei setzten auch sie einige Torpedofächer ein und erzielten damit mehrere Treffer, mussten aber auch selber welche hinnehmen. Doch trotz der Beschädigungen an den italienischen Schiffen war es insgesamt ein ungleiches Treffen. Die Italiener hielten sich bei den Verfolgungen scheinbar fliehender Piraten zurück und ließen sich nicht in die Untiefen locken, welche sonst Angreifern schon so oft zum Verhängnis geworden waren. Sie verließen sich lieber auf ihre Geschütze mit überlegener Reichweite und schwereren Kalibern und warteten, bis die Piraten wieder angriffen, um diese dann wieder unter Feuer zu nehmen. Es wurde immer klarer, dass es dieses Mal ein sehr einseitiges Seegefecht war, bei dem die Italiener am Ende nur zwei ihrer Fregatten und eine Korvette eingebüßt hatten. Der Rest der beschädigten Schiffe war zwar zum Teil nicht mehr gefechtsklar, würde aber noch repariert werden können, zum größten Teil sogar mit Bordmitteln. Noch während die BOMBARDO allmählich Gestalt annahm, floh auch das letzte Piratenschiff in Richtung Osten. Wahrscheinlich nach Qasr al Zaafran, aber das würde sich erst später zeigen, wenn Italien daran ging, auch die anderen Piratennester endgültig zu beseitigen. Derzeit gab es jedoch wichtigeres zu tun, denn Re Umberto wartete ungeduldig auf die Nachricht vom Fall der Festung Tripolis.

*

Wien

Die beiden modisch gekleideten Damen mit den riesigen Hüten, von denen dichte Schleier herabfielen und das Gesicht bedeckten, den weiten Mänteln über den Schultern und den dichten Handschuhen fielen zuerst gar nicht sonderlich auf, als sie an einem tief bewölkten Abend knapp vor Dienstende das Gebäude des Äußeren Amtes gegenüber des Palais Hametten betraten. Sie sahen sich rasch um und entschieden sich für einen Anmeldeschalter, welcher bereits im tiefen Schatten lag, obgleich das Licht im gesamten Foyer schon sehr gedämpft war und mehr von den Göbellampen als der Sonne kam.

„Was kann ich für Sie tun, meine Damen?“ Das Lächeln der Beamtin war herzlich, es machte ihr durchaus Spaß, den Besuchern des Amtes zu helfen.

„Wir möchten bitte Herrn Jakob Markgraf von Höllerer sprechen!“

Die Augen der jungen Empfangsdame weiteten sich nur unmerklich vor Überraschung, aber ihr strahlendes Lächeln veränderte sich nicht. „Ich verstehe. Ich bitte die Damen nur um ein klein wenig Geduld, Sie werden sofort abgeholt. In der Zwischenzeit darf ihnen vielleicht dort diesen Warteraum anbieten, er wurde speziell ohne Sonneneinstrahlung entworfen.“

„Danke!“

„Gerne geschehen, meine Damen. Einen schönen Abend noch!“

Der kleine Raum war wirklich ohne Fenster, und Chiara Amussetti hob ihren Schleier.

„Nun, zumindest diesen Markgraf von Höllerer gibt es also wirklich!“

„Warum sollte es ihn denn nicht geben? Kiril war ein guter, alter Freund, und ich habe nicht wirklich damit gerechnet, dass er mich belügen würde.“ Elletra Massonoti nahm den Hut ab.

„Du hast ihn tatsächlich nicht als kakanischen Spion den italienischen Behörden ausgeliefert“, fragte Chiara, immer noch erstaunt darüber.

„Was geht mich denn bitte Italien an? Als ich geboren wurde, war von Rom noch weitere 600 Jahre keine Rede, in Athen stand gerade einmal ein klotziges Megaron, ein plumper mykenischer Palast und keine mit hübschen, schlanken Säulen umgebene akropolische Tempel oben auf dem Hügel. Mehr als hundert Jahre vor meiner Geburt zerstörten die Mykener Kreta und die minoische Kultur, nur kurze Zeit nach meiner Vampirisation machten sie sich auf, auch noch Troja zu erobern. Du wirst schon noch sehen, Chiara, Reiche kommen, Reiche vergehen, Völker werden groß und wieder vergessen. Aber einer von uns bleibt einer von uns! Und solange er sich entsprechend benimmt, bleibt er auch ein Freund.“

„Wie wahr!“ Ein Teil der Täfelung war leise zur Seite gefahren, eine sehr schlanke Frau mit dunklen Haaren und stark gebräunter Haut stand in der Tür. „Ihr könnt mich Mathilda nennen.“ Sie hob ihre rechte Hand vor ihr Gesicht, auf ihrem Handrücken entstanden kräftige, gelbe und schwarze Haare, ihre Ohren wurden rund und ein apartes Gepardenmuster zeichnete sich kurz in ihrem Gesicht ab, ehe wieder eine komplett menschliche Frau vor Chiara und Elettra stand. „Was ihr beide seid, kann ich ja riechen, und alle Achtung für das lange Überleben, meine Liebe. Das gelingt nur sehr, sehr wenigen! Aber bitte, kommt doch mit.“ Sie senkte theatralisch ihre Stimme. „Der Markgraf erwartet euch bereits,“ hauchte Mathilda mit dunkler, geheimnisvoller Stimme und trat beiseite. Als sich

die Täfelung wieder schloss, erklang ein gruseliges Knarren. „Hier entlang!“ flüsterte Mathilda mit tiefer Grabesstimme. „Der Meister gibt heute eine seiner berühmten Gesellschaften.“

„Kommen heute Abend denn viele Gäste zu dieser Soiree?“ Elettra war von den Tönen unbeeindruckt.

„Ach nein, derzeit sind leider nur acht Vampire und vier Metamorphe in Wien anwesend.“ Die Wergepardin benützte wieder ihre normale Stimme. „Den Grafen und mich mitgerechnet.“

„Und das auswärtige Amt der Donaumonarchien weiß davon“, staunte Chiara ungläubig.

„Aber ja! Diesem Amt untersteht auch das Evidenzbureau, und dieses ist zuständig für die Sicherheit des Landes, der kaiserlichen Familie und jene der Monarchen unserer Mitgliedstaaten. Ja, meine Lieben, ich fühle mich durchaus auch als Österreicherin, immerhin bin ich in Neuhochadlerstein geboren. Und dem Amt für äußere Angelegenheiten ist es ebenso wie dem für Inneres weit lieber, das Vampir- und Metamorphwesen spielt sich kontrolliert ab, als dass andauernd irgendwelche Pogrome im Land stattfinden, wenn irgend ein mysteriöser Todesfall stattfindet. Übergriffe, bei denen ohnehin nur Unschuldige zu Schaden kommen, weil der Vampir oder das Wertier für die Amateure mit den Mistgabeln in den meisten Fällen sowieso weder zu erkennen noch zu fassen ist. Wahrscheinlich steht er mitten unter ihnen und schwingt die hellste Fackel oder die größte Axt. Falls überhaupt einer von uns für diesen speziellen Vorfall verantwortlich war. Und wenn es doch so war, nun, einen Vampir fängt man immer noch am Besten mit…“

„Einem Vampir, nehme ich einmal an“, vermutete Elettra.

„Mit einem Team aus Wertier und Vampir, ja. Wie ist eigentlich ihr wirklicher Name? Nicht, dass es irgendwie wichtig wäre.“ Sie blieben vor einer schweren Eichentür stehen.

„Bei meiner Geburt nannten mich meine Eltern Nefiret!“

„Ein sehr hübscher Name. Meine nannte mich Laryana, das ist Suaheli und bedeutet Mondschein. Bitte einzutreten, die Damen!“

Dem ganz normal wirkenden Bureau von Jakob Markgraf von Höllerer fehlte eigentlich nur eines – Fenster. Ein Mangel, welcher allerdings weder Chiara noch Elettra störte, die leicht gelblich getönten Göbellampen an der Decke verbreiteten ausreichend Licht für die empfindlichen Augen der Vampire und auch für jene des Wergeparden. Auch der Markgraf wirkte auf den ersten Blick ganz normal, selbst seine Hautfarbe wirkte nicht wesentlich blasser als die eines durchschnittlichen Skandinaviers, das dunkle Haar trug er modisch schulterlang und aus der Stirn frisiert. Nun aber zog er seine Lippen zurück, seine Eckzähne verlängerten sich und seine Fingernägel wurden zu starken Krallen, während seine Iris sich in ein helles Gelb verfärbte. Nefiret nickte zufrieden, auch sie öffnete die Lippen zuerst zu einem wesentlich sinnlicherem Lächeln und erlaubte dann ihrem Körper eine ähnliche Metamorphose wie jene des Markgrafen, nun sah man auch den altägyptischen Einschlag im Schnitt ihres Gesichts und der Augen sehr deutlich. Und natürlich stellte sich auch Chiara mit einer kurzen Verwandlung als vollwertige Vampirin vor.

„Nachdem wir nun genau wissen, *was* wir sind, möchte ich mich zuerst einmal vorstellen“, begann Höllerer. „Mein erster Name war einst Salghaïr, was in der

Sprache der keltischen Noriker nichts anderes als Jäger bedeutete. Später nannte man mich Theïll Salghaïr, den wiedergekehrten Jäger oder Neach-Ghlacaïdh Ahanam, den Seelenholer. Das ist aber schon lange, sehr lange her. Das war sogar noch bevor der norische König Voccio Hilfstruppen für Julius Cäsar bereitstellte. Nein, ich war nicht dabei, ich trieb mich mehr oder weniger immer in dieser Gegend herum, bis ich 1723 den Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan kennen lernte, welcher ein gewisses Potential in der Unterstützung der Verwaltung und Sicherheit Österreichs durch Leute wie uns erkannte. Einer seiner Nachfolger, ein gewisser Graf Kaunitz, stellte mich dann eines Abends auch ihrer Majestät Maria Theresia vor. Seither – nun seither bewegt sich das Vampirwesen in Österreich mehr oder weniger in geregelten Bahnen, und eine Menge von uns arbeiten sogar ab und zu im Staatsdienst. Wir tauschen die absolute Freiheit gegen eine gewisse Sicherheit, sogar jene von uns, welche nicht wirklich für Kakanien arbeiten wollen, sondern sich einfach nur an die Regeln halten."

„Und welche Regeln sind das?" Nefiret folgte der Einladung des Markgrafen und setzte sich in einen bequemen Sessel.

„Das ist gar nicht so arg schlimm, man verzichtet eigentlich nur auf das wilde Trinken von Blut und genießt dafür einiges an Schutz." Höllerer grinste. „Manchmal gibt es auch einen Auftrag, aber es darf nicht nach Vampirismus aussehen."

„Einen Auftrag?" Chiara schlug die Beine übereinander.

„Aber ja! Manchmal versagt sogar das an sich sehr gute Rechtssystem der Vereinigten Donaumonarchien, weil Zeugen plötzlich verschwinden oder ihre Aussagen zurück ziehen, wegen Bestechung oder Erpressung. Oder das Mitglied

einer übermächtige Adelsfamilie, an das man einfach nicht heran kommt, obwohl man sämtliche Beweise hat. Dann sind wir gefragt, zuerst nur, um Angst zu verbreiten und die Person dazu zu bringen, sich zu stellen und ein Geständnis abzulegen. Später, wenn das nicht funktioniert – nun ja, guten Appetit!“

„Ups!“ Nefiret hielt ihre Fingerspitzen an die Lippen und imitierte ein Bäuerchen. „Ich sage es ja schon lange, das Dezimieren von zweibeinigen Ratten ist eine durchaus legitime Angelegenheit.“

*

Neben Verbindungsstraßen zwischen kaiserlichen Gebäuden und Ämtern, dem geheimen Palast des Markgrafen von Höllerer unter dem Belvedere, einer Unzahl von Kanälen und ganz normalen Hauskellern gab es unter Wien noch einige Labyrinthe, die kaum ein Mensch je betreten hatte. Die Haftzellen und Verhörräume des Evidenzbureaus gehörten jedoch nicht zum unterirdischen Wien. Für solche operative Zwecke unterhielt das Bureau ein Gebäude am Rennweg, der Eingang, die Einfahrt und eine kleine Feuerwache waren in der Traungasse zu finden. Vorne hinaus, auf den Rennweg, der vom Palais Schwarzenberg nach Sankt Marx führte, gab es einige kleine, unauffällige Ladengeschäfte und auch ein kleines Beisl, Laufkundschaft war willkommen. Der Rest des sechsstöckigen Hauses im Stil der Belle Epoque schien aus Mietwohnungen zu bestehen, mit einer freundlichen Fassade, netten Vorhängen an den Fenstern, so ganz das biedere, normale Vorstadthaus. Der Innenhof, den aber niemand betrat, der nicht eingeweiht war, zeichnete ein etwas anderes Bild von diesem Haus. Hier war die Atmosphäre dann auf einmal gar nicht mehr so nett, sondern kahl und nüchtern. Das war ja an sich noch nicht so sehr auffällig, bei vielen Gebäuden beschränkte sich der Schmuck auf die Außenseite. Nur die

Gitter vor den Fenstern im sechsten, also dem obersten Stockwerk waren schon etwas ungewöhnlich, denn man hätte solche massiven Schmiedearbeiten zum Schutz vor Einbrechern üblicherweise eher im Parterre vermutet. Zudem hätte ein etwas genauerer Blick gezeigt, dass die Gitter außen angebracht waren und wohl eher ein Aus- statt eines Einbrechens verhindern sollten. Und wirklich waren dahinter temporäre Verwahrräume für etwaige Feinde der Donaumonarchien untergebracht.

In einer dieser Zellen im sechsten Stock ging die Tür nun nach neun Tagen erstmals wieder auf. Sonst hatte immer nur jemand eine Klappe geöffnet, ein Tablett mit Mahlzeiten war wortlos herein geschoben worden und das leer gegessene Geschirr wieder hinaus gezogen. Jetzt aber hatte jemand das Schloss und die ganze Tür geöffnet. Der Insasse sah sich einem großen, bulligen Mann gegenüber, seine Haare trug er ganz kurz geschoren, dafür war der Schnauzbart um so mächtiger und nach oben gezwirbelt. Gekleidet war der Mann mit einem weißen Hemd zu einer schwarzen Hose mit Hosenträgern, auf dem Kopf trug er eine schwarze Melone.

„Mitkommen, Kreuzbach“, bellte der Unbekannte barsch.

„Herr Graf von Kreuzbach, das erwart‘ ich mir schon von seinesgleichen“, näselte der Häftling hochmütig.

„Ah so, der feine Herr fühlt sich also als was besser‘s?“ Leopoldine Wotruba schob sich seitwärts an dem bulligen Wächter vorbei und nickte diesem zu. Sie trug heute ein Reisekostüm mit einem weitem Rock, der nur bis knapp unter das Knie reichte, einer ziemlich offenherzigen Bluse und geschnürten Stiefeletten mit hohem Absatz, das lange Haar war zu einem festen Knoten hochgebunden.

„Mit Ihr red‘ ich doch schon gar nicht“, räsonierte Werner. „Pöbel und noch dazu ein Weib! Widernatürliche Kreatur! Wenn ich red‘, dann nur mit einem Mann, der was mir ebenbürtig ist!“

„Ja, was mach’n wir denn jetzt, Franzl?“, wandte sich die Frau an den Posten. „Wir haben ja momentan gar keinen ander’n Hochverräter da, der mit dem da reden könnt. Der ist doch jetzt grad unser einziger! Da müss‘n wir uns halt schon selbst die Händ‘ an dem depperten Arschloch dreckig mach‘n.“ Dann drehte sie sich wieder um trat zu Kreuzbach. „Also, was ist, kommst jetzt mit, Kreuzbach?“ Dieser ignorierte standhaft mit ostentativ unterschlagenen Armen die Aufforderung Leopoldines, deren Hand plötzlich vorschoss und die Finger wie schon einmal mit höchster Präzision einen Nervenknoten mit schmerzendem Griff trafen. „Bis jetzt wår ich no nett und freundlich zu dir, du Drecksau“, fauchte die Agentin den Häftling an. „Auf die Hax’n mit dir, du Årsch mit Ohren, åber ein bisserl plötzlich!“



„Auuu, damisches Weib“, brüllte Kreuzbach. „Foltern ist doch bei uns in Österreich seit dem Joseph abg’schaft und verboten!“

„Da schau her“, staunte Leopoldine gut gespielt. „Also jå, ist es wirklich. Eigentlich sogår scho seit der Maria Theresia. Åber Hochverrat und der Mord an einer Regentin sind hålt auch verboten! Sogar der Versuch von einem Mord an einem Regenten, ob Kaiser oder nicht, gilt schon als das größte Kapitalverbrechen. Als Hochverrat an den Donaumonarchien! Und då håst dich ja auch nicht drum g’schissen, ob’s erlaubt ist oder nicht. Also…“, erklärte sie in lockerem Plauderton, dann brüllte sie dem Häftling ganz plötzlich laut ins Gesicht. „Hålt jetzt deine depperte Papp’n und los geht’s!“ Sie wandte sich wieder ihrem Kollegen zu und bat diesem mit wieder ruhiger, samtweicher Stimme. „Geh, sei so lieb und leg‘ dem depperten Gfrast då bittschön die Åchtereisen an, Franzl!“

Mit auf den Rücken gefesselten Händen wurde Kreuzbach einen langen Gang entlang geführt, die Handschellen, im Volksmund aus nahe liegenden Gründen auch Achtereisen genannt, ließen ihm nicht viel Spielraum, die Kette zwischen den Fußringen beschränkte die Länge seiner Schritte auf wenige Zentimeter.

„Pass nur schön auf, dass‘d nicht die Stuf’n då åbefållst“, brummte Franz Lendvay, der Mann mit der Melone. „Erstens warert då de gånze Bürokratie, die mia erledigen müssten, wånn mia a Leich im Haus håb’n. Weißt eh, Zetteln da, Papierln dort. Und zweitens sollst ja a no den Kårl Selinger kennenlernen.“ Er stieß den Häftling weiter. „Ålso, des is jetzt hålt der Henker von Wien, der g‘freut sich mit seine zwei G’hilfen sicher über so a Gfrast wie di. Weiter, du Falott!“

„Ich verwahre mich…“

„Gusch, du Oasch! Eine då mit dir.“ Franz drängte den Gefangenen in einen fensterlosen Raum mit einem am Boden festgeschraubten Tisch und vier ebenso befestigten Stühlen. „Und sitz!“ Er drückte den verhinderten Attentäter seinen

Pranken auf einen der Sessel und fesselte ihn dann mit etwas längeren Ketten an diesen, nachdem er ihm die Handschellen abgenommen hatte. „Wir kommen gleich wieder“, versprach die Poldi Wotruba. „Derweil kånnst dir jå schon einmal überleg‘n, ob dir nicht doch was einfållt, wås‘d noch gern‘ loswerd‘n willst!“

Der in Japan an der kakanischen Botschaft tätige Martin Baron von Oberwinden hatte neben seiner Ehefrau Yoshiko Hashamoro und ihrer Tochter Elisabeth auch einige Hikage mit nach Österreich gebracht. Schattenkrieger. Und Fürst von Hametten war nicht dafür bekannt, Ressourcen ungenutzt zu lassen. Also hatten diese Hikage für das Evidenzbureau einige Männer und noch mehr Frauen in ihre Geheimnisse der Kampfkünste eingeweiht. Denn wenn auch vor dem Gesetz Männer und Frauen bereits gleichgestellt waren, rechneten die wenigsten Männer mit einer *Agentin.* In den Köpfen der meisten war eine starke, unabhängige Frau noch immer ein Sonderfall, eine Ausnahme. Wie zum Beispiel die österreichischen Prinzessinnen, auf die man aber im Volk ganz schön stolz war. Aber es gab viele Frauen, die nicht schwächer als die Töchter Nénés waren. Leopoldine Wotruba war eine von ihnen.

Man erzählte sich im Land Nippon so einige Geschichten über die Hikage, die Ninjas. Das meiste davon war pure Legende. Fast keiner von ihnen konnte etwa über das Wasser wandeln oder gar durch die Luft fliegen, sie konnten sich auch nicht wirklich unsichtbar machen oder komplett geräuschlos gehen. Und sie hatten selbstverständlich auch sonst keine übernatürlichen Kräfte, außer es handelte sich um Metamorphen. Werwölfe, -Adler, -Tiger oder sonstiges Wergetier. Aber sie alle waren sehr aufmerksam und hatten gelernt, die Absichten einer Person aus winzigsten, unbewussten Muskelkontraktionen zu erkennen, außerdem waren sie hervorragend in der Kunst der Verkleidung und Verstellung ausgebildet, was ihnen den Ruf der Unsichtbarkeit eingetragen hatte.

Und sie wussten nur zu genau, wo sie wie hinzugreifen hatten, um die größtmögliche Wirkung zu erreichen. Nicht nur mit den Händen, sondern auch mit dem Geist. Die Agentinnen und Agenten des Fürsten Hametten hatten von diesem Hikages viel gelernt und wandten es nun zum Nutzen der Vereinigten Donaumonarchien und des Evidenzbureaus an. So auch angewandte Psychologie und eine Verhörtaktik, welche ‚im eigenen Saft dunsten lassen' genannt wurde.

Nach etwas mehr als zwei Stunden im Verhörraum rasselte es wieder am Schloss des Verhörzimmers, die Tür öffnete sich und Leopoldine Wotruba betrat in der Begleitung von Franz Lendvay den Raum. Die Knöpfe ihrer Bluse waren nicht weit genug geöffnet, um sie wie eine billige Prostituierte wirken zu lassen, aber trotzdem weit genug, um Männerträume anzuregen. Ebenso war es mit dem seitwärts geschlitzten, kurzen Rock, der den Blick auf gut geformte Waden in schwarzen Netzstrümpfen frei gab. Sie setzte sich Kreuzbach gegenüber und holte einige Papiere aus der mitgebrachten Mappe, in welchen sie nun zu blättern begann. Schweigend. Auch Franz Lendvay hatte an ihrer Seite Platz genommen, er fixierte den Häftling mit den Augen und massierte nachdenklich wirkend seine Hände. Dabei ließ er ab und zu auch seine Fingergelenke knacken.

„Ich weiß schon, jetzt kommt das Spiel böser Kieberer – guter Kieberer", brach Kreuzbach schließlich sein Schweigen. „Aber das könnt's ihr euch sparen. Nicht mit mir. Verstanden? Nicht mit Werner Konrad Graf von Kreuzbach! Der fällt euch auf so einen billigen Schmäh nicht rein!"

„Du, Franzl, ich glaub' fåst, der Werner nimmt dir einen guten Kieberer net so gånz åb!" Leopoldine sah nicht einmal auf. „Erklärst es ihm vielleicht einmal, bitte?"

„Klår, Poldi!“ Wieder knackten die Finger von Franz Lendvay. „Weißt, Werner, erstens spiel‘n wir då in dem Haus nicht. Niemals. Du kånnst mir’s ruhig glaub’n.“ Die Gelenke knackten. „Zweitens gibt’s da herinnen in dem Bau keinen einzigen guten Kieberer …“ Knack. „… weil drittens wir jå gar keine Kieberer sind.“ Knack! „Des då, wo du jetzt bist, gehört zum geheimen Evidenzbureau. Und du blöde Sau g’hörst jetzt uns, mit Haut und Håar‘!“ Knack! „Es gibt kane offiziellen Papierln über deine Verhåftung mehr! Nirgends! Für die Leut‘ draußen bist einfach verschwunden, Werner.“ Knack! „Vielleicht sucht dich ja schon die Heh, weil dich dein Chef åls vermisst g’meldet håt, åber finden – finden werden‘s dich hålt nicht.“ WAMM! Die flache rechte Hand Lendvays knallte vor Kreuzbach auf den Tisch. „Wir können dir då herin’n jetzt in åller Ruhe den Arsch bis zum Krågen aufreißen!“

„Wörtlich, Werner“, warf Leopoldine immer noch in den Akten blätternd ein. „Vielleicht sollt‘n wir dem Schani des Verhör überlassen? Das ist der Capo von den G’fangenen in deinem Gång. Weißt, der steht schon so ein bisserl auf Popscherln mit Haar drauf.“ Sie blickte auf und zu Kreuzbach hinüber. „Hast du einen pelzigen Hintern, Werner? Kommert der Schani bei dir wohl auf seine Kosten?“

„Du könntest ja einmal nåchschau‘n, Poldi“, schlug Franz vor.

„Ah geh, lieber net. Weil, vielleicht g’fållt es ihm auch noch, wenn ich ihm die Hosen auszieh‘ und den Hintern mit’n Rohrstaberl verdresch‘.“

„Ich protestiere gegen diese Unterstellung“, schimpfte Kreuzbach laut, bei seinem vergeblichen Versuch aufzustehen rasselte die Kette, mit welcher er an den Sessel gefesselt war. „Sie beide sind ja abartig! Widernatürlich! Pervers!“

„Vielleicht.“ Leopoldine legte die Schriftstücke vor sich auf den Tisch und klopfte sie zu einem akkuraten Stapel zusammen. „Vielleicht auch nicht. Åber weißt wås, Werner, plaudern wir noch ein bisserl in åller Ruhe, dann finden wir unter Umständen heraus, wer von uns der Perverse ist. Also, geh’n wir’s an. Was weißt du denn so über Schlitzgeschoße?“

„Über *was*?“

„Über Schlitzgeschoße, Werner!“ Leopoldine griff in die Tasche, und eine kleine Patrone im Kaliber 5 Millimeter rollte über den Tisch zu Kreuzbach hinüber. „Das då ståmmt zum Beispiel aus deiner Westentåschenkanon‘, die wir konfisziert håb’n. Weißt du, die Engländer sind drauf kommen, wenn man ein Langgeschoß mit der Spitze über einen Stein reibt…“ sie rieb mit einer anderen Patrone über den Tisch und erzeugte damit äußerst qualvolle Geräusche. „Ålso, wenn man das macht, reißt es viel größere und gemeinere Wunden. Die Zielsicherheit und die Reichweite leid‘n zwar ein bisserl d‘runter, aber ja mein Gott, wenn’s hålt doch so schöne, große Wunden in die Leut‘ reißt. Jetzt håt vorig‘s Jahr ein englischer Wåffenproduzent diese Munition då vor dir entwickelt. Dragons Claw nennt er sie. Drachenklaue. Der Nam‘ ist går nicht so unpassend, und er bietet sie in dem an, was die Engländer halt so Kaliber .45, .38, .30 und .20 nennen. Schau her, solange das Geschoss durch die Luft fliegt, ist’s gånz normal, wie immer hålt. Damit bleibt’s zielsicher. Ålso, klarerweise nur dann, wenn der Schütze wås kånn. Aber wenn dånn die Kugel auf‘m Mensch‘n auftrifft, geht bei diesen fünf Rillen … Jetzt schau her då, du Wappler“, brüllte sie ihn plötzlich an, nahm das Geschoss der Patrone zwischen Daumen und Zeigefinger und drehte sie mit der anderen Hand. „Ålso, bei den Rillen då geht der Kupfermånt‘l auseinånder und formt dabei einen scharfkantigen, fünfzackigen Stern. Durch den Drall – also, då kommt auf jeden Fåll eine ganz schöne Schweinerei dabei heraus. So wås will man

eigentlich går net seh'n. Und das då wolltest du elendigliche Sau in unser Regentin schießen. Und jetzt frág'n wir uns hålt, wie kommt so ein kleines, dummes Würsterl wie du zu so einer Muni. Weil, vom Himmel g'fållen wird's ja wohl kaum sein. Leg' jetzt besser nieder, wir hör'n nimmer auf zum frågen, bis du uns sågst, wås wir wiss'n woll'n. Und glaub's mir, uns wird eine Menge einfållen, dass wir von dir eine Åntwort rauskriegen! Eine gånze Menge! Ålso, Wo ist die Muni her?"

„Kauft hab' ich's halt, im Schleich am König-Ludwig-Platz, drüben im zwanzigsten Bezirk." Kreuzbach zuckte mit den Schultern. „Da kriegt man ja doch alles!"

„Åber geh'? Sogår Dragons Claws." Leopoldine lehnte sich so zurück, dass ihre Bluse zu platzen schien, dann schoss sie plötzlich nach vorn und brüllte, dabei mit der flachen Hand lautstark auf die Tischplatte schlagend! „Verkauf' uns net für deppert, du Årsch mit Ohren! Då musst schon viel zeitiger aufsteh'n! Wie soll so ein blöder Hund von einem totalen Verlierer und kompletten Versåger wie du im Schleich an so eine teure Spezialmuni kommen?"

„Verlierer? Versager? Ich?" Kreuzbach lehnte sich vor, soweit es die Handschellen zuließen. „Das ist doch alles nur die Schuld von diesen scheiß Reformen vom Franz Karl. Und von der g'schissenen Weiberwirtschaft! Es wird Zeit, dass Zucht und die gottgewollte Ordnung wieder einkehr'n. Dass das Weibe dem Manne wie einst untertan und gefällig sei und der Pöbel dem Adel! Nicht so eine Lotterwirtschaft wie jetzt, wo sich so ein G'sindel wie ihr da ung'straft so frech aufführ'n darf!"

„Poldi, ich glaub' fåst, der find't einfach keine, die freiwillig mit ihm in die Hapf'n geht, drum will er hålt das Jus Primenoctis wieder einführ'n."

„Ist es das, Werner?“, flüsterte Leopoldine mit rauchiger, verführerischer Stimme. „Hât der Franz leicht recht? Will keine mit dir ins Heia-Bettchen, du ârmes Hascherl? Soll die Mama ‚ei-ei‘ mâch‘n?“ Sie schlug dieses Mal mit beiden flachen Händen knallend auf den Tisch und beugte sich darüber. „Des ist doch niemals auf deinem Mist g’wachsen! So komplizierte Wörter kennst du doch går net, då bist du ja viel zu blöd dazu! Na jå, jetzt lâchen sich halt g‘râd deine Haberer ins Fäusterl, weil du, du bist da herin‘n bei uns und sie sind då drauß‘n in Freiheit! Ålso, noch einmal!“ Sie stand auf, ging um den Tisch und blieb hinter Werner von Kreuzbach stehen. Ihre Hände legten sich auf seine Schultern, ihr Mund näherte sich seinem Ohr. „Wo hast du die Muni her?“, hauchte sie verführerisch in sein Ohr. „Wenns’t brav bist, dårfst in deine Zelle zurück und in aller Ruhe auf deinen Prozess wârten. Wenn nicht…“ Ihre Finger bohrten sich in seine Nervenknoten. „…müssen wir hâlt ein bisserl anders weitermâchen. Åber ein bisserl schmerzhafter für dich wird’s dånn leider schon werd’n, weil dann müss’n wir dir halt leider ein bisserl weh tun. Also sag’s doch schon! Du ersparst uns eine Menge Arbeit und dir die Schmerzen. Wer hât dir die Dragons Claws då geb’n?“

*

Das Café Alsergrund in der Sechsschimmelstraße war nicht unbedingt ein normales Kaffeehaus, auch wenn man dort natürlich solchen trinken konnte. Letzten Endes war es völlig egal, was man in diesem Lokal trank, denn in erster Linie drehte sich in diesem Lokal alles um die drei Billardzimmer, die sechs Tarocktische und um die kleinen Nischen, in welche sich die Schachspieler zurück zogen. Dazu gab es natürlich noch die in jedem Kaffeehaus präsenten Zeitungsleser, welche schon beinahe zum üblichen Inventar eines Wiener Cafés gehörten. An diesem Abend im Juni 1889 waren einige Herren in einem dieser

Räume zum Billard versammelt. Der 147 Zentimeter lange Queue traf auf den weißen Ball, trieb ihn gegen die Bande und von dort aus zuerst auf die rote Kugel und dann auf die zweite weiße mit den punktförmigen Markierungen. Dann schritt der Herr um den 190 Zentimeter langen und 95 breiten Tisch herum und ging in die Knie, um für seinen nächsten Stoß zu visieren. Wieder klackten die Bälle aneinander und schufen eine stetige Geräuschkulisse für das leise geführte Gespräch.

„*Sie lebt noch immer!“*

„*Ja. Es wurd‘ noch nicht einmal ein einziger Schuss auf sie abgeb‘n!“*

„*Aber unser Kamerad war doch der fest‘n Überzeugung, das Richtige zu tun und hat sich sogar selbst g‘meldet! Freiwillig!“*

„*Trotzdem hat er’s im Endeffekt nicht getan!“*

„*Vielleicht hat man ihn bemerrkt und err wurde verrhafftet!“*

„*Man hat ihn In keinem der Gefängnisse eing‘liefert! Wir hätten doch sonst davon g’hört!“*

„*Haben wir denn wirklich in jedem Gefängnis jemand‘ sitzen?“*

„*Zumindest einen Informanten, ja, haben wir!“*

„*Und nirgendwo hat man ihn aufgenommen? Was ist denn mit den Krankenhäusern?“*

„*Er ist nicht zu find‘n. Es hat zwar jemand einen Herzanfall erlitten, während die Regentin zum Tor der Oper gegangen ist, aber wir konnt‘n nicht erfahren, wer es*

war und was mit ihm g‘schehen ist!“

„*Vielleicht wurde er ja dabei abdrängt und hat kein Schussfeld mehr g’fund’n.“*

„*Dann wärre err doch heute hierrherr gekommen!“*

„*Wir sollt‘n uns nichts vormach‘n. Unser Plan ist nicht nur g‘scheitert, wir müss‘n auch davon ausgeh‘n, dass unser Kamerad g‘fangen g‘nommen worden ist. Dieser Treffpunkt wird bald nicht mehr sicher sein!“*

„*Aber wir hab‘n nichts g‘hört, dass er im Gefängnis sitzt!“*

„*Dann hat ihn vielleicht das Evidenzbureau in die Händ‘ bekommen!“*

„*Aber – die sind doch für auswärtige Angelegenheiten zuständig!“*

„*Fürrst Hametten ist auch fürr die Sicherrheit derr kaiserrlichen Familie verrantworrtlich!“*

„*Dann sollt‘n wir jetzt unser‘n Abend besser bald beend‘n. Ein Glück, dass er zumindest unsere Namen nicht kennt!“*

„*Ich werde Ihnen eine Nachricht zukommen lass‘n, wo und wann wir uns wieder treff‘n. Wir müssen größtmögliche Vorsicht walt‘n lass‘n!“*

„*Vive l’Empereur Bonaparte!“*

„*Vive la France!“*

„*Und auch auf den alten Adel!“*

*

Die schlanke, dunkelhäutige Frau führte Heinrich, Fürst zu Hametten durch den unterirdischen Gang unter dem Garten des Schlosses Belvedere, und wieder war nur jener Abschnitt des Ganges beleuchtet, den sie durchschritten. Hametten war das bereits gewohnt, dahinter steckten einfache Druckschalter, keine aufwändige Magie.

„Bitte sehr, Fürst zu Hametten." Mathilda, der Wergepard, hielt für den Fürsten die Tür zum Arbeitsraum des Markgrafen Höllerer auf und ließ ihn eintreten. „Darf ich Durchlaucht ein Glas Wein bringen? Der gelbe Muskateller aus der Wachau ist hervorragend."

„Gerne", nickte Hametten und betrat das durch Göbel-Birnen beleuchtete Zimmer, in welchem der Markgraf von Höllerer hinter seinem Schreibtisch erhob und sich gleichzeitig mit einer ebenfalls anwesenden zierlichen Frau mit sehr blassem, beinahe weißem Teint und schwarzen Haaren verbeugte.

„Durchlaucht, ich bitte Platz zu nehmen", wies der Markgraf auf einen gemütlichen Sessel. „Danke, dass Sie so schnell gekommen sind, Fürst."

„Na, wenn's mir sagen lass'n, dass es pressiert, dann komm' ich auch, Markgraf." Hametten ließ sich in den Fauteuil sinken. „Ach, danke!" Er nahm von Laryana ein beschlagenes Glas mit eiskaltem Weißwein entgegen. „Sie wiss'n doch, Höllerer, dass ich vollstes Vertrau'n zu Ihnen hab'. Sie und Ihre Schützlinge halt'n ihre Verträge besser ein als die meisten ander'n Menschen, die ich kenn'. Also, was gibt's denn?"

„Durchlaucht haben geruht, mit mir eine delikate Angelegenheit zu besprechen. Nicht, was etwaige Verschwörungen gegen unser Herrscherhaus und Österreich

angeht, sondern das andere. Und jetzt möchte ich ihnen meinen neuesten Schützling vorstellen. Signora Elettra Massonoti.“

Hametten zwinkerte kurz. „Ich nehm‘ an, die Dame ist nicht mit diesem Namen gebor‘n?“ Dröhnend begann Höllerer zu lachen.

„Ich wusste doch, dass Sie das sagen würden, verehrter Fürst. Nein, die Dame hieß zur Zeit ihrer Vampirisierung Nefiret und lebte im Amun-Tempel. Zur Zeit Echnatons, also wesentlich früher als Anchnesneferibre. Und sie verließ Ägypten erst zur Zeit der 27. Dynastie. Also der Dynastie der Perserkönige!“

„Dann weiß sie also vielleicht, wo die Krone versteckt wurde?“ Der Fürst nippte mit geschlossenen Augen an seinem Weinglas. „Hervorragend!“ Dann wandte er sich an die blasse Frau. „Wären Sie bereit, uns den Ort zu verraten, Fräulein Nefiret?“

„Das bin ich selbstverständlich, soweit ich es weiß“, nickte Nefiret. „Als kleines Danke, dass Chiara und ich hier in Sicherheit leben dürfen.“

„Sie kennen selbstverständlich die Rechte und Pflicht‘n bereits, welche der Schutz ihrer Person und welche zusätzlichen Privilegien eine Arbeit ihrerseits für die Vereinigten Donaumonarchien für Sie mit sich brächt‘n?“

Nefiret neigte bestätigend das Haupt. „Der Markgraf hat uns informiert, Fürst. Meine Freundin und ich überlegen noch. Aber das Versteck der Krone werde ich Ihnen auf jeden Fall mitteilen. Jetzt, wenn Sie es wünschen!“

„No, dann bitt‘ ich doch sehr d’rum!“

*

Ägypten

Die österreichischen Ausgräber im Wadi Farafra hatten mit Feuereifer weiter gearbeitet, denn wo eine Schriftrolle lag, konnten auch mehrere erwartet werden. Also gruben sie weiter, vorsichtig und bedächtig trotz ihrer verständlichen Ungeduld. Immer wieder meldete Bergmann in dieser Zeit den Fund kleinerer Kunstwerke, von Scherben und unverfänglichen Wandmalereien nach Wien. Von dort aus fanden die Beschreibungen ihren Weg nach London und wieder zurück nach Ägypten zu Miss Amelia Edwards. Über die Metallröhren mit den Papyri schwieg Bergmann, einer allerhöchsten Anweisung folgend, welche ihm von Oberleutnant Jochen Meyster von den Gnus überbracht worden war. Elfriede Musil fiel die Aufgabe zu, die gefundenen Rollen zu erhalten und zu übersetzen, und sie verließ tagelang den Raum III nur, um ihre Notdurft zu verrichten.

„Frau Musil, trinken sie das, bitte!“ Elfriede hob erstaunt und unwillig ihre Augen, ein Unteroffizier der Gnus stand vor ihr. Am Oberarm des linken Ärmels war ein Aufnäher mit einem roten Kreuz auf weißen Grund, in den Händen hielt er zwei Becher.

„Was ist denn …?“

„Normales Wasser mit einem Schuss Weißdornextrakt, gnä‘ Frau“, hob der Stabswachtmeister einen der Becher, sein strahlend weißes Gebiss leuchtete aus seinem dunklen, fast schwarzen Gesicht. „Und Pfefferminztee mit jeder Menge Glukose!“ Er wackelte mit dem anderen.

„Aber warum denn …?“

„Dass sie uns nicht umkippen, Gnädigste“, versetzte Erich Amotekun. „Sie treiben ganz massiven Raubbau mit ihrer Gesundheit. Ich bin zwar kein promovierter Arzt, sondern habe nur eine kurze Grundausbildung zum Sani, aber soweit ich das beurteilen kann, haben sie in letzter Zeit etwas zugenommen, obwohl die Handgelenke und die Fesseln immer dünner geworden sind. Jetzt machen’s einmal Pause, Frau Doktor Musil. Der Herr Professor ist sicher auch der Meinung! Kommen’s mit.“ Widerstrebend erhob sich Elfriede, es wurde schwarz mit bunten Punkten vor ihren Augen. Sie fühlte eine kühle Flüssigkeit über ihre Zunge gleiten, schluckte, schluckte noch einmal. Allmählich konnte sie wieder sehen, und der Sanitäts-UO drückte ihr den warmen Becher in die Hand, von dem sie kleine Schlucke trank. Ihr Blick wanderte zum Papyrus, doch der Soldat legte ihren Arm um seine Schultern und stützte sie. „Nicht jetzt, Frau Musil. Nicht jetzt. Ich schick den Herrn Professor oder ihren Mann her. Bis dahin – Korporal Koller wird schon dafür sorgen, dass wirklich nur die genannten Herren durch diese Tür kommen. Also, geh’n wir!“

Während Erich die schwankende junge Frau zum Camp der Österreicher führte, holte ein Soldat Alois Musil. Der hörte nur „… Sani … Gattin … schlecht …“ und beeilte sich. Als er in das eheliche Zelt stürzte, sah er den baumlangen Wachtmeister Amotekun, welcher eben den Arm Elfriedes von seiner Schulter nahm und die halb bewusstlose Frau auf das Lager gleiten ließ.

„Sorgen Sie dafür, dass Ihre Frau trinkt, Herr Doktor“, riet der Sani. „Sie ist etwas dehydriert und überanstrengt. Gönnen Sie ihr eine Pause.“

Musil sah auf Elfriede, die matt abwinkte. „Halb so schlimm, Lois! Ich mach eh glei wieder weida!“

„Trinken Sie zuerst, Frau Doktor. Langsam, ein Schluck nach dem anderen!“ Jetzt erst fühlte Elfriede, wie durstig sie war. Aber sie war auch eine gebildete Frau, sie wusste, wenn sie jetzt zu gierig trank, würde sie sich nur übergeben. Und das wäre absolut kontraproduktiv. Also trank sie kleine Schlucke, mit kurzen Pausen, dabei fühlte sie, wie sich die Erschöpfung in ihrem Körper ausbreitete. Die Lider wurden schwer, und sie schlief ein.

„Wachtmeister, ich bin Ihnen zu Dank …“

Amotekun winkte ab. „Meine Aufgabe, Herr Doktor. Deswegen habe ich mir zur medizinischen Fortbildung gemeldet. Ich lasse Ihnen ein Fläschchen mit Weißdornextrakt hier, zur Herzstärkung. Nicht mehr als zwanzig Tropfen am Tag. Und sorgen Sie dafür, dass sich Ihre Frau etwas schont. Nur weil sie zu zweit herum läuft, kann sie nicht auch für zwei arbeiten!“

„WAS? Wie – was meinen Sie …?“

„Herr Doktor, was wissen Sie denn eigentlich von den Blümchen und den Bienchen?“, grinste Wachtmeister Amotekun.

„Nicht sehr viel, Wachtmeister“, gab Alois Musil zu. „Ich bin Hist… – Moment! Wollen Sie damit etwa sagen, dass …?“

„Ich schätze, drittes bis viertes Monat.“ Amotekun legte dem Archäologen die Hand auf die Schulter. „Gratuliere, Herr Doktor.“

„Danke!“ Das Gesicht Musils verklärte sich, und er betrachtete seine Frau mit zärtlichen Blicken.

*

Elfriede Musil schlief etwa 24 Stunden und nahm danach eine kräftige Brühe zu sich, dann durfte sie mit dem Übersetzen der Schriftrollen weiter machen. Endlich konnte sie Bergmann den Text vorlegen.

,... *Im 15 Jahr der Herrschaft des Pharao Apries, der mein Bruder war, machte ich einen sehr, sehr folgenschweren Fehler.*

Der Pharao hatte eine Horde griechischer Söldner in das Land am Hapi gebracht, weil seine eigene Armee nicht reichte, um all seine Kriege führen zu können. Vor allem im Nordosten versuchte er beständig das Reich zu vergrößern. Doch dann zog er auch in den Süden, um wie sein Vater die Heimat unserer eigenen Ahnen, das Reich Kush, zu verheeren und alle Erinnerung an unsere Herkunft von den Kushiten auszulöschen. Ganz so, als schäme er sich, ein Nachkomme von dunkelhäutigen Menschen zu sein. Für diesen Kriegszug an den Oberlauf des Hapi verweigerte ich ihm jedoch als Gemahlin des Amun meinen und den Beistand der heiligen Gegenstände. So musste er denn auf Söldner zurückgreifen, große, wilde Gestalten mit blonden Haaren. Auf Hellenen, welche er am großen Meer anheuerte.

Diese Männer waren stolz darauf, keine Gnade zu kennen und auch keine zu erwarten. Sie benahmen sich am oberen Lauf des Hapis wie die Barbaren, die sie nun einmal waren, und stellten fürchterliche Dinge mit der Bevölkerung des Landes Kush an. Der Pinsel lässt sich nicht zwingen, all die bösartigen und grausamen Dinge zu beschreiben, von denen uns berichtet wurde. So beschloss ich, meinem Bruder die Entlassung seiner Söldner zu befehlen. Einen Mond gab ich ihm Frist, doch er hatte seine Bestien bereits in das Land Masr zurück gerufen und öffnete ihnen die Tore zum heiligen Theben und dem Palast.

Ich erwachte vom Gepolter, mit welchem die Griechen durch den Palast tobten, dem Klirren von Waffen und dem angstvollen Geschrei der anderen Frauen und dem Todesröcheln der Männer, welche ihnen in die Quere kamen. Ich sprang von meiner Lagerstatt auf, doch da stürmte einer dieser Bestien bereits in mein Zimmer, drehte mich brutal um, zwang mich in die Knie und drückte meine Schenkel auseinander. Bis heute fühle ich seine schwere Hand im Nacken, höre sein schweres Atmen und rieche seinen stinkenden Schweiß, doch das Schicksal verschonte mich dieses Mal.

„Nicht diese, Hylotos, die hier ist Tabu! Unser Auftraggeber braucht sie unbeschädigt, such dir gefälligst eine andere", ertönte es vom Eingang, und der Barbar ließ tatsächlich von mir ab.

„Also schön", hörte ich ihn in seiner primitiven Sprache grunzen, die ich wie das Assyrische selbstverständlich beherrschte. „Es gibt ja noch mehrere von diesen hochgestochenen Weiber im Palast!" Dann stieß er mich von sich, sprang auf und verließ den Raum.

„Du bleibst in diesem Raum, Weib", herrschte mich der andere Barbar noch an, ehe er sich seinen plündernden und vergewaltigenden Brüdern wieder anschloss.

In dieser Nacht starb die gesamte Familie des Pharao, nur mich ließ der Verbrecher auf dem Thron am Leben. Er wollte dem Volk weiter eine bekannte Gemahlin des Amun zeigen können, so tun, als sei alles wie zuvor. Wie schnell wäre der Spuk vorbei gewesen, hätte ich die Möglichkeit gehabt, zu den heiligen Artefakten zu gelangen. Aber mir blieb der Zutritt verwehrt.

Zwei Jahre lang benahmen sich die Söldner wie die Herren, geduldet und gefördert vom Pharao selbst. Die Offiziere nahmen sich außer mir jedes Mädchen

aus dem Palast, wann, wo und wie sie wollten, die Soldaten machten dasselbe in der Stadt. Selbst auf offener Straße, ich musste es selbst mehr als einmal mit ansehen. Es war eine fürchterliche Zeit, in welcher der Unmut des Volkes und der Armee stieg. Es gelang mir schließlich, mich mit General Amasis zu verbünden, welcher den Aufstand niederschlagen sollte. Weitere zwei Jahre später, im 19. Jahr der Herrschaft von Pharao Apries, stand der General nach seinem Sieg über das Gros der Söldner bei Momemphis mit den ägyptischen Truppen vor den Toren Thebens. Mein Bruder sandte bis auf wenige Leibwächter seine ihm verbliebenen Söldner auf die Wälle, während er selbst seine feige Flucht vorbereiten wollte.



In den vergangenen vier Jahren hatten die Frauen des großen Hauses und ich heimlich gelernt, mit einem Sichelschwert umzugehen. Damit konnten wir die beiden Wachen der Schatzkammer überwältigen, und ich legte meine Hand endlich wieder auf die heiligen Gegenstände. Ich setzte den Helm auf, nahm den Bogen zur Hand und bestieg den Wagen. Gemeinsam mit mir nahm das Volk von Theben blutige Rache an den Hellenen, einzig Apries selbst konnte mit vier seiner Söldner dem Ansturm entkommen. Zumindest vorderhand.

Danach riefen das Volk und das Heer Amasis zum neuen Pharao im Land des Hapi aus, er wählte für sich den Thronnamen Chnum-ib-Re. Ich selbst gab mich dem neuen Pharao hin, empfing ihn in meinem Schlafgemach und in meinem Bett. Öffentlich nannte ich ihn den Herrscher des Landes, sodass die Rechtmäßigkeit seiner Herrschaft nicht mehr angezweifelt werden konnte. Er war wohl mit einem etwas derben Humor ausgestattet und liebte den Wein ebenso wie die Frauen, war aber auch ein kluger und freundlicher Mann, der Ägypten lange und gerecht regierte. Es war ihm aber nicht beschieden, nach einem guten Leben friedlich zu sterben, denn die Barbaren aus Babylon …'

„Das Ende der Herrschaft von Apries. Oder von Haa-ib-Re!" Ernst von Bergmann massierte wieder einmal sein Kinn, wie es seine Gewohnheit war.

„Die Thronbesteigung von Chnum-ib-Re war 570 vor Christus", überlegte Alois Musil. „Apries soll dann noch einmal mit einer Horde Söldnern nach Ägypten zogen sein, um in Ägypten seinen Herrschaftsanspruch zu untermauern. Wir wissen aber nicht, ob er im Kampf gefallen ist oder hingerichtet wurde. Laut den Quellen ist beides möglich."

„Na schön. Vielleicht steht das ja noch genauer in einer dieser Rollen. Ich hoffe sehr, dass wir noch ein paar finden. Gut gemacht, Frau Kollegin", lobte Bergmann Elfriede Musil. „Und ich gratulier' Ihnen auch zur guten Nachricht. Machen's jetzt Schluss für heut', morgen ist ja auch noch ein Tag!"

„Aber …"

„Gute Nacht!", winkte Professor Bergmann die Musils weg. „Nehmen's ihr Frau und bringen Sie sie ins Bett, Herr Kollege! Und nicht nachher wieder herschleichen, gelt, Frau Kollegin! Der Korporal vom Dienst würd's in seinem

Büch'l eintragen, und dann schimpfert ich aber erst so richtig mit Ihnen. Also, husch, husch ins Körbchen!"

„Er hat recht, Liebling. Komm jetzt!" Alois nahm Elfriede um die Taille und führte sie hinaus. „Ein bisserl musst schon auf den Ferdi achtgeben. Oder auf die Fritzi!"

*

Nederland-België

Die RÁKÓCZI schwebte über Zuid Holland, einer der westlichen Provinzen des Königreiches Nederland-België, und näherte sich Oostduinen, dem Luchthafen der Stadt Gravenhaage. Michael Ziegler hätte in der bieder wirkenden blonden Frau mit dem Dutt in dem braven, hochgeschlossenen Reisekostüm in gedecktem Grau seine aufregende Mietje, die einige Monate ihre Zeit und ihr Bett mit ihm geteilt hatte, nicht wiedererkannt. Fräulein van de Broggenkamp verschwand in der Menge der Passagiere im großen Salon des Luftschiffes, als sie ihre heiße Schokolade trank. Sie erhaschte einen Blick aus dem Fenster, es würde wohl noch eine halbe Stunde dauern, bis das Luftschiff sicher an seinen Masten hing.

Mietje war mit einem Schiff nach Māui gefahren und hatte dort im Bureau ihrer Firma das Ticket für ein Luftschiff nach Germania Australia, ein weiteres für die rund 10.000 Kilometer lange Passage von Luitpoldhafen im Osten des Kontinents nach Madagaskar, ein drittes für die Fahrt nach Wien über Port Helene und endlich die Reise von Wien nach Gravenhaage vorgefunden. Statt einiger Monate auf See hatte ihre Reise von der Antarktis in die Nederland-België nur etwas mehr als 23 Tage gedauert. Die Zwischenstopps mit eingerechnet.

Nun, am Nachmittag des 21. Mai 1889, näherte sich das Luftschiff der ÖDLAG, die RÁKÓCZI, dem vorläufigen Ende ihrer Reise. Am Morgen des 23. Mai würde

sie ihre Fahrt mit ausgeruhter und erfrischter Besatzung wieder aufnehmen, über Köln, Frankfurt am Main, Passau und Wien nach Budapest fahren. Mietje trank ihre Schale leer, legte eine kleine Münze auf den Tisch und lächelte der Bedienung freundlich, aber sittsam und zurückhaltend zu. Der Kellner dachte sich, dass sie wahrscheinlich die Ehefrau eines Geschäftsmannes wäre, welche vielleicht Verwandte in Österreich besucht hatte und nun nach Hause zurück kehrte, eine nette, gesittete Person. Diese nette, sittsame Dame nahm ihre kleine Reisetasche und begab sich langsam zum Ausstieg, man merkte bereits, wie der Zeppelin langsam tiefer glitt und sich zum Mast in Position drehte. Wie alle anderen Passagiere wusste Mietje, dass ihr großes Gepäck an einem Punkt der Ankunftshalle bereits auf sie warten würde, sobald sie die Einreiseformalitäten hinter sich gebracht hatte.

Bei dem Lufthafen Oostduinen hatten die Baumeister einen der alten Barockpaläste der Stadt zur Verfügung gestellt bekommen, das Dachgeschoss abgetragen und noch eine weitere Etage aus Stahl und Glas im Stil des Art Nuveau darüber gesetzt. Zierliche Türmchen aus Gitterwerk erhoben sich aus dem Palast und warteten auf die Luftschiffe, bis zu sechs dieser Giganten der Lüfte konnten hier vor Anker liegen. Eine moderne Expressbahn verband den Luft- mit dem Seehafen, eine zweite Linie mit der Stadt. Doch heute hatte Fräulein van de Broggenkamp einfach keine Lust auf den öffentlichen Verkehr, wie schnell er auch immer sein mochte, und steuerte lieber den Wartestand der Dampffiaker an. Hinter ihr transportierte ein Dienstmann des Hafens das große Gepäckstück Mietjes, einen recht großen Schrankkoffer. Sie ließ sich vom Coördinator ein Taxi zuweisen, der Dienstmann verstaute den Koffer auf dem Träger am Heck des Fahrzeugs und sicherte ihn mit einem Gurt, während Mietje dem Fahrer die Adresse nannte. Ein gutes Trinkgeld brachte Mietje ein zahnlückiges, aber herzliches Lächeln und eine tiefe Verbeugung des

Dienstmannes ein. Dann stieg sie in den offenen Wagen, lehnte sie sich in den Polstern zurück und genoss die Fahrt über den Rijkensstraatweg, einen der großen Verkehrswege der Stadt. Links und rechts der Straße breiteten sich weiträumige Parks aus, es war warm, die Sonne stand hoch am Himmel und schien in Mietjes Gesicht, der Frühling brachte Bäume und Gartenbeete in voller Farbenpracht zur Blüte. Wenn sie daran dachte, dass in der Antarktis nun der Winter begann, durchzog ein schauriges Frösteln ihren Körper. Der Kontinent und Port Ludovika hatten zwar eine ganz eigene, raue Schönheit, aber selbst im Sommer benötigte man einen Pelz und dicke Kleidung, wenn man ins Freie gehen wollte. Es war ein Land harter Kontraste, es gab vorwiegend Schwarz oder Weiß. Grau gab es nur im Sommer, wenn das Eis auf dem Meer schmolz und dunkles Wasser frei legte, bunte Farben nur dort, wo der Mensch sie hingebracht hatte. Hier sah sie das genaue Gegenteil, die Wärme der Sonne und die Farben machten sie beinahe betrunken, und ein plötzliches Glücksgefühl überkam sie.

„Ach, Fräulein van de Broggenkamp. Sind Sie auch wieder einmal zu Hause. Das ist aber schön, willkommen zurück“, begrüßte sie der Hausmeister ihres Wohnblocks, welcher aus dem Haus gekommen war, während sie den Fahrer entlohnte. Er hatte es für seine Pflicht gehalten, demjenigen seine Hilfe anzubieten, der gerade vor dem Gebäude aus dem Fiaker stieg, für das er Verantwortlich war. Und ein klein wenig Neugier war wohl auch dabei gewesen.

„Danke, Jens.“ Mietje hielt ihm die Hand zum Kuss hin. „Bist du wohl so nett, dem guten Fiaker mit meinem Gepäck zu helfen?“, bat sie Jens Goldigg.

„Na klar, Fräulein. Mach ich!“ Der stämmige Portier schob seine Mütze ins Genick und hob den schweren Koffer vom Gepäckträger. „Der soll sicher in ihre

Wohnung? Ich hab‘ sie Tipp-Topp in Schuss gehalten, während sie weg waren. Wo waren Sie denn, wenn man neugierig sein und fragen darf?“

„Ja bitte, Jens.“ Damit folgte Mietje lächelnd dem voran gehenden Consierge. „Ich war in der Antarktis. In Port Ludovika!“ Das Haus gehörte der Firma Hutjes en Partners, für welche sie arbeitete, hier wohnten nur Kolleginnen und Kollegen und Jens gab auf alle Wohnungen acht, wenn die Bewohner auf Geschäftsreisen waren. Auch wenn er neugierig war, Mietje wusste, dass sie ihm alles, was die Geschäfte von Hutjes en Partners anging, anvertrauen konnte. Was sie nicht wusste, Jens stand, ebenso wie sie selbst und einige andere Kollegen, auch auf der Gehaltsliste von Jan Gruyvenbrook, dem Chef der Informationsagentur von Nederland-België und war ein ausgebildeter Agent.

„Verdammt kalt dort, oder?“, schwatzte Jens unverdrossen weiter, perfekt seine Rolle spielend.

„Sehr kalt, Jens. Ich friere immer noch!“

„Nun dann, herein die gute Stube!“ Der Hausmeister schloss die Tür zu Mietjes Wohnung auf, öffnete sie und stellte den Koffer auf den Kofferbock im Vorzimmer. Dann reichte er ihr die Schlüssel. „Kommen Sie erst einmal zu Hause an, trinken einen Tee und nehmen vielleicht ein schönes heißes Bad. Wenn Sie etwas benötigen…“

„…weiß ich, dass ich mich auf Sie verlassen kann, Jens.“ Federleicht berührten ihre behandschuhten Finger seine Wange. „Danke!“

Dann war Mietje allein. Immer noch glücklich lächelnd zupfte sie die dünnen Netzhandschuhe, welche derzeit ein absolut unverzichtbar Accessoire in der Damenmode waren, von den Fingern und legte sie in die Schublade, ehe sie ihr

Jäckchen auszog und auf einen Kleiderbügel hing. Tee war eine gute Idee, und ein heißes Bad, mit viel Schaum – warum denn nicht? Langsam knöpfte sie ihre Bluse auf, während sie Wasser in ihre Kanne füllte. Die Wohnungen, welche Hutjes en Partners ihren Angestellten zur Verfügung stellte, waren zwar ziemlich klein, aber mit jedem erdenklichen Luxus eingerichtet. Ein elektrischer Herd und fließend Warm- und Kaltwasser gehörten ebenso dazu wie ein eigenes Badezimmer und ein Abort mit Wasserspülung. In Nederland-België durchaus noch kein Standard. Selbst in Gravenhaage, Rotterdam, Antwerpen, Gent oder Brügge mussten die Leute oft noch mit einer Wasserentnahmestelle pro Etage auskommen, und mehrere Wohnungen teilten sich einen Abtritt. Bei diesem Gedanken schüttelte es Mietje vor Ekel. Der Nachbar ihrer Eltern war damals ein richtiges Ferkel gewesen, der das Toilet immer schmutzig hinterlassen hatte. Mittlerweile war sie zwar durchaus fähig, weitaus schlimmeres zu vertragen, aber ein eigenes Kämmerchen … Die Teekanne pfiff und riss Mietje aus ihren Erinnerungen. Ein, zwei Löffel Tee in den Porzellanfilter ihrer Tasse, dann das heiße Wasser darüber. Appetitlicher Duft stieg ihr in die Nase, nach gut zwei Minuten entfernte sie das Sieb. Dann stieg sie aus ihrem Rock und zog auch ihre Bluse aus. Kurz schnüffelte sie gewohnheitsmäßig daran, aber sie wusste schon, das gute Stück musste unbedingt gewaschen werden, ebenso das Unterhemd. Rasch warf sie ihre Schmutzwäsche in einen weißen Leinensack, klingelte nach Frau Goldigg, schlüpfte in ihren seidenen Morgenmantel und stellte den Sack vor Tür.

„Guten Tag, Fräulein van de Broggenkamp!“ Luuk Visser, ihr Nachbar von der übernächsten Wohnung, schritt mit einem sparsamen Lächeln auf den vollen Lippen an ihr vorbei und tippte kurz an seinen Hut.

„Ihnen auch, Herr Visser“, entgegnete Mietje, ehe sie ihre Tür wieder schloss. Luuk war ein angenehmer Nachbar, immer ruhig und freundlich, aber an Frauen zu hundert Prozent desinteressiert. ‚Was für ein Verlust für die Frauenwelt‘, dachte Mietje nebenbei, während sie mit Rosenöl parfümierte Saponine, eine Erfindung des deutschen Biochemikers Leopold Gmelin, in die gusseiserne emaillierte Badewanne träufelte und den Hahn für das warme Wasser öffnete. Den Teebecher stellte sie auf ein Tischchen neben der Wanne, der Seidenmantel glitt von ihren Schultern, sie tastete mit einem Zeh nach der Temperatur des Wassers. Es war einfach perfekt! Sie stieg ganz in die Wanne und ließ sich wohlig seufzend in das warme Wasser gleiten. Was für ein Genuss.

*

Das Parlament des Königreiches Nederland-België tagte im Binnenhof am Dünensee Hofvijer, einem liebevoll in Schuss gehaltenem Burgbau, den 1248 Wilhelm II, Graf von Holland und Zeeland, als befestigte Residenz erbauen ließ. Auch die Minister unterhielten hier einige Büros und einen großen Tagungsraum, ihre Ministerien lagen alle in der Nähe des Hofes. Daher zählte selbstverständlich die Umgebung dieses für das Königreich so wichtigen Gebäudes zu den begehrtesten und teuersten Adressen der Stadt. Und genau hier befand sich auch das Haupthaus von Hutjes en Partners. Die moderne Art-Deco-Fassade des Firmensitzes täuschte mit den filigranen Mustern über die Wuchtigkeit des Baues hinweg. Selbst schwerer Artilleriebeschuss hätte nur das Zierrat wegsprengen können und danach einen wuchtigen Klotz aus Stahlbeton zurückgelassen, die Öffnungen der jetzt großzügig wirkenden Fenster hätten motorisch bewegte Jalousien aus starken Stahllamellen geschützt, die Tür eine massive Metallwand. Für die Informationsagentur von Nederland-België war das Beste eben gerade gut genug gewesen, als diese Festung geplant wurde. Über dem Haupteingang

hing eine Laterne, welche wie ein nach Art der doppelten holländischen Rose geschliffener Diamant aussah. Dahinter gab es ein Kämmerchen mit fünf Personen, welche über ein Spiegel- und Linsensystem alle Menschen genau betrachteten, welche das Gebäude betreten wollten. Immerhin lagerten in diesem Haus ja auch Milliardenwerte an Diamanten, da musste man schon vorsichtig sein.

An diesem Mittwoch, dem 22. Mai 1889, trug Mietje van de Broggenkamp ein dezentes violettes Kostüm, der Rock endete etwas mehr als eine Handbreit über dem Knöchel. Dazu eine fliederfarbene Bluse mit hochgeschlossenem Rüschenkragen, also jene Kleidung, wie sie von erfolgreichen, selbständig arbeitenden Frauen oft getragen wurde. Sie schritt die breite Freitreppe zum Eingang hoch, sah zum falschen Diamanten hinauf und zwinkerte den Wachen kokett zu, von deren Existenz sie natürlich wusste. Und sie wusste selbstverständlich auch genau, dass sie von ihnen soeben eingehend beobachtet wurde. Dann betrat sie die Vorhalle und begab sich zu einer der Empfangsdamen hinter einem Pult und legte ihr ihren Ausweis vor.

„Meener Gruyvenbrook erwartet mich, Jongedam …“ Sie beugte sich vor und las das Namenschildchen. „… Claes. Bitte, melden Sie mich an.“ Manon Claes nahm den Ausweis und fuhr mit dem Daumen über die Rückseite, während sie ihn las.

„Selbstverständlich, Jongedam van de Broggenkamp. Bitte, kommen Sie doch weiter!“ Die Concierge kam hinter ihrem Pult hervor und schloss eine Tür auf. Mietje trat hindurch, blieb in einem kleinen Kämmerchen stehen und hob die Arme.

„Unter der Jacke im Rockbund“, informierte sie Manon lächelnd, die griff zu und zog Mietjes zweiläufigen Derringer hervor.

„Ist das alles?“

„Natürlich nicht“, grinste Mietje die Kollegin an. „Ein Dolch steckt noch im linken Strumpfband!“

„Ich darf doch?“, grinste Manon zurück und fuhr Mietjes Bein nach oben, bis sie den Dolch ertastete und aus der Scheide zog. „Bitte öffnen Sie jetzt ihre Jacke!“

„Aber natürlich.“ Mietje öffnete langsam die Knöpfe und zog die Jacke aus, dann tastete die Wächterin die Besucherin von oben bis unten sorgfältig ab.

„Gut, Jongedam van de Broggenkamp, Sie dürfen weiter!“

„Wirklich?“ Mietje nahm ihre Jacke wieder auf, und plötzlich hielt sie einen Dolch mit flachem Griff in der Hand. „Sie haben vergessen, meine Jacke zu untersuchen.

„Heilige Shit!“, fluchte Manon. „So ein blöder Anfängerfehler!“

„Ich schlage vor, sie untersuchen Jongedam van de Broggenkamp noch einmal, Jongedam Claes“, ertönte es aus einem Loch an der Wand. „Und greifen Sie dieses Mal ruhig beherzter zu!“

„Silvye? Silvye van Doorn?“ rief Mietje. „Dann ist wohl auch dein Jachtgeweer gerade auf mich gerichtet?“

„Oh ja! Also befolgst Du besser die Anweisungen der Jongedame!“ Die Stimme der unsichtbaren Frau klang amüsiert. „Also los, Claes, vorwärts!“

„Aber natürlich, Silvye“, lachte Mietje. „Soll ich mich gleich ganz ausziehen?“ Sie griff an die Kragenknöpfe. „Wer weiß, vielleicht habe ich ja noch eine Pistole im

Kont!“

„Ach nein, du bist ja nicht im Einsatz, Mietje! Bist du doch nicht, oder?“

„Würde ich es sagen, wäre ich es?“, flachste Mietje vergnügt, während sie Manons Hände ihren Körper abtasten fühlte. An allen Stellen – und auch etwas fester als vorher.

„Na, komm schon weiter, Mietje“, klang wenig später Silvyes Stimme. „Erlösen wir die kleine Manon. Sie können auf ihren Posten zurück kehren, Jongedam Claes.“ Es klickte an der Tür vor Mietje, und sie verließ den Untersuchungsraum wieder, nicht ohne der jungen Concierge aufmunternd zuzulächeln. Auch sie hatte sich vor Jahren während ihrer Ausbildung ähnliche Fehler geleistet, und war dann doch eine der besten Einsatzagentinnen geworden. Draußen wurde Mietje von einer älteren Frau mit einer zweiläufigen Schrotflinte auf der Schulter erwartet, mit einer Kopfbewegung bedeutete diese Kollegin ihr, weiter zu gehen, was sie auch tat.

„Du weißt doch schon, dass ich dir hier drinnen keinen Schritt von der Seite weichen werde.“

„Wie immer, Silvye. Wie immer!“

Der Chef der Informationsagentur war ein unscheinbarer, kleiner Mann mit Glatze, der einen nach Maß geschneiderten dunkelblauen Anzug und einen großen Diamantring trug. Ganz so, wie man es von einem der Seniorpartner des mächtigsten und reichsten Handelshauses für Luxusartikel erwarten konnte. Hinter dieser Fassade verbarg sich der helle Kopf eines der mächtigsten Männer im Königreich, er wusste über beinahe jeden etwas nutzbringendes und man munkelte, er habe auch Kenntnis über die dunkelsten Geheimnisse des

Königshauses. Gleichzeitig war er aber dem Königreich und seinem Herrscherhaus absolut loyal und hätte beides mit seinem eigenen Leben geschützt. Man munkelte auch, die Gruyvenbrooks stammten von einem illegitimen Nachkommen der Oranjes ab, einem Bastardsohn von Wilhelm V., einem ‚Erbstatthalter' der Generalstaaten. Jan Gruyvenbrook gab nichts auf solche Gerüchte, er wusste auch so, was und wer er war. Eben, als er sorgfältig eine Zigarre beschnitt, klopfte es an seiner Tür.

„Herr Gruyvenbrook, Jongedam van de Broggenkamp ist hier", vermeldete seine Sekretärin, nach außen hin eine gesetzte, ruhige Frau.

Der Geheimdienstchef sah kaum von seiner Tätigkeit auf. „Schicken Sie die Jongedame herein, Minvrouw van Vordesail!"

„Gerne." Sie trat etwas zur Seite und machte mit der rechten Hand eine einladende Geste. „Bitte, Jongedam van de Broggenkamp."

„Nehmen Sie Platz, Jongedam", wedelte Gruyvenbrook mit der linken Hand, während er mit der rechten das angeschnittene Ende der Zigarre näher an seine Augen führte, um den Schnitt zu begutachten. „Die cubanischen sind doch immer noch die besten Zigarren", bemerkte er zufrieden, genießerisch schnupperte er noch einmal an dem feinen Tabak. In der Zwischenzeit setzte sich Mietje auf einen der Sessel vor seinem Schreibtisch, ganz Dame, aufrecht und mit durchgedrücktem Kreuz. Dann nahm sie die stumpfen Nadeln heraus, mit welchen sie den Hut an ihrem Haarknoten befestigt hatte und nahm die Kopfbedeckung ab. Silvye van Doorn hatte nur die Enden der Nadeln gemustert und auf jede Bemerkung verzichtet. Langsam und ganz darauf konzentriert vollzog nun Jan Gruyvenbrook die Zeremonie des Zigarrenanzündens. Wartete,

bis der Schwefel des Zündholzkopfes verbrannt war, paffte einige Male und blies dann behaglich den Rauch von sich.

„Was wissen Sie über die ROMA ETERNA?“, fragte er, als die Spitze der Zigarre endlich zu seiner Zufriedenheit glühte.

„*DAS* Schlachtschiff der Königlichen Italienischen Marine“, kam die Antwort ohne Zögern. „Kiellänge 380 Meter, Deckbreite 48. Hauptartillerie 18 Kanonen mit je 37 Zentimetern in sechs Türmen, 30 Kaliber 14 Zentimeter Schnellfeuerkanonen und einiges an kleinerem Beiwerk. Gut gepanzert. Sank im März vor Eritrea unter seltsamen Umständen, als eine italienische Invasionsarmee vermutlich Abessinien angreifen wollte.“

„Unter seltsamen Umständen?“, fragte der Agenturleiter kurz nach.

„Es soll eine übergroße Rahmentrommel im Spiel gewesen sein, Meneer. Aber da ich nicht dabei war …!“ Sie zuckte nur mit den Schultern.

„Natürlich. Sie sind wie immer gut informiert!“

„Ich komme aus den Donaumonarchien“, lächelte sie. „Dort bekommt man als Frau nicht nur Journale mit den neuesten Nachrichten zu kaufen, man darf sie sogar in der Öffentlichkeit lesen, ohne seltsame Blicke zu ernten. Es gibt auch keinen speziellen Teil für Damen in den Tageszeitungen, obwohl einige Wochenblätter schon stark auf den Geschmack – sagen wir, einfach gestrickter Frauen abzielen.“

„Diese Zeitungen gibt es auch in der Antarktis?“

„Mit Verspätung, Meneer, mit einiger Verspätung“ bekannte sie. „Das Postschiff ist nun einmal eine Woche unterwegs, manchmal auch etwas länger. Im Winter, wenn das Meer zufriert – nun, da ist ein anderes Kapitel. Aber im März war das Meer ja noch eisfrei. Oder meinten Sie die ‚Frauenzeitschriften‘, die auch manche Männer lesen? Auch diese gibt es, denn einfachere Gemüter gibt es nun einmal, und das überall. Sogar unter gebildeten und ansonsten durchaus intelligenten Menschen. Die Eskapaden des Hochadels oder anderer bekannter Menschen scheinen solche Personen irgendwie magnetisch anzuziehen.“

„Registriert. Die Trommel?“

„So wie ich es gelesen habe, muss das Ding in Eritrea eine Rahmentrommel gewesen sein. Durchmesser des Ringes etwa drei Meter, und anderthalb breit. Die Trommel Dans hat später einer der Journalisten geschrieben, und die Danieliten sind einer der verschollenen Stämme Israels, und zwar jener, der jetzt in Abessinien lebt. Und ich gestehe, hier beginnt mein Zweifel. Wie konnten sie Holz und Leder über Jahrtausende elastisch und unbeschädigt erhalten? Ein Fell mit einer Größe von 7 Quadratmetern? Mein Bruder hat einmal versucht, das beschädigte Fell einer Trommel zu nähen – es funktionierte nicht. Es muss aus einem einzigen Stück bestehen. Bei drei Meter Durchmesser muss das Fell von einem Elefanten sein. Einem sehr großen Elefanten. Und das ganze noch sorgfältig auf eine gleichmäßige Dicke abgeschliffen – das ist Präzessionsarbeit. Nicht unmöglich, aber sehr aufwändig.“

„Und doch lohnend, wenn es sich um eine derart mächtige Waffe handelt“, bemerkte Jan Gruyvenbrook. „Besonders in biblischen Zeiten. Und es gibt einen Augenzeugen!“

„Diesen britischen Captain? Der jetzt schon wieder unterwegs ist?“

„John McIvor. Ja. Und die Briten haben die Spuren später rekonstruiert.“

„Meinetwegen nennen Sie mich Thomas, Meneer Gruyvenbrook, aber ich glaube es trotzdem nicht. An der Sache ist etwas faul. Woher sollen die Hebräer ein Elefantenfell hergehabt haben? Wenn es ein Bronzegong gewesen wäre, fiele mir der Glaube etwas leichter.“

„Ich muss Ihnen zustimmen, Jongedam.“ Der mächtige Mann legte die Fingerspitzen aneinander und wiegte das kahle Haupt. „Aber die Ohrenzeugen sprechen von Trommelklängen, und nicht von einem Metallgong!“

„Dann tappe ich im Dunkeln, Menheer! Ich kenne keine Antwort.“

„Das ist keine Schande, Jongedam van de Broggenkamp.“ Gruyvenbrook legte eine Pause ein, in welcher er einige Male an seiner Zigarre sog. „Mir ergeht es in diesem Fall genau so! Was sagt Ihnen der ‚Goldene Frühling‘?“

„Nun…“ Mietje musste überlegen. „Da war eine kleine Meldung in einem Journal, dass man in Wien ein Medium, das gleichzeitig eine Prostituierte war, wegen Steuerhinterziehung verhaftet hatte. Der Zirkel der Dame soll so genannt worden sein. Ein ähnlicher Artikel ist in Berlin erschienen, und in Triest soll ein ähnlicher Zirkel existiert haben. Dort hat sich die Dame jedoch aus dem Staub gemacht.“

„Das ist korrekt, aber nicht ausführlich genug, Jongedam. Ich habe übrigens noch vor den Zeitungen von dieser Angelegenheit erfahren!“

Mietje hob bewundernd eine Augenbraue. „Ein Agent im österreichischen Evidenzbureau, Menheer?“

„Es ist – komplizierter.“ Resignierend schloss Gruyvenbrook die Augen. „Um ehrlich zu sein, Hametten hat mir die Nachricht über einen meiner Agenten zukommen lassen, von dem ich dachte, er sei noch unerkannt. Und jetzt überlege ich, wie weit ich seinen Informationen in der Vergangenheit trauen kann. Und denen des zweiten Agenten. Wenn der auch erkannt wurde…“

„Oh! OH!“

„Oh ja!“ Der Geheimdienstchef trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. „Ich denke nicht, dass jeder unserer Agenten in den Donaumonarchien enttarnt wurde, aber die Frage ist, welche? Aber das ist nicht ihr Problem, Jongedam van de Broggenkamp. Für sie habe ich eine andere Aufgabe. Lesen Sie diese Unterlagen, ich habe auch eigene Nachforschungen über diesen Gouden Lente anstellen lassen. Ja, sie sind auch hier bei uns aktiv, überall nach dem gleichen Muster. Das sind die Zusammenfassungen, lesen Sie sie aufmerksam in einem der Nebenräume. Morgen kommen Sie wieder und studieren die Unterlagen erneut. Für den 25. Mai habe ich Ihnen ein Ticket mit dem TSST 143 über Wien nach Budapest besorgen lassen, von dort geht ein österreichischer Expresszug über Bukarest nach Istanbul. Dann wird es allerdings langsamer, der türkische Zug über die Mittelmeerküste bleibt in Bursa, Izmir, Antalya, Alanya, Adana, Iskenderum und noch einem Dutzend anderer Stationen im syrischen, libanesischen und palästinensischen Teil des Osmanischen Reiches stehen. Nachdem Sie in Wien drei Stunden Pause, in Budapest zwei Stunde zum Umsteigen haben und in Istanbul vier, sollten Sie in etwa 55 Stunden in Jerusalem sein. Irgendwann am 28., hoffe ich.“

„Jerusalem, Menheer Gruyvenbrook?“

„Sie haben genug gefroren, Mietje van de Broggenkamp. Schwitzen Sie ein wenig, und Jerusalem ist auch für uns Protestanten eine heilige Stadt. Tun Sie etwas für Ihre unsterbliche Seele."

Immer noch lächelnd nahm Mietje die Akte und erhob sich. „Also dann eben Jerusalem. Menheer, ich melde mich ab."

*

Golf von Tripolis

Im Morgengrauen des 23. Mai 1889 erhob sich das halbstarre Luftschiff BOMBARDO von seinem Mutterschiff und nahm Kurs auf die Befestigungen der Stadt Tripolis. Dort standen auf den dicken Mauern die schweren Kanonen, welche die See beherrschten und die Hafeneinfahrt schützten. Sie standen allerdings ungedeckt, das bedeutete, dass sie, anders als die Geschütze Maltas, über keinerlei Schutz nach oben verfügten. Nur über ein Sonnensegel, welches eine Bombe, von einem Luftschiff abgeworfen, glatt durchschlug – dann explodierte der Sprengsatz in der Stellung und brachte zumeist die hier gelagerte Munition auch noch zur Detonation. Natürlich war die Treffsicherheit der Bombenschützen aus großer Höhe nicht unbedingt berauschend, aber die GIULIA REGINA hatte viele Sprengkörper mit. Zur Mittagsstunde des 24. Mai näherten sich die BALLISTA und die drei schweren Schlachtkreuzer dem Hafen, um ihre Kanonen auch noch ins Spiel zu bringen, am Abend schwiegen alle Geschütze der Piratenstadt. Für immer. Am Morgen des 25. begann das Bombardement der Stadt vom Hafen aus, die BOMBARDO leistete auch als Artilleriebeobachter unschätzbare Dienste. Am Nachmittag landeten das 4. und 5. Regiment der 3. Brigade der Marineinfanterie. 12.000 Männer aller Rangstufen machten sich bereit, Tripolis zu erstürmen.

*

Ali Menachem war Händler, erst vor kurzem hatte er eine einträgliche Ladung über die Karawanenstraße nach Garian abgeschickt. Einige kräftige Skandinavier, welche dem Bey der Stadt gute Dienste beim Bau einer neuen Festung leisten sollten, einen Mann von schwächlichem Körperbau, der dafür gut rechnen konnte und eine neue Anwärterin für den Harem des Fürsten. Hellblond, wie der Bey es in Auftrag gegeben hatte, und nicht allzu schlank. Allerdings sah es jetzt ganz danach aus, als könne sich der Bey von Garian die Bezahlung für diese Lieferung sparen. Ali hatte keine Hoffnung mehr, noch lange genug zu leben, um das Geld in Empfang zu nehmen. Es kam ihm nur noch darauf an, möglichst viele von diesen Christenhunden in die Dschahannam zu senden. Er hörte den Sand der Straße vor seinem Haus knirschen, packte sein Bunduqia fester und lugte vorsichtig durch das Fenster. Er sah einen europäischen Tropenhelm, fuhr auf und feuerte. Die Kugel traf Maresciallo Gianni Marconi hoch an der linken Schulter und stieß ihn zurück, die Soldati Aurelio Vanzini und Luigi Trebi rissen ihre Carcanogewehre hoch und erwiderten das Feuer. Ein 8,5 Millimeter durchmessendes Geschoss durchschlug nur den Fez Alis, das zweite jedoch seinen Kopf. Danach schleppten die Italiener ihren Unteroffizier in Deckung und verbanden seine Wunden.



„Danke, aber jetzt weiter, Ragazzi!“ Marconi rappelte sich auf die Füße, hing sein Gewehr über die heile Schulter, zog seinen Glisenti-Revolver und führte seine Gruppe weiter. Er hatte vergleichsweise Glück gehabt, denn die Eroberung von Tripolis kostete die Infanterie trotz vorhergegangener Beschießung noch immer einen hohen Blutzoll. Die italienischen Infanteristen mussten jede Straße, ja beinahe jedes Haus erstürmen und die bewaffneten Männer niederkämpfen. Und dann stürzten sich auch noch die unbewaffneten Frauen auf die Soldaten, kreischend, schreiend, kratzend, beißend und tretend. Manchmal waren sie auch nicht ganz unbewaffnet, und selbst Küchenmesser in der Hand von im Kampf ungeübten Frauen können schon zu recht üblen Wunden führen. Die Kämpfe dauerten drei harte Tage, doch am Nachmittag des 28. Mai wehte über dem Palast von Tripolis die italienische Trikolore.

*

Nederland-België

Die Bewohner von ‚De Konikrijken van Nederland en België‘, also den Königreichen von Niederlande und Belgien, waren nicht ohne Grund stolz auf

den ‚Tussen Steldelijke Snelle Trein', den TSST. Die stromlinienförmig verkleidete vaporidbetriebene Dampflokomotive erreichte mit einem voll besetzten Personenzug hinter sich auf gerader Strecke bis zu 210 Stundenkilometer. Der Ausbau eines entsprechenden schnurgeraden Schienennetzes war in den flachen Niederlanden zwar eine Herausforderung, aber kein großes Problem gewesen, und so waren die großen Städte der Königreiche mit dem Zug sogar noch schneller zu erreichen als mit einem Luftschiff, von der Passagierkapazität und dem Luxus für dieselben ganz zu schweigen. Daher war es nicht weiter verwunderlich, dass Nederland-België die Entwicklung eigener Luftschiffe nicht eben als oberste Priorität angesehen hatte und lieber welche aus deutscher oder kakanischer Produktion kaufte, falls es solche benötigte.

Am Morgen des 25. Mai 1889 schien die Sonne bereits hell und warm vom beinahe wolkenlosen Himmel, als Mietje van de Broggenkamp aus dem Wagen der innerstädtischen Stadstrein stieg. Einer der Herren, der ebenfalls mit diesem öffentlichen Verkehrsmittel zur TSST-Station knapp außerhalb von Den Haag gefahren war, hob ihren großen, schweren Reisekoffer aus dem Waggon.

„Vielen Dank, Meneer", lächelte sie ihm mit damenhaften Kopfnicken an. „Es gibt doch wirkliche Cavaliers in Nederland-België!"

„Es war mir ein Vergnügen, Jongedam!" Der große, wuchtig gebaute Mann mit den etwas angegrauten Schläfen im Geschäftsanzug lüftete den Zylinderhut. „Ich wünsche Ihnen eine gute Reise." Damit wandte er sich ab und verschwand in der Menge. Mietje sah ihm noch kurz nach und stellte ihre Reisetasche auf dem nagelneuen Koffer ab, einer neuen Entwicklung aus den Werkstätten von Hutjes en Partners, welche das Reisen erleichtern sollte. Mietje aktivierte die winzige Vaporidpatrone im Boden des Koffers, wenige Grain Stoomzout wirken auf einige

Tropfen Wasser und bauten spontan Druck auf. Mietje nahm die Lenkstange ihres Koffers und drückte auf den Krafthebel. Der Druck wirkte auf winzige Turbinen in den Rädern ein und der Schrankkoffer setzte sich in Schrittgeschwindigkeit mit eigenem Antrieb in Bewegung, während Mietje unbelastet mit schwingenden Hüften nebenher ging und ihr Gepäck mit der Stange ohne großen Kraftaufwand steuerte. Diese Art von Schrankkoffer war noch nicht auf dem allgemeinen Markt, dennoch zog die hübsche Frau noch mehr Blicke und Gedanken auf sich als der knapp anderthalb Meter hohe fahrbare Schrank, den sie eben in einen Lift steuerte, der sie nach oben zum Bahnsteig brachte.

Natürlich war auch das ebene Niederland nicht völlig flach, und so hatten die Konstrukteure der königlichen Bahn ihr Ziel der völlig geraden Strecken nur mit Hilfe von hohen Dämmen erreichen können, welche überall dort, wo Flüsse, Straßen oder Nebenbahnen die Trasse querten, eine Brücke aufwiesen. Die Erfahrungen beim Bau dieser Dämme hatte das Parlament zu einer kühnen Idee gebracht. Ein Damm, ein Deich von Den Oever nach Nordosten und ein System von kleineren Absperrmaßnamen – und man konnte Quadratkilometer an fruchtbarem Land gewinnen, wenn man das Meer aussperrte. Amsterdam wehrte sich natürlich gegen diese Idee, denn die Stadt wäre vom Meer abgeschnitten, der Hafen verlandet, die Commerciel Team müsste verarmen. Die Lösung war ein weiterer Deich und der Bau eines Nordseekanals von IJmuiden in den Hafen von Amsterdam. Durchgehend 350 Meter breit und 20 Meter tief. Die Fertigstellung beider Bauwerke würde allerdings noch einige Jahre dauern, aber die Berechnungen waren vielversprechend.

Darüber machte sich Mietje allerdings keine großen Gedanken. Sie wusste natürlich, dass die Krone des Dammes hier in Den Haag 10 Meter über dem

Meeresspiegel lag und bis Duisburg-Essen auf 43 Meter anstieg, die Spurbreite wie überall in Europa 1,63 Meter betrug, der Damm als solches an der Krone 10 Meter breit war und die Böschungen eine Schräge von 70 Grad aufwiesen. Der ganze Damm bestand aus Stahlbeton, mit Stehern mehrere Meter tief im Erdboden verankert, dank Zugabe von Puzzolanen wurde der Beton in der Feuchtigkeit immer nur noch fester und härter. All das hatte Mietje van de Broggenkamp gelernt und hätte es auf eine Nachfrage jederzeit replizieren und auch erklären können. Aber jetzt war ihr auch das alles schlichtweg egal. Sie steuerte ihren Schrankkoffer zu einem Bediensteten der TSST-Gesellschaft in seiner Uniform mit der hellblauen Hose, dem weißen Hemd und der orangefarbenen Jacke, welcher ihr Ticket kontrollierte.

„Werden Sie ihren Koffer vor Budapest benötigen, Jongedam?“, fragte er höflich, Mietje schüttelte den Kopf.

„Nein, danke, Meneer!“

Der Conducteur band eine Tafel mit einer Nummer auf den Griff ihres Gepäcks und reichte ihr eine Quittung mit der korrespondierenden Zahl.

„Schöner Koffer, Jongedam. Wir werden gut darauf achtgeben.“

„Danke, Meneer!“ Mietje verstaute ihre Quittung in ihrer Handtasche und ging weiter den Zug nach vor, um ihren Waggon zu suchen. Da sie bis nach Budapest fuhr, hatte die Firma Hutjes en Partners ihr eine Platzkarte für ein Liegeabteil spendiert. Ab Budweis sogar eines für sie allein.

Der Zug bestand aus 20 Wagen, jeder etwa 14 Meter lang, und Mietje gefiel der trapezförmige Querschnitt mit den abgerundeten Ecken. Ein Borderestaurant in der Mitte des Zuges und ein Barwagen gleich hinter der Lokomotive sorgten für

das leibliche Wohl jener Gäste, die längere Fahrten unternehmen mussten. Denn nur die erste Etappe nach Duisburg war wirklich schnurgerade, und die 177 Kilometer legte der Zug in etwas mehr als 55 Minuten zurück. Beschleunigungs- und Bremsphase eingeschlossen. Dann kamen die Probleme mit den größeren Hügeln und Bergen, richtig gerade Strecken wurden selten, das Tempo sank. Trotzdem sollte sie in gut 20 Stunden Budapest erreichen. Um 6 Uhr früh. Das einzige, das Mietje bedauerte, dass sie erst spät Nachts nach Wien kommen würde und nur drei Stunden Aufenthalt hatte. Und absolut nichts sehen würde, denn der Bahnhof für die Expresszüge lag in dem kleinen Nest Hütteldorf, von wo aus die Trasse Wien in weitem Bogen südlich umgehen und erst bei Schwechat wieder nach Osten schwenken würde.

Seufzend kuschelte sich Mietje in die weiche Polsterung ihres Sitzes, als sie ihn gefunden hatte, und sah aus dem Fenster. Nicht, dass es etwas aufregendes zu sehen gab. Herren im Anzug, zumeist in grauschwarz oder dunklem blau, nur die Halstücher oder Krawatten setzten punktuelle farbige Akzente, die Hüte zumeist Zylinder oder sogenannte Melonen. Nur selten war ein breitkrempiger Fedora oder ein Homburger zu erblicken. Damen in bequemen Reisekostümen, also kurze Röcke und taillenlange Jäckchen, in bunten Farben, schwarzen Strümpfen und dünnen Handschuhen, mit kleinen, feder- und perlengeschmückten Tellerhütchen oder breitkrempige Florentiner mit Schleier. Mietje stellte sich die Frage, wie lange es wohl noch dauern konnte, bis die Reisemode auch im Alltag ankommen würde. Denn nachdem der ‚Cul de Paris‘, die Turnüre, der Gesäßpolster ebenso wie das ungesunde Schnürmieder bereits gefallen war und die Röcke auch im alltäglichen Gebrauch bereits eine Handbreit über dem Fußknöchel endeten, war es nur noch eine Frage der Zeit, bis die Rocksäume noch höher kletterten. Ganz bestimmt, vielleicht noch in diesem, dem 19. Jahrhundert!

Es war genau 10:04 Uhr, als der Lokomotivführer den Startknopf der Maschine des TSST 143 drückte und damit einen Pressling Stoomzout freigab, welcher im Kessel für mächtig Dampfdruck sorgte. Genau nach Fahrplan schob er 10:09 den Dampfhebel nach vorne und lenkte diesen Druck auf eine Turbine, welche die Räder der schweren, stromlinienförmig verkleideten Lokomotive in Bewegung setzten. Mit stetig wachsender Geschwindigkeit donnerte der Zug aus dem Bahnhof und über die Ebene der Niederlande nach Osten.

„Verzeihen Sie, Jongedam, darf ich Ihnen bis Budweis Gesellschaft leisten?“

Mietje wandte sich vom Fenster ab und erblickte den Mann, der ihr den Koffer aus der Stadstrein gehoben hatte. Sie ließ ein freundliches Lächeln aufblitzen und wies auf einen Platz ihr gegenüber.

„Wie könnte ich einem Cavaliers wie Ihnen eine solch nette Bitte abschlagen? Nehmen Sie doch Platz, Meneer!“ Vielleicht wurde der erste Teil der Reise kurzweiliger als sie gedacht hatte.

*

Italien

„Wie ist die Situation in Tripolis?“, rief Umberto I dem Offizier entgegen, als dieser das Arbeitszimmer des Königs betrat.

„Sieg, mein König! Sieg auf ganzer Linie!“ Fregattenkapitän Mauricio Candabri, der Kommandant der BOMBARDO stand stramm und salutierte vor seinem obersten Befehlshaber. Umberto winkte ungeduldig mit den Fingern, und Mauricio reichte ihm den Bericht von General Giovanni Rossaro.

„Ihre BOMBARDO hat sich im Verbund mit einem Mutterschiff bewährt, lese ich eben?“

„Das hat sie, mein König. Tripolis war auf einen Angriff aus der Luft nicht im geringsten vorbereitet.“ Umberto nickte und las weiter. Dann reichte er das Schriftstück lachend seinem Adjutanten. „Die technische Flotte soll in See stechen. Wir wollen doch der Welt zeigen, dass wir selbst die Wüste zum Leben erwecken können.“

„Sofort, Majestät!“ Der Adjutant griff zum Telephon.

*

Der mit Abstand größte Hafen Italiens war bereits zur römischen Zeit unzweifelhaft Neapel am nach der Stadt benannten Golf. Keine 10 Kilometer vom Hafen entfernt in Richtung Ostsüdost erhob sich ein mächtiger Kegel, ganz unzweifelhaft ein Vulkan. Der Vesuv. Ein immer noch aktiver Vulkan, wie er immer wieder eindrucksvoll unter Beweis stellte. Für Neapel noch gefährlicher waren allerdings die im Nordwesten liegenden Phlegräischen Felder bei Pozzouli und der Thermalsee von Agnano. In der Solfatara brodelte immer wieder heißer Schwefeldampf aus dem Boden des Kraters, dem zu Zeiten Napoleons einige Häuser zum Opfer gefallen waren, als der Hang, den die Erbauer für sicher gehalten hatten, in den Krater rutschte und in einem aufklaffenden Riss verschwand. Heute war dort nur noch eine große, aber flache Mulde zu sehen, in welcher es stellenweise erbärmlich nach faulen Eiern stank. Das Leben aber ging weiter, auch in Pozzuoli, die Stadt wuchs nach einigen Jahren wieder näher an den qualmenden Vulkan heran. An einen neuerlichen Ausbruch irgendwo in dieser Gegend verschwendeten die Neapolitaner überhaupt keinen Gedanken. Sie lebten den Tanz auf dem Vulkan.

Aber natürlich waren die Bucht von Neapel und auch die Ausstülpung bei Baia perfekte und strategisch hervorragend gelegene Häfen, und so lag bei Baiae eben ein großer Teil der tyrrhenischen Flotte Italiens. Neapel jedoch schöpfte den Reichtum ab, denn dort lag der größte Handelshafen der italienischen Westküste. Vor der Eröffnung des Suezkanals 1869 war Neapel zuerst der Haupthafen des Königreiches beider Sizilien, nach der Einigung 1861 Italiens aber des gesamten Regno d'Italia. Nach `69 lief jedoch allmählich Tarent in der Provinz Apulien Neapel den Rang ab, denn Schiffe aus dem roten Meer ersparten sich den Weg rund um Kalabrien und durch die nicht ungefährliche Straße von Messina oder um ganz Sizilien herum. Außerdem war Tarent ebenfalls ein strategisch überaus wichtiger Stützpunkt für die Marine Italiens. Das südlicher gelegene Tarent war der Heimathafen der Flotta Ionica. Die Schiffe des Atlantik- und des Nordafrikahandels, welcher zumeist über Algier oder Tunis lief, landeten jedoch immer noch in Neapel und brachten Wohlstand für einige Neapolitaner.

In einer sanften Kurve um die Hänge des Vesuv verband die Ferrovia Neapel mit dem 23 Kilometer östlich gelegenen Nola, einer rasch wachsenden Industriestadt für Stahlverarbeitung. In den Bergen hinter der Stadt fand sich genug gutes Eisenerz, um den Bau einer Verhüttungsanlage zu rechtfertigen, nur wenig später hatten sich Betriebe zur Weiterverarbeitung des Stahls angesiedelt. Dampfkessel, Rohre, Pumpen und ähnliches verließen mit der Ferrovia Nola, um von Neapel aus die gesamte italienische Küste entlang verschifft zu werden. Da Nola eine große Anzahl an Arbeitern benötigten, wuchs das Bauerndorf San Vitaliano in der Nähe der Bahntrasse auf eine beachtliche Größe an. Ab Ende April und im Mai wurden in verschiedenen Werken in Doppelschichten gearbeitet und eine große Anzahl von Rohren mit verschiedenen Durchmessern hergestellt, dazu Kupplungen, Adapter, Ventile, Schläuche, Pumpen, massive Druckkessel und starke Generatoren zur Erzeugung elektrischer Energie. All das wurde in Neapel

auf eine Flotte von Frachtschiffe verladen, welche in der Bucht ankerten. Ganz offen, ohne Geheimhaltung. Wie es nicht anders zu erwarten gewesen war, gaben sich nur zu bald Agenten aus ganz Europa in Neapel ein Stelldichein und beobachteten die Verladearbeiten. Doch so genau sie auch hinsahen, schweres militärisches Material konnten sie keines entdecken. Nur ein paar kleine, leicht bewaffnete Fahrzeuge.

Am 31. Mai um 8 Uhr morgens ertönte das laute Nebelhorn der BRUTUS, eines großen 15.000 BRT-Frachters, über den Golf von Neapel, ein Schiff nach dem anderen fiel ein. Dietrich Segher aus Klosterneuburg bei Wien verschluckte sich beinahe an seinem Brioche, das er sich zum Frühstück gemeinsam mit einem neapolitanischen Espresso bestellt hatte. Er stand hastig auf und blickte aus dem Fenster des Lokales, welches am Abhang des Stadtteil Vomero hoch über der Bucht lag und einen grandiosen Blick über dieselbe bot. Niemandem von den anderen Gästen fiel diese Reaktion auf, denn sie alle versuchten einen Blick auf die auslaufende Flotte zu erhaschen.

„Un grande Spettacolo“, jubelte der Wirt. „Eine so große Flotte sieht man selten auslaufen! Viva la Forza dell’Italia!“

Nur wenige Straßen entfernt sprangen Karoline Ludowinski und Herbert Brünnl, im Gästebuch als Herbert Land mit Gattin eingetragen, aus ihren Betten und stürmten, sich nur noch rasch ihre Morgenmäntel überwerfend, auf den Balkon ihres Hotelzimmers. Dort sahen auch die beiden Agenten der Abteilung IIIb, wie sich der Konvoi aus Frachtern bildete und den Hafen verließ.

Ein dicker Mann beobachtete von seinem Balkon die Abfahrt der Schiffe ungeniert mit einem Feldstecher, die Deutschen hatten ihn als Hugo Lambert aus

Nederland-België kennengelernt, ein Wallone. Dass er eigentlich aus Blois an der Loire stammte, hatte er den Nachbarn wohlweislich verschwiegen.

Henriette De Bruin hingegen war wirklich, wie es auch in ihrem Passport angegeben war, aus Amsterdam und arbeitete in dem Verkaufsgeschäft von Hutjes en Partners in der Nähe des Palazzo Reale di Napoli, war aber um 8 Uhr noch in ihrem Appartement an ihrem Frühstück gesessen. Dieses verfügte zwar über keinen Balkon, aber eine gute Aussicht auf den Hafen, und auch sie beobachtete das Auslaufen der Flotte mit dem Feldstecher. Ein Schiff nach dem anderen reihte sich in die Formation ein und verließ den Hafen. Vier schwere Kreuzer der PETRARCA-Klasse und vier schnelle Fregatten der TIZIAN-Klasse aus der Bucht von Baia übernehmen den Flankenschutz, der Truppentransporter DONATELLO schoss sich dem Geleitzug ebenfalls an. Eben schwebte auch noch eines der Luftschiffe in der für italienische Konstruktionen typischen halbstarren Bauweise über die Stadt und nahm seinen Platz hoch über der Flotte ein. Es war die LATIUM, eine 200-Meter lange Zigarre mit vier starken Turbinenmotoren, die acht gegenläufigen Zug- und Druckschrauben waren mit einem Schutzring umgeben, damit sie die Hülle nicht beschädigen konnten.

„Also, ich habe nur jede Menge technisches Zeug und Baumaterialien gesehen, das auf die Schiffe geladen wurde“, bemerkte Karoline zu Herbert, der ebenfalls sein Fernglas geholt hatte und jedes Schiff genau betrachtete.

„Ob sie Tripolitanien wirklich zu einem grünen Garten machen möchten?“ Der Deutsche musterte besonders die DONATELLO genau. „Also, da fahren ungefähr zweitausend Infanteristen mit dem Transporter nach Afrika, vielleicht, wenn sie zusammen rücken, zweieinhalb tausend. Aber wirklich schweres Gerät? Ne, nur die 20 Festungsgeschütze, und die sind zu schwer für eine Offensive. Gegen wen

denn auch? Die Beduinen besiegt man nur, wenn man genauso beweglich ist, wie sie es sind. Aber Trikes und Landkreuzer haben die Italiener ja keine verladen.“

„Also weit in das Hinterland dürften sie einstweilen noch nicht vordringen wollen“, ergänzte Karoline die strategische Einschätzung. „Höchstens die Küste entlang, mit Unterstützung einiger Schiffe, die schon im Golf von Tripolis sind!“ Jetzt erst sah sie nach links, wo Hugo angestrengt durch seinen Feldstecher blickte. Der hatte wohl die Aufmerksamkeit der Deutschen gefühlt, denn er zog sich mit einem Lächeln und einer Verbeugung in sein Zimmer zurück. Dort aber hob der sein Glas sofort wieder an seine Augen und notierte seine Beobachtungen.

Von Neapel aus 144 Kilometer nach Südosten lag die Ortschaft Sapri in einer kleinen Bucht. Kaum jemand kannte diese Gegend, und selbst Campanier verirrten sich nur selten hierher. Und der Regia Marina, der königlichen Marine, war das nur zu willkommen. Hier befand sich ein geheimer Stützpunkt der Flotte, mit Werft, Munitionslager und einem Vergnügungsgebiet, in welchem die Matrosen ihre aufgestaute überschüssige Energie wieder abbauen konnten. Eine Eisenbahn verband die Hafenstadt über Lagonegro mit dem Tal des Flusses Tanagro und dem Netz der Ferrovia Reale. Über diese Bahnstrecke waren in letzter Zeit schwere Landkreuzer der Jupiter-Klasse, leichtere Korvetten der Scudi-Klasse, neue, schnelle Kettenfahrzeuge der Freccia-Klasse und noch leicht bewaffnete Truppentransporter angeliefert worden. Sie alle waren wegen der Bedingungen der Sahara mit extra breiten Laufketten ausgerüstet. Dazu kamen noch Fahrzeuge mit gigantischen Wassertanks, bis zu 8.000 Litern pro Fahrzeug, ebenfalls auf Ketten laufend, und die Lupi. Letztere waren die ‚Pferde‘ der neuen ‚Kavallerie‘ der italienischen Afrikastreitkräfte. Ein Sitz zwischen zwei 160

Zentimeter langen und 30 Zentimeter breiten Gleisketten, davor ein Wassertank und ein Munitionskasten, auf welchem ein Maxim-Gewehr Kaliber 8 Millimeter montiert war, hinter dem Sitz der Motor- und Getriebeblock. Natürlich mit endothermischem Dampfkessel und einem dünnen, schwenkbaren Sonnendach ausgestattet. Dort waren sie auf einige Landungsschiffe der POSEIDON-Klasse verladen worden, welche sich der Flotte aus Neapel um 17 Uhr anschlossen. Die geheime Operation Tripolitanien war in vollem Gange.

*

Wien

Der aufgehende Mond im ersten Viertel beschien die uralte und doch moderne nächtliche Kaiser- Haupt- und Residenzstadt Wien. Die Wirten und Cafetiers hatten bereits seit über einem Monat ihre Schanigärten geöffnet, die Wiener saßen eben gerne auch noch nach Anbruch der Dunkelheit draußen und beobachteten bei ihrem Kaffee, ihrem Gläschen Wein oder Krügerl Bier das bunte Treiben auf der Straße. Besonders am Graben, der 25 Meter breiten Prachtstraße mit der Pestsäule zwischen dem von den Wienern liebevoll nur ‚Steffl' genannten Dom von Sankt Stephan und dem Kohlmarkt hatten viele Lokale ihre Tische im Freien stehen. Früher, vor vielen Jahren, noch unter der Herrschaft der Babenberger, war genau hier jener Stadtgraben vor den Mauern Wiens verlaufen, welchem die Straße jetzt ihren Namen verdankte. Der ‚Stock im Eisen' und die in diesen lange vergangenen Zeiten noch wesentlich kleinere romanische Kirche zu Sankt Stephan lagen damals noch vor den Toren Wiens, die ‚Bärenmühle' gegenüber der Sezession weit weg in den dunklen Wäldern, in welchen Bären, Wölfe und allerlei Unholde ihr Unwesen trieben. Dank des Lösegeldes, welches der gefangen genommene englische König Richard Löwenherz bezahlen musste, konnte der österreichische Herzog Leopold der Tugendhafte Wien erheblich vergrößern und auch noch das 50 Kilometer entfernte Wiener Neustadt gründen.

Der Graben wurde zugeschüttet, Häuser an der entstehenden Straße gebaut, diese brannten irgendwann ab, wurden neu gebaut, wieder eingerissen und neuere, größere errichtet. Der Platz diente lange als Markt für die verschiedensten Güter, vom Fisch über Fleisch bis zum Gemüse. Nach und nach erlebte die Straße einen großen Aufschwung, es siedelten sich ‚Am Graben' allmählich immer reichere Firmen in festen Geschäftslokalen an, die Marktstände verschwanden nach und nach. Im theresianischen und noch im josephinischen Zeitalter hatten hier auch die ‚Grabennymphen' ihre mit Farbe auf den Gehsteig gezeichneten offiziellen Areale, in welchen sie ihre Körper feilbieten durften. In neuerer Zeit waren die Plätze dieser Damen weiter Stadtauswärts gewandert, bis sich der ‚Straßenstrich' 1889 an mehreren Abschnitten der Gürtelstraße befand.

In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurden auf beiden Seiten die Gehsteige des Grabens in einer Breite von 5 Metern mit einem runden, 6 Meter hohen Glas- und Stahlgewölbe überdeckt, sodass auch bei schlechtem Wetter die Gäste an der frischen Luft sitzen konnten. Der Rauch aus den Zigarren, Zigarillos und Zigaretten stieg auf und konnte durch verdeckte Schlitze am Zenit des Rundbogens entweichen. Am Ende des 19. Jahrhundert hieß die Straße immer noch ‚Graben' und gehörte, gemeinsam mit der in der Gründerzeit stark verbreiterten Kärntner Straße und dem bereits im 18. Jahrhundert gentrifizierten und in Kohlmarkt umbenannten ehemaligen Kohlenmarkt zu den prächtigsten Straßen der inneren Stadt mit den reichsten Anwohnern.

Anyana Dimitrova liebte diese frühen Nachtstunden, wenn die Sonne bereits untergegangen war und die Straßen trotzdem noch voller Menschen waren. Die Gerüche der Menschen, die jetzt ein wenig zur Ruhe kamen und gleich ihr über die Kärntnerstraße, den Graben oder den Kohlmarkt flanierten, die gut situierten, stattlichen und beleibten Herren, die zierlichen, schlanken Damen der so genannten ‚besseren Gesellschaft', die jungen, sportlichen Kavaliere in den farbenprächtigen Dienstanzügen Nummero 1, also den Ausgehuniformen des

k.u.k. Heeres, welche den jungen Damen den Arm liehen und von ihren Heldentaten schwadronierend und heftig gestikulierend die Mädchen zu beeindrucken suchten. Dort saß ein junger Mann mit Brille in einem dunklen Anzug, der wohl schon bessere Zeiten gesehen hatte und schrieb eifrig in ein Notizbuch, nur ab und zu den Kopf hebend und an seinem Kaffee nippend. Er roch für Anyana ganz deutlich nach Tinte und Druckerschwärze, er arbeitete also wahrscheinlich bei einer Zeitung und bemühte sich eben um einen Artikel. Dort eilte ein Mann mit einem Wagenradhut und mächtigen Schläfenlocken aus einem der gepflegten Biedermeierhäuser und stolperte davor beinahe über seinen langen, schwarzen Mantel. Gab es in diesem Haus etwa einen jüdischen Tempel? Nein, er roch eher nach Herdfeuer und Haushalt, also wohnte er wahrscheinlich in diesem Haus. Oder er hatte vielleicht ein Gspusi darin, da waren die Leute aller Glaubensrichtungen doch gleich. Außerdem mussten die Bürger mosaischen Glaubens ja nicht mehr nur in der Leopoldstadt wohnen, denn in der Regierungszeit von Kaiser Franz Karl wurden die letzten Reste antisemitischer Gesetze in Kakanien endlich zur Vergangenheit. An einer anderen Stelle am Kohlmarkt, ausgerechnet vor der 1848 gegründeten Manz'schen Universitäts-Buchhandlung für juristische Fachliteratur, waren zwei junge Herren eben dabei, sich für einen der nächsten Tage zu einem Stell-dich-ein zu verabreden. Kein romantisches, ganz im Gegenteil. Ein Rendezvous im Morgengrauen, dazu Pistolen für zwei, Kaffee für einen. Die eingerissene Besuchskarte und der Geruch von Adrenalin und Angst im Schweiß ließen keine Zweifel an ihren Absichten übrig, obwohl das Objekt des Streites, eine hübsche, wenn auch nicht mehr ganz junge Dame drohte, sich auch mit dem Sieger nicht mehr treffen zu wollen. Sie sei ja wohl kein Preis, der kein Mitspracherecht hatte, also meine Herren, entweder sie akzeptieren meine Liaison auch mit dem jeweils anderen, oder Jamais Au Revoir – auf nimmer Wiedersehen.

Die schwarzhaarige, sehr schöne, aber auch sehr blasse Frau schlenderte amüsiert weiter, immer die Menschen im Blick, im Gehör und auch der Nase. Dieses ‚goldene U' der inneren Stadt war eine kleine Subkultur, die reichen und adeligen Wiener vermischten sich auf diesen drei Straßen Wiens mit den hier arbeitenden Verkäufern, Redakteuren und Schreibern, welche sich vor dem Gang nach Hause in die weniger prächtigen und reichen Viertel noch einen kleinen Kaffee und einen Blick auf die Haute Volée gönnen wollten. Diese bestand aus Katholiken, Protestanten, Juden oder Moslems, in diesem Teil der Inneren Stadt zählte nur der Inhalt des Portemonnaies. Und Anyana sah nicht nur gut, sondern auch ziemlich begütert aus. Ein stattliches Mannsbild ging in Gedanken versunken an ihr vorüber, er musste von irgend etwas sehr heftig erregt worden sein, dem hochroten Gesicht nach zu urteilen. Ihr Blick fiel auf die heftig pulsierende Halsvene des Mannes, und der Mund wurde ihr wässrig. Doch wie immer beherrschte sie sich, und der Augenblick verflog bald wieder.

Sie ging weiter, erreichte den Graben und flanierte an den Lokalen vorbei, ein Mann von einem der Tische in den Schanigärten sprang auf, trat zu ihr hin und verbeugte sich galant.

„Meine Teuerste, ich bin ja so froh, dass sie meiner Einladung gefolgt und gekommen sind!" Er nahm ihre Hand und beugte sich darüber.

„Aber wie hätte ich denn auch ablehnen können, Herr Graf?", lächelte Anyana den Mann charmant an." Wenn ein Herr wie sie mich mit einer Einladung beehrt, ist ein Widerspruch doch gar nicht möglich!"

„Sie schmeicheln mir, Fräulein Anyana. Sogar sehr!" Friedrich Johann Graf Krähenfeld rückte der Dame den Stuhl zurecht, eine Geste, welche sie, ganz Dame, gerne akzeptierte und Platz nahm. „Darf ich ihnen etwas bestellen? Einen Apfelstrudel, oder eine Kardinalsschnitte?"

„Bitte, Herr Graf, nur einen großen Türkischen mit einem Schuss Trebernem. Aber bitte, lassen Sie sich davon doch nicht aufhalten, noch etwas zu speisen.“ Sie lachte hell und klopfte leicht gegen ihren Bauch. „Ich fürchte, ich kann mir im Moment keine Süßigkeiten mehr leisten!“

„Aber ich bitt‘ Sie, gnädiges Fräulein, Sie sind doch wirklich ganz schlank!“ Mit eifrigem Winken machte der Graf den Kellner auf sich aufmerksam. „Bringen’s dem Fräulein bitte einen großen Türkischen mit Trebernschnaps, Schurli. Danke.“

„Sie sind ein begnadeter Schmeichler, mein Lieber. Fast möchte ich glauben, was Sie mir sagen. Aber was verschafft mir denn jetzt eigentlich die Ehre einer Einladung in dieses schöne Café, Herr Graf.“ Anayana schaute Friedrich lächelnd tief in die Augen.

„Wie Sie wissen, Fräulein, haben wir einen gemeinsamen Freund, Justus Graf von Hochloyben.“

„Aber gewiss doch“, bestätigte Anyana. „Ein wirklich fescher junger Mann. Vielleicht manchmal noch ein bisserl ungeschliffen, aber sonst durchaus eine Freud‘ für eine Frau. Aber Sie müssen keine Angst haben, Herr Graf. Ich möcht‘ den Justus nicht einfangen oder erpressen. Ich wollt‘ nur meinen Spaß, und wenn er gehen will, mach ich ihm sicher keinen Skandal. Weder er noch sein Ruf haben etwas zu befürchten.“

„Das ist es nicht.“ Krähenfeld zog eine Packung Zigarillos aus der Tasche und bot auch Anyana eine davon an, ehe er seine eigene entzündete. „Sehen Sie, ich hab‘ von einigen Ihrer Ansichten gehört, von denen ich manche durchaus auch teil‘. Da würd‘ ich mich halt gern‘ weiter mit ihnen drüber unterhalten.“

„Sie wollen nur reden?“ Sinnlich sog Anyana an ihrem Zigarillo. „Wirklich nur reden, Graf? Soll ich’s Ihnen tatsächlich glauben, dass da nicht mehr ist?“

Friedrichs Hand legte sich auf ihre. „Auch, Fräulein, nicht nur, aber auch reden. Über viele Dinge, unter anderem, was unsere, also die Zukunft der Donaumonarchien angeht. Ich glaube, das wird noch eine für beide Seiten befriedigende Angelegenheit! Wollen wir gehen?“

„Zu Ihnen, Graf?“

„Ich habe mir erlaubt, heute einen kleinen Maskenball zu organisieren. Falls Sie mir die Ehre geben wollen, ebenfalls mein Gast zu sein?“

„Ein Maskenball ohne Ballkleid oder Kostüm?“ Anyana lachte kehlig, dem Grafen ging es bis ins Mark. „Ich – verstehe. Nun, wenn lauter Männer wie Justus oder Sie anwesend sind – warum denn nicht? Gehen wir halt.“

Flink sprang Krähenfeld auf und rückte den Sessel der Dame zurück, welche ihre Hand in seinem Arm legte und sich von ihm in die Dorotheergasse führen ließ, wo einige Dampffiaker warteten. Dort hob er den rechten Arm, und eines der Fahrzeuge rollte auf das Paar zu, wo der Fahrer vom Bock sprang und seinem Prinzipal und dessen Begleitung die Tür öffnete.

„G’schamsta Diener, gnä‘ Fräulein, Herr Graf“, dienerte er. Friedrich war Anyana behilflich, über das kleine Treppchen in den Fond zu klettern, der Graf bevorzugte wie so viele eine der alten Pferdekutschen, welcher man nachträglich einen dampfbetriebenen Motor eingebaut hatte.

„Nach Hause, Jakob“, befahl er, als er sich ebenfalls behände in den Wagen schwang und rasch die Vorhänge schloss.

„So eilig haben Sie’s schon? Ja Sapperlot!“ Anyana fächelte sich mit ihrer in Netzhandschühchen steckenden Linken mit gespielt echauffiertem Lächeln Luft zu. „Gleich hier im Fiaker? Sie sind mir ja vielleicht ein ganz ein Schlimmer.

Oder ist der Leidensdruck schon so groß?“ Sie legte ihre Hand auf seinen Schritt. „Ach ja, ich erkenne das Problem!“

„Es muss uns ja nicht unbedingt jemand gemeinsam im Fiaker sehen“, erklärte der Graf leise.



„Aber, mon Dieu, so ein Schlingel aber auch! Sind’s vielleicht verheirat‘ und die Gnädigste ist derzeit in Baden? Darf’s nichts mitkriegen von dem ganzen Spaß?“ Die langen, schlanken Finger Anyanas begannen jetzt geschickt die Hemdknöpfe des Grafen zu öffnen.

„So ungefähr!“ Plötzlich presste der Graf ein Tuch auf das Gesicht Anyanas, sie roch das süßliche Aroma von Chloroform und ließ ihre Muskeln erschlaffen.

‚Nicht sehr freundlich, dieser Krähenfeld‘, dachte sie bei sich und konzentrierte sich darauf, die Betäubte zu spielen, während sie versuchte, anhand von Geräuschen und Richtungsänderungen den Weg zu ergründen. Von der Dorotheergasse nach links in die Augustinerstraße, das musste der Albrechtsplatz mit dem Danubiusbrunnen sein. Die Operngasse, ganz klar, und jetzt, so glatt, wie der Boden war, die Wienzeile. Die rechte, natürlich, wo die hohen Herrschaften wohnen. Eh klar.

Nach einiger Zeit verriet das verzerrte Echo der Fahrzeuggeräusche, dass der Dampffiaker durch ein Gebäude in einen Innenhof fuhr. Ab und zu hatte der Graf die Betäubung mit Chloroform zu verlängern versucht, und Anyana wartete mit erschlafften Muskeln geduldig weiter. Jetzt würde sie nur zu bald wissen, warum man sie auf diese Art hierher gebracht hatte. Offensichtlich hatte Krähenfeld einen mehr als vorsichtigen Vorgesetzten, der die Verschwörer nicht der Gefahr einer Identifikation über das Palais aussetzen wollte. Aber sie kannte den Grafen doch schon? Also – etwas übertrieben war diese Methode schon, aber vielleicht konnte sie heute endlich erfahren, wer hinter dem Goldenen Frühling und der Gefahr für die Regentin steckte.

Der Wagen wurde geöffnet, und ihr Begleiter ließ sie herausgleiten. Zwei Arme umfassten sie, dann wurde sie am Boden kurz abgelegt, während der Mann, den sie als Graf Krähenfeld kennengelernt hatte, aus dem Wagen sprang.

„Also, fass mit an“, flüsterte er dem anderen Mann zu.

„Hab das Pupperl eh schon. Geh’n wir!“ Der Stimme nach war das Jakob, der Fahrer. Beide Männer trugen sie durch eine Tür und eine enge Treppe hinunter, sie wurde abgelegt, es scharrte, als etwas schweres beiseite geschleift wurde. Dann wurde eine knarrende Tür geöffnet und Anyana auf eine Holzoberfläche gelegt, Arme und Beine wurden gespreizt.

„Schnell jetzt! Noch einmal möchte ich ihr nicht noch einmal Chloroform geben. Es dauert sonst zu lang, und sie soll was spüren von dem ganzen Spaß“, flüsterte der Graf, und es rasselte wie von Ketten. Anyana öffnete erstaunt ihre Augen, eben als der Graf ihr eine an einer Kette befestigten Schelle über das Handgelenk legen wollte.

„Wehr’n kannst dich ein bisserl, mein Spatzerl, aber es hat jetzt halt keinen Sinn mehr“, lachte Krähenfeld.

„Wie schön!“ Mit einem raschen Blick hatte Anyana die Situation erkannt, Schauspielerei war jetzt wohl wirklich nicht mehr nötig! Ihr voller Mund verzog sich freudig zu einem Lächeln purer Sinnlichkeit, ihre Fangzähne wuchsen blendend weiß zwischen den blutroten, schön geschwungenen Lippen hervor. Endlich wieder einmal ganz eindeutig zweibeinige Ratten, hier musste sie wirklich keine Zurückhaltung mehr üben. Die erwartungsvollen Gesichter des Adeligen und seines Helfers verwandelten sich in panische Fratzen, als die zierlich aussehende Vampir ohne ersichtliche Mühe ihren Arm aus dem Griff des Grafen zog und sich aufsetzte. Beide Männer stürzten hektisch zur Tür, doch irgendwie war Anyana noch schneller am Ausgang und versperrte ihnen den Weg hinaus. Dann spritzte das Blut des Fahrers aus dessen aufgeschlitzten Hals an die Wände der privaten Folterkammer, und die Hand Anyanas presste Krähenfelds Kehle zusammen.

„Wir sollten uns einmal ganz gemütlich unterhalten, junger Mann. Vielleicht könnten wir dazu auch einige von den hier vorhandenen Ressourcen nutzen? Du hast da ja einige recht interessante Instrumente herum liegen.“ Sie fuhr mit der Zunge über ihre Lippen. „Und am Ende gehört dein ganzes Blut mir.“

*

„Es war also gar kein Verschwörerzirkel?“ Heinrich zu Hametten, der Chef des kaiserlich-königlichen Evidenzbureaus nippte an seinem Glas Wein.

„Leider nein, Fürst.“ Auch Jakob Markgraf von Höllerer hob sein Glas, in welchem sich Stierblut befand. Nicht der spanische Rotwein, der diesen Namen trug, sondern frisch vom Schlachthof Sankt Marx. Niemand in Wien hätte vermutet, dass es unter dem Schloss Belvedere, der Residenz des Prinzen Eugen von Savoyen, einen ähnlich prunkvollen und noch weit größeren Palast gab, welcher vom Amt für auswärtige Angelegenheiten unterirdisch zu betreten war

und von Geschöpfen der Nacht bewohnt wurde. Der Herr über die Vampire, Werwölfe und andere seltsamen Wesen war besagter Markgraf, welcher eben dem Chef des Geheimdienstes von der Aktion Anyana Dimitrovas berichtete. „Dieses Mal waren es nur zwei ganz gewöhnliche, hundsgemeine sadistische Lustmörder, welche unserer Yaschka ins Netz gingen. Und Justus von Hochloyben hatte weder mit besagten Mördern noch mit irgendwelchen Verschwörern etwas zu tun. Anyana wird ihn zwar noch ein wenig im Auge behalten, aber ich glaube, er ist wirklich nur einfach ein dummer, aber überheblicher Kotzbrocken."

„Das ist nicht verboten", lächelte Hametten, und Höllerer zuckte nur mit den Schultern.

„Er wird schon noch irgendwann einmal ein Knie ins Gemächt bekommen, im wahren oder auch übertragenen Sinn. Und es stimmt, uns geht das nichts an. Aber wir verfolgen ja auch noch andere Spuren, Fürst."

„Ich hoffe erfolgreicher, mein lieber Markgraf. Denn dieser Kreuzbach wollte die Regentin mit einer für ihn unerschwinglichen Munition erschießen, und die Hintwitz wurde in der Haft im Landesgericht ermordet. Das bedeutet, es gibt in beiden Fällen auch noch Hintermänner und andere Mörder. Und zwar Hintermänner, die hoch oben in der Nahrungskette der Donaumonarchien stehen. Und der Goldene Frühling war – oder ist – ein subversiver internationaler Zirkel, der im Verein mit den Bonapartes nicht ungefährlich sein könnte. Besonders, weil die Gattin des Empereur ziemlich intimen Umgang mit der dortigen Chefin unterhält."

„Ich verspreche Ihnen, Fürst, zwischen Sonnenunter- und Sonnenaufgang ist immer jemand von uns in der Nähe der Regentin und lässt sie nicht aus den Augen. Da kommt niemand nahe an die Regentin heran, außer dem Erzbischof Langer, natürlich."

„Natürlich, mein lieber Markgraf, auf die Diskretion ihrer Schützlinge ist Verlass. Und ebenso selbstverständlich haben Sie den Erzbischof schon vor langer Zeit überprüft!“ Die Gläser der Herren stießen aneinander.

„So sieht es der Vertrag vor, mein lieber Fürst. Wir Kinder der Nacht schützen Österreichs Herrscher, und Österreichs Herrscher schützt unser Volk.“

„Amen, mein alter Freund. Amen! Und es ist trotzdem auch gut, wenn diese perversen Lustmörder die Straßen nicht mehr unsicher machen können!“

„Auch ein Teil des Vertrages, Fürst. Ab und zu eine zweibeinige Ratte für uns.“

„Aber es wird doch niemand…“ Hametten zeigte mit zwei Fingern auf seine Halsschlagader.

„Nicht doch“, winkte Höllerer ab. „In diesem Kammerl hat’s genug Requisiten gegeben, um das zu kaschieren. Ich hoff‘, Sie bekommen noch heraus, wer da aller in dem Keller unter dem Palast vergraben liegt.“

*

Teheran

Das alte Perserreich war im 19. Jahrhundert von Katastrophen und verlorenen Kriegen gebeutelt. Letztes durch eigenes Verschulden, die Schahs aus der Kadscharen-Dynastie wollten mehr Land und griffen daher immer wieder ihre Nachbarn an. Nachbarn, die sich als deutlich stärker als das Būm-ī-aryānam, also das ‚Reich der Arier‘, erwiesen. Georgien, Aserbaidschan und Armenien gingen in vier Kriegen gegen den russischen Zaren an Russland verloren, und die wertvolle Provinz Herat mit der gleichnamigen Hauptstadt, ein reiches Zentrum der Edelmetallverarbeitung, an das in diesem Fall von den Briten unterstützte Afghanistan. Immer wieder brachen Hungersnöte im Land aus, und die Armee

des Schah bewies dann, dass sie vielleicht nicht ganz so gute Soldaten in ihren Reihen hatte, welche ja sogar gegen das technisch weit unterlegene, zum Ausgleich jedoch zahlenmäßig gigantische russische Heer auf verlorenem Posten gestanden hatten, aber dafür um so bessere Straßenschläger. Die Bevölkerung musste gar nicht erst laut protestieren, die Schläger der Armee gingen einfach von der Unzufriedenheit der persischen Bevölkerung aus und schlugen zu. Rein prophylaktisch. Seit dem 16. Jahrhundert war in der neueren Geschichte immer wieder Teheran die Hauptstadt Persiens gewesen, seit 1789 war dieser Zustand permanent geworden. Die Herrscher der Kadscharen-Dynastie hatten den Golestan-Palast bezogen, einen prächtigen Bau mit einem großen Garten, eine starke Zitadelle inmitten einer wehrhaften Stadt, denn Teheran lag am Südhang des Elburs-Gdbirges und war an drei Seiten von hohen Bergen umgeben, in denen ein angreifender Feind keine Kanonen in Stellung bringen konnte. Jenseits dieser Berge, rund 100 Kilometer nördlich, lag die Stadt Tschalous am kaspischen Meer. Angeblich hatte es hier einmal einen stark befestigten und reichen Hafen gegeben, doch Archäologen aus aller Welt hatten noch nicht viele Anhaltspunkte dafür gefunden.

Der österreichische Botschafter in Teheran, Gergö Graf von Csegléd und Professor Joseph Maria Karabaček schritten durch die Gänge des Golestan-Palastes. Die Wände waren, dem muslimischen Abbildungsverbot folgend, mit Suren aus dem Koran bemalt, in goldener Kaligraphie auf grünem Hintergrund. Einzelne Zeichen waren an die zwei Meter hoch. Dazwischen waren komplizierte Arabesken, teilweise als Fresko gemalt, teilweise aus keramischen und glasierten Kacheln an die Wand geklebt. Die riesigen Lüster, welche von der Decke hingen, konnten mit hunderten Kerzen versehen werden, deren Licht sich in dutzenden geschliffenen Kristallen brach. Der Orientalist Karabaček wollte sich lieber nicht vorstellen, welche Hitze diese Leuchter entwickelten, wenn alle Leuchter voll bestückt und entzündet waren. Zur Zeit beleuchteten allerdings nur die

elektrischen Lampen dazwischen den Weg der Österreicher zum Kultusminister Kamran Mirza.

Der Schah Persiens war etwa 58 Jahre alt, und er sorgte eifrig für den Fortbestand seiner Dynastie. Seine 25 Frauen hatten ihm bislang 14 Söhne geschenkt, die Mädchen wurden selbstverständlich nicht gezählt. Wohl aber jene 18 Söhne aus nichtehelichen Beziehungen, die er anerkannt hatte, ausbilden ließ und mit delikaten Aufträgen betraute, sobald sie erwachsen waren. Der Kultusminister, einer dieser unehelichen Söhne des Schah, schien dem Vater darin nacheifern zu wollen. Daher wunderten sich die Österreicher auch nicht sehr, als ihnen die Posten vor der Tür in das Bureau des Ministers den Weg versperrten und der Page, welcher sie hierher geführt hatte, die Herren um etwas Geduld bat. Er bot ihnen sogar noch eine Erfrischung an. Die Geduld der Besucher wurde dieses Mal nicht über Gebühr beansprucht, bald schon huschte eine tief verschleierte Dienerin aus dem Zimmer und eilte davon.

„Also, was wollen Sie von Persien, meine Herren?“ Der Minister stand in aufrechter Haltung hinter seinem Schreibtisch, seine Uniform saß bereits wieder untadelig. Er wies mit der Hand auf zwei Stühle dem Schreibtisch gegenüber. „Aber nehmen Sie doch bitte zuerst Platz! Möchten Sie Tee?“ Der Page füllte drei Gläser und servierte sie.

„Herr Minister, vielleicht erinnern Sie sich an Ihre Erlaubnis für das Wiener Institut für Orientalistik, in Persepolis Ausgrabungen durchzuführen?“, begann Botschafter Graf von Csegléd, nachdem sich die Österreicher nach einer kurzen Verbeugung gesetzt und an dem Tee genippt hatten.

„Natürlich.“ Minister Kamran Mirza zog ein Blatt Papier aus einer Mappe. „Ich habe sie hier.“

„Nun, Herr Minister, dieser Mann, Doktor Karabaček, bittet darum, die Erlaubnis auf die Höhlen dieser Schlucht hier im Westen und jener der Schlucht hier im Südwesten des Grabes von Ataxerxes und die Höhlen nördlich des Grabes von Dārayavauš zu untersuchen. Wenn es irgendwie möglich ist, auch das Grab von Kambyses II in Pasagarde und dessen Umgebung."

„Doktor Karabaček! Ihr Ruf ist bereits bis zu uns gedrungen", strahlte der Beamte des Schah den Orientalisten an. „Das liegt aber vielleicht auch daran, dass ich einige Vorlesungen im Institut für Orientalistik in Wien besucht habe. Sehr fair, was Sie und Ihre Kollegen damals über die islamische Welt und Wissenschaft gesagt haben, Herr Professor. Nicht immer und nicht ganz richtig, aber fair. Ihre Theorie, dass die islamische Welt durch eine Abwendung von den Naturwissenschaften zugunsten einer philosophischen Denk- und Sichtweise den technologischen Anschluss verloren hat, kann ich zum größten Teil akzeptieren, aber eben nicht ganz. Egal, darüber müssen wir ein anderes Mal ausführlicher diskutieren! Ich muss gestehen, ich war sehr gerne in Wien!" Er verfiel kurz in ein beinahe perfektes Schönbrunner-Deutsch. „Das Schnitzerl, der Kaffee, die Heurigen, das Bier und die feschen Maderln, das vermiss' ich schon ein bisserl. Nicht so verwundert schauen, Herr Professor. Ich bin halt kein Moslem, sondern wie die meisten Adeligen hierzulande ein Parse. Ein Anhänger des Zarathustra." Er wechselte wieder zurück ins Farsi. „Es ist interessant, dass Sie sich plötzlich mit diesen Königen beschäftigen. Da möchte ich schon nach dem Grund fragen. Die großen Goldschätze, welche Kabūjiya II und Dārayavauš aus Ägypten nach Persien gebracht haben, sind doch wohl nicht der Grund, oder?"

„Zum Teil schon, Herr Minister!", gestand der Orientalist, und der Minister hob überrascht eine Braue.

„Erklären Sie sich bitte, Herr Professor!"

„Nun, Exzellenz, wir sind zwar nicht am Golde per se interessiert, aber sehr wohl an der Verarbeitung desselben! Selbstverständlich gehört jedes Stück, das wir hoffentlich finden werden, dem persischen Staat, da kann es keinerlei Zweifel geben. Aber wir bitten um die Möglichkeit, diese Kunstgegenstände eingehen zu untersuchen. Eine unserer archäologischen Untersuchungen in Ägypten hat Gegenstände zu Tage gefördert, welche eine Vermischung von ägyptischen und persischen Stilelementen darstellen, und wir würden nur zu gerne wissen, wie sich das hier in der Heimat von Kambyses II und seinem Nachfolger Dareios I, beziehungsweise in der Kunst und den Grabbeigaben in Pasagarde und vor allem in Persepolis niedergeschlagen hat."

„Sie denken also, die sagenhaft großen Schätze dieser altpersischen Könige könnten wirklich existieren?" Amir din-Fahris beugte sich unverhohlen neugierig vor.

„Wahrscheinlich nicht im vollumfänglichen Masse", relativierte Karabaček ruhig. „Ein wenig werden die Schahs des Altertums wohl bereits ausgegeben haben. Es waren Bauwerke zu finanzieren, Denkmäler, prächtige Paläste und Grabmäler, die Gattinnen der Schahs trugen wahrscheinlich einige der Schmuckstücke und gaben sie an ihre Kinder weiter, bis sie irgendwann mit einer Besitzerin begraben wurden. Aber wir müssen ja für unsere Forschungen auch nicht jedes einzelne Stück aufspüren, Herr Minister."

„Das sehe ich ein, Herr Professor." Der Kultusminister Persiens lehnte sich zurück. „Ich bin gerne bereit, die Lizenz für Ihre Ausgrabungen wie gewünscht zu erweitern. Allerdings erwarte ich von Ihnen die Aushändigung der Fundstücke, wenn ihre Forschungen daran beendet sind."

„Aber das ist doch selbstverständlich, Exzellenz. Das Gold gehört doch Persien. Vielleicht könnte man einmal eine Ausstellung der schönsten Stücke in Wien

organisieren, selbstverständlich mit einer entsprechenden bei ihnen hinterlegten Summe als Garantie für eine pünktliche Rückgabe!“

„Ich sehe, wir verstehen uns, Herr Professor.“ Kamran Mirza unterschrieb zwei Ausfertigungen der neuen, erweiterten Lizenz und überreichte eine davon dem österreichischen Orientalisten. „Viel Glück, Herr Professor! Und vielleicht finden Sie auch Zeit, mich während ihrer Kampagne noch einmal zu besuchen!“

„Danke. Und auch Euer Exzellenz ist selbstverständlich jederzeit willkommen, um den Stand der Dinge zu begutachten!“

Die Tür fiel hinter den Österreichern zu, und Kamran drückte einen Hebel an seinem Schreibtisch hinunter. Zwei Zimmer weiter schlug ein elektrisch betriebener Klöppel an eine Glocke, Generalmajor Feridouzh Azim sprang auf und eilte über den Garten zum Minister. Dort salutierte er und wartete, bis dieser ihn zur Kenntnis nahm.

„Generalmajor, ich brauche einige intelligente Männer. Sie sollen an den Ausgrabungsstätten der Österreicher anheuern und diese ein wenig im Blick behalten.“

Feridouzh salutierte erneut. „Selbstverständlich, Herr Minister!“

*

„Sie waren sehr überzeugend, Herr Professor“, lobte Graf Gergö den Orientalisten, Karabaček winkte ab.

„Er hat mir nur die Hälfte geglaubt, Herr Graf. Und ich weiß nicht genau, welche!“

„Dann hoffen wir, dass es die richtige war“, lachte der Ungar leise.

„Und welche ist die richtige, Herr Graf?“

Dieses Mal lachte Graf von Csegléd nicht mehr, sondern zuckte mit den Schultern. „Das, Herr Professor, ist Ihr Problem, nicht meines. Sie sind der Orientalist, der etwas suchen soll, das ich wahrscheinlich nicht einmal aussprechen könnte. Aber Sie haben natürlich recht, dieser Kamran Mirza ist nicht dumm und außerdem misstrauisch. Aber keine Angst, Herr Professor, sie bekommen ein paar gute Leute. Und ganz unauffällige!“

*

Jerusalem

Das alte Jerusalem innerhalb der Stadtmauer Süleymans des Prächtigen aus dem 16. Jahrhundert war ein etwas aus den Winkeln geratenes Viereck von knapp einem Quadratkilometer, das streng in vier Bezirke unterteilt war. Im Nordosten lag das große muslimische, im Südosten das jüdische Viertel, im Südwesten waren die ‚Armenier‘ zu Hause und im Nordwesten die Christen. Der Tempelberg, dessen oberes Plateau eine Größe von etwa 440 mal 300 Meter betrug, schnitt noch ein großes Stück aus dem jüdischen Viertel, und lange Zeit war es den Juden und Christen bei Strafe verboten gewesen, dieses Areal zu betreten. Erst unter Sultan Abdülmezid hatte dieser in seinem Manifest zur freien Ausübung der Religion bestimmt, dass auch Bürger mosaischen Glaubens das Areal betreten und dort ihre Gebete und Rituale abhalten durften. Dafür hatte er sogar den Bau eines eigenen Gebetshauses neben dem Felsendom erlaubt, welches allerdings nur durch ein eigenes Tor in der Mauer des Tempelbergs zu betreten war. Den christlichen Bewohner Jerusalems wiederum war der Tempelberg alles in allem ziemlich egal, für sie reichte es, dass die Grabeskirche Jesu in ihrem Viertel stand.

Auf den Märkten, welche die Grenzen der Viertel bildeten, ging es immer sehr lebhaft zu. Nach orientalischer Gewohnheit wurde gefeilscht und heftig gestikuliert, und natürlich wurde dort wie überall auf der Welt der neueste Klatsch und Tratsch über alle Religionsgemeinschaften hinweg ausgetauscht. Die blonde Frau, welche ein buntes Tuch über ihre Haare geschlungen hatte, betrachtete neugierig das Treiben um sie durch ihre dunkle Brille, während sie über das Jahrhunderte alte Kopfsteinpflaster schritt, hier einen Teppich bestaunte, dort einen Schal durch die Finger gleiten ließ.

„You‘r not from here?“, fragte ein Kupferschmied, als sie ein fein getriebenes Kaffeekännchen mit zwei zierlichen Tässchen bewunderte.

„No. You can see it on me so much?“

„Oh, yes, Ma‘am.“ Der junge Mann sprach ausgezeichnetes Englisch. „Wo kommen Sie her?“

„Aus den Nederland-België. Ich bin auf so etwas wie einer Pilgerreise.“

„Ach, Niederland-Belgien. Dann sind Sie wahrscheinlich Christin. Waren Sie denn schon in der Grabeskirche?“

„Protestantische Christin“, bestätigte Mietje van de Broggenkamp. „Ja, es war erstaunlich. Ein wirkliches Erlebnis!“

„Ich war noch nie dort. Allah verbietet uns, das Haus Eures Gottes zu betreten.“



„Sie sind Moslem? Aber …“

„Hier in Jerusalem und der Umgebung leben wir eigentlich ganz gut zusammen“, erklärte der Händler. „Sehen Sie die Stadtpolizisten dort? Es sind immer drei, von jeder großen Religion einer. Und sie tragen großkalibrige Repetierschrotflinten. Also – ja, wir respektieren hier einander, denn wenn nicht, bekommen wir den Zorn des Sultans zu spüren, und das möchte niemand!“

„Ach, dann sind Sie also nur unter Zwang so nett zu mir?“ Mietje nahm lächelnd ihre Sonnenbrille ab.

„Man muss mich doch nicht zwingen, zu einer schönen Frau nett zu sein, Madam.“ Der Mann machte eine einladende Handbewegung. „Wollen Sie nicht in den Schatten kommen, ein wenig plaudern? Kaffee trinken?“

„Sie sind ja ein ganz Schlimmer“ lachte Mietje. „Aber, wäre das denn nicht ungehörig? Und vielleicht bin ich verheiratet!“

„Ich will Sie ja sowieso nicht heiraten“, bemerkte der Mann trocken. „Nur ein wenig mit Ihnen …“

„Ach, sprechen Sie doch weiter“, forderte Mietje den Händler heraus.

„Wie nennt man sohbet doch gleich auf englisch?“

„Ins Bett?“

„Nein, nein, sprechen“, grinste er. „Ihr europäischen Frauen denkt doch alle immer nur, dass wir Orientalen jede Frau ins Bett bekommen wollen.“

„Und? Ihr seid doch Männer, oder?“ Mietje lächelte ebenso breit. „Und ob im Orient oder im Okzident, Männer wollen das doch immer!“

„Äh, ja, schon. Verdammt, jetzt bin ich ertappt! Aber ich akzeptiere ein ‚nein', auch unter vier Augen", versprach der Kupferschmied.

„Dann sehen wir mal. Ich bin Mietje."

„Und ich Menachem. Bitte!"

Im Laden erwies sich Menachem als aufmerksamer Gastgeber, der Mietje einen Sessel an einem Tischchen anbot.

„Ich habe oft Gäste aus dem Okzident hier, daher der Stuhl", erklärte er ihr. „Kaffee?"

„Bitte. Einen von den türkischen kleinen, mit ein wenig Zucker", nickte sie. „Sind es viele Frauen?"

„Natürlich", lachte Menachem. Er stellte ein kleines Kännchen aus Kupfer mit Wasser, Kaffeemehl und Zucker auf den Herd. „Warum sollte ich denn einen Mann hereinbitten?" Er nahm zwei Tässchen aus Porzellan und gab je ein Stückchen Lokum auf den Unterteller. „Schon vergessen? Orientalischer Mann? Mir hängt ja schon die Zunge bis zum Knie!"

„Ach so", staunte Mietje. „Nur die Zunge?"

„Oh bitte!" Menachem rollte rekordverdächtig die Augen zum Himmel. „Wir sprachen vom hängen. Wie soll übrigens etwas bis zu den Knien stehen?"

„Na, dann sage ich jetzt wohl besser gar nichts mehr!", kicherte Mietje.

„Ach was! Mädchen, die es nicht wagen, etwas zu sagen, gibt es bei uns genug! Es wird höchste Zeit, dass die Jugend frecher wird! Auch die weibliche!" Er stellte den Kaffee auf den Tisch uns nahm mit unterschlagenen Beinen auf einem

gepolsterten Piedestal Platz. „Ich habe immer gehofft, dass ich eine Frau finde, die nicht zu unterwürfig ist und zurück redet.“

„Widerspricht das nicht dem Koran?“, wunderte sich Mietje.

„Die Unterwürfigkeit der Frauen wird stark überbewertet“, murmelte Menachem. „Ich habe lieber meine kleine Jüdin. Oder vielleicht auch eine Christin, die sind noch frecher! Das gefällt mir!“

„Nun, dann – viel Glück! Geht das so leicht?“

„Ich musste nach meiner Hochzeit ins Viertel der Armenier ziehen“, gab Menachem zu. „Der Begriff ist übrigens irreführend. Früher bezeichnete man hier so die Orthodoxen, und die Christen waren nur die Katholiken. Heute sind die diversen Orthodoxen wie auch die Protestanten im Christlichen Viertel, und das Armenische heißt nur noch so, es klingt eben besser als ‚Sonstige‘. Im armenischen Quartier wohnen jetzt auch Buddhisten, Hindus oder Anhänger einer Naturreligion.“ Er zuckte mit den Schultern. „Eben alles, das nicht zum Islam, Christentum oder Judentum gehört. Und natürlich die interreligiösen Paare. Das Viertel in der Altstadt ist nur deshalb so klein, weil diese Religionen so gar nicht an Jerusalem als heiliger Stätte interessiert sind. Außerhalb der alten Stadtmauer ist das anders!“

Mietje nippte an ihrem Kaffee. „Köstlich. Ja, ich kann mir vorstellen, das ein Hindu Jerusalem nicht sehr heilig findet. Da wundert man sich, dass sie innerhalb der Stadtmauern wohnen wollen.“

„Das tun sie auch sehr selten. Die meisten ‚Armenier‘ innerhalb der alten Stadtmauer sind heute Leute wie ich, die jemanden aus einer anderen Religion lieben. Aber hier in Jerusalem können wir das zumindest, darum ist die Stadt ja

auch so groß geworden, besonders der Norden. Dort wohnen die meisten ‚Armenier'!"

„Diese Trennung in Viertel setzt sich auch außerhalb der Altstadt fort?", hakte Mietje nach.

„Noch mehr, als hier innerhalb der Mauern", bekräftigte Menachem. „Die Altstadt wird von einem Gremium aller drei Religionen regiert, außerhalb verwalten sich die einzelnen Viertel selbst. Sie unterstehen nur dem Sultan in Konstantinopel, und sie haben ihre eigenen Polizeitruppen. An den Grenzen zwischen den Vierteln patrouillieren allerdings, so wie hier, gemischte Einheiten der osmanischen Armee. Sogar mit gepanzerten Dampfwagen."

„Die habe ich gesehen", erzählte Mietje. „Sie haben auch schon drei Mal meinen Ausweis kontrolliert!"

„Ja, die Grenzen waren schon immer Problemzonen, aber es ist eine Zeit lang wirklich besser geworden. Vielleicht, weil wir jungen Leute nicht so fundamental denken wie unsere Eltern. Meine Mutter hätte man niemals ohne Schleier außerhalb unserer Wohnung gesehen, und ohne diesen hässlichen schwarzen Mantel, der wie ein Zelt aussieht. Heute reicht ein Schal über den Haaren völlig aus, das Gesicht muss nicht mehr unbedingt verhüllt werden, und die Mode ist auch ein wenig offener geworden. Der dicke Mantel ist weg, und vielleicht fällt ja doch auch einmal der Schal. Hoffentlich!"

„Hast du vorher wirklich gesagt, du liebst eine Nichtmuslima?"

„Oh ja", lachte Menachem einmal mehr. „Ich bin mit einer Jüdin verheiratet. Aber nur Zivilrechtlich, über eine religiöse Trauung konnten wir uns noch nicht einigen. Glaubst du, Gott ist böse darüber?"

„Hm! Ist Gott nicht die Liebe?“, fragte Mietje. „Da dürfte er nicht böse sein, wenn zwei Menschen ihrem Herzen folgen! Im Armenierviertel sind also all jene ansässig, die nicht mosaisch, muslimisch oder christlich sind?“

„Aber ja! Mein Gott, da gibt es vielleicht Spinner darunter. Du musst dort einmal einen Spaziergang machen! Manche von denen machen auch noch richtig Werbung an ihren Tempeln!“

*

Innerhalb der alten Mauer aus dem 16. Jahrhundert waren Jerusalems Gassen eng, die Häuser klein und mittelalterlich, die ganze Stadt wirkte wie aus der Zeit gefallen. Doch hinter den alten, aufwändig renovierten Fassaden glühten bereits Göbelbirnen, und vereinzelt fanden sich auch bereits Teslaherde in einzelnen Haushalten. Außerhalb der abdülmezidischen Mauer jedoch war eine andere Welt, eine moderne, neuzeitliche des 19. Jahrhunderts. Die Slums, welche im 16. Jahrhundert an der damals neuen Stadtmauer entstanden waren, wurden durch eine breite, unbebaute Sicherheitszone und breite Straßen ersetzt, dann erst kamen die ersten Häuser, neu und nach modernen Maßstäben erbaut. Jene drei Straßen, welche nach Nordwesten, Westen und Südwesten ausgerichtet die Grenzen zwischen den Vierteln bildeten, waren besonders breit und verfügten über vier Fahrspuren in jede Richtung. Die zwei äußeren für den zivilen Verkehr und die beiden inneren für die Patrouillen der Militärpolizei in ihren bewaffneten Fahrzeugen und die Einsatzkräfte mit schweren Radpanzern.

Überall auf der Welt lebten Menschen der unterschiedlichen Religionen ohne große Probleme zusammen, doch hier in Jerusalem brodelte es vor allem zwischen der mosaischen und der muslemischen Bevölkerung. Es ging natürlich vor allem um die Al-Aqsa-Moschee, welche von den Moslems just an jener Stelle erbaut worden war, wo der herodische Tempel gestanden hatte. Die Juden wollten

den Tempelberg gerne zurück haben und die Muslime ihn nicht mehr hergeben. Dieser Streit hatte mehr als 500 Jahre nur im Verborgenen geglost, doch vor wenigen Jahrzehnten war es wieder zu richtigen Kämpfen in den Straßen gekommen, und sowohl Christen als auch ‚Armenier' hatten sich kaum mehr aus ihren Bezirken gewagt. Und auch in ihren Vierteln waren sie nicht ganz sicher gewesen, denn sie lagen nun einmal zwischen dem im Norden gelegenen muslimischen und dem im Süden gelegenen mosaischen Viertel. Oft genug bekamen die unbeteiligten Fraktionen – denn die Christen hatten die Grabeskirche ohnehin in ihrem Bezirk der Atstadt und waren am Tempelberg selbst nicht unbedingt sehr interessiert – jenen Zorn zu spüren, der eigentlich anderen galt. Da halfen auch das Dekret des Sultans zur Religionsfreiheit und die Erlaubnis zum Bau eines kleinen Tempels neben der Al Aqsa sehr wenig. Nur die regelmäßigen gemischten Patrouillen, zu Fuß und mit DKW brachten ein wenig Ruhe und Ordnung in diesen brodelnden Hexenkessel.

Das Jaffator, welches genau genommen schon eine eigene kleine Burg für sich war, lag an der Grenze zwischen dem armenischen und dem christlichen Viertel im Westen der Altstadt. Von hier nahm auch die Yafa Yolu, die Jaffastraße, ihren Anfang, welche 15 Kilometer kerzengerade nach Westen führte und dann nach Nordwesten nach dem alten Joppe oder Jaffa abbog. Diese Stadt hatte bereits lange vor der römischen Besatzung als Hafen für Jerusalem gedient, und alle Herren des Landes hatten die Verbindungsstraße immer weiter ausgebaut. Derzeit war am Stadtrand von Jerusalem sogar ein großer Personen- und Frachtbahnhof sowie eine Schienentrasse nach Joppe geplant, um die Pilger und Güter noch schneller vom Hafen hierher transportieren zu können. Die Yafa Yolu diente aber auch als Grenze zwischen dem nördlich davon liegenden christlichen und dem südlichen armenischen Bezirk. Am Tor hatte ein Polizist den Pass Mietjes intensiv studiert und sowohl die Photographie als auch das Signalement sehr genau mit ihrer Erscheinung verglichen.

„Entschuldigen Sie bitte, Miss“, hatte der Posten in beinahe perfektem Englisch gebeten. Die grüne Armbinde mit dem goldenen Halbmond darauf wies in als Moslem aus, seine Kollegen mit dem silbernen Kreuz auf rotem Grund und der blauen Menora auf weißem Stoff hatten keinen Moment ihre Gewehre gesenkt und sowohl Mietje als auch die hinter ihr wartenden Passanten nie aus den Augen gelassen. Zwei DKLW im rot der Flagge des Osmanischen Reiches mit Mond und Stern in Silber auf den Türen und kantigen Stahlplatten an der Fahrerkabine und um die Ladefläche standen auf der Straße, auf dem Dach des Aufbaues war bei jedem ein schweres Maxim-Gewehr montiert, dessen Schützen die Straße nach vorne ebenso wie hinten bewachten. „Wie müssen vorsichtig sein. Seit etwa zehn Jahren eskaliert die Gewalt auf unseren Straßen immer mehr.“

„Woher kommt denn das?“ Der unschuldig wirkende Blick Mietjes war nicht vom Gesicht des Postens gewichen, und ihr Lächeln hatte ihn zum Reden ermuntert. „Hat nicht der Sultan schon vor 30 Jahren die Gleichstellung aller Religionen bekannt gegeben?“

„Das hat er, Miss! Vor 31 Jahren, um genau zu sein. Und es hat zu Beginn sogar hervorragend funktioniert. Die Juden waren nicht ganz glücklich über die Moschee am Tempelberg, waren aber dem Tempel immer noch näher als vorher. Wir Moslems waren nicht gerade selig, den Berg jetzt teilen zu müssen, aber es hat uns keine wirklich schlaflosen Nächte bereitet. Die Christen hatten ihre Grabeskirche ohnehin bereits für sich und waren jetzt, ebenso wie die Armenier und die Juden von der Ungläubigensteuer befreit, das gleiche Gesetz für alle nach einem geschriebenen Kodex war uns allen eine Beruhigung. Zwanzig Jahre hatten wir Jungen die Hoffnung auf ein besseres Leben ohne Gewalt und Krieg gleich vor der Haustür. Damals haben sich die meisten von uns zur Polizei gemeldet, um wir diesen Zustand erhalten zu können. Es ging aufwärts mit dem Leben in Jerusalem, bis vor beinahe zehn Jahren die Gerüchte über einen neuen Messias, einen Befreier, einen Retter und einen Mahdi begannen. Seither spielen ein paar

Idioten bei allen drei abrahamitischen Religionen total verrückt, wiegeln andere zu einem ‚heiligen Krieg' gegen die beiden anderen Richtungen auf, und wir bekommen die Sache nicht mehr richtig in den Griff. Wir Polizisten sind für alle Seiten die Bösen und die Verräter!" Der Uniformierte seufzte tief. „Nun ja, passen Sie bitte auf sich auf, Miss. Sie können weitergehen, aber bitte verlassen Sie im eigenen Interesse besser nicht die Hauptstraßen."

Die Niederländerin war dann in das armenische Viertel weitergegangen und hatte sich zwar unauffällig, dafür aber umso neugieriger umgesehen. Die Straßen, auch die schmalen Nebengassen, machten einen ziemlich sauberen, aber zumeist eher ärmlichen Eindruck. Wirklich reiche Leute schienen hier nicht zu wohnen, oder zumindest stellten sie ihren Reichtum nicht öffentlich zu Schau. Auffallend waren vor allem die dicken Eisengitter, welche in erster Linie die Fenster der Keller, der Mezzanine und die Türen schützten, manchmal aber auch vor den Fenstern der oberen Etagen angebracht waren. Auf den Straßen bewegten sich viele Fußgänger, und alle hatten, der heißen, stechenden Sonne geschuldet, irgendwie das Haupt bedeckt. Bunt gemusterte oder einfarbige Tücher, einfach über den Kopf gelegt und ein Ende über die Schulter geworfen, kompliziert gebunden oder bei Männern wie von Frauen mit einer Schnur um den Kopf befestigt. Die großen schwarzen Hüte und die Fellhauben der orthodoxen Juden sah man ebenso wie Feze, Turbane und Strohhüte in vielen Formen und Farben.

Einige Männer waren aber besonders auffallend. Sie trugen schwarze Feze, auf welche je ein rundes Stoffstück in weißer Farbe genäht war und schwarze Westen mit dem selben Muster. An der Taille hing an einem breiten Gürtel ein starker Holzknüppel, und die Männer gingen stets zu zweit durch die Straßen. Viele der Passanten, die ihnen begegneten, lächelten den Männern zu, und einmal sah Mietje, wie einer dieser Männer einer älteren Frau den Korb aus der Hand nahm und einträchtig neben ihr her schritt, während der andere Mann sie plaudernd begleitete. Doch immer schweiften die Blicke der Männer über die Menge auf der

Straße. ‚Gorillas', dachte sich Mietje, mit solchen privaten Sicherheitskräften kannte sie sich recht gut aus. ‚Aber wie ist das Verhältnis zu den echten Politieagenten?' Sie sah ein Kahve Evi, ein Kaffeehaus, in welchem offenbar auch Frauen verkehren durften und setzte sich.

Offenbar war sie leicht als Ausländerin zu erkennen, denn der Servierbursche sprach sie in gebrochenem, aber verständlichem Englisch an.

„Wollen Kaffee? Süß, bitter, dazwischen?"

„Arasinda – dazwischen", sagte sie auf türkisch, und der Junge nickte.

„Heißen richtig orta. Ist – äh – nun…"

„Mitte?"

„Mitte!" Der Knabe hob den Zeigefinger und zeigte damit ganz kurz auf Mietje van de Broggenkamp. „Genau!"

„Gut. Also Kaffe Oorta!"

„Kahve orta", berichtigte der vielleicht fünfzehnjährige Kellner. „Ich Aslan!"

„Ich Mietje. Kahve orta!?"

„Richtig! Bringen!" Damit verschwand der Bub im Gebäude, und die Holländerin war ihren Beobachtungen der Straße überlassen. Langsam rollte ein gepanzertes Fahrzeug des osmanischen Militärs die Straße entlang, die Menge teilte sich vor dem Wagen und ging dahinter wieder ihren Geschäften nach. Jetzt stoppte der PDKW neben einem Paar mit schwarzen Westen und Fez, der Beifahrer und die Männer vom Wachdienst schienen eine entspannte Plauderei zu genießen. Und dann sah Mietje das Schild im Auslagenfenster und konnte nur mit Mühe eine

Reaktion vermeiden und unbeteiligt wirken. ‚GOLDENER FRÜHLING. Seancen, spirituelle Beratung und Erleuchtung‘ stand mit großen Buchstaben in englischer und französischer Sprache darauf, und die blonde Niederländerin zweifelte nicht daran, dass die Texte in der arabischen und hebräischen Schrift das gleiche Versprechen abgaben. Zumindest in einem hatte ihr Chef Jan Gruyvenbrook recht gehabt, die Organisation gab es hier und sie trat sehr offen auf. In ganz Jerusalem war die Stimmung aufgeheizt und sehr geladen, es schien nur noch der berühmte Funke zu fehlen, ausschließlich im christlichen und hier im armenischen Teil schien es derzeit noch ruhiger zu sein. Zumindest ein wenig. Aslan kam wieder an den Tisch, stellte eine große Flasche Wasser und den Kaffee auf ihren Tisch, Mietje goss sich Glas voll und trank einen großen Schluck von dem eiskalten Wasser. Dann fasste sie einen Entschluss.

„Hast du Lust, mir türkisch beizubringen, Aslan?“

*

Nur wenige Kilometer südlich warf nahe des jüdischen Viertels ein großer, schlanker Mann mit asketischen Gesichtszügen ein mit einer Menora verziertes Buch auf den Tisch seines Hotelzimmers.

„Nanu, Holmes?“, wunderte sich der ein wenig kleinere, aber nicht ganz so schlanke Gefährte des Detektivs. „Verlieren Sie etwa die Contenance?“

„Wie sollte ich nicht, mein lieber Watson?“ Holmes griff zur erloschenen Pfeife und riss ein Streichholz an. „Wieder einmal eine Sackgasse, und jeder, mit dem wir reden, bestreitet, auch nur irgend etwas über die Trommel zu wissen oder auch nur von ihr gehört zu haben!“

„Vielleicht hätten wir, wie von Ihnen damals im Zug angedeutet, doch nach Abessinien fahren sollen!“

„Und wie weiter, lieber Watson?“ Endlich brannte die Pfeife wieder zu Holmes Zufriedenheit. „Ich bin nicht so der Mensch für lange Ritte auf einem Kamel- oder Pferderücken, wenn ich es vermeiden kann. Ich hoffte einfach, hier in Jerusalem nähere Informationen zu finden, wonach ich Ausschau zu halten habe. Denn was nützen uns liturgische Gesänge, wenn wir das Gerät nicht bauen können, und was eine Trommel, wenn uns die Liturgie fehlt?“

„Und wenn Sie hier nichts erfahren, Holmes?“

„Dann sind zumindest die Wege nach Abessinien wieder sicherer geworden, Doktor. Oder wollten Sie vorschlagen, die Söhne Dans mit einer ganzen Armee zu besuchen? Die Falaschen wären bestimmt sehr hilfsbereit und würden uns alles freiwillig erzählen, was sie wissen.“

„Nun, die abessinischen Schluchten sind nie ganz ungefährlich, Holmes. Die waren schon immer ein Hort für Banditen.“ Doktor Watson wollte sich noch einen Tee nachgießen und musste feststellen, dass die Kanne leer war. Energisch griff er nach einer Kordel, die im Dienerzimmer eine Glocke in Bewegung setzte und den Etagenkellner rief.

„Natürlich waren und sind die Berge nie wirklich sicher, Doktor.“ Holmes lehnte sich zurück. „Aber derzeit ist das Risiko noch größer als sonst. Vergessen Sie bitte nicht das Telegramm, welches uns Sir Cadwalader, der Erzbischof von Canterburry, nach Kairo sandte!“

„Oh ja, der Hochmeister des Merlin-Clubs!“ Es klopfte an der Tür. „Herein!“

„Sir haben geläutet?“ Der uniformierte Etagendiener verbeugte sich.

„Oh ja! Bringen Sie doch noch ein Kännchen Tee!“ Nachdem der Hotelangestellte mit dem schmutzigen Geschirr verschwunden war, nahm Watson

seinen Faden wieder auf. „Ein Medium des Merlin-Clubs hatte eine Vision.“ Watson erging sich in einer theatralischen Pantomime, während der er die Augen verdrehte und in spastische Krämpfe verfiel. „Eine Eingebung mit dem Inhalt, dass wir besser nach Jerusalem gehen sollten, und schon sitzen wir im Schiff nilabwärts nach Alexandria, statt ein Ticket für das Luftschiff nach Port Helene zu buchen. Hat Ihnen ihr Großmeister auch mitgeteilt, wie diese Vision ausgesehen haben soll?“

„Natürlich nicht, verehrter Doktor.“ Selbst Holmes hatte sich bei der Vorstellung des Doktors ein Lächeln nicht verkneifen können. „So etwas vertraut man doch keinem Telegramm an, das jeder Angestellte lesen kann. Ich habe dem Erzbischof unsere Adresse hier in Jerusalem übersandt und warte auf einen ausführlichen Brief von ihm. Ja, bitte, herein!“

„Ihr Tee, Sir!“

Das nächste für den englischen Gaumen brauchbare Lokal war einige Gassen von dem Hotel entfernt, in welchem der Detektiv und sein getreuer Chronist ihr Quartier bezogen hatten. Dort gab es typische englische Gerichte ebenso wie Cider und einen ganz passablen Scotch. Keine Selbstverständlichkeit in diesem muslimischen Land, selbst unter dem liberalen Sultan Abdülmezid war Alkohol noch nicht an jeder Ecke zu haben. Dem Klima geschuldet, welches sich mit Tagestemperaturen bis 86 Grad Fahrenheit oder, nach dem kontinetalen Maßsystem, 35 Grad Celsius, erreichte, trugen die Briten nur leichte Kleidung aus ägyptischer Baumwolle, jedoch nach britischem Stil geschnitten und gefärbt. Außerdem hatten sie auch auf die in England üblichen Krawatten nicht verzichten wollen. Damit fielen sie selbst im armenischen Viertel auf, in welchem eine Unzahl verschiedener Kleidungsstile zu beobachten war. Ein großer, hagerer Mann in einer Dschellaba mit einem Kufiya auf dem Kopf trug einen Teppich durch die Straßen, ein fülliger Mann in osmanischer Tracht mit Pluderhose, Weste

und Turban lief neben ihm her und redete ununterbrochen auf den Teppichträger ein. Eine Frau im indischen Sari schritt stolz und selbstbewusst vorüber, eine blonde Frau in einem bunten, europäischen Reisekleid saß vor einem Kaffeehaus und las in einem Buch. ‚Het 6.000 Jaar oude Jeruzalem'. Eine kleine Frau in der farbenfrohen zypriotischen Tracht schimpfte mit einem Mann im schwarzen Kaftan, der den seltsamen Fellhut und die typischen Schläfenlocken der orthodoxen Juden trug und unachtsam den Tisch ihres Obststandes umgeworfen hatte. Zwei Männer in schwarzen Westen und Fezen mit weißem Kreis darauf steuerten bereits auf das Paar zu, um den Streit gütlich zu schlichten. Ein Knabe lief den Briten in den Weg und blieb vor ihnen stehen.

„Ductur Wotsn, Mista Houms?"

„Das ist Doctor Watson", wies Holmes zuerst auf John Hamish Watson, dann auf sich. „Ich bin Sherlock Holmes." Das Kind ergriff die Hand des Detektivs und drückte ein Billett hinein, machte auf dem Absatz kehrt und verschwand wieder im Gewirr der Menschen.

„Haben Sie etwa wieder eine hübsche Dame beeindruckt, Holmes?", überlegte Watson. „Eine Einladung zum Stelldichein?"

„Wenn, dann haben wir sie beeindruckt, mein lieber Doktor." Holmes reichte seinem Freund das Briefchen. „Diese Einladung gilt uns beiden!"

„Tatsächlich? Nun, nach Dame Diana Hawk wundert mich nichts mehr!" Watson entfaltete das Papier. „Der Unterzeichnende würde, wenn es den Herren konvenierte, im Hause des Kaffees einige Worte betreffs des von Ihnen gesuchten Wissens mit den verehrten Gästen dieser Stadt sprechen! Gezeichnet K.". Wer zum Teufel soll denn ‚K' sein?"

„Das wird sich zeigen, wenn wir mit dieser Person sprechen, Doktor“, antwortete Holmes ruhig.

„Oh, natürlich! Vielleicht können Sie mir auch sagen, wie wir in einer Stadt, in welcher an jeder Ecke Kaffee ausgeschenkt wird, dieses spezielle Haus finden wollen? Verdammte Araber mit ihrem Kaffee!“

„Es sind eher Osmanen, mein lieber Watson. Nachdem sie keinen Alkohol trinken dürfen, sind sie eben auf Kaffee umgestiegen.“

„Abscheulich!“ Watson schüttelte sich ostentativ. „Man sollte ihnen guten, englischen Tee nahebringen. Und sie haben meine Frage noch nicht beantwortet. Wo finden wir dieses Haus des Kaffees?“

„Indem wir der Karte folgen, mein lieber Watson!“

„Welcher Karte denn?“

„Dieser!“ Holmes drehte den Brief um.

„Oh! Diese Schlangenlinie soll eine Karte sein?“

„Aber ja!“ Der Detektiv fuhr mit den Fingern die Linie nach. „Der Boy hat uns nicht von ungefähr genau hier angehalten, alter Freund. Daher geht es in diese Nebengasse. Wie ich annehme, sind diese Markierungen Nebengassen, welche es zu ignorieren gilt. Also kommen Sie, gehen wir!“

Die Nebengassen hier im internationalen Viertel Jerusalems waren aus der Sicht der an Londoner Verhältnisse gewöhnten Briten überraschend sauber. Es lag wohl ab und zu ein Fetzen Papier oder eine Orangenschale auf der Straße, aber es herrschte weder der durchdringende, nach Russ und Fäkalien stinkende Londoner Smog noch lagen die Hinterlassenschaften von Zugpferden auf der Straße. Es

waren auch nirgendwo Pferde zu entdecken, vor die Karren waren kleine Dampfkesselchen mit einem lenkbaren Antriebsrad montiert.

„Mir will scheinen, dass man in einer Provinzstadt des Osmanischen Reiches, zumindest was das Verkehrswesen angeht, fortschrittlicher als in London denkt“, überlegte Holmes. „Dort feuert man selbst die Lokomotiven der Tube noch immer mit Kohle.“

„Nicht immer ist Fortschritt etwas Gutes“, brummte Watson. „Sie kennen meine Einstellung zu dieser Technologie ja.“

„Nun, ich für meinen Teil genieße die Luft ohne das unverkennbare Odeur Londons, mein lieber Watson. Und ich schätze es sehr, ohne Ruß im Gesicht und an der Kleidung durch die Stadt gehen zu können.“

„Nonsens, Holmes. Wenn man den Geruch in die Nase bekommt, weiß man wenigstens, dass man zu Hause ist. Und was den Ruß und den Rauch angeht, so haben Sie ja auch einen gewissen Anteil daran!“

Holmes betrachtete seine geliebte Pfeife, als sähe er sie zum ersten Mal. „Da ist ein Fünkchen Wahrheit daran, Doktor. Aber ich müsste einige tausend Pfeifen rauchen, um mit der Metropolitan Railway Schritt halten zu können.“ Watson holte Luft zu einer Entgegnung, doch Holmes unterbrach ihn. „Gleichzeitig. Hier nach links, Watson.“

„Trotzdem, Holmes. Was soll denn als nächstes kommen? Dass wir die grünen Marsmenschen besuchen?“

„Vielleicht, Watson. Aber vielleicht sind sie ja auch blau. Und was wäre denn so schlecht daran?“

„Aber Holmes, das – das sind doch alles nur Hirngespinste. Ich habe meine Bemerkung doch nicht ernst gemeint, so eine verrückte Idee wie außerweltliches Leben kann nur einem verrückten Literaten wie diesem Herbert George Wells einfallen, den wir vor wenigen Monaten zu Miss Lilly Highworthbottoms verschwinden befragen mussten."

„Nun, vielleicht. Ich möchte mich nicht festlegen, mein lieber Doktor." Holmes verhielt seinen Schritt. „Und ich denke, wir sollten hier einen Kaffee trinken."

„Schauderhaft, Holmes." Watson verzog sein Gesicht. „Aber Tee werden wir hier wohl nicht bekommen!"

„Kaum, mein alter Freund." Damit betrat der Detektiv das Lokal und nahm seinen Zylinder ab. „Ehe Osmanen auf ihren Kaffee verzichten, wird wohl einiges geschehen müssen. Kommen Sie, Watson nehmen sie Platz und genießen Sie ihren Mokka."

„Ja, mit diesem abscheulichen Satz darin!"

Sie ließen sich im Gastraum auf zwei Stühlen nieder, das Lokal war eher europäisch als orientalisch eingerichtet. Der Besitzer, ein Inder aus Bombay mit mächtigem Bart und ebenso großem Turban näherte sich dem Tisch der Briten.

„Guten Tag, Gentlemen", begrüßte er sie in gutem Englisch. „Wie geht es Ihnen. Eine Kanne Tee?"

„Famos!", jubelte Watson. „Ja gerne!"

„Kommt sofort!" Der Inder verschwand und kam bald darauf mit einem silbernen Kännchen und zwei Schalen zurück. Das kräftige Aroma von starkem Assam-Tee überlagerte kurzzeitig alle anderen Gerüche.

„Und was jetzt, Holmes?“, fragte der Doktor, nachdem er den Tee ausgeschenkt hatte.

„Das ist elementar, Watson. Wir warten!“

„Worauf denn bloß?“, insistierte Watson.

„Auf mich, Doktor!“ Die Antwort kam von einem westlich, aber leger gekleideten Mann, der etwa 60 Jahre alt zu sein schien. Das Haar und der Bart waren schneeweiß, und die Zeit hatte bereits einige Furchen in seinem Gesicht hinterlassen. Er nahm seinen breitkrempigen Hut ab und setzte sich zu den Briten.

„Mister ‚K‘, vermute ich?“, verbeugte sich Holmes im sitzen.

„Ach, nennen Sie mich doch einfach Kaiphas“, bemerkte der Fremde.

„So wie den obersten Priester …?“ Watson hob seine Braue.

„Aber ja, Doktor. Ach, Sie denken, wir Israeliten sollten uns dieses Namens schämen, wegen der Rolle beim Tod ihres gesalbten Erlösers, welche ein gewisser Simon Petrus der Welt überliefert hat? Nun, ich kann Ihnen versichern, dass kein Rabbi der höheren Priesterschaft auch nur das geringste mit dem Tod Isa ben Mariams zu tun hatte! Aber die Verkünder des Christentums mussten die Römer von jeder Schuld reinwaschen, immerhin wollten sie genau diese Römer ansprechen. Also musste ein Sündenbock her. Der Sandherin. Ich sage Ihnen, Doktor Watson, hätte Isa wirklich GOTT DEN GERECHTEN gelästert, hätten ihn wir Juden gesteinigt. Egal, welches Fest gerade anstand. Und Pontius Pilatus wäre es völlig egal gewesen. Völlig!“

„Sie wollten uns aber ganz sicher nicht deswegen sprechen, Mister Kaiphas?“, mischte sich Sherlock in das Gespräch.

„Das ist richtig! Ich habe gehört, Sie suchen Informationen über einen bestimmten Gegenstand?“ Holmes musterte den Israeliten intensiv. „Oh bitte, Mister Holmes. Sie haben doch eine Spur hinterlassen, die einfach nicht zu übersehen ist. Und ich erfahre ohnehin alles, was so in Jerusalem geschieht. Zumindest das wichtige!“



„Nun gut, Mister Kaiphas. Was können Sie uns sagen!“

„Dass Sie von falschen Voraussetzungen ausgehen, Mister Holmes. Sehen Sie, GOTT schenkte dem Stamme Dan keine riesige Trommel, sondern nur die Bespannung für eine solche. Sie war so dünn, dass man die Sonne und den Mond dahinter sehen konnte, und doch war sie weder zu schneiden noch zu reißen. Dazu gab der HERR den Kindern Daniels die Anleitung, wie ein Rahmen für die Trommel zu bauen sei.“

„Das macht auf elementare Weise sogar Sinn, Mister Kaiphas. Zerlegt ist so ein Ring leichter zu transportieren, und wenn wirklich einmal fliehen muss, nimmt man nur die Bespannung mit. Dazu ist es auch leichter zu verstecken. Und wo finde ich dieses Fell?“

„Ich weiß es nicht so genau, Mister Holmes. Warten Sie auf meine Nachricht! Und halten Sie sich vom Goldenen Frühling fern!“ Er wies in eine Richtung, und die Augen der Briten folgten dem Wink.

„Ein guter Rat“, befand Holmes. „Und warum wollen Sie uns helfen, Mis…“ Der Detektiv lachte gallig auf. „Verschwunden! Er hat uns ausgetrickst, Watson! Mit dem ältesten Zaubertrick der Welt!“

„Vertrauen Sie ihm, Holmes?“

„Wenn er uns in die Wüste schicken wollte, wäre ich misstrauisch geworden. Aber so? Er will, dass wir bleiben, etwas, das wir ohnehin vorhatten. Gehen wir jetzt essen, Watson.“

„Gehen Sie voran, Holmes. Ich fände im Leben nicht mehr zurück!“

*

Westlich des Golfes von Biskaya

Die Luftlinie zwischen A Coruña in Spanien und der Insel Ouessant des bretonischen Arrondissements Brest bildete in etwa die westliche Grenze des als Golf von Biskaya bekannten Seegebietes vor der spanischen und französischen Küste. Ein für seine starken Winde und hohen Wellen berüchtigtes Areals, welches abseits der geschützten Häfen und den kurzen Routen dazwischen nur von erfahrenen Seeleuten befahren werden sollte.

Der Skipper des schlanken, 45 Meter langen Zweimasters segelte derzeit mit jeder Menge Segelfläche extrem hart an der steifen Brise, die von Nordost kam und dem Schiff nicht nur hohe Wellen entgegen sandte, sondern auch das Deck immer wieder mit kalter Gischt besprühte. Am Großmast wehte die rot-weiß-rote Flagge mit den blauen Rauten im mittleren Feld, die Fahne Kakaniens, am

kleineren ein Stander mit dem persönlichen Wappen der Prinzessin Antonia Helene von Österreich. Der schwarze gekrönte Doppeladler auf goldenem Grund der Habsburger mit einer Raute als Beizeichen im Schildhaupt, ein roter Ring auf goldenem Grund. Nicht weit hinter diesem Segelschiff fuhr die gerüstete kaiserliche Yacht der Vereinigten Donaumonarchien, die MARIA THERESIA. Beide Schiffe wurden aus Sicherheitsgründen auch noch von zwei schnellen, schwer bewaffneten Kreuzern eskortiert.

„Achtung, klar zur Wende“, schrie die junge Frau am Ruder der schnittigen Segelyacht, die einen blau-weiß gestreiften Pullover trug, über das Deck. Die Mannschaft hastete zu ihren Positionen, jeder Schritt war hundertfach geübt.

„Alles klar!“ Keine ganze Minute hatte es bis zur Meldung gedauert.

„Ree!“ Antonia Helene von Habsburg wirbelte das Steuerrad herum, der Bug begann nach rechts zu schwenken, ging durch den Wind, tauchte kurz in eine Woge und kam wieder hoch. „Fock über!“ Wieder blieb die SPERBER auf ihrem neuen Kurs hart am Wind, als sie den nächsten Schlag begann, welcher sie jetzt weiter östlich führte. Die beinahe knabenhaft schlanke Prinzessin wischte sich das Salzwasser vom Gesicht und bleckte grinsend die Zähne. Genau so musste ein Törn sein! Ruhiges Wasser, in einer sanften Brise dahindümpeln, das war nichts für die jüngste Tochter der Regentin. Nur wenn es gefährlich wurde, war sie in ihrem Element, lebte sie mit jeder Faser ihres Körpers, fühlte sie sich lebendig.

Von der Brücke der MARIA THERESIA beobachtete der Kapitän Jan Kubaček die SPERBER mit dem Fernglas.

„Teufel noch mal, unsere Prinzessinnen sind schon feine Teufelsmädchen“, brummte er anerkennend in seinen Bart. „Ich hätt‘ zu meiner Zeit bei dem Wetter

nicht so viele Segel g'setzt. Aber ich hab' damals ja auch keine Massieri unterm Hintern g'habt."

„Ja, ein wengerl wild sind's schon, die Mädel, Herr Kapitän." Heinrich Korbach hatte vor vier Jahren seine Offiziersprüfung abgelegt und war zum vierten Wachoffizier aufgestiegen. „Wenn ich dran denk', wie Ihre Hoheit Maria Sophia damals dem Garillo die Birn' wegblas'n hat – also so einen Schuss hab' ich seitdem nicht mehr g'seh'n!"

„Stimmt." Dann wandte er sich an den Rudergänger. „Drei Strich Steuerbord, und geben's eine Spur mehr Dampf!"

Die MARIA THERESIA glich ihren Kurs dem der SPERBER an und kam ihr wieder ein wenig näher.

*

Wien

Das große Luftschiff im Linienverkehr der ÖDLAG, die ERZHERZOGIN WILHELMINE AMALIE, änderte am Abend des 9. Juni 1889 kurz vor Wien seine Route ein wenig, um statt des Lufthafens an der Kronprinz-Franz-Joseph-Straße zuerst den Ankerturm des Schlosses Schönbrunn anzusteuern. Das Schiff kam vom Golf von Zula, wo am Lufthafen bei Port Erzherzogin Helene unter anderem zwei Damen mit ihren Zofen und Kammerdienern zugestiegen waren, und war von dort der Schlosswache telegraphisch avisiert worden. Signale wurden nun über die mit Lamellen ausgestatteten Kommunikationslampen ausgetauscht, dann näherte sich die 350 Meter lange Zigarre dem Ankerturm. Noch eine kurze Kommunikation, der Zeppelin schoss seine Ankerleine durch den Ring am Mast und wurde damit in die endgültige Position gezogen. Dann fing man auch das Tau am Heck des Zeppelins auf und belegte es sorgfältig,

sodass die ERZHERZOGIN WILHELMINE AMALIE nun sicher und ohne Bewegung vor Anker lag. Ein Lift wurde an den Einstieg gefahren, der sich nun öffnete. Kapitän Johann Frank salutierte vor den Gästen.

„Ich hoffe, Hoheit hatten eine gute Fahrt mit uns!“

„Danke, Kapitän, das hatten wir wirklich.“ Die dreißigjährige Frau mit den rötlichen Haaren reichte Johann die rechte Hand, der sich auch sofort darüber beugte und einen Handkuss andeutete. „Es war auch durchaus erfreulich, dass an der Bar ein 1852er Schlumberger Sekt vorrätig war.“

„Ich erlaube mir, auch im Namen unserer Reederei zu betonen, wie geehrt wir uns alle fühlen, Euer Hoheit an Bord gehabt zu haben!“

„Weiterhin gute Fahrt, Kapitän“, wünschte Erzherzogin Prinzessin Maria Sophia dem Schiffsoffizier, nickte dem stramm stehenden Matrosen an der Luke kurz zu und betrat mit Elisabeth von Oberwinden, ihrer treuen Freundin und Leibwächterin, den Aufzug, welcher sie zuerst in die große Glashalle brachte, von wo aus sie ein weiterer Lift direkt zur privaten Elektrobahn zum Schloss am anderen Ende des Parks bringen konnte.

Vor etwas mehr als vier Tagen hatte Maria Sophia mit ihrer kleiner gewordenen Entourage von Gonder kommend Port Helene erreicht und war wie schon einmal im ersten Hotel am Platz, dem Stattmann, als Gräfin Taranaki abgestiegen. Der Oberst Wilhelm Graf von Inzersmarkt war in Gonder geblieben und hatte dort das Kommando über die Schutztruppen für den auf der Insel Dek im Tanasee gerade eben entstehenden Lufthafen der ÖDLAG übernommen, und Henrietta und Orville Jones arbeiteten in Gonder weiter an den Büchern der dortigen israelitischen Gemeinde, welche von sich sagten, die Abkömmlinge des verlorenen Stammes Dan zu sein. Die Prinzessin war mit Elisabeth von Oberwinden, Carl Friedrich Maerz, der Zofe Josepha Müller und dem

Kammerdiener Horst Komarek mit dem Windhund, einem geländegängigen, schnellen und leicht gepanzerten Fahrzeug, nach Port Helene gefahren. Sie wurde dabei eskortiert von drei Husaren, gepanzerten Fahrzeugen für die Truppen der österreichischen Dragoner. Dort hatten sie erst einmal nach langen Wochen des einfachen Lebens wieder die Freuden der luxuriösen und vielleicht auch etwas dekadenten Annehmlichkeiten eines 5-Sterns-Hotels genossen. Es war für Maria Sophia zugleich süß und bitter, denn damit rückte auch die Stunde des Abschieds von Carl Friedrich Maerz näher, aber beide hatten ja doch von Anfang an gewusst, dass ihre Beziehung nicht sehr lange dauern würde. Aber vielleicht war es eben dieses Bewusstsein des baldigen Endes gewesen, welches das Abenteuer um so viel intensiver und schöner gemacht hatte. Die Beiden feierten jedenfalls ihren Abschied wild, ausgelassen und hemmungslos hinter verschlossenen Türen, ließen sich das hervorragende Essen des Hotels, Wein, Sekt und erlesene Leckereien auf das Zimmer der ‚Gräfin' servieren.

Vor 38 Stunden hatte sich die Gräfin dann wieder in die Prinzessin Maria Sophia von Österreich verwandelt und einen Fiaker zum Lufthafen angefordert, dort mittels Telegraphie Verbindung mit Wien aufgenommen und den Schlosswachen ihre Ankunft mitgeteilt. Dann hatte sie gemeinsam mit Elisabeth von Oberwinden, den beiden Zofen und den zwei Kammerdienern die ERZHERZOGIN WILHELMINE AMALIE bestiegen. Es wurde nun Zeit für die österreichische Prinzessin, endlich wieder einmal nach Wien zu kommen und sich dort zu zeigen. Vor knapp 35 Stunden hatte das Luftschiff vom Ankerturm von Port Erzherzogin Helene abgelegt und nun hatte die Erzherzogin samt Gefolge den Zeppelin wieder verlassen, dessen Ankertaue jetzt von der Hafenbesatzung wieder frei gegeben wurden. Die Fahrt sollte nun nur noch wenige Minuten dauern, bis das Schiff mit minimaler Verspätung am reservierten Terminal des Lufthafens von Wien festmachen und die restlichen Passagiere absetzen und neue an Bord nehmen würde.

Der Lufthafen von Schönbrunn war eine kühne Stahl- und Glaskonstruktion, vom gleichen Architekten wie das Palmenhaus von Schönbrunn erschaffen, und wie dieses erinnerte das Gebäude an einen alten Raddampfer mit Segelmasten in voller Fahrt. Nicht von ungefähr, denn diesen ersten Dampfschiffen verdankte Habsburg sein heutiges Weltreich.

„HAAABT ACHT!“ Die Stimme des befehlshabenden Wachoffiziers donnerte durch die Halle, und die 30 Soldaten des Wachzuges nahmen mit knallenden Stiefeln und scheppernden Gewehren Haltung an. Diese Soldaten befestigten im Exerzierdienst den Handschutz ihrer Waffen nie ganz fest, damit das Klappern umso lauter zu hören war und trugen genageltes Schuhwerk. „Euer kaiserliche Majestät, der Wachzug ist zur Begrüßung angetreten!“, erstattete der Major mit lauter Stimme Meldung. „Willkommen zu Hause, Hoheit!“

„Danke, Major! Schön wieder hier zu sein!“ Dreißig Augenpaare folgten der in ein lavendelfarbenes Reisekostüm gekleideten Walküre, als sie über den roten Teppich zum nächsten Lift schritt. Dort machte sie Halt und drehte sich noch einmal um. „Josepha, bring sie mit den anderen das Gepäck mit dem Zug zum Schloss. Ich möcht‘ nach der langen Fahrt lieber z‘ Fuß durch den Gart’n geh’n.“

„Ich geh‘ mit“, verkündete die kleinere, gertenschlanke Elisabeth von Oberwinden sofort.

„Meinst vielleicht, es wartet ein Attentäter g’rad jetzt da herin‘ im Garten, Lisi?“, lächelte Maria Sophia.

„Aber woher, nein“, winkte Lisi ab. „Aber ich geh‘ trotzdem mit!“

„Na, dann komm‘ halt!“

Sie traten aus dem Gebäude des privaten Lufthafens des Schlosses, gingen bis zur 300 Meter entfernten Gloriette und betraten die Säulenhalle mit dem verglasten Mittelteil auf dem Hügel, deren einziger Zweck es war, Habsburgs Glanz und Glorie zu zeigen. 1775 hatte Kaiserin Maria Theresia diesen im Schloss Neugebäude stehenden und ungenutzten Bau abtragen und hier neu aufbauen lassen. Der Blick über den künstlichen Teich vor der Gloriette, den blühenden Schlosspark mit seinem barocken, streng geometrischen Aufbau und den penibel gestutzten Bäumen der Alleen, den Neptunbrunnen und das 730 Meter entfernte Schloss nördlich und die im rötlichen Schein der untergehenden Sonne Hauptstadt östlich der Gloriette war atemberaubend. Besonders das üppige Grün des Parks hatte es Maria Sophia nach der schönen, aber doch sehr kargen Landschaft Abessiniens angetan.

„Komm, Lisi, lass uns durch die Alleen geh'n", forderte die Erzherzogin ihre Freundin auf und ging nach rechts hinüber, wo die beiden Damen auf gut gepflegten Schotterwegen unter den Bäumen nach unten wandelten. Tief sogen sie die vom Duft der Pflanzen geschwängerte Luft durch ihre Nasen, genossen die abendliche Kühle.

„Ich glaub', so angenehm kühl wird's in Abessinien nicht einmal im Winter", bemerkte Elisabeth. „Dort möcht' man sich das G'wand am liebsten gleich ganz abg'wöhnen.

„Da hättest aber ganz schnell eine Haut wie ein Grillhenderl", scherzte Maria Sophia. „Braun und schön knusprig."

„Na ja, also, wirklich blass sind wir auch so grad nicht mehr", konstatierte Elisabeth. „Wir sind schon fast so braun wie der falsche Ibrahim Muhamad, wegen dem wir seit März unterwegs war'n. Nicht, dass ich mich beschwer'n

möcht‘. Wir wüssten ohne den Kerl noch nicht einmal über die Verschwörung vom ‚Goldenen Frühling‘ Bescheid.“

„Ja, Lisi, da kommt noch was auf uns zu“, prophezeite die Prinzessin. „Aber mehr, als dass wir dem Abdülmecid in Konstantinopel ganz diskret eine Warnung zukommen lassen, dass er auf Jerusalem gut aufpassen soll, können wir jetzt im Moment auch nicht machen. Du hast ja g’hört, die Hintermänner da in Österreich könnt‘n in ganz hohen Positionen sitzen.“

„Oder die Hinterfrauen“, präzisierte Lisi. „Die G’frieser, die den Frühling g’schupft haben, waren bis jetzt lauter Frauen.“

„Stimmt. Und du könntest jetzt als weiblicher Messias Chefin von so einer Bande sein. Leider von der falschen. Also der ein klein wengerl harmloseren.“

„Mitzi, ich hab‘ nicht eine Sekunde…“

„Eh nicht“, winkte die Erzherzogin ab und blieb stehen. „Ich hab‘ ja auch keine Sekund‘n an dir zweifelt. Nicht als Lehensfrau und noch viel weniger als Freundin.“ Sie nahm die Hände Lisis in ihre eigenen. „Trotzdem wirst du nicht mehr lange Baronesse von Oberwinden sein.“

„Aber warum?“ Elisabeths Augen weiteten sich. „Ich mein‘, was hab‘ ich…“

„Weil das Fräulein Elisabeth von Oberwinden jetzt bald die Markgräfin von Manawatū sein wird, und die Baronie Oberwinden hättest ja eh nie g’erbt“, unterbrach Maria Sophia Lisis Stottern. „Kurz und gut, wie ich in Port Helene mit meiner Mama telegraphiert hab‘, hat sie mir bestätigt, dass die erbliche Belehnung des Fräulein Oberwinden mit der Markgrafschaft durchg’gangen ist. Gratuliere, Lisi!“

„Und was ist mit dem alten Markgrafen von Manawatū?“, fragte Lisi, immer noch atemlos.

„Ach, Mama kann auf eine Markgrafschaft in ihrer Titelliste leicht verzichten, hat sie g‘sagt. Bei einem Herzogtum wär’s ja schon happiger g‘wesen, aber so…“, wiegelte Maria Sophia ab. „Und es ist ja auch nicht so, als hättest ein riesiges Reich g‘schenkt bekommen.“

„Aber gleich so hoch. Mitzi, mich brauchst doch nicht…“

Maria Sophia legte Lisi ihren Zeigefinger auf die Lippen. „Pst! Erstens kann von Bestechung gar keine Rede sein, allerhöchstens von einer angemessenen Belohnung. Zweitens kann ich unser‘ Freundschaft eh gar nicht bezahlen, so teuer ist mir die. Und drittens widerspricht man seinem Souverän nicht. Bei mir darfst dein‘ Schnab‘l ja eh ungeniert aufmach‘n, aber meine Frau Mutter ist halt jetzt einmal die Regentin von den Donaumonarchien. Also, ganz einfach Schnaberl zu und neue Visitkart’n druck’n lassen. Und jetzt komm weiter!“ Die Frauen machten sich wieder auf den Weg zum Schloss. „Was ich schon noch wissen wollt“, fragte Maria Sophia während des Gehens. „Hast du den Slatin eigentlich rumgekriegt?“

„Einmal, Mitzi. Nur ein einziges Mal. Er hat’s von Anfang an klar g’stellt und war dann sehr konsequent.“

*

Bayern

Der noch recht jung wirkende Mann mit den sinnlichen Lippen, dem kurz gestutzten Kinn- und Schnurrbart und den schwarzen Locken, die zu einer sorgfältigen Frisur gelegt waren, blickte melancholisch über den bayrischen

Schwangau zum Alpsee hinüber, in dem sich der im Zunehmen befindende beinahe volle Mond spiegelte. Morgen, am Dienstag, dem 11. Juni, würden die ersten Diener und Köche hier auf dem Schloss eintreffen, später dann reichlich Gäste. Am Abend des Samstags, am 15. Juni 1889 sollte der offizielle Ball anlässlich der Verlobung von Prinzessin Valerie Theresa Charlotte Elisabeth von Habsburg-Lothringen und Prinz Franz Ludwig Johann Napoleon Bonaparte beginnen. Ein Fest, welches drei Tage dauern sollte, inklusive eines Kirchganges am Sonntag Morgen und der offiziellen Verkündung des Brautpaares am Sonntag Abend. Jagden, Bootsfahrten, sogar eine private Vorführung der Oper Gudrun des von ihm selbst ebenfalls verehrten Komponisten Richard Wagner standen auf dem Programm. Ludwig II. Otto Friedrich Wilhelm, ehemals König von Bayern, seufzte tief. Nicht, dass er der Tochter seiner Cousine etwas neidete oder sie nicht mochte. Er wünschte ihr nur das Beste, und das aus voller Überzeugung, soweit es ihm noch möglich war. Aber es würde für ihn trotzdem eine schwere Zeit werden.

Ludwig dachte an jene Nacht vor 23 Jahren zurück, als er dem Grafen von Boll und Mark begegnet war. Er war diesem gut aussehenden Mann sofort mit Haut und Haaren verfallen, endlich verstand er, warum sein Interesse an den Damen stets so gering gewesen war. Und dann, drei Monate später – ein leidenschaftlicher Kuss, ein stürmisches Spiel, ein plötzlicher Schmerz am Hals, Dunkelheit. Dann war das Helle zurück gekehrt, er erlebte eine nie gekannte Ekstase, ehe die Welt wieder grau wurde! Besser gesagt, noch grauer als zuvor. Prinz Ludwig war immer melancholisch gewesen, manchmal auch ein bisserl depressiv. Seltsamerweise war er das auch als Vampir geblieben, für ihn wäre die Gefühlsarmut der anderen Vampire sogar eine Verbesserung seines Gemütszustandes gewesen. Dafür hatte er in anderer Hinsicht wiederum großes Glück gehabt. Die meisten seiner Art mussten das Tageslicht meiden, es war binnen kürzester Zeit für Vampire sehr schmerzhaft oder manchmal sogar tödlich.

Er konnte jedoch während des Tages ins Freie gehen, wenn er dicke Sonnenbrillen und breitkrempige Hüte zum Schutz vor direkter Sonnenstrahlung trug, denn diese verursachte ihm ein beinahe schmerzhaftes, unangenehmes Gefühl auf der Haut. Im Schatten aber konnte er den Hut sogar ohne Probleme abnehmen. Er war ein Tagwandler geworden, immerhin ein Glück, denn so konnte er noch der König von Bayern werden. Er gab sich allerdings keinerlei Illusionen hin, einen Vampir, der obendrein Homosexuell war, hätte das des bayrische Volk niemals akzeptiert. An den Umstand, dass er etwas sonderlich war, hätten sich die Bayern schon gewöhnt, aber alles hatte seine Grenzen. Also, Vampir – da hätt‘ man sich do scho d’ran g’wöhnen können, aber dass der Kini Männer måg? Na! Des geht scho fei gor ned! Die Cousinchen Néné und Sisi erfuhren ebenso wie Onkel Luitpold die Wahrheit, und Helene hatte ihm bereits klar gemacht, dass er irgendwann sein Ableben inszenieren und verschwinden müsste. Bevor’s in Bayern leicht no so a blede Revolution gibt, so a blede, ja Hergottsakra no amål!

Im Jahr 1868 hatte Ludwig also mit dem Bau von Schloss Neuschwanstein begonnen, und besonders auf die weit verzweigten und versteckten Keller Wert gelegt. Deren Anlage hatte allerdings ein Vermögen gekostet, auch wenn eine natürliche Höhlenanlage als Grundstock der unterirdischen Residenz gedient hatte. Dennoch hatten die Gewölbe allein weit mehr als die gesamte restliche Burg gekostet, vor allem der Geheimhaltung wegen. In diesen luxuriös ausgestatteten Kavernen wollte Ludwig gemeinsam mit einigen Gespielen, welche den Tag meiden mussten, später wohnen. Dann hatte er allmählich beginnenden Wahnsinn vorgespielt, bis das Parlament im Juni 1886 seinen Onkel Luitpold endlich zum Prinzregenten ernannte. Drei Tage später, am 13. Juni, sorgten Luitpold und Ludwig dafür, dass man eine Leiche im Starnberger See fand, die man als König Ludwig identifizieren konnte. Eine Schusswunde in der Schläfe, der dem Wahnsinn verfallene ‚Kini‘ hatte offensichtlich Selbstmord

begangen und wurde bereits am 19. Juni in München beerdigt. Einige der geheimnisvollen Umstände und die überraschend rasche Bestattung fachten verständlicherweise die Gerüchteküche an, aber Beweise gab es natürlich keine. Luitpold selbst besuchte Neuschwanstein so gut wie nie, baute aber im Tal einen leistungsfähigen Zeppelinhafen und ließ die Seilbahn für die Baumaterialien durch eine mit bequemen Personengondeln ersetzen, welche den Luftschiffhafen mit dem Schloss verband. So war das Schloss ideal für den offiziellen Verlobungsball der österreichischen Prinzessin mit dem französischen Dauphin geeignet. Und jetzt genoss Ludwig die letzten stillen Stunden, ehe der große Trubel begann.

*

„Vite, vite“, klatschte der Oberhofmeister in die Hände. „Muss ich noch extra darauf hinweisen, dass wir nur den heutigen Tag haben? Also, vorwärts, meine Damen und Herren. Ein wenig Beeilung, wenn ich bitten darf!“ Ein Heer von Dienstboten, teils aus Wien mit dem Luftschiff eingeflogen, teils aus München und den umliegenden Dörfern rekrutiert, schwärmte aus, um das leerstehende Schloss für die hohen Besucher und ihren Anhang vorzubereiten. Das ganze Jahr über kam fünf Tage in der Woche eine Putzbrigade aus Füssen am Lech in das Schloss, um die Räumlichkeiten halbwegs sauber zu halten und nach eventuellen Schäden Ausschau zu halten. Ebenso kam vier Mal im Jahr der Schornsteinfeger wegen der offenen Kamine und ein Installateur, welcher die Kalt- und Warmwasser ebenso instand hielt wie die Dampfheizung. Das königliche Schloss musste eben jederzeit ohne großen Aufwand bezugsfertig sein, wenn es sein musste. Doch das reichte nun nicht mehr, Sauberkeit und das Funktionieren der Installationen allein war jetzt nicht mehr gefragt, es sollte auch noch prunkvoll und gastlich werden. Immerhin kam der gesamte Hochadel Europas zu Gast in das riesige Schloss. Betten wurden abgedeckt, mit frischen, blütenweißen Leintüchern, Polstern und Tuchenten versehen, dutzende Diener in der

habsburgischen schwarz-gelben Livree brachten die eingelagerten Teppiche in die verschiedenen Zimmer, Holz wurde in den gemauerten Kaminen bereit gelegt. Jeder Handgriff war genau geplant.

Währenddessen trafen aus München auch die sechs Kompanien vom ersten bayrischen Garde-Kavallerieregiment in ihren weißen Paradeuniformen mit dem scharlachroten Stoff an der Knopfleiste zwischen dem schwarzen Kragen und dem Gürtel in derselben Farbe und den roten Ärmelaufschlägen ein. Dazu trugen die Dragoner den typischen bayrischen Raupenhelmen mit dem schwarzen Bausch und schwarze Schnürstiefel bis an das Knie. Diese Einheit sollten in drei Schichten einerseits die Ehrengarde am Lufthafen stellen, aber andererseits auch als Schlosswache fungieren, daher trug sie zu den im Ernst- und Manöverfall üblichen kurzen Steyr-Mannlicher-Gewehren auch Säbel und am Gürtel schwere Revolver. Obwohl die Uniformen wie immer nicht das geringste Stäubchen aufwiesen und die vergoldeten Knöpfe heller als das echte Metall funkelten, die Säbel wie Silber blitzten und das Lederzeug glänzte, kontrollierten Offiziere und Unteroffiziere jedes Detail noch einmal. Vicecorporal Aloisius Hödermayr meldete einen kleinen Kratzer an seinem Schuhwerk, welcher ohne sein Verschulden entstanden war und bekam ohne Umstände sogleich ein neues Paar ausgehändigt, welches er sofort auf Hochglanz zu polieren begann. Dann begann der Exerzierdienst, damit auch jeder seinen Platz genau kannte und weder Bayern noch den Donaumonarchien Schande bereitete. Die Gardisten kannten es ohnehin nicht anders, sie waren jede Woche routinemäßig entweder mit Formal- oder Gefechtsdienst beschäftigt, Samstags mit der Reinigung ihrer Stuben und ihres restlichen Revieres in der Münchner Kaserne. Wenn alles in Ordnung und sauber war, hatten sie von Samstag Nachmittag bis Sonntag 24.00 Uhr Ausgang, in Zivil oder Uniform. Außer natürlich, man hatte einen jener unbeliebten Samstag-Sonntag oder Sonntag-Montag-Dienste aufgerissen. Also Corporal vom Tag, Wache oder Bereitschaft jeweils von Mittag bis Mittag, ein bei den

Unteroffizieren beliebtes Mittel zur Disziplinierung auffällig gewordener Mannschaften. Einfach, unbürokratisch und doch wirksam, zudem schien die Bestrafung in keiner Akte außer den Dienstplänen auf, diese aber galten ohnehin als militärische Geheimdokumente, deren Kenntnis außerhalb des Dienstes auch in den Donaumonarchien streng bestraft wurde. Man muss das Militär und seine Rituale nicht unbedingt verstehen.

Der erste Gast traf am 11. Juni gleich mit den Dragonern ein. Elisabeth Amalie Eugenie von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld-Gelnhausen-Wittelsbach, Herzogin in Bayern, genannt Sisi, die um drei Jahre jüngere Schwester der Regentin, hatte ihre scheinbar nie enden wollende Weltreise unterbrochen und war mit einem Luftschiff nach München gefahren. Die letzten 100 Kilometer von München war die Herzogin auf einem geländegängigen BDW-Dreirad der Kavalleristen mit Tesla-Antrieb geritten. Die Weltenbummlerin, welche bereits alle Kontinente bereist, aber nie geheiratet hatte, fand an dieser Fahrt durchaus ihre helle Freude. Es hielt sich hartnäckig das Gerücht, dass Sisi in ein namentlich nicht näher genanntes Mitglied des europäischen Hochadels verliebt gewesen sei und, nachdem die Ehe nicht zustande gekommen war, aus enttäuschter Liebe auf ihre schier endlose Reise gegangen sei. Da sie aber über die Person eisern Stillschweigen bewahrte, blieben es eben nur – Gerüchte.

Das Problem des ‚Kini' Ludwig war natürlich auch Sisi durchaus bekannt, und sie wusste um die Katakomben von Neuschwanstein. Im Schloss für einige Zeit zu verschwinden war zu der Zeit, in welcher nur die Dienstboten die Gänge bevölkerten, ganz leicht. Auch wenn es über hundert Personen waren, wirkte das Schloss immer noch leer, also ideale Umstände, um unauffällig Cousin Ludwig aufzusuchen. Ein Blick über die Schultern, und schon war Sisi in einem der unzähligen Geheimgänge verschwunden und stieg eine enge, von Göbellampen erleuchtete Wendeltreppe hinab. Etwas oberhalb der blind endenden Treppe, welche scheinbar nur zur geheimen Beobachtung eines Bades diente, befand sich

der hervorragend getarnte Eingang zu den Gemächern des abgesetzten Königs. Sisi wusste, welchen Stein sie drücken musste, um die Tür zu öffnen.

„Ach, da kommt ja ganz hoher Besuch“, empfing ein Mann in hautengen Hosen, Reitstiefeln und bis zum Gürtel geöffnetem weißem Hemd die Herzogin. Er war glatt rasiert und trug das lange Haar offen in wallenden Locken.

„Dir auch eine schöne Nacht, Ferdi!“ Elisabeth kannte den langjährigen Günstling ihres entfernten Cousins ebenso wie er sie.

„Ludwig hat uns mitgeteilt, dass du kommen wirst“, teilte Ferdinand Sisi mit, während sie durch die nur mäßig beleuchteten Katakomben von Neuschwanstein schritten. „Du wirst staunen, was er jetzt vorbereitet hat.“

„Oh, er hat wieder etwas Neues gemacht? Was ist es denn?“

„Aber Schätzchen“, stöhnte Ferdinand theatralisch. „Du kannst doch nicht erwarten, dass ich ihm die Überraschung verderbe. Husch, husch, durch diese Tür!“



In der Tür verharrte Elisabeth jedoch und staunte über die Kulisse.

„Das ist der Saal des Sonnenkönigs von Versailles“, rief sie überrascht. „Nur, dass hier der Mond die Rolle der Sonne eingenommen hat!“

„Wie wahr, Madame“, hüstelte Ludwig in einer riesigen Lockenperücke. „Vor Euch steht nicht der Sonnen-, sondern der Mondkönig. Lasst mich Eure Hand küssen, meine Teuerste.“

„Und auf den Gemälden sind auch nicht die prominenten Busen der liebsten Mätressen des Königs abgebildet, sondern wohlgeformte Männer“. Sisi schritt die Gemäldegalerie ab. „Aber was sehe ich, manche mit nacktem Hinterteil und manche mit bloßer Mächtigkeit. Hast Du denn einen Maler hier unten, der nach der Natur malt?“

„Aber Selbstverständlich“, beeilte sich Ludwig zu versichern. „Möchtest du ihn etwa kennen lernen?“

„Lieber das Modell von diesem Bild hier!“ Die Herzogin strich über die Leinwand. „Was für ein beeindruckendes Stück. Ist es realistisch dargestellt?“

„Oh ja, das ist es“, schmunzelte Ludwig. „Aber ich fürchte, du bist nicht so wirklich sein Typ!“

„Wie schade“, seufzte Elisabeth. „Und ich erhoffte schon ein wenig Trost in meinen alten Tagen!“

„Ist es etwa so wie das jenes Herren, der dich in die Welt hinaus getrieben hat?“

„Ich weiß nicht“, seufzte Sisi. „Ich habe damals sein Ding nie zu Gesicht bekommen. Aber er soll zumindest eine Menge Übung damit gehabt haben, sagte man mir. Danke, Ferdi!“ Die Herzogin nahm ein Glas Sekt entgegen. „Schlumberger aus Bad Vöslau?“

„Viel einfacher zu besorgen als der Echte aus der Champagne“, bekannte Ludwig. „Und auch nicht viel schlechter. Außerdem, was meinst du, was Onkel

Luitpold sagen würde, bestellte ich wirklich dort etwas! Willst du uns nicht einmal erzählen, wer der große unbekannte Galan war?“

„So groß war er ja gar nicht, aber très chic ausgesehen hat er in seiner Uniform“, schwärmte Sisi. „Oh, ich glaube, ich bin heute nicht ganz passend gekleidet!“ Eine Frau im Reifrock mit großen, beinahe frei liegenden Brüsten, einer eng geschürten Taille und einer riesigen, beinahe 30 Zentimeter hohen, weißen Perücke hatte den Saal betreten. Ihr Gesicht war auffallend bleich, wie es zur Zeit des Sonnenkönigs en vouge und eigentlich nur mit Unmengen von Schminke und Puder zu erreichen gewesen war. Aus diesem herzförmigen Gesicht stachen die dunkelbraunen Augen und der sinnliche rote Mund mit starkem Kontrast hervor.

„Ach, Jeanette gibt nur heute wieder einmal die Pompadur!“ Ludwig nahm die Hand der Dame und küsste sie graziös. „Trüge ich die Nummer XV statt der II, müsste ich mich nach ihr verzehren, so aber halte ich mich lieber an meinen treuen und teuren Ferdinand, und unsere liebe Freundin muss sich mit Anna Maria trösten! Jeanette, diese Dame ist meine Cousine Sisi, und wenn ich sie zum Essen einlade, dann nicht als Hauptgericht.“

„Wie schade! Euer Hoheit sehen wirklich zum Anbeißen aus!“ Jeanette sank in einen tiefen Hofknicks. „Aber ich werde es weitersagen. Nicht, dass jemand an etwas derartiges gedacht hätte! Ich wollte nur berichten, dass der Prinzregent eingetroffen ist. Karol ist schon unterwegs, um ihn abzuholen.“

„Danke, Jeanette. Ach, da kommt ja auch mein Onkel schon! Willkommen in meiner bescheidenen Hütte, Onkel Luitpold!“ Ludwig machte eine graziöse, weitschweifige Handbewegung. „Keine Sorge, das alles hat dem Staat nicht einen einzigen Kreuzer gekostet! Ich hatte einen vermögenden Neuzugang hier in meinem kleinen Reich, der mir diesen Saal hier zum Geschenk machte!“

„Und die Arbeiter?“

„Wohnten bereits hier unter uns, Onkel. Oder denkst du, ich beherberge hier nur adelige Vampire? Au contraire, mon cher Oncle, die wenigsten hier haben blaues Blut.“ Er beugte sich verschwörerisch zu Sisi hinüber und flüsterte ihr so laut, dass es alle hören konnten, ins Ohr: „Welches im übrigen auch nicht besser schmeckt als das einfacher Menschen!“

*

Tripolitanien

Weit vor der Küste von Tripolitanien schwamm ein grob aus Abfällen zusammen gezimmertes Floß mit einem großen Segel, das es mit dem Wind aus der Sahara rasch nach Norden trieb. Von den Mauern der Stadt Tripolis aus beobachteten zwei hohe italienische Offiziere das viereckige Segel durch ihre Ferngläser, neben ihnen führte ein Capo di prima classe, vergleichbar etwa mit einem Oberstabsbootsmann in den deutschsprachigen Ländern, mit einem Scherenfernrohr ständig Messungen durch.

„27 Kilometer, Signori“, meldete er. „28 Kilometer!“

„Feuer bei 29“, befahl Generale di Brigata Giovanni Rossaro ruhig.

„Si, Generale! 28,5. 29!“ Gleichzeitig mit der Meldung drückte er auf einen Knopf, der bei Geschützstand 1 eine Lampe zum Aufleuchten brachte. Der Geschützführer brüllte laut den Feuerbefehl, und der Richtschütze, welcher das Segel stets im Visier gehabt hatte, betätigte den Auslöser. Die Treibladung schleuderte das 43 Zentimeter durchmessende Geschoss mit einer Geschwindigkeit weit schneller als der Schall auf das Floß.

„Das wäre ein Volltreffer in den Kommandoturm geworden, wenn es sich um ein Schlachtschiff gehandelt hätte“, kommentierte Amiraglio di Squadra Sergio

Russillo. „Ich gratuliere der Geschützmannschaft!“

„Ich hoffe nur, dass die Mauerkrone auf Dauer stark genug für die Lafetten ist.“ Der Brigadegeneral sah hinüber zum Geschützstand, wo das über 8 Meter lange Geschütz auf seiner wie ein X geformten Lafette aus gegossenem Stahl ruhte. Um die Rückstoßkräfte abzufangen hatte die Kanone einen langen Rücklauf, und eine starke Feder brachte das Rohr danach wieder in Position, trotzdem konnte es nicht ausbleiben, dass sich einige starke Erschütterungen auf den Untergrund übertrugen. Kein großes Problem bei elastischen Böden wie Sand oder Erde, aber vielleicht bei dem alten und spröden Beton ohne stählerne Armierung, den der Bey von Tripolis damals zur Verfügung gehabt hatte.

Die Offiziere gingen bis zur Geschützstellung, wo ein junger Offizier in der Uniform eines Majors gerade einige Zahlen, welche ihm von Soldaten an allerlei Messgeräten zugerufen wurden, auf ein Papier schrieb.

„Nun, Maggiore?“, fragte Giovanni Rossaro. Die Hände hinter dem Rücken verschränkt sah er hinaus zum Meer, wo Kräne große Mengen Rohre entluden und in der Nähe stapelten. Die Fahrzeuge für die Wüstenexpedition standen bereits in guter Sichtdeckung in und hinter der Stadt, noch zusätzlich mit Planen in den hier vorkommenden Farben getarnt.

„Momento, Generale!“ Der Armeeingenieur Matteo Bianchi trug noch einige Zahlen in die Formeln ein und rechnete rasch. „Die Krone ist ausreichend stabil, Generale“, meldete er schließlich. „Die Idee des Bey, zwischen die Mauerringe Sand zu füllen, hat sich durchaus bewährt. Nach meinen Berechnungen müsste sogar ein Stahl- oder Zementdach für die Stellungen möglich sein.“

„Ihr Ratschlag, Major?“

„Wie lange wollen wir Tripolis halten, General? Bei Stahlbeton werden wir die Geschütze vielleicht in Einzelteilen wieder aus der Stellung bringen müssen, eine Stahlhaube kann beweglich konstruiert werden.“

„Wir sind gekommen, um zu bleiben, Major. Wir nehmen Beton“, beschied der Brigadier.

„Gut. Für diesen Fall gibt es bereits bewährte Baumuster. Morgen fangen wir an.“

Rossaro nickte. „Geben Sie die Pläne einem Bautrupp und stellen Sie einen fähigen Unteroffizier ab, der die Arbeiten überwacht. Für Sie gibt es andere Aufgaben. Erstens, ich möchte, dass das Wasser dieses Wadi Al-Mjeneen nicht mehr im Meer verschwindet, sondern gespeichert wird. Und zweitens überlegen Sie sich, was wir mit diesen ganzen Rohren, Tanks und so machen. Es soll so aussehen, als würden wir hier wirklich das Land bewässern und begrünen wollen. Irgendwann wird eine neugierige Nase von irgendwoher hier herumschnüffeln, also sollte es überzeugend wirken!“

Matteo schob seine Mütze ins Genick betrachtete die Stadt und die Wüste dahinter. „Am überzeugendsten wäre es doch, tatsächlich eine Grünfläche zu erschaffen“, überlegte er halblaut.

„Machen Sie, was Sie für richtig halten, Maggiore. Es kommen noch Bauarbeiter aus der Heimat, setzen Sie die nach Belieben ein. Aber es muss gut aussehen. Wenn hier dann wirklich etwas wächst, umso besser!“

„Ai tuoi Ordini, Signore Generale! Ich denke, das wird es tatsächlich. Aber erst in ein paar Monaten, wenn wir nicht…!“

„Poi al Lavoro, Maggiore,“ winkte Rossaro. „Schreiben Sie auf, was Sie benötigen. Je echter es…“ Das Aufheulen einer Dampfsirene unterbrach den

Befehlshaber der italienischen Landtruppen.

„An der östlichen Mauer“, rief Bianchi, welcher nicht nur Ingenieur, sondern auch ein guter Soldat war. Gemeinsam liefen die Offiziere den gegen außen gut gedeckten Fußweg der Mauerkrone entlang zum nordöstlichen Turm, in welchem sich, wie in allen anderen, ein Befehlsstand befand.

„Bericht“, forderte der General, als er in den Raum stürzte. Tenente Luigi Morrini rapportierte, ohne seine Augen von der Mattscheibe eines Binokulars zu nehmen.

„Etwa hundert Beduinen auf Kamelen, General! Sie halten dort draußen und scheinen miteinander zu sprechen. Ich hielt es für besser, trotzdem die Leute auf die Wälle zu rufen!“

„Gut gemacht, Leutnant.“ Er wandte sich an den Fernmelder. „Tenente Colonello Mariani soll seine Cavalieri zum Aufsitzen bereitmachen.“

„Si, Signore!“ Der Fernmelder hob den Hörer ab und stellte eine Verbindung her.

„Drei haben sich von dem Trupp gelöst und kommen näher, Generale“, meldete Morrini.

„Wo ist Colonello Tozzi?“

„Mit Tenente Colonello Fontana im südwestlichen Befehlsstand, Herr General“, berichtete der Melder.

„Dann soll er den Befehl übernehmen und diese drei dort empfangen“, gab Brigadier Rossaro seine Anweisung, und zu Vizeadmiral Russillo gewandt erklärte er: „In ein paar Tagen ist er ohnehin Stadtkommandant, da kann er sich jetzt gleich um die Berber kümmern. Ich bereite meine Männer einstweilen auf den Marsch durch die Wüste vor. Von Tobruk 1.300 Kilometer in den Süden

durch die Sahara. Nun ja, während des Marsches die Küste nach Westen habe ich ja noch ihre Unterstützung, Admiral. Zuerst geht es nach Al-Chums, das alte Leptis Magna. Ich bin neugierig, wie die Männer die rund hundert Kilometer überstehen."

„Wenn Ihre Männer die ersten 1.500 Kilometer die Küste entlang bis Tobruk geschafft haben, dann ist der Rest auch möglich. Sie müssen nur so fahren, dass ihre Kolonne nicht gesehen wird. Und für die nötige Ablenkung sorgt meine Flotte."

„Wir werden jedenfalls unser bestes geben, Sergio", versprach Rossaro. „Viva Italia! Viva Re Umberto!"

„Viva Italia!", stimmte der Vizeadmiral zu.

*

Mauretanien

Tausende starke Lampen, mit elektrischer Energie betrieben, tauchten die gigantische Höhle in helles Licht. Drei ringförmige, rund 60 Meter breite Kanäle umgaben eine kreisrunde Insel von nicht ganz neunhundert Metern Durchmesser und zwei Landringe, welche ebenfalls 60 Meter breit waren. Auf der Insel stand ein großer, prächtiger Palast und einige wie Tempel wirkende Gebäude inmitten weitläufiger Parks. Das Gras war dicht und gut gepflegt, die Palmen hier unten waren jedoch noch ziemlich dünn und niedrig. Sie standen sicherlich noch keine 20 Jahre in diesen Grünflächen. Überall sah man Sockel, auf denen Statuen zu bewundern waren, weibliche wie männliche, manche in seltsamen Gewändern dargestellt, andere in all ihrer natürlichen Schönheit zu bewundern, in graziösen Posen oder mit segnenden Gesten. Auf dem inneren Landring wechselten relativ frisch angelegte Grünanlagen und uralte, geräumige Villen einander ab, während

der zweite Ring, ebenfalls 60 Meter breit, wesentlich dichter mit schmäleren und kleineren Häusern bebaut war. Vier breite Brücken verbanden die Insel mit den Ringen und dem umliegenden Land, 45 Grad dazu verschoben Kanäle die Wasserringe, jener im Nordosten zog sich noch einige Kilometer weit und verschwand schließlich in einer Grotte.

Dort, wo die Brücken auf das Umland stießen, wachten vier Festungen mit ausgedehnten Kasernen über den Zugang zu den Ringen, weiter von der Anlage entfernt waren Häuser, die in viele Wohnungen unterteilt waren, Werkstätten und Felder, auf welchen Weizen wuchs sowie Weiden für Rinder, Schafe und Ziegen. All das tief unter der Erde, künstlich beinahe taghell beleuchtet, mit elektrischem Strom von einem starken Kraftwerk unter der Insel. Aus der Grotte fuhr eine luxuriöse Yacht mit seltsam aussehender Rumpfstruktur in den Kanal und näherte sich dem ersten Wasserring. Die Ufer des Kanals waren, wie die Passagiere der Yacht nur all zu gut wussten, mit feuerbereiten Dampfkatapulten gespickt, welche mit Sprenggranaten geladen waren. Die schöne Frau drückte dem jungen Mann in ihrer Begleitung, der ihr Sohn zu sein schien, beruhigend die Schulter und stellte sich dann hoch aufgerichtet an den Bug der Yacht, breitete wie segnend ihre Arme aus. Die wachsamen Posten erkannten ihr Gesicht und die heiligen Zeichen, welche ihre Hände beschrieben. Die Luken der Katapulte schlossen sich wieder mit lautem Rasseln, das Wassertor öffnete sich und die Yacht fuhr in den ersten Ring. Atrà bint Selina, die Um gadasa Bidhara und ihr Sohn Johannes, der neue Messias, waren im Zentrum ihrer Organisation eingetroffen.

*

Der griechische Philosoph Platon beschrieb etwa 360 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung den Untergang eines Inselstaates, dessen Bewohner den Zorn der Götter auf sich zogen und von diesen vernichtet wurden. Die Hauptstadt nannte er Atlantis. Dieses Atlantis beschrieb Platon als aus drei Ringen Land und drei

Ringen schiffbaren Wassers bestehend, in der Mitte der Tempel des Poseidon. Dieser habe mit Kleito, einer sterblichen Frau, die Atlantiden gezeugt, welche nach dem Willen des göttlichen Vaters weise über die Stadt herrschen sollten, während seine anderen Abkömmlinge andere Teile der Insel und des Reiches regierten. Im Laufe der Zeit wären die Atlanter aber unangemessen hochfahrend und gierig geworden, sie hätten den Respekt vor dem Willen der Götter verloren, welche in ihrem Strafgericht in einer einzigen schlimmen Nacht die Insel vernichteten. Diese Beschreibungen waren nicht völlig aus der Luft gegriffen. Vieles davon erinnerte an die Sitten und Gebräuche Kretas, die Stiertänze, die große Flotte, die Handelsmacht, die Gründung durch Poseidon selbst. Nur die ringförmige Stadt sucht man dort immer noch vergeblich, die Schatzgräber aus aller Welt durchforsteten den Text immer und immer wieder nach genaueren Hinweisen. Seit Heinrich Schliemann 1873 nach dem Text Homers die Stadt Troja gefunden hatte, wieder mit vermehrtem Eifer. Doch vergeblich, der Schleier vor dem Geheimnis blieb undurchschaubar. Nun war aber dieser Blick nach Kreta zwar keineswegs völlig falsch, aber trotzdem nicht weit genug gerichtet. Er war an die 3.800 Kilometer zu kurz, um halbwegs genau zu sein.

Zwischen Agadir in Marokko und Saint Louis im Senegal gab es nur eine bemerkenswerte Hafenstadt, und zwar Nuakschott. Einige Süßwasserquellen in Küstennähe hatten eine zusammen hängende große Oase entstehen lassen, welche eine ständige Besiedlung des Ortes ermöglichte. Die nomadisierenden Berber bauten hier einen Handelsposten, den einzigen an der beinahe 2.000 Kilometer langen Küste, welche bisher für kein europäisches Land wirklich von Interesse war. Selbst die Portugiesen hatten auf ihrem Weg nach Süden lieber einen Umweg auf sich genommen und auf den halbwegs fruchtbaren Kanaren eine Station eingelegt, als in dem riesigen Meer aus Sand einen Posten zu gründen. Noch viel weniger interessierte sich vor dem 19. Jahrhundert irgend ein Europäer für das Landesinnere, einige wenige wagemutige Abenteurer und neugierige

Forscher einmal ausgenommen. Die seltenen Oasen der Gegend waren wirtschaftlich zu unbedeutend, um mit den Berbern, welche diese Gegend mit ihren seltenen Wasserlöchern nur zu gut kannten, einen unnötigen Krieg zu führen. Die wenigen Erzeugnisse, welche man benötigte, konnte man in Nuakschott einkaufen, oder man wartete gleich in Agadir oder Saint Louis auf die Verkäufer. Daher kannte auch kein Europäer jene Stelle, welche man im dort gesprochenen Dialekt Guelb er Richat nannte. Inselberg des Richat.

Das Guelb befand sich, den Greenwich-Meridian als Null-Linie genommen, auf 21 Grad, 7 Minuten und 4 Sekunden nördlicher Breite sowie 11 Grad, 22 Minuten und 32 Sekunden westlicher Länge. Und hier könnte sich zeigen, dass an den Sagen, welche Plato vernommen und zu seinem Atlantis verwoben hatte, durchaus ein wahrer Kern steckte. Allerdings hatte die Insel nicht im Meer, sondern einem See gelegen, der langsam austrocknete, als aus fruchtbarem Land zuerst Steppe und später Wüste wurde. Die Stadt versank nicht im Wasser, sondern nach und nach im tiefen Sand der Sahara. In der Mitte stand kein Poseidon-Tempel, sondern einer für den Einen Gott, Iwd'Chwah'ham, dessen Abbild stets zwei mächtige Büffelhörner zierte, und die Insel wurde von den Bewohnern Adh'Chwah'Lanthais genannt. Die ringförmige Struktur war allerdings völlig richtig, und der Durchmesser des größten Ringes betrug ganze 45 Kilometer. Damals, vor tausenden Jahren, als diese Stadt die größte und zivilisierteste des ganzen Erdballes war.

Schon lange ehe die Aridisierung des heute als Sahara bekannten Gebietes begann, entsandte Kleito, die große Königin und Hohe Priesterin von Adh'Chwah'Lanthais, fähige Wissenschaftler, Arbeiter und Bauern in alle Himmelsrichtungen der Welt, um die Zivilisation und den Glauben an Iwd'Chwah'ham unter den primitiveren Brüdern, also den Menschen der anderen Gebiete dieser Welt zu verbreiten. Diese Siedler hatten einiges an damals einzigartigem Wissen mit im Gepäck, so dasjenige um Säure-Zinkbatterien und

elektrischem Licht, um Eisen- und Stahlbearbeitung und sie besaßen ein Pulver, welches in Verbindung zu Wasser große Hitze und Dampf mit hohem Druck zum Betrieb mechanischer Geräte erzeugen konnte. Ein Pulver, welches man später, als man es nach einigen tausend Jahren endlich wieder entdeckte, Vaporid, Dampfsalz oder Steam Powder nannte.

Das meiste von diesen Schätzen an Wissen ging allerdings bereits auf der Wanderung verloren, der Rest später in den Wirren vieler Jahre und unzähliger Kriege. Nur im alten Adh'Chwah'Lanthais benutzte man dieses alte Wissen noch, tief unter der im Laufe der Zeit im Sand versunkenen alten Stadt. Im Untergrund lag dort noch ein riesiger See mit einem Abfluss durch eine Grotte, in welcher auf geheimnisvolle Weise stets Licht herrschte, und man hatte hier in der Unterwelt wieder drei Ringe Wasser, eine kreisrunde Insel und zwei Ringe festen Landes geschaffen. Erleuchtet von tausenden Lampen, welche ihre Energie aus einem hydrothermischen Kraftwerk bezogen, welches in der Mitte der Insel, unter dem Palast der Kleito, wie die Herrscherin seit Jahrhunderten genannt wurde, und dem Tempel des Einen Gottes stand.

Die Jahrhunderte kamen und gingen, summierten zu Jahrtausenden. Auf der Erde entstanden zuerst kleinere und später immer größere Reiche, und sie alle vergingen irgendwann auch wieder. Die mesopotamischen Stadtstaaten, die ägyptischen Dynastien, die Helenen, Phönizier, Römer und Germanen. Die Häuser, Städte und Burgen lange verfallen, die vielen Milliarden Schicksale von einzelnen Menschen noch viel länger vergessen. Auch in den Kavernen, in welche sich das Volk von Adh'Chwah'Lanthai zurück gezogen hatte, verlosch allmählich das Leben, und bald danach, als das Dampfsalz im Kessel aufgebracht und nicht mehr ergänzt wurde, auch die Lichter an der Decke der gigantischen Höhle. Bald existierten die Stadt und ihre Bewohner nur noch in halb vergessenen Mythen, immer wieder ausgeschmückt, verändert und verfälscht. So wie Platon, der einige Splitter der Erinnerungen sammelte und sie zu seinem Atlantis umschrieb.

So verging Jahr um Jahr, reihte sich Jahrhundert an Jahrhundert, bis eines Tages wieder Stimmen durch die Stille klangen und die Strahlen von Grubenlampen lange Lichtkegel durch die Finsternis in der Höhle sandten.

*

Die Sahara war ein gigantisches Wüstengebiet vom Atlantik im Westen bis zum roten Meer im Osten, nur einmal unterbrochen von einer dünnen, grünen Linie, dem Tal des Nils. Auf den ersten Blick ein gigantischer Glutofen aus Sand, Stein und Felsen, in welchem überhaupt kein Leben existieren kann. Und doch lebten in diesem etwas mehr als 9 Millionen Quadratkilometer Gebiet eine erhebliche Anzahl von Menschen. Zumeist waren es eingewanderte Araber, dazu noch Berber und Mauren, aber auch einige tausend Tubu und Tuareg. Die Lebensgrundlage dieser Menschen war neben dem Anbau von Hirse, Viehzucht und Dattelpalmen das Harz von Akazien, welches in Europa als ‚Gummi arabicum' bekannt und geschätzt war. Daher wurde das Bahr Bilā Mā, das Meer ohne Wasser, von ungezählte Karawanenwegen durchzogen, welche die vielen Oasen mit den Küsten und damit dem europäischen Markt verbanden.

Im 19. Jahrhundert saßen die meisten Aufkäufer der europäischen Gesellschaften im mauretanischen Nuakschott, in Algier oder Tunis. Nur sehr selten wagten sich damals Europäer selber in das Landesinnere, und von vielen, welche es trotzdem versuchten, bleichen die Knochen immer noch in der unendlich scheinenden Sahara. Pierre de Pancarte und Louis Blache gehörten zu diesen abenteuerlichen Gestalten, welche zumindest Teile der Sahara selbst bereisen wollten. Sie waren von der Société Occident-Mauretanie beauftragt worden, direkt mit den Menschen zu verhandeln, die den Gummi Arabicum aus den Akazien gewannen. Eigentlich wollten die beiden Reisenden nur Land und Leute erforschen und Abenteuer erleben, doch solche Reisen kosteten nun einmal nicht wenig Geld. Also streckte die französische Abendland–Mauretanien-Gesellschaft die Mittel

vor und erwartete dafür neue Waren und Märkte. Oder zumindest bessere Konditionen im Gummihandel.

Die Franzosen waren mit der SAINT MALO, einem 90 Meter langen Raddampfer mit drei als Schoner getakelten Segelmasten, am 15 Jänner 1854, einem Sonntag, nach Nuakschott gekommen. Die wenigen Häuser des Hafens waren von den europäischen Handelsgesellschaften eilig, schmucklos, dafür aber massiv erbaute Hütten aus Ziegel für ihre Agenten vor Ort und ein ebenso einfaches Lagerhaus. Sowohl für Tauschwaren wie etwa Baumwollstoffe, Messer, Pulver und Blei, welche die Berber wollten, als auch das Gummi Arabicum, welches nach Europa geliefert werden sollte. Die wenigen ansässigen Mauretanier wohnten wie ihre nomadischen Vettern eher in Zelten als in festen Häusern etwas außerhalb. Die beiden Franzosen hatten dann vor Ort mit einigen Karawanenführern verhandelt, und endlich war ein erfahrener Führer mit dem Namen Omar Achmed bereit, die beiden Europäer durch die Sahara nach Tunis zu geleiten. Gemeinsam mit ihrem ebenfalls vor Ort angeheuerten Diener Tarik ben Malik waren die Franzosen rasch reisefertig, denn sie reisten nach Landessitte mit möglichst leichtem Gepäck. Auch ihre Kleidung war der arabischen durchaus ähnlich. Leichte Hosen, weite Hemden und helle Kaftane. Im Gürtel trugen sie jeder zwei von diesen brandneuen, sechsschüssigen britischen Navy-Colts im Kaliber .40 und ein schweres Jagdmesser, welches man mit einem Aufsteckring auch als Bajonett verwenden konnte. Ansonsten waren sie noch mit ganz modernen Chassepot-Gewehren bewaffnet, Hinterladern mit Papierpatronen im Kaliber 11 Millimeter, eine Weiterentwicklung des deutschen Drysen-Zündnadelgewehres. Mit vier Reit- und zwei Lastkamelen für die Ausrüstung war die Karawane also von bescheidener Größe, als sie den Hafenort – denn die Bezeichnung Stadt hätte eine unstatthafte Übertreibung dargestellt – eines Abends in Richtung innere Sahara verließen.

Kamele können, wenn die Umstände es erfordern, recht schnell laufen, doch wenn eine viele Tage lange Reise ihren Anfang nahm, ließ man es besser langsam angehen. Also trotteten die Tiere nur wenig schneller als ein rascher Spaziergänger gegen Nordosten, den ersten Dünen der Sahara zu. Sie folgten dabei einem uralten Karawanenweg, welcher sie über Ouadane und quer durch die große Wüste letzten Endes nach Tunis bringen sollte. Diese Reise würde nicht nur wenige Monate dauern, denn schon in Luftlinie wären ungefähr 3.000 Kilometer zurück zu legen. Eine illusorische Route, denn der Handelsweg führte aus naheliegenden Gründen im Zick-Zack von einer Oase zur anderen, und so war zumindest mit einer dreifachen Weglänge zu rechnen. Wahrscheinlich eher noch mehr. Bei einer üblichen Geschwindigkeit von etwa 4 Stundenkilometern und vielleicht 8 Stunden per Tag unterwegs – das ergab eine Reisezeit von zumindest 280 Tagen, das waren 40 Wochen oder etwas mehr als 9 Monate. Und das nur, wenn alles glatt ging und die Karawane keine längere Rast einlegen sollte. Auch das war normalerweise nicht machbar, verschiedene kleinere und größere Pausen waren unumgänglich. Die Herren sollten ja keinen Rekord aufstellen, sondern im Namen der Société Occident-Mauretanie mit den Oasenbewohnern entlang der Route gute Bedingungen für eine Handelsbeziehung aufbauen und sie für Frankreich und die Gesellschaft günstig stimmen. Pierre und Louis hatten als unterste Grenze etwa 18 Monate, also runde anderthalb Jahre, veranschlagt, ehe sie endlich Tunis erreichen würden.

Die ersten 12 Tage der Reise vergingen ohne Probleme, und allmählich stellte sich eine gewisse Routine ein. Dann erreichten sie den winzigen Ort Ouadane, der seine Existenz einer kleinen Quelle verdankte, welche wenige Quadratmeter grünes Gras hervorbrachte. Einige Familien hatten hier aus Backsteinen eine Karawanserei, ein Funduq errichtet, ihre Nachkommen betrieben diese Raststätte immer noch. Von dort ging es dann den Fuß einer Klippe entlang nach Osten, um dann wieder nördlich abzubiegen. In Richtung einiger weniger hoher steinerner

Hügel, welche aus dem Sandmeer ragten. Plötzlich verhielt der Karawanenführer sein Kamel und warf einen Blick auf den Himmel.

„Rasch, rasch ein Sturm kommt auf“, rief er mit Panik in der Stimme. „Wenn wir diese Felsen dort erreichen, können wir vielleicht Deckung finden!“

„Und diese Höhle?“ Blache wies auf einen Spalt im Felsen der Klippe zur rechten Hand.



„Höhle?“, wunderte sich Omar, warf aber dennoch einen Blick in die angegebene Richtung und jubelte. „Das könnte unsere Rettung sein! Danke Gott, dass er dir solch gute Augen schenkte, Effendi. Aber jetzt schnell!“ Sie trieben mit ihren Stöckchen die Tiere in einen raschen Galopp, und eben, als die erste glutschwangere Böe sie erreichte, zwangen sie ihre Tiere in die Höhle.

Omar und Tarik kümmerten sich sofort um die Kamele, welche die letzten Meter in wilder Panik zurück gelegt hatten und noch ein weites Stück in die Höhle gelaufen waren, während die Europäer nach dem Absteigen zum Eingang der Grotte zurückkehrten.

„Teufel, Pierre, das hätte böse für uns ausgehen können“, bemerkte Louis Blache, als sie nahe der Höhlenöffnung die ersten hereingewirbelten Ausläufer des Sturmes fühlten. De Pancarte öffnete seine Feldflasche und nahm einen kräftigen Schluck Wasser.

„Ja, wenn du nicht den Höhleneingang gesehen hättest“, brummte Pierre, nachdem er die erste Mundvoll Wasser gemeinsam mit einer Menge Sand wieder ausgespuckt hatte. „Ich dachte schon, unser letztes Stündlein hätte geschlagen!“

Louis Blache hatte nachdenklich aus der Öffnung in das tobende Inferno draußen geschaut. Jetzt verzog er das Gesicht.

„Kann noch kommen, Pierre, kann noch kommen. Vielleicht war ich voreilig. Unser Führer kommt doch öfter hier vorbei, kannte die Höhle aber nicht. Also war sie bisher von Sand versteckt – und das kann wieder geschehen. Schau dir nur einmal diese Staubmassen an, und wie weit sie herein gewirbelt werden!“

„Draußen wären wir jetzt bereits tot“, knurrte de Pyncarte. „Erstickt und von der Sahara begraben. Hier sind wir vielleicht irgendwann tot, und wir können noch etwas tun, ehe wir den Löffel abgeben.“

Weiter hinten bewegten sich die Gedanken von Omar Achmed in ähnliche Richtungen, nachdem die Kamele erst einmal beruhigt und abgesattelt waren. Aufmerksam sah er sich im Licht der Petroleumlampe um, und er stutzte. Dieser Gang war anders als alle unterirdischen Gänge, die er kannte. Der Querschnitt war beinahe quadratisch, und so groß, dass vier Kamelreiter bequem neben einander den Gang passieren konnten. Die Wände waren zwar ein wenig rau, aber nicht so zerklüftet, wie man es erwartet hätte, und an einer Stelle blinkte es auf dem Boden golden im Schein der Lampe. Omar hob das blinkende Stück auf, eine Art Münze, achteckig, dünn, ein wenig abgegriffen. Das Portrait einer Frau mit Haarschmuck, eigentlich ein hübsches Gesicht. Schriftzeichen, aber weder

arabische, noch hebräische, die der Karawanenführer recht gut kannte, und auch nicht die Schrift der Europäer, die er zu entziffern gelernt hatte. Und auch von den hier verkehrenden Stämmen benutzte keiner dieses Alphabet – obschon beim alten Tifinagh der Tuareg einige Zeichen ganz ähnlich wirkten. Unauffällig steckte der Karawanenführer die Münze ein, denn er wusste, wen er fragen konnte.

586 Tage oder mehr als 19 Monate später lieferte Omar Achmed seine Schützlinge wohlbehalten in Tunis ab, wo die Franzosen zuerst ihrem Führer den ausbedungenen Lohn ausbezahlten, sich danach zuerst bei den französischen Behörden meldeten und sich ein bequemes Hotel mit europäischem Luxus suchten. Beinahe hätte sie der Portier wieder unhöflich auf die Straße verfrachtet, denn in ihrer Reisekleidung und den sonnenverbrannten Gesichtern wirkten sie wie echte Berber, und solche waren in einem der Hotels für französische Klientel nur als Arbeitskräfte hinter den Kulissen, keinesfalls aber im Foyer erwünscht. Pierre de Pancarte und Louis Blache waren gezwungen, ihre Identität zu beweisen, was ihnen nach Vorlage ihrer Papiere auch endlich gelang. Der Maitre d'Hotel musterte die Papiere allerdings sehr eingehend, da er sowohl der Echtheit der Papiere als die Rechtmäßigkeit des Besitzes derselben durch die Reisenden misstraute. Erst als sich die Beiden ihrer Burnusse entledigten und die helle Haut unter den restlichen Kleidern vorwiesen, war der Hotelchef überzeugt. Pierre und Louis bezogen ihre Zimmer und bestellten zuerst einen Barbier und sodann einen Schneider zu sich, damit sie wieder als ‚zivilisiert' erkannt wurden. Solcherart verwandelt begaben sie sich in die Telegraphenstation von Tunis und teilten ihrem Auftraggeber den erfolgreichen Abschluss ihrer Reise mit.

*

Während sich seine Arbeitgeber wieder in zivilisierte Franzosen verwandelten, ging Omar Achmed ins Quartier Berbère. Hier war die Architektur die typisch

maurisch-arabische der maghrebinischen und mauretanischen Länder, mit dicken, nach außen nur mit winzigen Fenstern versehenen Mauern und schattigen, kühlen Innenhöfen. Auch das Haus des Goldschmiedes Halef sah aus wie alle anderen dieses Bezirkes. Halef betrachtete die Münze ganz genau mit einer Lupe, auch ihm fielen die Ähnlichkeiten der Schriftzeichen mit denen der berberischen Alphabete auf, aber auch die Unterschiede. Nachdenklich wog er die Münze in der Hand.

„Schwer“, überlegte er laut. „Sehr schwer! Und sie sieht wie neu aus, aber die Schrift wirkt den alten Schriften unserer Ahnen ähnlicher als unseren moderneren Zeichen. Omar, ich sage dir ehrlich, ich weiß nicht, was ich davon halten soll.“ Er suchte eine Waage heraus und wog die Münze, danach schnitt er von dem Gold, welches er zur Herstellung von Schmuck in seiner Werkstatt hatte, ein gleichschweres Stück ab. Mit Hilfe eines Bechers mit Wasser versuchte er die Reinheit des Goldes zu überprüfen. „Fast reines Gold“, murmelte er. „Der reine Goldwert der Münze wären beinahe zwei Napoleon d’Or.“ Er ließ die geprägte Goldplatte durch seine Finger gleiten. „Aber mit der Schrift – bei Allah, es wäre schade, diese Schönheit zu zerstören. Du sagtest, der Stollen wäre gerade und sehr regelmäßig im Querschnitt?“

„Ganz gerade und gleich hoch wie breit. Es wirkte beinahe…“

„Ja?“

„Es klingt dumm, aber der Gang wirkte beinahe künstlich!“

Halef nickte. „Höre, Omar, ich mache dir einen Vorschlag. Wir nehmen uns Lampen und sonstiges an Ausrüstung mit und sehen uns diesen Gang genauer an. Ich kenne ein paar Leute und stelle eine Gruppe zusammen, die uns hilft. Wir fahren mit dem Schiff nach Nuakschott und reiten dann nach Ouadane. Vielleicht finden wir noch mehr davon.“

Omar schüttelte den Kopf. „Wie kommst du denn auf diese seltsame Idee?“

„Ich weiß nicht!“ Halef hob ratlos die Schultern. „Wirklich nicht. Aber es ist etwas in mir, das mir ins Ohr flüstert: ‚Du wirst es bereuen, nicht nachgesehen zu haben‘. Komm morgen wieder, ich sehe mich nach einem Schiff um.“

Die etwa 150 Meter lange LYON benötigte für die rund 4.000 Kilometer von Tunis über Algier, Tanger, Rabat, Casablanca, Agadir und La Gouira nach Nuakschott aufgrund der Liegezeiten in den Häfen etwas über 4 Wochen. Mehr als 11 Knoten waren aus dem alten Raddampfer mit Schonerbesegelung auf drei Masten nun einmal nicht heraus zu zwingen gewesen, und auch dieses Tempo nur höchst selten. Holz und Kohle waren nun einmal teuer und der Wind billig. In Nuakschott kaufte Omar Achmed Khaled, der erfahrene Karawanenführer, einige gute Kamele und machte sich mit Halef Sayid Sikiyn auf den Weg nach Ouadane, fünf vertrauenswürdige Männer aus dem großen Bekanntenkreis des Goldschmiedes begleiteten sie. Von der Oase war es nicht mehr weit zur Höhle, und Halef führte während dieser Reise viele Gespräche mit Omar, allmählich wurde auch der mauretanische Berber zum Anhänger von Selina bint Marjam und der Asnan Almashi, ein begeisterter Diener des goldenen Frühlings und des neuen erwarteten Messias aus dem Samen Davids, dem Schoss Benjamins und dem Geist GOTTES. Als dann die kleine Expedition zusätzlich zu einer großen Menge von Goldmünzen das unterirdische Reich von Adh’Chwah’Lanthais fand, meldeten sie es umgehend nach Kairo. Die Alexandrinerin Selina bint Maryam vertraute ihre vier Jahre alte Tochter Atrá ihrem Mann an und kaufte für sich selbst eine Fahrkarte für ein schnelles Dampfschiff. Im Jahr 1854 waren Luftschiffreisen in Afrika noch keine Alltäglichkeit, nur ganz selten verirrte sich ein solcher Gigant einmal nach Ägypten, nach Westafrika nie. Also musste Selina die lange Strecke über Tunis, Algier, Tanger, Rabat und Casablanca nach Nuakschott nehmen. Beinahe 3240 Seemeilen, also beinahe 6.000 Kilometer. Für diese Strecke benötigte die ABTILAE, also die SCHWALBE in deutscher

Sprache, inklusive der sechs Zwischenstopps nicht ganz drei Wochen. Das machte immerhin eine stolze durchschnittliche Geschwindigkeit von etwa 10 Knoten, also rund 19 Kilometer pro Stunde reine Fahrtzeit. Gar nicht einmal schlecht für einen acht Jahre alten Raddampfer.

Die 800 Kilometer von Nuakschott nach Ouadane begleiteten Omar Achmed Khaled und Halef Sayid Sikiyn das Oberhaupt der Kirche des Lehrers persönlich, und von dort zur Höhle war es nicht mehr weit, bald sah Selina diese gigantische Höhlenanlage persönlich. Sie war erstaunt und sehr beeindruckt, und doch noch konnte sie die wahre Bedeutung noch gar nicht erkennen. Bis sie den großen Druckkessel und das Lager mit körnigem Pulver sah. Fünf Jahre vorher, 1849, hatte ein Österreicher namens Novacek das Vaporid gefunden, und Selina hatte in Alexandria bereits davon gehört. Auch eine vage Beschreibung des Pulvers, und sie dachte, dass ein Ausprobieren ja nichts kosten würde. Also ließ sie den Kessel füllen, Wasser gab es ja genug in der Höhle. Als dieser zur Hälfte voll war, gab sie etwas von dem Pulver durch eine Art Schleuse dazu. Sofort stieg der Druck, und da die Ventile zur Turbine noch geöffnet waren, strömte Dampf durch die Leitungen, brachte die Turbine zum rotieren, und diese produzierte ihrer Konstruktion gemäß elektrische Energie. Jahrtausende alte elektrische Lampen verströmten sofort helles Licht, und jetzt erst erkannte Selina den gesamten Wert der Höhle als ein geheimes Versteck für viele hundert, ja mehrere tausend Anhänger. Sie sank überwältigt auf die Knie und dankte GOTT für diesen Beweis SEINES Willens, die Lehren des Messias auf der ganzen Welt zu verbreiten und SEIN Reich zu errichten. Auch die tauchfähige Yacht, mit der Atrá und ihr Sohn jetzt Adh'Chwah'Lanthais erreichten, war hier vor Anker gelegen, mit ihr und einigen größeren Schiffen, aber auch mit gefundenen Radfahrzeugen hatten die Asnan Almashi im Laufe der Zeit den Kanal vom Guelb er Richat zu den großen Vulkanmassiven der Sahara, die Toussidé- und die Tibestimassive, zu dem Ort, an welchem sich nun das neue Alexandria befand, der Halbinsel Sinai, einem Ort

nahe Jerusalem und noch weiter nach Norden und Osten erforscht. Hier, weit unter dem Guelb er Richat, war seit jenen Zeiten das neue Machtzentrum des Ordens entstanden.

*

Die Yacht des Messias, welche Selina dazumal DULFIN, den DELPHIN, genannt hatte, war etwa 60 Meter lang und ohne die beiderseits des Rumpfes befindlichen Tauchtanks 6 Meter breit. Sie besaß einen messerscharfen Bug und einen stark gerundeten Kajütenaufbau mittschiffs, eine große senkrechte Steuerflosse am Heck und kleine waagrechte sowohl am Heck wie am Bug. Der größte Teil der Strecke wurde in den Kanälen über Wasser zurück gelegt, in Kanälen, welche auf geheimnisvolle Art überall dort erleuchtet wurden, wo ein Schiff vorbei fuhr. Nur der Weg in die Hafenbecken vieler Stationen war von den ausgestorbenen Erbauern der Anlagen als Tauchstrecke ausgeführt worden, daher fanden sich im Bug der Tauchboote starke Scheinwerfer, um das klare Wasser zu durchdringen. Hier, in der großen Grotte des alten Adh'Chwah'Lanthais führte die Fahrt von der Kanalröhre bis in den Hafen über dem Wasserspiegel. Die DULFIN glitt langsam von einem Becken in das nächste, bis sie im innersten Ring an der zentralen Insel vor Anker ging.

„Seid uns hier im großen Tempel willkommen, Lehrer, große Mutter!", intonierte ihre für den Empfang unbekleidete Vertreterin hier im Zentrum der Macht und sank mit kerzengerade aufgerichtetem Oberkörper auf ein Knie. Fatiha war eine 34-jährige Targia, hochgewachsen und langbeinig. Die Bezeichnung ‚knabenhaft schlank' wäre allerdings ein Kompliment gewesen, denn man konnte sie schon beinahe dürr nennen. Trotz aller Hagerkeit war jedoch ihr langes Gesicht, von seidigen Locken umgeben, durchaus hübsch zu nennen.

„Danke, Fatiha!“ Yohannes trat nach vor, zeichnete mit dem rechten Daumen den hebräischen Buchstaben ‚Nun‘ für ‚der Gesandte‘ auf ihr Brustbein und ein ‚Resch‘ für Lehrer auf ihre Stirn. Dann hob er sie auf, zog sie an seine breite Brust und küsste sie. Keine trockene, kurze Berührung der Lippen, sondern tief und innig.

„Eure Gemächer sind bereit“, erklärte die Targia, nachdem Yohannes und sie sich voneinander gelöst hatten. „Kommt mit, Yussuf und Benjamin werden sich um das Gepäck kümmern.“

*

Bayern

Das Märchenschloss des Königs von Bayern lag nicht nur in einer idyllischen Lage am Alpsee, es war auch selbst als Idylle gedacht. Im königlichen Maßstab gedacht, natürlich. Gigantisch im Stil der sogenannten ‚deutschen‘ oder ‚Rheinromantik‘ – von lästernden Zungen gerne auch Zuckerbäckerstil genannt – auf der beinahe unzugänglichen Höhe des nun Schwanstein genannten Felsens erbaut. Als romantischere Wartburg, mit Elementen aller anderen wichtigen Burgen am Rhein und der Donau. Allerdings gab es in diesem Gebäude Dinge, von denen die Besitzer der als Vorbild dienenden Burgen nur träumen hätten können. Eine zentrale Dampfheizung etwa, welche selbst im Winter die Räume angenehm warm hielt, große, gut isolierte Fenster, welche helles Sonnenlicht in die Räumlichkeiten ließen, fließendes Warm- und Kaltwasser sowie ein mit Wasser gespülter Abtritt in jedem Gästeraum, ein gut versteckter Aufzug, welcher die Etagen miteinander verband und dem Personal beim Transport des recht umfangreichen Gepäcks der geladenen gekrönten Gäste und ihrer Entourage sehr half.

Am Mittwoch, dem 12. und Donnerstag, dem 13. Juni waren die Gäste zum Ball in einem genau choreographierten Ballett eingetroffen. Zuerst natürlich, als Gastgeber, die Regentin der Donaumonarchien, Helene mit ihrem Sohn Franz Rudolph Karl Joseph und dessen Hofdame Louise von Lipperth sowie natürlich dem wichtigsten Ehrengast, der Prinzessin Valerie Theresa Charlotte Elisabeth und deren älterer Schwester Maria Sophia Ludovika. Eine Stunde später war die AIGLE an den Terminal geschwebt und hatte Kaiser Napoleon IV. und seine Gattin Roxane Solange sowie ihren Sohn Franz Ludwig entlassen. Als drittes waren der Zar Wladimir Alexandrowitsch mit Gattin Venla Rintakuvanen, der Schwester des finnischen Monarchen und dessen Bruder Pawel mit seiner Gemahlin Elisabeth Anna, einer Schwester der Braut eingetroffen, der deutsche Kaiser Wilhelm II und seine Gattin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg kamen als nächste. Die britische Queen Victoria ließ sich aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters von 70 Jahren entschuldigen, ein Ball wäre nichts mehr für sie. Aber sie entsende zum Zeichen ihres Respektes ihren Sohn Eduard, den Thronfolger. Dona Inês de Coburg-Braganza, seit dem Tod ihres Vaters Dom Luis I. im Jahre 1883 Königin von Portugal und Don Juan de Coburg-Braganza, König von Spanien und ein Cousin ersten Grades von Dona Inês, trafen gemeinsam mit einem Luftschiff ein, ebenso der skandinavische Prins-ett-År, der Fürst für ein Jahr mit den Königen von Norwegen, Schweden, Finnland, Dänemark und Island als Vertreter der Nordisk Liga.

Selbstverständlich hatte man alle Monarchen und Fürsten Europas zur großen Verlobung eingeladen. Einladen müssen! Aber nur wer wenigstens eine Königskrone trug oder doch zumindest wie Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha Thronfolger eines Königs oder Kaisers war, hatte sein Quartier im Schloss erhalten. Alle anderen wurden wohl oder übel in Hohenschwangau, einem beliebten Urlaubsort am Alpsee mit seinen vielen luxuriös ausgestatteten Hotels untergebracht und mussten Abends mit der Seilbahn den Ball aufsuchen.

Nichtadelige und ungeladene Begleiter der hohen Herrschaften wie zum Beispiel Madame Madelaine de Carteille und auch Mademoiselle Colette, die Mätresse des französischen Kaiser mussten mit einer Unterkunft in Füssen am Lech, etwa vier Kilometer vom Schloss entfernt, vorlieb nehmen. Die üblichen Bewunderer und Gaffer mussten in Halblech und in Rieden am Forggensee Halt machen, Straßensperren aus Sandsäcken und Schlagbäumen versperrten die Straßen. Dahinter standen die vierachsigen Husaren der k.u.k. Dragoner mit feuerbereiten Maxim- oder Schwarzlose-Maschinegewehren bereit, jeden gnadenlos unter Feuer zu nehmen, der diese Sperre ignorieren wollte. Kavallerie auf vaporidbetriebenen Dreirädern und Dragoner in schnellen Windhunden patrouillierten in dem Gebiet zwischen dem Schloss und den Straßensperren, über der Gegend hingen einige Luftschiffe, deren Besatzungen den Boden unter Beobachtung hatten. Außerdem hatte der Fürst von Hametten fünf Werwölfe zum Schutz der allerhöchsten Familien gewinnen können, sodass die Gäste im Schloss, das ohne die Seilbahn ohnehin nur extrem schwer erreichbar war, als ziemlich sicher gelten konnten.

Allerdings wollte die Regentin Helene das Volk nicht zu sehr enttäuschen und vor den Kopf stoßen. So waren am Anlegesteg in Rieden einige Audienzen von Vertretern diverser wichtiger bürgerlicher Organisationen ebenso vorgesehen, wie am Sonntag eine Schiffsfahrt rund um den Forggensee, von dessen Ufer das Volk dem Brautpaar zujubeln konnte. Zu diesem Zweck hatte man den Ausflugsdampfer CARL VON LINDE geschmückt und mit einer kleinen erhöhten Plattform versehen, welchen den sonst üblichen Balkon ersetzen sollte. Schon seit Montag arbeiteten dort Handwerker an Tribünen und kleinen Garküchen in der Nähe des Seeufers. Einige Personen hatten von den Besitzern am Ufer des Stausees die Erlaubnis eingeholt, ihre Zelte aufschlagen zu dürfen, und je näher der Sonntag rückte, desto voller wurde das Gelände.

*

„Majestäten!“ Das junge, vielleicht fünf Jahre alte Mädchen knickste aufgeregt mit gesenktem Kopf vor dem Brautpaar und hielt den Blumenstrauß ungefähr in die Richtung von Valerie Theresia und François Louis, während ihr Vater im Auftrag der bayrischen Rettungs- und Feuerwehrgesellschaft in ein dreifaches Hoch ausbrach. Lächelnd ging Valerie in ihrer marineblauen, luftigen Kreation von Madame Amelie Gunkel aus Wien einen Schritt nach vor, beugte sich hinunter und nahm dem Mädchen den Strauß aus der Hand. Den zwanzigsten, und es würden heute wohl noch mehr als hundert dazukommen.

„Der ist ja ein besonders schöner Strauß“, lobte Valerie. „Der bekommt einen Ehrenplatz. Danke. Wie heißt Du denn?“

„Su… Susanne Loiblspuchner, Ma.. Majestät“, stotterte das Mäderl.

„Der Papa und die Mama sagen aber ganz sicher Susi zu Dir, gelt!“

„Jå, eh, ålle sågans Susi, åber der Herr Papa håt hålt g’sågt, Susi, håt er zu mia g’sågt, du musst heite Susanne såg’n, wånn di wer frågert, wies du haast, tschuldigens bitte, gnädiges Fräulein Prinzessin.“

„Tuat nix, Susi. Dank dir noch einmal schön. Willst mir vielleicht noch ein Busserl auf die Wangen geb’n? Das ich möglichst viel Glück hab‘ mit dem Franzl da hint!“

Susanne nickte eifrig, und Valerie hielt ihr die linke Backe hin. Ein schneller Schmatz, und Susanne war ganz schnell hinter den Beinen ihres stolzen Vaters verschwunden, der sich nun unter vielen Verbeugungen verabschiedete. Valerie reichte den Blumenstrauß einem Diener.

„Stellen Sie die fürs erste in einer Vase vorne hin. Wer ist denn der nächste?“

„Paul Kovářčik, der Zunftmeister der Sensen- und Messerschmiede der Donaumonarchien, Hoheit.“

„Also los!“ Sie nahm wieder ihren Platz neben François Louis ein. Als der bärenstarke Schmied die Treppe erklomm und sich verbeugte, strahlte Valeries Lächeln zur Begrüßung auf. Kovářčik stellte eine schwere Kiste vor sich auf den Boden und öffnete den Deckel. Selbstverständlich hatten die Soldaten alles durchsucht, ehe sie jemand passieren ließen, aber bei solch einem Behältnis musste der Oberstleutnant der Wache, welcher mit auf dem Podest stand, trocken schlucken. Paul nickte ihm beruhigend zu, dann nahm er einen kleinen Amboss aus der Truhe, an welchem an einem Lederband ein dazu passendes Hämmerchen hing.

„Wir Schmiede waren einstmals, vor ewigen Zeiten, heilige Männer, die Trauungen am Amboss vornahmen und den Bund der Eheleute mit einem Schlag des Hammers auf denselben besiegelten“, erklärte er in akzentfreiem Deutsch. „Das ist aber lange her, und heute sind andere Leute dafür zuständig. Trotzdem möchte ich den Hoheiten als Erinnerung an diesen Tag einen kleinen Amboss schenken. Und natürlich den Hammer dazu.“

„Wir Gallier `atten ein ähnlisch Sitt!“ François Louis trug wieder die Uniform eines Oberst der Pariser Garden und trat nun nach vorne. „Sudem glaube isch, dass man wohl `aben kann nie genug von der Glück! Isch danke Ihnen und Ihrer Sunft, Meister!“ Für den Franzosen war es kein großes Problem, mit dem Meister zu parlieren, denn seit dem Theresianischen Zeitalter im 18. Jahrhundert, benannt selbstverständlich nach Maria Theresia, hatte das am Wiener Kaiserhof gesprochene Deutsch allmählich das Französische als die Sprache an den Höfen Europas und unter den Diplomaten abgelöst. Daran hatte auch der Höhenflug Frankreichs unter dem Aigle Napoleon I. nichts mehr ändern können. Nur den Akzent hatte der Franzose nicht ganz unterdrücken können.

*

Auch wenn seine Majestät Franz Rudolph Karl Joseph, Kronprinz der Vereinigten Donaumonarchien, von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Österreich bei einigen zeremoniellen Auftritten anlässlich der Empfänge und Bälle anwesend sein musste, so war er doch auch erst 14 Jahre alt. Und auch als Thronfolger blieb es ihm nun einmal nicht erspart, sich Bildung und Wissen anzueignen. Dabei waren sein Hauslehrer Major Konrad Wunder und sein Sportlehrer Hauptmann Moritz Goldstern ebenso stets an seiner Seite wie Louise Freifrau von Lipperth. Der Freiherr von Wunder war ein großer, aber schmächtiger Mann, er trug einen dünnen Oberlippenbart und das Haar streng zurück gekämmt. Er war stark weitsichtig, weshalb in der Brusttasche seines Sakkos stets ein Kneifer an einer Kordel hing. Ohne Rock und Krawatte hatte ihn außer seiner engsten Familie noch nie jemand gesehen, und er wirkte immer ein wenig, als hätte einen Stock verschluckt. Böse Zungen tratschten, dass er selbst Anna Margarethe, Freifrau von Wunder, in der gleichen Aufmachung und Haltung im ehelichen Schlafgemach besuchen würde.

Am Vormittag des 14. Juni 1889 hatte er die Gondel zum Schloss hinauf bestiegen und schlenderte nun, noch einmal eine Notiz studierend, den Flur zu den Gemächern seines kaiserlichen Zöglings entlang. Ein Blick auf die Uhr, es war etwa acht Minuten vor dreiviertel neun, vielleicht noch eine Minute mehr. Das war gut, denn um neun Uhr sollte der Unterricht beginnen, im Salon des Prinzen, der mit einigen Lehrmaterialien ausgestattet war. Der Lehrer öffnete die Tür und erstarrte. Aus dem Nebenraum klang die leicht atemlose Stimme der Freifrau von Lipperth.

„Noch nicht, Hoheit, noch ein bisserl so weitermachen! Ich weiß schooon, für Männer ist so ein Vorspiel nicht wiiichtig, aber wenn‘S eine Frau zufrieden

stellen woll'n, ist's unbediiingt nötig! Noch ein bisserl! Den Daumen ein wengerl hö-höher an-ansetzen! Ja, ja, genau – genau so machens es gu-ut"

„Aber wir hab'n doch nur mehr zwanzig Minut'n Zeit, Louise. Dann beginnt mein Unterricht beim Wunder!" Die Stimme von Franz Rudolf klang drängend.

„Na gut, kommens halt jetzt hee-er!"

Wunder riskierte einen Blick durch den Türspalt und lächelte still vor sich hin. Der Unterricht begann für den Prinzen heute früher als gedacht und mit einem anderen Fach, obwohl es wohl kaum die erste Unterrichtseinheit dieser Art war. Der Lehrer zweifelte nicht an der Wichtigkeit einer gediegenen Ausbildung auf diesem Gebiet, er hätte sich diese nur für alle jungen Leute gewünscht. Ohne praktische Erfahrung in sexuellen Dingen in die Ehe zu gehen war der Traum der Kirche, aber die Pannen zu Beginn … Ein langgezogenes Stöhnen aus dem Schlafzimmer schreckte ihn aus seinen Gedanken, und er setzte sich rasch auf einen Sessel neben dem Tisch, auf dem das Frühstück des Prinzen auf diesen ebenso wartete wie ein Kännchen Kaffee für ihn. Er vertiefte sich wieder in seine Notizen, bis er die Tür aufgehen hörte. Louise von Lipperth kam, noch ihr langes Haar ordnend, aus dem Schlafgemach und schritt auf den Frühstückstisch zu. Sie war mittelgroß, schlank und mit kleinen, aber hübschen Rundungen ausgestattet, ihr blauer Rock und ihre rote Bluse in waren einfach, aber apart geschnitten.



„Guten Morgen, Herr Major“, begrüßte sie den Lehrer mit einem Lächeln.

„Auch Ihnen, Freifrau. Darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten?“

„Gerne, danke“, akzeptierte sie. „Seine Hoheit wird sich sofort zu uns gesellen. Sie sind heute früh dran?“

„Ich muss um Entschuldigung bitten, ja. Ich legte den Weg schneller zurück, als ich dachte. Ich hoffe, Sie verzeihen mir?“

„Ach was, jeder bei Hof weiß doch, was meine Aufgabe hier ist. Und warum ich zur Freifrau erhoben wurde.“

„Und es ist eine sehr wichtige Aufgabe, verehrte Freifrau. Meinen Respekt haben Sie.“

„Guten Morgen, Louise, Wunder“, klang in diesem Moment die helle Stimme von Franz Rudolph von Schlafzimmertür auf. Louise und Konrad erhoben sich, und während sie in einen tiefen Hofknicks sank, verneigte er sich.

„Guten Morgen, Majestät“, antworteten beide, und auch der Prinz nahm am Frühstückstisch Platz.

„Setzen Sie sich doch bitte wieder“, winkte Franz Rudolf. Er wirkte bereits ziemlich reif für sein Alter, sein Benehmen war tadellos, seine knabenhalt helle Stimme ruhig. Nur ab und zu kündigte sich der Stimmbruch bereits mit einem Wechsel in der Tonlage an, es gab keinen Zweifel, Franz Rudolph stand an der Schwelle vom Knaben zum Mann. Sein Verhalten war unbefangen, und wenn er eine Befürchtung hegte, dass der Major seine morgendliche amouröse Aktivität bemerkt haben könnte, ließ er es sich nicht anmerken. „Greifen‘S doch bitte auch zu, die Küche tischt immer für eine ganze Kompanie auf“, forderte er Hofdame und Lehrer auf. „Und wenn’s mir noch so gut schmeckt, die Mengen bring ich im Leben nicht weg.“

„Danke, Hoheit. Und dann sollten wir uns heute ein wenig über die höheren Winkelfunktionen unterhalten!“

„Das heißt, Sie werd’n heut Vormittag eine Menge red‘n und ich gut aufpass’n, Major?“ Franz Rudolph machte sich über eine Portion Rührei mit Schinken her. Dazu griff er zu einem noch ofenwarmen Semmerl.

„Nicht nur, Hoheit“, lachte der Lehrer. „Aber ja, ein Fach, in welchem Sie noch einige Male zuerst einmal zuhören müssen!“

„Dann fangen wir von mir aus an, ich bin soweit. Auch wenn ich noch ein bisserl ess!“

Um elf Uhr, der Thronfolger berechnete eben die Flugbahn eines schweren Artilleriegeschosses, klopfte Hauptmann Moritz Goldstern an Tür des Salons, ehe er eintrat. Der Hauptmann war klein und drahtig, und man konnte ihn leicht unterschätzen. Er hatte seine Ausbildung bei den Uhus erhalten, jenen

Elitesoldaten Österreichs, die es überhaupt nicht gab. Dabei hatte er sich in Keiko Masikari verliebt, die Tochter eines der Ausbildner, und sie hatte Gefallen an dem schmächtigen Bürschlein gefunden. Ein Grund für Yoshi Masikari Sama, Moritz noch härter zu behandeln, seine Tochter war doch nicht für irgend einen daher gelaufenen Versager bestimmt. Moritz biss sich irgendwie durch und wurde einer der Besten des Lehrganges, erhielt sein Offizierspatent und die Hand Keikos, und sein direkter Rivale um die Gunst der schönen Japanerin, Jiri Smetana, musste sich mit dem Patent begnügen. Vor acht Jahren, der Thronfolger war eben sechs Jahre alt geworden, bekam Moritz seinen Marschbefehl nach Schönbrunn. Gemeinsam mit seiner Frau sollte er Franz Rudolphs körperliche Ausbildung übernehmen.

„Hoheit, es ist Zeit für ein wenig Sport und Bewegung“, forderte er Franz Rudolph auf.

„Sehr erfreulich, Hauptmann!“ Die Augen des Thronfolgers leuchteten auf. „Major Wunder?“

„Gehen Sie nur, Hoheit. Die Flugbahn können wir morgen weiter berechnen. Am Nachmittag werden wir uns ein wenig mit Strategie und Taktik beschäftigen.“

„Sehr gut, da komme ich wenigstens auch mal zu Wort und muss nicht schweigend rechnen. Gehen wir, Hauptmann. Au revoir, Louise, Major!“

Nebeneinander gingen Prinz und Hauptmann die Treppen hinab, in den offiziellen Kellerräumen war bereits von König Ludwig ein großzügiger Sportsaal und einige kleinere Trainingsräume eingerichtet worden. Oft, wenn nachts das Schloss von allen menschlichen Besuchern verlassen war, hallten in diesem Saal die Rufen einer Gruppe Personen und das Klatschen von Leder auf Holz oder Fleisch. Auch Vampire hatten ein wenig Spaß an verschiedenen Ballspielen, und so nutzten sie den Saal durchaus.

„Bitte, Hoheit.“ Hauptmann Goldstern hielt seinem Schützlinge die Tür auf. „Wie wäre es zu Beginn mit einer Partie Tennis? Es soll doch der Spaß am Sport nicht zu kurz kommen!“

„Aber ja, gerne!“, rief Franz Rudolph laut, dann setzte er etwas ruhiger mit der etwas näselnden und sehr hochmütigen Stimme einer am Hof bekannten Gräfin noch hinzu. „Es würd‘ mir sehr konvenieren, Herr Hauptmann. Sei‘n Sie vielmals bedankt!“ Goldstern musste lächeln, dann aber schüttelte er tadelnd den Kopf.

„So gelungen Ihre Parodie der Gräfin Mitternoch auch ist, Hoheit, es ist doch äußerst despektierlich!“

„Ach, ich werd‘ schon nicht in der Öffentlichkeit damit hausieren gehen, Hauptmann.“ Der Prinz legte seinen Rock ab und hing ihn an einen Sessel, dann krempelte er die Ärmel hoch. „Und wenn ich nicht bei Ihnen, Ihrer Gattin, Louise von Lipperth und Major Wunder einen kleinen Witz machen kann, bei wem denn dann?“

„Nun …“ Goldstern zögerte und legte ebenfalls die Uniformjacke ab, dann nickte er. „Sie ehren mich mit Ihrem Vertrauen ungemein, Hoheit. Ich danke Ihnen!“

„Dann kommen Sie, Hauptmann.“ Franz Rudolph nahm einen Schläger aus dem Koffer, den der Offizier mitgebracht hatte und drehte ihn in beiden Händen.

„Aber gerne, Hoheit!“ Auch Goldstern nahm sich ein Rakett, ergriff einen der modernen Bälle aus Gummi von Goodyear und ließ ihn noch zwei, dreimal aufspringen, ehe er mit Kraft aufschlug. Franz Rudolph retournierte mit einer Rückhand und einem raffinierten Spin, welcher den Schlag des Hauptmanns in einen hohen Lob verwandelte. Den folgenden Schmetterball des Prinzen vermochte er in einen Angriffsball verwandeln, der Franz Rudolph durchaus in

Bedrängnis brachte. Beide waren sehr gute Spieler mit schnellen Reflexen, die einander nichts schenken.

*

Als Kanzler des Deutschen Kaiserreiches hatte Otto Fürst von Bismarck-Schönhausen mit seiner ehelich Angetrauten, Frau Johanna Friederike Charlotte Dorothea Eleonore, geborene Puttkammer, seinen Kaiser selbstverständlich nach Bayern begleitet. Aber ohne eigenes Reich hatte er kein Quartier im Schloss selbst, sondern in Hochschwangau erhalten, eine zwar kleine, aber luxuriöse Villa am Ortsrand, mit Blick auf den See. Sisi, die Cousine des Bayrischen Königs, hatte sich hier einmal ein kleines Anwesen errichten lassen, es aber kaum jemals besucht. Genau genommen noch nie, denn obwohl sie derzeit in Bayern anwesend war, wohnte sie als Tante der Braut natürlich oben im Schloss. Otto Eduard Leopold, der Fürst von Bismarck hatte am Freitag 14. Juni 1889, also dem Vorabend des großen Verlobungsballes, mit seiner Gattin köstlich zu Abend gespeist, dazu einige Gläser des hervorragenden bayrischen Bieres getrunken und Johanna Friederike danach in ihr Gemach begleitet. Die 42 Jahre alte Fürstin hielt viel von der Erfüllung aller ehelicher Pflichten, so wie es die evangelisch-pastorale Kirche, der sie angehörte, regelmäßig predigte. Und mit 74 fühlte sich der tatkräftige Fürst dazu auch durchaus noch in der Lage dazu. Drei Kinder hatte Johanna Friederike ihm bereits geschenkt, eine Tochter und zwei Söhne. Nun, wenn Gott es so gefiel, würden es eben vier werden! Danach hatte sich Fürst Otto in seine eigenen Räume zurück gezogen, um noch ein wenig zu arbeiten und einige Akten hervor geholt, welche er aufmerksam studierte. Er vermeinte plötzlich einen leisen Luftzug wahrzunehmen, drehte sich um und wollte aufspringen.

„Majestät!“ Ein massiver Eichentisch behinderte seine Bewegung, ein Tisch, der eben noch nicht da gewesen war, ebenso die dunkle Vertäfelung und der Leuchter

hinter seinem Kaiser, der diesen Tisch hell erleuchtete, ohne die Personen ringsum zu blenden.

„Entschuldigen‘s bitt‘schön die ein bisserl ungewöhnliche Art, Sie zu uns zu bitten, Fürst von Bismarck“, begann ein vierzigjähriger, sportlicher Mann die Unterhaltung. Bismarck musterte ihn eindringlich, dann nickte er.

„Ein Geheimgang?“

„Natürlich. Es ist Ihnen ja wohl bewusst, dass Ihre Villa von einigen Agent‘n beobachtet wird, welche mit den Gäst‘n ang‘reist sind? Als Diener, Mätressen, Wachpersonal oder ähnliches.“

„Selbstverständlich!“

„Umso mehr, als einige Herren und Damen in Ihrer Begleitung ebenfalls so ihre Aufträge hab’n dürften, nicht war, Fürst von Bismarck?“

„Aber ja, sicher“, musste selbst der sonst so ernste Bismarck grinsen. „Also, Fürst zu Hametten, was haben Sie uns zu sagen?“

„Nichts Gutes, fürcht‘ ich!“ Heinrich zu Hametten reichte sowohl dem deutschen Kaiser als auch seinem Kanzler ein ausführliches Dossier. „Zu Beginn haben wir noch gedacht, es wären da ein paar religiöse Spinner am Werk, Fanatiker, die halt in Europa ein bisserl Unruhe stiften und Kämpfer für ihren heiligen Krieg rekrutieren wollen. Lästig, aber schnell zu erledigen. Aber wir hab’n dann feststellen müssen, dass die Organisation weit über das hinausgeht, das wir bisher als ‚Goldenen Frühling‘ kennen g‘lernt hab‘n. Es steh‘n noch ganz andere Leut‘ hinter den Prostituierten, welche die spiritistischen Zirkel und die Puffs als Vorfeldorganisationen geleitet hab‘n. Am Anfang hat es noch so ausgesehen, als ob man in diesen exclusiven Freudenhäusern nur Personen in hohen Ämtern oder

mit wichtigem Wissen korrumpieren und zur Mitarbeit beweg‘n wollt‘, das war aber nur zur Hälfte richtig. Es muss noch eine übergeordnete Organisation geben, einen inneren Zirkel, wenn Sie so woll‘n, deren Einfluss schon vorher in höhere Kreise gereicht hat.“

„Soweit waren wir doch schon, Hametten.“ Wilhelm II zwirbelte seinen Bart nach oben. „Prinzessin Antonia Helene hat uns ja gerade deshalb bereits in Wilhelmshaven aufgesucht.“

„Das ist korrekt, Majestät.“ Hametten nickte ruhig. „Mittlerweile gibt es einige beunruhigende Neuigkeiten. So wurde im vorigen Monat ein Anschlag auf ihre Majestät, die Regentin verübt.“

„Ein Frauenhasser“, wiegelte Wilhelm ab. „Und jemand, dem der soziale Reformkurs in den Donaumonarchien zu schnell ging! Und zu weit!“

„Das ist soweit schon richtig. Aber irgend jemand hat ihm eine Waff‘n mit dieser Munition da in die Hand drückt!“ Hametten legte eine Patrone mit dem Tigers-Claw-Geschoss auf den Tisch. „Es schält sich beim Aufprall wie eine Banane auf und hinterlasst ganz furchtbare Wunden. Derzeit noch sehr selten und extrem teuer. Wie aber kommt ein verarmter Adeliger an eine solche englische Luxusmunition?“

„Ich muss dem Fürst zu Hametten zustimmen“, mischte sich ein hagerer, älterer Mann in das Gespräch. „Irgend jemand möchte zumindest Europa und seine Überseegebiete kräftig destabilisieren!“

„Das ist nicht zu übersehen, Herr Kanzler“, nickte Bismarck dem Sozialisten Robert Čermak zu.

„Dann, meine Herren, sollten wir unsere Karten auf den Tisch legen“, forderte Helene die Anwesenden auf. „Denn Chaos wünschen wir uns, wie ich glaube, beide nicht.“

„Ich stimme zu, Majestät“, bekannte Bismarck. „Bisher sind unsere beiden Länder mit der Koalition recht gut gefahren. Und ein wenig Einfluss auf Frankreich wäre nicht von Schaden. Aber wird Valerie Theresia stark genug sein, um in Paris hinreichend ausgleichend wirken zu können?“

„Ich hoffe es, Bismarck, ich hoffe es sehr.“ Helene breitete ihre Arme aus. „Ich habe meine Töchter zu unabhängigen, willensstarken und hoffentlich auch intelligenten Frauen erzogen. Also hoffe ich, dass sie Frankreich eine Zeit lang an die Leine legen kann und der Frieden zumindest in Europa noch andauert.“

„Das wäre wünschenswert“, bekräftigte Bismarck. „In Asien hat ja ein neuer Waffengang bereits begonnen, in Afrika gibt es immer Zankäpfel und in den Amerikas – lassen wir das jetzt. Sprechen wir weiter über das nahe liegende.“ Die Konferenz dauerte noch mehr als eine Stunde, bis alle Informationen ausgetauscht waren. Dann traten zwei beinahe geisterhaft bleiche Frauen in den Raum.

„Majestät, Fürst von Bismarck, die Damen werden Euch wieder in Eure Gemächer bringen. Ich bitte um Verständnis, dass Ihr Euch an den Weg nicht erinnern werdet.“

„Ich verstehe!“ Der Fürst überlegte nur kurz, dann hob er das Gesicht und sah direkt in Jeanettes Augen, welche langsam ihre Farbe veränderten.

„Gehen wir, Fürst!“ Sie nahm den angebotenen Arm und führte Bismarck hinaus.

*

Otto Eduard Leopold Fürst von Bismarck und Schönhausen erwachte in seinem Bett und versuchte den seltsamen Traum wieder abzuschütteln, den er diese Nacht hatte. Ein plötzliches Aufwachen an einem fremden Ort, Vampire, geheime unterirdische Gänge, eine Konferenz mit dem Kanzler, dem obersten Sicherheitsminister und der Regentin Österreichs einerseits und seinem Kaiser und ihm auf der anderen. Die Einigung. Er stieg aus dem Bett, tapste ins Badezimmer und spulte dort seine morgendliche Routine ab. Dann ging er in das Arbeitszimmer der von ihm bewohnten Villa. Sein Blick fiel auf eine schmucklose rote Mappe, welche fein säuberlich in der Mitte der Schreibtischplatte ruhte. Seine Augen weiteten sich und er ließ sich schnaufend auf seinen Sessel fallen. Die Details dieser Nacht stürmten wieder in seine Erinnerung, nur der Weg in das Schloss und wieder zurück blieben im Dunkel.

*

„Und ihr zwei habt die ganze Nacht die Eingänge des Hauses im Auge behalten?“ Madelaine de Carteille blätterte durch die Berichte ihrer Anhänger, welche sie als Diener begleitet hatten. Als spirituelle Beraterin der französischen Kaiserin hatte sie immerhin ein eigenes Appartement in Hochschwangau zugewiesen bekommen.

„Pierre war an der Rückseite und ich selber habe die Vorderseite im Auge behalten, Madame“, berichtete Noël Colbert. „Er hätte sich unmöglich aus dem Haus schleichen können.“

„Und wir konnten trotz der Gardinen eine Menge beobachten“, fügte Pierre Gracin hinzu. „Und ich sage ihnen, Madame, wenn ich in seinem Alter noch so fit bin, will ich zufrieden sein.“

„Nachdem er bei der Gräfin hinten im Schlafzimmer war, ist er in sein Arbeitszimmer gegangen, und da hatte ich immer seine Silhouette im Auge“,

berichtete Noël weiter. „Einmal kam eine weibliche Gestalt in den Raum und hat ihm etwas zu trinken gebracht, dann ist er einmal im Bad verschwunden. Nachher hat er noch ein wenig weitergemacht und ist zu Bett gegangen."

„Na schön. Es ist auch sonst niemand aufgetaucht?"

„Nein, Madame, niemand!"

*

Am nächsten Abend war dann das große Ereignis. Am Samstag, dem 15. Juni 1889 fand der große Ball anlässlich der Verlobung der Erzherzogin Valerie Theresa Charlotte Elisabeth, Prinzessin der Vereinigten Donaumonarchien und François Louis Jean Napoleon Bonaparte, dem Dauphin von Frankreich statt. Der große Ballsaal von Neuschwanstein, von Ludwig II. auf zwei Ebenen, die mit breiten Treppen verbunden waren, erträumt und von Eduard Riedl umgesetzt, strahlte im Glanz unzähliger elektrischer Lüster und prunkvoller Roben. Madame Gunkel, welche das für seine Innovationen in der Kleidung berühmte Geschäft ihres Vaters Joseph Gunkel am Graben mit großem Erfolg weiterführte, hatte die blaue Offiziersuniform des Pariser Garderegiments Nummer 2 mit roten und goldenen Applikationen als Vorbild genommen und der Prinzessin eine fließende Robe in ähnlicher Optik hergestellt. Die roten Ärmelaufschläge wurden durch lange Handschuhe ersetzt, der hohe Kragen durch ein Halsband aus roter Seide mit einer Schließe aus drei goldenen und zwei silbernen Streifen, nachempfunden den Abzeichen eines Lieutenant-Colonel. Der Eindruck dieses bis zu den Knöcheln reichenden Kleides an der groß gewachsenen, schlanken Prinzessin war atemberaubend, ein Hauch militärischer Erotik, ohne aufdringlich zu sein.

„Meine Liebe, du siehst `eute Abend ganz besonders reizend aus!" François hatte seine Braut im Arm und schwenkte sie zum 4/8-Takt des ganz modernen Tango über den Tanzboden.

„Schmeichler“, lachte Valerie. „Aber sprich nur weiter, so etwas hört jede Frau gerne!“

„Nün, da es für ünsere Verbindüng eigentlisch völlig egal ist, ob isch dir schmeischle oder nischt, kannst du es mir rühig glauben“, erklärte der Dauphin und drückte Valerie Theresa stärker an sich, als er zu einer gewagten Figur ansetzte. Dieser Tanzstil war ganz nach dem Geschmack der Erzherzogin, deren geschlitztes Kleid dabei ziemlich viel erfreulich geformtes Bein zeigte.

„Das wäre ja etwas ganz Neues!“ Valerie hakte ihr rechtes Bein um das linke des Dauphin, lehnte sich kurz zurück, nur um danach ruckartig wieder vollen Körperkontakt zu suchen und ihrem Verlobten tief in die Augen zu sehen. „Wo kämen wir Frauen denn hin, wenn wir den Männern alles glauben wollten!“



„Also, so wie diese zwei tanzen!“ Die wohlgeformte weißblonde Venla Rintakuvanen, Ehefrau des Zaren Wladimir III. Alexandrowitsch ließ lächelnd ihren Fächer aufklappen! „Da wird einem doch vom Zusehen schon ganz heiß!“

„Ja, da scheint die Luft zwischen ihnen zu knistern!“ Auch Auguste Viktoria, Kaiserin der Deutschen, fächelte sich mit Hingabe Luft zu. „Ich hätte nicht

erwartet, dass der Dauphin seine Verlobung mit solcher Freude und Hingabe feiert. Er war doch früher eher für einen – sagen wir, sehr lockeren Lebensstil bekannt!“

„Höflich ausgedrückt!“ Ilvi Aada von Jalokivi, die Gattin des finnischen Königs und Mutter der Zarin von Russland, hielt sich trotz ihres Alters noch kerzengerade und gab ihrer Missbilligung des prinzlichen Lebenswandels deutlich Ausdruck. „Sehr höflich. Und ich glaube auch nicht wirklich, dass er das nach der Hochzeit ändern wird!“

„Allerdings erzählt man sich auch von den österreichischen Prinzessinnen so einige Anekdoten“, schmunzelte Ava Eriksdottir frá Kukuihaele. Die Mischung aus polynesischen und isländischen Genen hatte der hawaiianischen Gemahlin des norwegischen Königs einen durchaus aparten Gesichtsschnitt verliehen. „Nun, ich kann es ja verstehen, vor meiner Ehe war ich ja auch kein Kind von Traurigkeit. Und Prinzessin Valerie ist – wie alt? Ich glaube, sechsundzwanzig. Warum sollte sie denn da noch Jungfrau sein?“

„Ich ging seinerzeit unberührt in die Ehe“, betonte Ilvi Aada.

„Ich auch, aber das waren bei uns beiden noch die Dreißiger-Jahre, meine Liebe!“ Svenja Kudrun von Schweden, eine leicht mollige, kleine Frau, schüttelte den Kopf. „Heute schreiben wir beinahe schon die Neunziger. Fünfzig Jahren, Ilvi, damals galt sogar der Walzer noch als ungeheuer skandalöser Tanz. Die Zeiten haben sich eben sehr geändert.“

„Und glaubst du wirklich, dass du etwas versäumt hast, weil du vor der Ehe nicht …?“, wollte die finnische Königin mit finsterem Blick wissen.

„Ich denke, mit ein wenig Erfahrung von beiden Seiten hätten wir gewusst, was wo hin gehört und wie. Dann wären die ersten Nächte ganz sicher um einiges

vergnüglicher für uns gewesen. Aber wir haben es halt im Laufe der Zeit auch so irgendwie gelernt. Versäumt – vielleicht, ja, ein wenig. Aber im Endeffekt hatte ich mit Tjorge eine gute Zeit! Ich kann und möchte mich nicht beschweren. Er war und ist ein guter Mann. Ja, Fürst Hametten?“

„Wenn es Euer Majestäten konveniert, dürfte ich Ihre Hoheit, die Zarin um den nächsten Tanz bitten?“

„Nun, warum denn nicht, Fürst? Aber nur, wenn es wieder ein Walzer ist. Ich fürchte, diesen Tango beherrsche ich noch nicht so recht!“

Der Tango endete mit einem stakkatoartigen Gitarrensolo, das eher an den spanischen Flamenco erinnerte, und François verbeugte sich vollendet vor seiner Braut.

„Ich denke, jetzt ist es nach dem Protokoll wohl am Vater des Bräutigams, mit der Braut zu tanzen.“ Valerie Theresia und François nahmen vom Tablett eines der umhereilenden Diener je ein Glas Champagner.

„Alle Achtung, ein Moët.“ Der Dauphin seufzte zufrieden. „Den bekomme isch schon zü `Ause viel zü selten! Aber komm, isch bringe disch zu meinen Eltern. Offiziell vorgestellt seid ihr einander doch schon, oder?“

„In Schönbrunn“, nickte Valerie. „Während des ‚Kennenlernballes‘.“ Die Prinzessin hakte sich beim Dauphin unter und winkte einem Fürsten zu, der sich vor ihr verbeugte. „Schön, dass Sie kommen konnten, Alspach!“

„Zu gütig, Hoheit“

„Dort sind meine Eltern, Valerie. Und isch fürschte, isch müss dir vorstellen auch die Vertraute meiner Mütter.“

„Ach? Die hübsche Frau neben ihr?“

„Oh ja.“ Das Brautpaar erreichte den französischen Kaiser, und Valerie sank vor Charles Joseph in den Hofknicks.

„Mon Empereur!“

„Bitte, er‘eben Sie sisch dosch, Erz’erzogin.“ Der Kaiser nahm Valeries Hand und hauchte einen Kuss darauf.

„Sie se’en `eute entzückend aus, ma Cher“, bemerkte Roxane Solange.

„Madame Impératrice sind zu gütig“, bedankte sich Valerie mit einem weiteren, wenn auch nur kurzem Knicks. „Besonders, wenn dieses Kompliment von Euer Hoheit kommt! Als Mann würde ich mich duellieren, nur um einen Platz auf Eurer Tanzkarte zu ergattern, Madame. Und dieses Kleid ist – superb!“

„Wenn die Erz’erzogin gestattet, möschte isch ihr nosch die Vertraute und spirituelle Beraterin meiner Mutter vorstellen“, nahm François wieder das Wort. „Madame Madeleine de Carteille!“

„Sehr fesch!“ Valerie musterte ganz offen und neugierig die Französin, welche nun ihrerseits in eine tiefe Ehrenbezeugung sank. „Und sie muss auch sehr g’scheit sein, wenn sie so jung schon so einen hohen Post’n einnimmt!“

„Majestät sind zü gütisch“, bedankte sich Madeleine. „Aber bin bereits fast fünfzisch Jahre alt!“

„Nein!“, staunte Valerie offen. „Wirklich? Da könnt‘ man richtig neidisch werd’n. Also, wenn ich in dem Alter so ausschauen würd‘, wär‘ ich schon glücklich! Was ist ihr Geheimnis?“

„Isch weiß es nischt genau, Majestät. Seit ich mit der jenseitischen Welt in Verbindung stehe, se‘e isch so aus.“

„Aber geh! Spiritismus als Mittel gegen Falt‘n und schlaffe Brüste? Damit könnt‘ man ja glatt ein Vermögen verdienen!“ Madeleine zuckte zusammen, und Valerie lachte auf. „Nehm‘ sie es bitte nicht persönlich, `s war nur ein kleiner Scherz. Sie muss mir aber unbedingt mehr über diese Seancen erzählen, bei Gelegenheit, ja? Und vielleicht könnt‘ ich auch einmal dabei sein. Ich würd‘ gern vom ersten Joseph wissen, was er zu den heutigen Vereinigten Donaumonarchien sagert und die Maria Theresia, was sie von den sozialen Errungenschaften von meinem Opa haltert.“

„Diese Verbesserung der Lebensqualität des Pöbels scheint Eusch ja sehr am `Erzen zu lieschen?“, bemerkte Madelaine spitz.

„Selbstverständlich“, betonte Valerie Theresia resolut. „Ein zufriedenes und gebildetes Volk ist eine Kapitalanlage für den Fürsten. Und die Gewinne kommen allen Schichten zugute, nicht nur der herrschenden!“

„Aber …“

„Aber jetzt wartet der Kaiser schon ganz ungeduldig auf seinen Tanz mit mir“, unterbrach Valerie und wandte sich an Charles Joseph. „Mon Empereur, ich bin bereit!“

*

Wien

Im Café Alsergrund sah niemand von den Gästen auf, wenn sich die Tür öffnete, außer man erwartete jemand. Sonst waren die Blicke der Anwesenden auf Schachbretter, Tarockkarten oder manchmal auch auf eine Zeitung gerichtet.

Gesprochen wurde hier nicht viel, wenn man von der unumgänglichen Konversation absah.

„Herz König!“ – „Pagat zum Schluss!“ – „Ich sag die Trull an!“ – „Ein Solo!“ – „Da geb‘ ich ein Contra!“ – „Meine Herren, ich spiel jetzt ein Farbensolo!“, klang es von den Tischen der Tarockierer, dann herrschte wieder Schweigen, in welchem man nur die Geräusche der auf den Tisch gelegten Spielkarten, das leise Klicken der geführten Schachfiguren und jenes der Schachuhren oder das gelegentliche Rascheln einer ungeschlagenen Zeitungsseite vernahm. Manchmal öffnete sich auch die Tür zu einem der Nebenzimmer, dann klang leise das typische Klicken von Billardkugeln in den Schankraum, hin und wieder von leisem Murmeln begleitet, wenn ein Schiedsrichter seines Amtes waltete. Und man hörte natürlich ab und zu das Zischen einer der modernen Espressomaschinen von Angelo Moriondo aus Turin. Die Ober waren ständig unterwegs, um den Gästen ihre Bestellung zu bringen, zumeist kannten sie die Wünsche ihrer Gäste ja ohnehin bereits. Der große, bullige Mann, der jetzt in der Tür stand, der mit den kurzgeschnittenen Haaren und dem mächtigen Schnurrbart in dem billigen, schwarzen Anzug, der schwarzen Melone schräg auf dem Kopf und der dünnen Virginier im Mundwinkel war den Kellnern jedoch bisher unbekannt, aber man musste kein großes Genie sein, um aus dem Aussehen und der Art, wie er das Innere des Lokals und die Gäste musterte, auf einen Staatsdiener im Polizeidienst zu schließen.

Noch lange kein Grund zur Aufregung für die erfahrenen Servierschlapfen des Kaffeehauses, weil wenn man nicht wirklich was Arges ausgefressen hat, braucht man auch nicht viel Angst vor der Kieberei haben. Und warum soll ein Kieberer nicht auch einmal in ein Kaffeehaus gehen, außerdem geht ja doch jeder irgendwann irgendwo das erste Mal hinein. Also ging auch der Ober Jakob Hirtler auf den Fremden zu, um ihn nach seinen Wünschen zu fragen.

„N’Abend, der Herr. Suchen’s Tarockpartner, einen Schachgegner oder wollen’s nur eine Zeitung zum Kaffee?“ Franz Lendvay nahm den Hut ab und reichte ihn dem Angestellten.

„Zuerst einen Fiaker, und sonst – schau‘n wir später!“

„Jawohl, der Herr. Rum oder Kirschwasserl? Und wenn’s dem Herrn konvenieren möcht‘, der Tisch dort drüben?“ Er wies mit der Hand auf einen eher im Hintergrund stehenden Tisch. Wenn ein Kieberer in ein Kaffeehaus ging, wollte er wahrscheinlich ja nicht auf dem Präsentiertablett sitzen.

„Passt schon“, nickte Lendvay. „Und den Kaffee mit Rum!“

„Kommt sofort, der Herr!“

Kaum war der Kellner verschwunden, zischte hinter dem Tresen auch schon die Moriondo, und dann wurde vom Piccolo der doppelte Espresso mit einem kräftigen Schuss Rum und einem Gupf Schlagobers in einem hohen, schlanken Häferl mit extragroßem Henkel und das obligate Glas Wasser serviert. Lendvay nickte bestätigend, dann nahm er einen großen Schluck und lehnte sich entspannt zurück. Die Augen gingen auf Halbmast, ein unaufmerksamer Beobachter hätte glatt meinen können, der Herr sei am einschlafen. Dann, vielleicht ein halbes Stündchen später, der Kaffee war ausgetrunken, winkte der Mann dem Ober zu.

„Machen’s mir noch so einen Fiaker, dann schaun‘s Ihnen doch ein paar Bilderl an und nachher möcht‘ ich bei Gelegenheit ein Wörterl mit ihrer Sitzkassiererin plaudern.“ Er nahm eine emaillierte Plakette der Wiener Polizei hervor, welche das große Wiener Wappen zeigte, also einen goldenen Doppeladler auf schwarzem Grund, der Brustschild war das weiße Kreuz mit vier Balken bis an den Schildrand auf rotem Hintergrund. „Nichts Aufregendes, ich muss ihr nur im Namen der Polizei ein Bilderl zeigen und mir anhören, was sie dazu zu sagen hat.

Nehmen’s Ihnen auch einen Kaffee mit und fragen’s auch die junge Dame, was sie trinken will – auf meine Kosten!“

„Alsdann, Herr Inspector, was soll ich mir anschau’n?“ Jakob hatte seinen Kollegen Bescheid gegeben, dass er bei dem Polizisten vielleicht ein bisserl länger sitzen würde, einen Fiaker für Franz Lendvay und einen Verlängerten für sich selber gemacht.

„Das da!“ Lendvay schob eine Zeichnung vom Grafen von Kreuzbach über den Tisch. „Haben’s den schon einmal g’sehen?“

„Nu, ja, hab‘ ich. Moment, mir fallt’s gleich ein.“ Der Ober kratzte sich am Hinterkopf. „Jetzt weiß ich‘s wieder! Er hat immer den Brünnerstraßler Veltliner bestellt. Also – denn billigsten Sauerampfer vom östlichen Weinviertel. Von der Straß’n nach Brünn halt eben. Ist zwar ganz schön abg‘rissen daher kommen, hat kaum ein Gerstl g’habt, aber g’redt hat er wie einer von den Oberen. Vielleicht war er ja einmal einer, weil er ist immer bei den Billardspielern g’wesen, und da haben ihn ein paar davon oft mit Herr Graf oder Hochwohlgeboren angeredet. Dann ist ihm aber der Kamm g’schwollen, wie ein Gockel ist er stolziert. Ganz besonders, wenn ihn einer der anderen Herren g’winnen hat lassen. Was ist mit dem denn?“

„Seine Vermieterin hat ihn bei uns halt als abgängig g’meldet.“ Lendvay machte eine unbestimmte Geste. „Hat am ersten seine Miete nicht bezahlt, und von den Nachbarn hat ihn keiner g’sehn. So Ende April, Anfang Mai hat ihn keiner mehr bemerkt. Aller Besitz noch da, und, na ja, jemand hat ausg’sagt, dass er hier im Café verkehrt hat. Also, fragen wir einmal nach. Bei seiner Wirtin hat er sich übrigens als Werner Konrad Graf von Kreuzbach ausgegeben. Können Sie mir sagen, mit wem er Umgang g’habt hat?“

„Hm, ich muss zugeben, dass ich die Herren jetzt auch schon länger nicht mehr g'sehen hab. Glauben's, dass von denen einer …?" Er hielt seine Hand neben seinen Hals, legte den Kopf schief und verzog den Mund.

„Woher denn", wehrte Lendvay ab. „Wir haben ja gar keine Leiche, also einstweilen glaub'n wir nicht, dass ihn einer abkragelt hat. Man kann zwar nie wissen – apropos, hat der Kreuzbach eine Freundin g'habt."

„Hätt' er gern. Ist ja eh klar, welcher Mann möcht' den nicht hin und wieder sein – na, ja, wissen's eh!" Ein Finger zeigte zur Leibesmitte Jakobs. „Aber landen hat er halt nicht können, herumgejeiert hat er die ganze Zeit. Dass ‚die Weiber wieder auf ihre Plätze verwiesen werden müssen'." Die Hände Hirtlers zeichneten Gänsefüßchen in die Luft. „Der Typ ist ja noch in der pränapoleonischen Ära picken blieb'n. Bei uns ist das ja seit dem Franz Karl aber so etwas von passe! Schauen's einmal, Herr Inspector, wir haben da im Café Alsergrund sogar schon weibliche Kunden. Ziemlich junge Damen, die ohne Herrenbegleitung kommen, Zeitung lesen und auch schon ein paar Runden mittarockieren. Manchmal bringen's auch schon ihre Mütter mit. Es muss einem klarerweise nicht unbedingt g'fallen, also hat auch der Graf seine Pappen aufreißen dürfen. Aber mein Gott, die Welt geht doch auch nicht unter, nur weil die Damen ein wengerl aus dem Haus kommen und Spaß am Leben haben dürfen!"

„Und die andern von seiner Blasen?"

„Hab'n teilweise auch ein paar komische Bemerkungen g'macht. Aber wie g'sagt, Blödheit ist ja gesetzlich erlaubt."

„Danke, Herr …?"

„Jakob Hirtler, Herr Inspector!"

„Danke, Herr Hirtler. Und jetzt schicken's mir bitte die Sitzkassiererin."

Die hellblonde Monika Shvets, die im Café Alsergrund hinter der Kassa saß, war wirklich ein Blickfang. Das neckische Schmollmündchen, die niedliche Nase, die blitzenden, großen grünen Augen – und die Figur erst, die sie nicht noch extra betonen musste. Einen guten Teil der Trinkgelder hatten die Kellner ihrem Lächeln und dem ein bisserl offenherziger als üblich ausgefallenem Ausschnitt zu verdanken. Ihr Vater war vor ein wenig mehr als dreißig Jahren aus Lemberg in Galicien auf der Suche nach einem besseren Leben nach Wien gewandert. Einer von vielen Ruthenen, welche diesen Traum hatten. Yosyp hatte Glück gehabt und nicht nur das bessere Leben, sondern auch eine liebevolle Frau zu finden, die ihm eine Tochter und zwei Söhne schenkte. Beide dienten den Donaumonarchien, einer als Unteroffizier in Karthum, der andere als Polizist in Wien. Demzufolge hatte sie auch keine Probleme, sich zu einem Polizisten an den Tisch zu setzen, nachdem sie die Kasse dem Besitzer übergeben hatte. Fein säuberlich gezählt und quittiert, wie es sich gehörte. Für Franz Lendvay war es neues Gefühl, dass eine Person, besonders eine Frau, die er befragte, ihm so offen und geradeaus lächelnd in die Augen sah. Sonst war immer ein gewisser Vorbehalt, ein Zögern im Blick, ein Zaudern. Nur bei seinen Kolleginnen nicht, und hier jetzt bei Monika, die einen Schluck von ihrem Café Advokat nahm und sich dann ein Batzerl Schlagobers von der Nasenspitze wischte.

„Allsdann, was wolln's mich denn fragen, Herr – Revierinspektor?"

„Polizeiagent", berichtigte Franz. „Weil, ich bin jå ein Ziviler, aber ohne Matura? Na jå, da steigt man nicht sehr weit auf!"

„Dann machen's doch die Beamten-Matura nach, Herr Polizeiagent. Der Poldi, also mein Bruder, hat's auch so g'macht, und der ist jetzt mit 35 Untercommissär. Und soll demnächst aufsteigen. Draußen in Favoriten!"

„Respekt“, nickte Lendvay. „Und was ist mit Ihrer Matura, Fräulein?“

„Ich spår‘ drauf.“ Monika lächelte den Polizisten offen an. „Und wenn ich’s hab, dann spår ich wieder. Auf ein Studium.“

„Medizin?“

Monika schüttelte den Kopf. „Juristerei! Zuerst will ich Anwältin werd‘n, dann Staatsanwältin und zum Schluss vielleicht gar noch Richterin.“ Sie lachte launisch. „Wer weiß, am End‘ scheuch ich Sie noch als Anklägerin auf der Suche nach Beweisen durch die Gegend?!“

Der bullige Mann entgegnete das Lachen. „Ich trau’s Ihnen zu, Fräulein Shvets. Aber jetzt, darf ich Sie fragen, ob’s den Mann erkennen?“

„Na klar!“ Monika Shvets hatte das Bild nur kurz angesehen. „Objektiv kann ich nur sagen, dass er ein ganz ein nodiger Kerl ist, der keinen Kreuzer Trinkgeld hergeb’n hat, und für den wir Frauen irgendwie ein bisserl – wie soll ich sagen? Wir sind für den nicht viel wert. Noch weniger wie die Kellner. Alles andere wär‘ spekuliert!“

„Na dånn, spekulieren’s einmal, Fräulein“, forderte Lendvay Monika auf.

„Aaaalso …“ Die Sitzkassirerin wiegte den Kopf. „Die Aussprach‘ war ein ziemlich reines Schönbrunner-Deutsch, und seine Haberer hab‘n ihn mit Graf oder Herr Graf ang‘redet. Oder mit Euer Hochgeboren. Also schätz‘ ich, dass er schon ein Graf sein wird. Aber so abg’rissen, wie der anz’zogen war, muss der ganz schön abg’sandelt sein. D’rum könnt‘ man annehmen, dass er nichts ordentliches g’lernt hat und jetzt auch nicht viel verdient. Außerdem denk ich, dass er in so etwas wie einer Geheimg’sellschaft sein dürft‘!“

„Wie kommen’s denn darauf?“, fragte Lendvay verblüfft nach.

„Na jå, also, immer wenn's glaubt haben, dass keiner sieht, hab'n die sich so komisch die Händ' geb'n. Etwa so!" Sie nahm seine Hand und demonstrierte es ihm.

„So?" Lendvay dachte kurz nach, dann winkte er ab. „Aber können's mir mehr über seine Freund' sagen?"

„Die meisten haben mehr Geld g'habt wie der, und einen haben's hin und wieder mit Herr Markgraf angeredet. Und ein paar war'n dabei, die haben ganz ordentlich Marie g'habt, aber von der Sprach' her – da würd' ich eher auf Neureiche tippen!"

„Interessant, Fräulein. Dann …"

„Wenn's mehr über die Blasen erfahr'n woll'n, dann reden's mit dem Herrn dort im grünen Lodenjanker. Bei dem haben's alle so getan als kennerten's ihn nicht, aber – na jå, den geheimen Händedruck kennt er! Wiederschau'n, Herr Polizeiagent!"

„Auf Wiederseh'n, Fräulein!" Lendvay erhob sich ebenfalls. „Ich komm' gleich mit zahlen!"

„Schon recht! Warum nur glaub' ich jetzt nur, dass Sie den Kerl nicht befragen, sondern erst noch beobachten werd'n. Und dass der werte Herr Graf nicht nur einfach so verschwunden ist."

*

Neuhochadlerstein

Die MS AMAZIMEZA fuhr gemächlich den Fluss Cunene stromaufwärts und näherte sich dabei der ‚Großen Randstufe', einer zumeist sehr steilen, rund

einhundert Meter hohen Gesteinsformation, welche den Übergang vom hochgelegenen südafrikanischen Binnenland zum Küstengebiet darstellt. Diese etwa 350 Kilometer von der Mündung des Flusses aufragende Felswand, über welche der Cunene über mehrere Kaskaden in eine etwas mehr als einen Kilometer breite Schlucht stürzte, war lange Zeit das größte Hindernis für das junge Königreich Neuhochadlerstein gewesen. Denn was nützte ein noch so großes Gebiet, wenn man es nur unter großen Mühen erreichen konnte. Erst als in den Bergen am Unterlauf Eisen gefunden wurde, konnte 1786 ein System von Schleusen errichtet und so auch der Flusslauf auf dem Hochland erreicht werden. Später fand man in den Bergen des Quellgebietes, im Hochland von Dié, noch wesentlich mehr hochwertiges Eisen und auch nicht wenig Gold. Seither war Neuhochadlerstein der Lieferant von hochwertigem Stahl und Roheisen in den Donaumonarchien, mit Ausnahme des Kristall-Leichtstahls aus Ulm gab es keinen besseren. Der schwere Stahl hatte gegenüber dem Ulmer Leichtmetall nicht nur Nachteile. Immobilien in windigen Gegenden, um nur ein Beispiel heran zu ziehen, müssen nicht unbedingt extrem leicht sein, da darf schon ein wenig Gewicht als Anker dienen. Auch bei der Verkleidung eines Stollens oder den Wänden einer Schleusenkammer spielt Gewicht keine wirklich große Rolle, also lieferte Neuhochadlerstein seinen hervorragenden Stahl in alle Welt. Außerdem verarbeitete die ADMAG, die Africanische Dampf-Maschinen AG, diesen Stahl aus selber zu hervorragenden Hoch- Tief- und Bergbaumaschinen sowie Fahrzeuge für Reisen zu Wasser und zu Land. In neuerer Zeit führte die ADMAG auch selbst Bauaufträge durch, wie etwa Kanäle, Staudämme, die Verlegung von Rohrleitungen und Brücken aus Stahlwerk.

Wenige Kilometer unterhalb der Fälle lag auf zwei felsigen, großen Inseln die Stadt Ruacaná, die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, welche auch dem Fall seinen Namen gab und die Verwaltung der Schleusenanlage beherbergte. Diese Schleusen hatten seit nunmehr rund 100 Jahren gute Arbeit geleistet, aber

allmählich wurden die Kammern zu klein für die modernen Frachtschiffe. Man hatte die Anlage für Kähne von siebzig, vielleicht noch fünfundsiebzig Meter berechnet, aber allmählich drängten die Flussschiffer auf eine Vergrößerung der Schleusen. Die Ingenieure der ADMAG hatten berechnet, dass es weit vorteilhafter wäre, gleich eine neue Schleusentreppe zu bauen als die alte hundert Meter hohe Kammer zu vergrößern. Dazu sprengten sie in die den Wasserfällen gegenüberliegende, also die südliche, Felswand der Schlucht zwei stufenförmige Kanäle in das Gestein, jeder Kanal sollte aus 20 Stufen zu je 5 Meter Höhenunterschied bestehen, jedes Schleusenbecken war 180 Meter lang und 50 breit. Oben und unten sollten dann Wasserwege gegraben werden, welche die Schleusentreppe wieder mit dem Fluss verbanden. Damit sollte der Verkehr dann wesentlich schneller als bisher abgewickelt werden können.

Es ging mit dem Bau auch recht rasch voran, bis sich der Assistent der Bauleiterin Angelika Huttik bei einem Arbeitsunfall den Arm gebrochen hatte und sie in der Zentrale Ersatz anforderte. Eine gute Gelegenheit für die neu angestellte Ingenieurin Wilhelmine von Perggreith, ein wenig Praxisluft zu schnuppern, also hatte man ihr eine Kabine auf der AMAZIMEZA gebucht und Willy war an Bord gegangen. Mit gut 29 Stundenkilometern würde die Reise etwas mehr als zehn Stunden dauern, da war die Aussicht durchaus verlockend, des Nachts vielleicht ein wenig schlafen zu können. Hatte sich die junge Gräfin von Perggreith bereits vor ihrer Ankunft in Neuhochadlerstein zu ihrem Vorteil geändert gehabt, so war diese Wandlung in Africa noch weiter gegangen. Nicht nur, dass die neue Frisur und die passendere Brille ihr Gesicht sehr verhübscht hatten, war sie unter der südlichen Sonne und mit den lockeren Sitten in Afrika regelrecht aufgeblüht. Sie hatte schon immer gewusst, dass ihre Figur makellos war, doch selbst die relativ freizügige Wiener Mode hatte ihr davon noch zu viel verborgen. Nicht so hier, wo auch eine weiße Frau sich schon einmal auch nach einheimischer Mode kleidete. Manchmal auch wie die Himba nur mit Lendenschurz, Sandalen und Farbe gegen

den Sonnenbrand. Wilhelmine genoss es auch durchaus, wenn die Blicke der Männer bewundernd auf ihr ruhten, und manchmal blieb es nicht bei Blicken. Für die etwas promiskuitiv veranlagte Wilhelmine schien Neuhochadlerstein mit seinen etwas gelockerten Sitten ein richtiges Paradies zu sein.

Derzeit stand die junge Frau auf dem Aussichtsdeck und genoss die Kühle im Schatten der hohen Felswände am Abend ebenso wie den Anblick der Felsformationen, die vom Fluss in Jahrtausenden geformt worden waren.

„Beeindruckend, nicht wahr?“, klang eine dunkle, sonore Stimme neben ihr auf.

„Durchaus“, bestätigte sie. „Man sieht hier die ganze Macht der Schöpfung. Das macht irgendwie schon ein wenig demütig.“

„Sie sind religiös?“ Wilhelmine wandte sich dem Mann zu. Nicht riesig, etwa 1 Meter 75 groß, schlank, aber muskulöse Arme. Ein energisches Kinn und leuchtende Augen. Das auffallendste aber waren seine langen schlanken Hände.

„Nicht in dem Sinn“, antwortete sie auf seine Frage. „Aber ich halte mich trotzdem für einen durchaus spirituellen Menschen.“

Der Mann nickte. „Das verstehe ich. Mein Name ist Conrad Heinrichs, ich komme aus Bregenz.“

„Ach, ein Xiberger?“ lächelte Wilhelmine. „Ich bin Wilhelmine von Perggreith aus Wien!“

„Was hat Sie hierher nach Africa verschlagen, Fräulein von Perggreith? Die Liebe?“

„Eine Anstellung bei der ADMAG und ein Neuanfang!“

„Entschuldigen Sie!“ Heinrichs verbeugte sich knapp. „Ich wollte nicht indiskret werden.“

„Das macht doch nichts, Herr Heinrichs!“ Die Wienerin lächelte weiter. „Es war – sagen wir, es war hilf- und lehrreich, aber ist auch gut, dass es vorbei ist! Und warum sind Sie hier?“

„Ich reise noch bis Camulemba und von dort den Colonga aufwärts. Dort liegt eine Farm, für deren Besitzer ich ein Bewässerungskonzept erstellen soll.“

„Dann sind sie wohl ein Hydro- oder Geologe?“, fragte Wilhelmine, neugierig geworden.

„Eigentlich Tiefbauingenieur, aber ich habe ein wenig in beides hinein geschnuppert!“

„Interessant. Dann sagen Sie einmal …“ Es entspann sich eine durchaus angeregte Diskussion über Wasser, Strömungsverhältnisse und technische Innovationen, bis die Glocke die Passagiere zum Essen rief.

„Ich darf Sie einladen, Fräulein Perggreith?“, erbot sich Conrad Heinrichs. Wilhelmine sah keinen Grund, die Einladung abzulehnen, sich danach dafür ausgiebig zu bedanken und sich auch selbst ein wenig verwöhnen zu lassen.

Am nächsten Morgen näherte sich die AMAZIMEZA Ruacaná, und Wilhelmine stellte ihre leere Tasse nachdenklich auf den Tresen. Ein dreifacher Espresso, doppelt stark war darin gewesen, den hatte sie einfach gebraucht. Erfreulicherweise war Heinrichs nicht nur mit guter Ausstattung, sondern auch großem Durchhaltevermögen gesegnet gewesen, aber zum Schluss, beim Abschied, hatte er etwas gesagt, das sie schon lange nicht mehr gehört hatte.

„Es lebe die Kraft des goldenen Frühling, bis in den bunten Herbst hinein!“ Mit diesen Worten hatten sich die Mitglieder des Zirkels in Wien begrüßt und daran hatten sie sich erkannt. Sie hatte nur lächelnd genickt und statt der Floskel ‚dann ist doch die ganze Zukunft golden‘ nur gefragt:

„Sehr poetisch. Friedrich Hölderlin?“

„Giannis Dàskalos“, hatte seine Antwort gelautet. Johannes der Lehrer! Es war Wilhelmine nicht leicht gefallen, sich nichts anmerken zu lassen. Statt dessen hatte sie rasch noch einen Schluck Kaffee genommen und ihm ein nettes Lebewohl gewünscht. Wenn man sich zufällig in Foz de Cunene wieder über den Weg laufen würde, wäre eine Wiederholung nicht ausgeschlossen. Ein Treffen in diesem Lokal, das auf der Visitenkarte steht? Ja, warum denn nicht. Aber nicht so bald, denn sie war jetzt in Ruacaná wohl noch einige Zeit beschäftigt. Zumindest bis der Assistent von Frau Huttig wieder einsatzbereit war, und wer wusste es schon, vielleicht auch länger. Es war ja ein guter Job!

Die Wucht der Wasserfälle hatte sich in der Stadt Ruacaná längst gebrochen, sanft und ruhig floss der Cunene hier bereits dahin und bildete zwei seichte Seitenarme südlich des tiefen Hauptarmes. So waren die beiden steinigen Inseln entstanden, auf denen das Verwaltungszentrum der Grafschaft gebaut wurde. Zuerst wurden die Ufer mit einer Mauer aus Puzzolan umgeben, wie es auch die Venezianer bereits lange vorher gemacht hatten, und die Festungsanlagen auf den stromauf- und -abwärts liegenden Enden der Inseln gebaut. Dann wurden die Straßen und damit auch die äußeren Fundamente der Bauwerke als ein Netz von Mauern in zweieinhalb Meter tiefen Gräben gegossen, die Krone dieser Mauern befand sich auf einer Ebene mit den Kaimauern rund um die Inseln. Brücken verbanden beide Inseln und diese mit dem flachen Südufer, während das nördliche steil etwa 40 Meter hoch aufragte und hier nicht zu betreten war. Eine moderne Stadt mit breiten Straßen hatte es werden sollen, und war es für die napoleonische Zeit auch

gewesen. Doch für das Jahr 1889 war es nur noch eine ruhige Kleinstadt, das moderne, quirlige Ruacaná lag auf dem Festland.

Der kombinierte Personen- und Frachtkai der Stadt lag am Hauptarm des Cunene, und die AMAZIMEZA legte dort bei der für die ADMAG reservierten Stelle an. Wilhelmine schritt über die Landungsbrücke und sah sich am Pier erwartungsvoll um, ein junger Mann hielt ein Schild mit ihrem Namen hoch und sie ging zu ihm.

„Ich bin Willy von Perggreith. Sie sollen mich zu Frau Huttig bringen?“

„Ja, Fräulein von Perggreith.“ Der junge Mann deutete eine Verbeugung an. „Bitte hier entlang.“

„Ich brauche zuerst das Telegraphenbüro, junger Mann“, erwiderte Wilhelmine. „Wie ist ihr Name?“

„Christian Neuner, Fräulein. Ein Telegraphenbüro befindet sich im Verwaltungsgebäude der ADMAG auf dem südlichen Ufer.“

„Gut, Christian, also bitte zuerst das Telegraphenbüro.“ Neuner brachte Wilhelmine zu einem geländegängigen Trike mit zwei Sitzen, sie schwang sich auf den Sattel hinter dem Fahrersitz und der junge Mann startete den Motor. Der Landeplatz der ADMAG war über eine gerade, vierspurige Hauptstraße und zwei ebenso breite Brücken mit dem Verwaltungsgebäude der Firma verbunden, und so wurde es eine nur kurze Fahrt vom Hafen ins Zentrum.

Das ADMAG-Haus war ein Rundbau mit einem hohen, dem Dach der Himbahütten nachempfunden Kegeldach, umgeben von einem Säulengang, zu dem sechs Stufen hinauf führten. Auch der breite Eingang in das Gebäude selbst war mit Säulen und diese durch bunte Muster im Stil der Himba und der Herero geschmückt.

„Bitte, Fräulein, gleich hier entlang!“ Von der Eingangshalle aus war das Kommunikationsbüro direkt zu erreichen, Wilhelmine trat nach einem höflichen Anklopfen in den Raum und wies ihren Firmenausweis vor.

„Bitte ein Telegramm an Hauptmann Salomon Blaustern von der Polizei in Foz de Cunene.“

„Gerne Fräulein.“ Isaak Mwindaji schob Willy einen Block zu. „Bitte den Wortlaut!“

*

Ägypten

Miss Amelia Ann Blanford Edwards, die Grand Dame der Ägyptologie und Vorsitzende des Egypt Exploration Fund, hatte ihr Quartier im einzigen Hotel der Stadt Assiut aufgeschlagen. Dort verfügte sie auch über einen eigenen Arbeitsraum, in welchem sie ihre Post zu erledigen pflegte. William Flinders Petrie, den seine Leute nur noch ‚Mister Flinders‘ zu nennen pflegten, war endgültig nach Abu Tiq übersiedelt, um seinen Ausgrabungen möglichst nahe zu sein. Er hatte ein großflächiges Areal in der Nähe des neu gefundenen Tempels der Neith mit einer Zeltplane überdachen und dort einige große Arbeitstische aufstellen lassen. Nach Westen schützte eine weitere Plane aus dickem Stoff die Stätte vor dem stetigen Wind und dem Sand, den er vom Atlantik im Laufe der Jahrhunderte bis hierher weitergetragen hatte. Ägyptische Arbeiter trugen immer wieder Säcke mit Sand und Scherben herbei, die Assistenten des Archäologen schütteten dieses Material sorgfältig durch immer feiner werdende Siebe.

Flinders Petrie hatte seinen Hut abgelegt und studierte einige zusammen gesetzte Scherben mit einer Lupe und machte nebenher auf seinem Block Notizen. Auf der von Norden kommenden Piste näherte sich eine rasch größer werdende Staub-

und Sandwolke, dann blieben zwei Fahrzeuge der X-plorer-Klasse neben der aufgespannten Zeltwand stehen. Captain Jim Hardesty hatte vehement auf diese Eskorte bestanden. Der Kommandeur der Wacheinheit hatte die Erzählung von Francis Llewelyn Griffith, dem Leiter der Ausgrabungen in Assiut, nicht vergessen, wonach eine Horde Beduinen den Hafen überfallen und eine Frau entführt hatten. Diese wurde zwar schnell befreit, und diese spezielle Horde würde niemanden mehr überfallen, aber sicher war sicher. Dafür wurden er und seine Männer ja schließlich bezahlt, also sollte man sie gefälligst auch ihre Arbeit machen lassen.

Von ihrer neuen Assistentin Margaret Jennings und vier Männern der englischen Schutztruppe begleitet schritt Amelia Edwards energisch um diese Plane, trat in den Schatten des Daches und nahm den runden Tropenhut mit dem daran gebundenen Schal ab. Sie trug heute helle naturleinene Breeches, eine Bluse in derselben Farbe und braune, kniehohe Reitstiefel, eine Kleidung, die ihrer zarten Figur durchaus schmeichelte. Ihre weit jüngere Assistentin war ganz ähnlich gekleidet, nur hatte sie sich für beige Hosen und eine weiße Bluse entschieden. Flinders legte die Scherben beiseite und ging den Damen entgegen.



„Das österreichische orientalische Institut hat Anfang des Monats in Teheran um eine neue Grabungslizenz angesucht und sie auch erhalten“, eröffnete Amelia das Gespräch ohne Umschweife bei einer Tasse Tee.

„Für welche Gegenden denn?“, fragte Flinders Petrie ebenso knapp nach.

„Meinen Informationen nach für Stätten in Pasagarde und Persepolis, und zwar die Königsgräber.“

„Kambyses II und Dareius“, überlegte Petrie. „Das kann doch kein Zufall sein. Hm, eigentlich ganz logisch, warum sollte Kambyses die Instrumente der Macht in Ägypten verstecken, wenn er sie mitnehmen kann. Auch wenn er niemanden findet, der damit umgehen kann, so sind sie zumindest keine Gefahr mehr.“

„Das stimmt!“ Amelia nahm einen Schluck von ihrem Tee. „Abdullah, wenn du mir bitte noch eine Tasse …? Danke. Also, für Persien wird die EEF nicht so leicht eine Lizenz für Ihre Ausgrabungen erhalten, Mister Petrie. Unsere Beziehungen zum Schah sind nicht gerade die Besten.“

„Es muss eine Möglichkeit geben, Miss Edwards. Wir können doch die Hände nicht einfach in den Schoß legen!“

„Ach Mister Petrie.“ Amelia nippte wieder an ihrem Tee. „Manchmal sind eben Wissenschaftler wie Sie gefragt. Manchmal – andere Leute! Ganz nach ihrem eigenen Vorschlag.“

*

London

In London suchte jeder Herr, das etwas auf sich hielt, die Mitgliedschaft in einem der zahlreichen Gentlemen-Clubs zu erreichen. In die Räumen vieler dieser

Vereine hatte, selbstverständlich mit Ausnahme der Reinigungskräfte, noch nie ein weibliches Wesen seinen Fuß gesetzt. So zum Beispiel in den Reform-Club, den Traveller-Club oder die Royal Society. Auch wenn ihre Majestät, Queen Victoria, selbstverständlich in letzterer zumindest offiziell Mitglied war. Wenn sie die Heiligen Hallen aber auch tatsächlich betreten hätte, bräche für die meisten Mitglieder wahrscheinlich die Welt zusammen. Das Ende des Empires stünde in ihren Augen knapp bevor, wenn ein weibliches Wesen durch die Türen dieser ehrwürdigen Institution träte. Auch im Diogenes-Club, 21. Greencoat Row Westminster, war Damen der Zutritt üblicherweise und offiziell nicht gestattet. Da die Herren aber zwar Misanthropen waren, dennoch aber körperliche Bedürfnisse verspürten, gab es einen schwer zu beobachtenden, unauffälligen Eingang, durch welchen Miss Molly Redbot und einige ihrer Kolleginnen unbemerkt den Club betreten konnten. Manchmal führte Mister Peabody jedoch auch andere Gäste von den diskreteren Eingängen durch die Flure des Diogenes-Clubs zu Mister Mycroft Holmes. Wie etwa Mister William Raymond James.

Billy Ray James war ein richtiger Durchschnittstyp. Er war schlank, aber nicht dürr. Groß, aber nicht riesig. Durchtrainiert, aber ohne auffällig große Muskelpakete. Sein Haar war dunkelblond, sein Gesicht oft bereits vergessen, ehe man es richtig zur Kenntnis genommen hatte. Wenn er es darauf anlegte, verschmolz er regelrecht mit seiner Umgebung. Er wurde zwar nicht wirklich unsichtbar, aber beinahe. Es war eines seiner Talente, vielleicht sogar so etwas wie Magie.

„Sir!“ Mister Peabody hatte die dicke, schalldichte Tür zum privaten Zimmer Mycrofts geöffnet und bat William mit einer knappen Handbewegung einzutreten.

„Kommen Sie herein, Mister James“, winkte Mycroft Holmes von seinem Schreibtisch und wies dann auf einen Sessel. „Nehmen Sie doch Platz.“

„Danke, Sir!“

„Was wissen Sie über Persien, Mister James?“

„Nun …“ William kniff die Augen zusammen. „Eine Menge unfruchtbare Wüste, vorwiegend islamischer Glaube, hat sich in der letzten Zeit immer wieder mit seinen Nachbarn angelegt, aber sogar die Muschkoten Russlands haben ihm und seinen Truppen die Hosen über die Ohren gezogen. Es gärt im Land, aber noch ist der Schah stark genug, um die Unruhen brutal niederzuschlagen.“

„Kambyses II.?“, fragte Mycroft weiter.

„Eroberte Ägypten und starb auf dem Heimweg unter mysteriösen Umständen, Sir!“

„Sehr gut. Tee?“ Holmes hob die Kanne.

„Gerne, Sir!“

„Weiter, Mister James. Was sagt Ihnen Dareios I.?“

„Seine Thronbesteigung nach Kambyses II. ist noch seltsamer als der Tod seines Vorgängers, Sir. Aber unter ihm wurden die Farsen beziehungsweise Parsen oder Perser zum beherrschenden Volk im heutigen Iran, im nahen Osten bis Griechenland und auch in Ägypten. Seither heißt das Gebiet auch Persien. Und er gründete eine neue Hauptstadt. Persepolis.“

„Sie haben eine gute Bildung, Mister James“, nickte Myroft. „Wie steht es mit Anchnesneferibre?“

„Das klingt irgendwie ägyptisch, Sir, aber sonst bin ich blank, was das angeht“, gestand Billy.

„Das wundert mich nicht!“ Mycroft Holmes blätterte in den Papieren vor sich. „Haben Sie schon von den schwarzen Pharaoninnen gehört?“

„Nubier, Sir?“ Billy Ray überlegte. „Das Reich der Kuschiten, die Städte Nuri und Meroë, oberhalb des vierten respektive fünften Katarakts?“

„Beinahe, Mister James.“ Mit einer raschen Bewegung schlug Mycroft die Akte zu und schob sie über den Tisch seinem Gast zu. „Die Dynastie der Kuschiten, vor jener der Perser, welche mit Kambyses II beginnt. Lesen Sie!“

Der unauffällige Mann vertiefte sich in die Lektüre der Akte. Dann sah er mit gerunzelter Stirn auf.

„Die erste Frage, die sich stellt ist, wer hat die Stele mit diesem Hinweis auf das Wadi Dom oder Farafra oder irgendeine andere, in der Zwischenzeit vielleicht verschüttete Oase in Auftrag gegeben und den Handwerkern gesagt, was sie schreiben sollen! Denn welcher Dieb gibt schon freiwillig einen Hinweis auf den Verbleib seiner Beute? Die zweite Frage, warum sollten die Perser eine potentielle Waffe in der Reichweite ihrer Feinde lassen? Selbst wenn ich nie dahinter kommen sollte, wie ich solche Artefakte zum Funktionieren bringen, behalte ich sie in meiner Nähe, damit sie nicht gegen mich eingesetzt werden können!“

„Sie gehen davon aus, dass es sich um mehrere mächtige Instrumente handelt?“

„Auf der Stele ist von einer Krone zu lesen, aber nach dieser Akte gibt es auch einen Wagen ohne Pferde und Räder“, erklärte Billy. „Also denke ich, dass der Wagen geflogen ist, damals sicherlich nicht nur ein taktischer, sondern auch ein psychologischer Vorteil. Und bei dem Bogen – es gibt in der Sage viele Waffen, die einmal geschleudert stets ihr Ziel treffen und wieder zurückkehren. Unter Umständen verhält es sich mit den Pfeilen zu diesem Bogen ähnlich!“

„Und was könnte diese Krone sein?“, hakte Mycroft Holmes nach.

„Keine Ahnung“, gestand William James. „Vielleicht eine Möglichkeit, mit dem Feldherrn am Boden zu kommunizieren und ihm die Aufstellung des Feindes mitzuteilen, so wie man sie mit dem Wagen aus der Luft sah. Oder sie war nötig, die beiden anderen Artefakte zu steuern.“ James schüttelte den Kopf. „Zu wenige Informationen!“

„Gut, Mister James. Wo würden Sie die Artefakte suchen?“

„Also, als erstes würde ich im Grab von Kambyses II. nachsehen. In Pasagarde, wenn ich richtig informiert bin. Und dann – Persepolis, das Grab von Dareios I., danach der Reihe nach Xerxes I., Artaxerxes I., bis Dareios III. Wenn sie dort nirgends liegen, wird die Sache schwierig, denn um in Alexanders Grab nachzusehen, müsste man es erst einmal finden. Und wenn sie einer seiner Satrapen mitgenommen hat – dann könnten sie überall auf der Welt begraben sein.“

„Und wie würden Sie suchen, Mister James?“ Mycroft Holmes begann damit, sorgfältig eine Zigarre zu beschneiden.

„Nun – da sie so fragen, dürfte eine offizielle archäologische Lizenz problematisch sein. Weigern sich die Kadscharen-Politiker, uns eine solche auszustellen?“

„Die Österreicher waren schneller“, bekundete Mycroft trocken.

„So?“ William hob eine Augenbraue. „Es gibt also Mitbewerber! Nun ja, dann wird möglicherweise das Orientalische Institut in Wien die Trophäe nach Hause bringen!“

„Ich fürchte aber, dass die Artefakte nicht das Orientalische Institut bekommt, sondern ein österreichisches Forschungslabor, welche daraus reproduzierbare Waffen herstellen!“ Holmes paffte stirnrunzelnd an seiner Zigarre. „Einige tausend davon über den Straßen von London – mich überläuft ein kalter Schauer.“

„Ich verstehe“, grinste William Raymond. „Besser unser Labor stellt die Dinger her und sie erscheinen über Wien, oder?“

„Wenn Sie schon so fragen, Mister James, ja, das fände ich besser!“

„Das heißt, ich bin wieder im Dienst und soll nach Persien, um die Artefakte zu besorgen?“ James beugte sich interessiert vor.

„So ist es, Captain James! Sie haben Carte Blanche, aber bringen Sie mir die Dinger oder vernichten Sie sie zumindest!“

James erhob sich und salutierte. „Verstanden, Sir!“ Dann verließ er den Raum, im Gedanken bereits eine Liste von Gegenständen und Personen zusammen stellend.

*

Kiel

Die ehrwürdige Hansestadt Kiel konnte auf eine bewegte Vergangenheit zurück blicken. Beiderseits einer langen, keilförmigen Bucht, der Kieler Förde, gelegen war es 1889 der wahrscheinlich größte deutsche Hafen in der Ostsee. Seit einigen Jahren nahm hier vor dem Stadtteil Düsternbrook, gegenüber der Mündung des Flusses Schwerin gelegen, eine Regatta des ‚Kaiserlichen Yachtclub Kiel‘ statt. Waren es 1882, im Jahr der ersten Regatta, noch 20 Boote gewesen, so zählte das Teilnehmerfeld nur sieben Jahre später bereits mehr als hundert große Yachten aus fünfzehn Ländern.

Natürlich dauerte die Veranstaltung 1889 noch keine ganze Woche, es war einfach eine Regatta am Samstag mit einer Siegerehrung am Sonntag. Aber da die ganze Woche über bereits die Teilnehmer eintrafen, hatte eben ein Journalist diesen Ausdruck geprägt. Und er wurde ganz schnell der offizielle Name der Veranstaltung. Am Mittwoch, dem 26. Juni 1889 lief eine 45-Meter-Yacht mit minimaler Besegelung langsam in die Kieler Förde. Das kleine Schiff hatte eine exquisite Linienführung, welche Eleganz und Geschwindigkeit sichtbar werden ließ. Am Heck führte es jetzt das rot-weiß-rote österreichische Banner, am vorderen Mast den Signalwimpel ‚Lotse erbeten'. Antonia Helene war mit der SPERBER in Kiel eingetroffen.

Nach dem Anlegen marschierte Leutnant Friedrich von Gämser mit den Schiffspapieren zum Büro des Hafenmeisters. Eine durchaus normale Sache, doch dieses Mal wartete der Hafenkapitän bereits vor der Tür und betrachtete die Yacht mit bewundernden Blicken.

„Sie kommen von der SPERBER, Leutnant?" Lars Pötter hob grüßend die Hand an die Schirmmütze. „Ein wirklich wunderschönes Schiffchen."

„Eine echte Massieri", bekräftigte Friedrich. „Die besten Schiffe auf allen Meeren."

„Dann ist es wirklich die SPERBER? Die kaiserliche Yacht Österreichs?" Der Hafenmeister wurde ganz aufgeregt. „Das muss sie sein. Und es ist ein Mitglied der kaiserlichen Familie anwesend. Wohl Prinzessin Antonia Helene? Diese Dame soll ja eine begeisterte Seglerin sein!"

„Nicht nur eine begeisterte, Kapitän, sondern auch eine ganz hervorragende. Wie sie die Stürme im Golf von Biskaya abgeritten hat – wie ein alter Seebär. Ich bin schon neugierig, wie sich Schiff und Skipper bei der Regatta schlagen. Aber jetzt zum Geschäft. Ich würde Sie bitten, die SPERBER an die Wasserversorgung

anzuschließen, damit ihre Majestät und wir anderen ordentlich duschen können. Sie kennen das Problem mit der Rationierung von Süßwasser auf See ja. Dann würde ich Sie bitten, mir Ihren Fernsprecher zur Verfügung zu stellen. Unsere Mannschaft soll in ein gutes Bordell gehen dürfen, und ich möchte einige Modalitäten mit dem Besitzer besprechen."

„Nehmen Sie das Laufhaus ‚Kieler Nixen', Leutnant. Die Nixen sind sauber und gesund – ach so, hier in Kiel heißen die Freudenhäuser Laufhäuser und die Damen Nixen."

„Gut." Der Leutnant griff zum Fernsprecher. „In etwa einer halben Stunde würde sich die Prinzessin über Ihre Aufwartung freuen, Kapitän. Falls Sie eine Massieri hautnah erleben wollen."

„Eine große Ehre, Leutnant." Lars Pötter salutierte noch einmal. „Eine ganz große Ehre."

*

„Dat is ganz seker, dat weder de Kaiser noch Bismarck in Bayern an geheeme Drapen deelnommen hebbt?" Fiete Peterson war ein schlanker, noch junger Mann, welcher in der Kleidung eines Matrosen an einem Fass Salzheringe lehnte und eine ägyptische Zigarette rauchte. Neben ihm stand ein Mann in der legeren Kleidung eines Freizeitseglers und betrachtete die Segelyacht SPERBER mit bewundernden Blicken.

„Nein. Zumindest hat Svea diese Nachricht erhalten. Per Telegramm!"

„Na denn schall dat woll stimmen."

„Wenn du nicht an die spirituelle Welt und unsere Bestimmung glaubst, warum machst du dann bei uns mit?" fragte der elegante Konrad Carlsen.

„Wegen de Froonslüüd. Un dat Geld!“

„Das ist alles?“, wunderte sich Konrad.

Fiete zuckte mit den Schultern. „Hey, ik bün nich riek, ik bün ok nich schöön oder stark, un wenn ik versöök, wat to lehren, denn verstah ik, dat ik ok nich besünners klook bün. Ik bün man schkt mit‘n Finger. Bi Svea krieg ik de leckersten Deerns un en smucken Hümpel Kahl, wat kann sik een as ik al mehr verwachten?“

„Mehr erwartest Du nicht vom Leben?“

„Nee! I dat Leven tellt bloot Eten, Suppen, en Dack över’n Kopp un en paar hitte Fro to’n Rieden. Allens anners maakt man doch bloot, üm dat tu kriegen. Bi Svea krieg ik dat allens, un wenn dat so wiet is un dat nee’e himmlische Riek op Eerd steiht, denn dröff ik mi Ritter nömm, wahn in en feudaal Huus und leist mi een paar Deerns, de ik fuulen kann. Also, vun mi ut kann dat losgahn!“

„Noch nicht“, bremste Konrad Carlsen. „Jetzt sieht man dich doch.“

„Nee. Ik nehm mi en Boot un kaam ut dat Water“, erklärte Fiete. „Dat fallt hier nüms op.“

„Und dann? Wenn du an Bord bist? Du musst doch auch nachsehen, ob irgendwo Unterlagen an Bord sind. Und wenn dann die Prinzessin ihre Kabine aufsucht?“

„Noch beter!“ Fiete grinste gemein. „Wenn mi de Deern överrast, kriggt se en Ladung vun den Düvel sein Hook af, ik spoor mi de Söökreeg un denn – schall se överleven oder nich?“

„Svea und ich hätten die Sache lieber unauffällig erledigt, Fiete“, erklärte Konrad. „Ganz ohne dass jemand etwas davon bemerkt.“

„Wo schölen dar hengahn, Meester?“ fragte Fiete ratlos. „De wüllt woll so wertvull Tüüg nich ahn opassen laten.“

„Das ist nicht so schwer. Schau nur, diese Prinzessin verlässt das Schiff in großer Robe, das heißt, sie wird irgendwo soupieren. Das kann unter Umständen ganz schön lang dauern.“

*

Tatsächlich schritt eben Antonia Helene in Begleitung ihres Ersten Offiziers über die Gangway. Man hätte nicht geglaubt, dass diese Frau nur wenige Tage vorher die SPERBER im Sturm auf Kurs gehalten und den wilden Elementen getrotzt hatte. Der Hafenmeister hatte genügend Süßwasser auf das Schiff pumpen lassen, um jedem an Bord eine ausgiebige warme Dusche zu ermöglichen, das lange Haar der Prinzessin war zu einem Knoten gebunden, die fließende Robe in smaragdgrün schenkte der Trägerin genügend Bewegungsfreiheit, um sie auch den engen Niedergang zu ihrer Kajüte erklimmen zu lassen.

„Also, Leutnant. Schichtweise Landgang für die Besatzung, zwei Post‘n bleib‘n auf dem Schiff an der Planke“, hörten Konrad und Fiete ihre rauchige, dunkle Stimme sagen. „Weiße Gala, aber mit Gewehr, Bajonett aufgepflanzt, Revolver und Schlagstock. Was auch passiert, das Schiff wird von den beiden nicht verlassen.“

„Zu Befehl, Majestät.“

„Und schauen’s, dass jeder irgendwann seine vier Stunden am Stück frei hat. Nicht, dass einer in Unterhos’n zurück g’laufen kommen muss. Mit dem Lokal dort am Ende von der Förde, dem Laufhaus ‚Kieler Nixen‘, haben Sie ja alles geregelt, die Leut‘ können dort zuerst was trinken geh‘n und dann nachschau‘n, wie die Nix‘n unter‘m Bauchnab’l so ausschau‘n. Und nachher können’s gern

noch ein wengerl mehr trinken. Und wenn’s gar so juckt, dürfen die Männer auch noch ein zweit’s Mal zu die Maderln. Das Angebot gilt auch für Sie, Leutnant. Viel Spaß.“

„Danke, Majestät.“

„Keine Ursach‘. Erwarten’s mich nicht vor der Hundswach‘ zurück, wenn’s Spaß gibt, auch später!“

„Zu Befehl, Majestät. Darf ich Majestät noch den Wagenschlag öffnen?“ Antonia Helene nickte ihrem Offizier zu und kletterte in einen dampfbetriebenen Landauer, welcher eben vorfuhr. „Zum Goldenen Krug“, rief sie dem Fahrer zu, der auch prompt mit den beiden Hebeln hantierte, sein Gefährt wendete und den Kai der Kieler Förde über die Schuhmacherstraße verließ. Leutnant Friedrich von Gämser salutierte noch schneidig, dann ging er an Bord zurück. Keine 10 Minuten später verließ die erste Gruppe Matrosen die Yacht, und die zwei Wachtposten zogen auf.

„Das ist ja, als hätte das Glück bei uns zugeschlagen.“ Korand Carlsen bemühte sich um Ruhe. „Besorg dir dein Boot, Fiete. Es wird ja noch leichter als gedacht. Viel leichter!“

*

Die blonde Jördis Sigurdsen war nachlässig und aufreizend gekleidet, wie eine jener billigen Prostituierten, welche am Hafen ihren Körper feilboten. Und sie hatte auch durchaus etwas zu zeigen. Sie schlenderte am SPERBER vorbei und rief die Posten an.

„He Jungs! Wüllt ji nich vun Boord kamen un en lütten Nümmersch schuven? Ik maak en Sünnerpries för so smucke Jungs as ji? Ehr Offizier is jo sowieso nich

da!“ Gardesoldaten wurden Monate lang hart gedrillt, keine Miene zu verziehen, was immer auch geschehen mochte und die gesamte Wachzeit stramm zu stehen. Auch bei der Marine der Vereinigten Donaumonarchien gab es solche Gardisten, allerdings hatte die Prinzessin Antonia Helene bei der Zusammenstellung ihrer Mannschaft auf andere Fähigkeiten Wert gelegt. Ihr genügte es, wenn ihre Matrosen niemand an Bord ließen, wie sie am Ende der Gangway standen, ehe jemand die Planke betrat, war ihr völlig egal. Also standen die Matrosen Hannes Liebau und Andreas Werner bequem auf ihrem Posten und betrachteten die Frau.

„Du musst dir erst amal a andere Kundschaft such’n“, rief Hannes im breiten Dialekt seines wiener Heimatbezirkes zurück. „In zwa Stund‘ werdn‘ mia abglöst, dann kenn ma uns in die Kieler Nixen treffen.“

„Wirklich? Ji gaht dad wat ut.“ Sie drehte sich um, bückte sich und entblößte kurz ihr Hinterteil. „Kiekt mal! Dar verpasst ji wat!“

„Ja, eh fesch“, konstatierte Andreas. „Trotzdem müss’n mir noch fast zwei Stunden Dienst schieben statt was dir. Tut ma leid.“

„Un wenn ik jo twee smucken Jungs an Boord besöken käme?“ Sie begann ihre Bluse zu öffnen und auf die Gangway zuzugehen.

„Schlechte Idee“, antwortete Andreas, die Gesichter der beiden Matrosen wurden hart und sie fällten ihre Gewehre mit den Bajonetten. „Ganz schlechte Idee.“

„Allens goot, Jungs, allens goot.“ Jördis hob die Hände in Schulterhöhe und präsentierte dabei einen üppigen Busen. „Ik gah ja al wedder trügg. En Deern mutt halt ok kieken, woneem dat ehr Geld her kriggt. Un en lichte Deern to wesen is en swaar Beroop.“

„Scho recht, Madl!“ Hannes Liebau lächelte wieder. „So langst in dera Entfernung bleibst, kannst treiben, was und mit wem du’s willst.“

„Tokieken köst aver ok!“ Jördis senkte ihre Hände wieder und schloss die Bluse. „Man en beten köönt ji all lohnt för dat, wat ik wiest heff.“

„Von mir aus!“ Andreas zog einen halben Gulden aus der Tasche. „Aber heb‘ noch amal das Rockerl und zeig uns dein Buscherl!“

„Kannst du hebben!“ Jördis hob den Rock und präsentierte ausgiebig ihre Scham. „Reckt dat?“



„Sicher!“ Andreas warf die Silbermünze zielgenau und Jördis fing sie auf.

„Wees bedankt, Maat.“ Damit ging sie hüftschwingend weiter.

Während des Auftritts von Jördis hatte Fiete Peterson seinen kleinen Kahn an die Bordwand der SPERBER gewriggt und war geschickt an Bord geklettert. ‚Goot Arbeit, Jördis‘, dachte er bei sich und verschwand lautlos im Niedergang. Dann begann er die Kabine der Eignerin zu durchsuchen, in welche durch eine Laterne am Kai matt beleuchtet wurde. Was er fand, war für ihn durchaus zufrieden stellend. Es gab geheime Depeschen, auch weiterhin verbündet zu bleiben, Verträge über Lieferungen neuer Technik gegen andere Technik, Anfragen über dieses und jenes. Interessant für Agenten internationaler Geheimdienste, sicher, aber kein Wort über eine Verschwörung oder einen aufrührerischen Zirkel. Hier

schien jeder Staat noch sein eigenes Süppchen kochen zu wollen. Rasch notierte Fiete einige Eckdaten, welche ihm interessant vorkamen, dann ließ er rasch sein Feuerzeug aufleuchten und huschte zum Niedergang.

Den Kai entlang torkelten zwei Männer in der Uniform der deutschen Handelsmarine. Vollmatrosen, nicht mehr ganz jung, beide trugen den typischen hanseatischen Bart und waren augenscheinlich stockbesoffen. Hatten sich die österreichischen Seefahrer an Bord der SPERBER die Angebote von Jördis noch gerade eben so zusammenreimen können, so stiegen sie bei den lauten Worten der beiden Matrosen völlig aus. Sie verstanden von zehn Worten vielleicht eines, hörten allerdings den aggressiven Tonfall. Ihre Wachsamkeit stieg, und sie nahmen ihre Gewehre kampfbereit auf, merkten dann aber, dass nicht sie das Ziel der Beschimpfungen waren. Nicht allzu weit von der Gangway der SPERBER entwickelte sich bald die schönste Keilerei, bis ein Bootsmann einschritt und die beiden Kampfhähne mit seinen großen Fäusten trennte.

Der Matrose Marek Bilovsky zündete sich eine Dreier aus ungebeiztem, starkem Balkantabak an und sah dem Trio hinterher. „Ist sich schad, dass uns nicht auch haben g'schickt a hibsches Maderl, das was ihr Rockerl lupft. Hab'n wir uns missen anschau'n schirche Mandeln, die was g'spielt haben b'soffene Bagage!"

„Hab'n wir halt Pech g'habt", bemerkte Franz Müller, rümpfte die Nase und holte eine Packung Zigarillos aus der Tasche. „Wie kannst du nur das stinkerte Kraut rauchen? Bei deine Beuschlreisser rollt's einem ja die Zechennägel hoch! Pfui Deixl, bei der Marie, die wir verdienen, könnst' dir zumindest Zweier kaufen. Oder Donau!"

„Sind sich aber schon ein paar Kreizer mehr jedes Packerl", erklärte Marek. „Da kennt ich schicken meiner Frau weniger Geld. Wir wollen's ja schen haben im Alter."

„Dann hör halt ganz zum Rauchen auf. Dann kannst ihr noch mehr schicken.“

„Hab ich versucht, Franz. Ehrlich versucht. Hab‘s aber nicht geschafft!“

„Na dann! Glaubst, die Fetzenschädel haben’s g’fressen, dass wir nur auf die Streithanseln g’schaut hab’n?“

„Wird‘ ich schon annehmen, Franz. Fast hät ich missen lachen bei der klan‘ Komödie, die was die aufgeführt haben.“

*

Ägypten

Als ich ihn zum ersten Mal sah, war mir sofort klar, dass soeben mein Schicksal den Raum betreten hatte, und dennoch geschah es, dass ich ihm verfiel. Er, ein persönlicher Lanzenträger des babylonischen Königs Kambyses, kam im 44. Jahr der Herrschaft des Pharao Chnub ib-Re, des General Amasis, den ich zum Herrscher gemacht hatte, nach Memphis. Er begleitete einen Abgesandten seines Königs, dessen Name Hanurbanipal lautete, war vierundzwanzig Jahre alt und ein entfernter Verwandter des Königs, wie ich erfuhr. Er war wirklich gut aussehend und beschenkt mit dem Körper eines griechischen Gottes. Und so zeigte ich ihm einige persönliche und sehr intime der Schätze und Geheimnisse der Gottesgemahlin. Der junge Mann konnte mit seinem Speer tatsächlich hervorragend umgehen, und wenn dieser auch nicht aus Metall und Holz war, mir schien es oft, als würde er mitten durch mein Herz gehen.

Törichtes Herz einer alten Frau, auch wenn sie jung aussah! Töricht und dumm, den Worten eines jungen Mannes, eines Bayloniers zu glauben!

Als Amasis starb, kam Kabūjiya mit seiner Armee nach Ägypten, und ich lag zu dieser Zeit mit dem Haupt an der Brust meines Geliebten, viele Tagesreisen von

der Hauptstadt entfernt in Theben. Der Sohn des Pharao, Psammetich III, versammelte zwar noch eine Streitkraft um sich, aber ohne die Artefakte der Ahnen, ohne meine Hilfe blieb ihm der Sieg verwehrt. Als ich davon erfuhr, begab ich mich sofort an Bord meiner Nilbarke und befahl den Ruderern abzulegen, wollte noch retten, was zu retten war. Doch zu meinem Schreck musste ich feststellen, dass nicht mehr meine Männer an Bord waren, sondern Babylonier unter dem Kommando des Dārayavauš, Gefolgsleute von Kabūjiya. Dārayavauš kam bald nach mir an Bord und begrüßte mich spöttisch an Bord SEINES Bootes. Ich erhielt keine Möglichkeit mehr, die Barke zu verlassen, und wir segelten tatsächlich nach Memphis, doch ich fuhr nicht als Retterin, als Befreierin mit, sondern als Gefangene. Auch wenn er einstweilen noch darauf verzichtete, mir Fesseln anzulegen, war die Situation eindeutig. So stark ich ihn vorher geliebt hatte, so sehr hasste ich ihn nun und verachtete mich selbst für meine Blind- und Dummheit. Meine letzte Hoffnung war in Memphis das Aufsuchen der Schatzkammer, und dann wehe den Babyloniern und Dārayavauš. Als wir die Hauptstadt endlich erreichten, war der Belagerungsring um Memphis bereits geschlossen, und ich hatte keine Gelegenheit mehr, in die Stadt zu kommen. Also fasste ich mich in Geduld, als Gefangene jetzt im Zelt des Eroberers Kabūjiya.

Dann, einige Tage nach dem Fall von Memphis, durfte ich das Zelt endlich verlassen und den Palast aufsuchen. Die Barbaren hatte blutige Ernte gehalten, mehr als zweitausend wohlhabende Bewohner der Stadt waren den Schwertern seiner Männer zum Opfer gefallen, die Leichen der Armen hatte man gar nicht gezählt. Mein Herz war schwer, wieder waren, nach 44 Jahren, Vergewaltiger und Mörder durch die Straßen der heiligen Stadt Memphis gezogen. Ich stieg langsam die Treppe vor dem Haus des Pharaos hoch, vor meinem inneren Auge sah ich nur zu genau die angerichteten Gräueltaten, die niederfahrenden Schwerter, hörte das Geschrei der Verlierer, das rohe Lachen und schwere Atmen der Sieger. Sah all

die Toten, auch wenn das Blut bereits vom Marmor gewischt war. Ich wanderte still durch die Gänge bis zur geheimen Kammer und öffnete die Tür. Sie war – leer! Gelächter dröhnte hinter mir auf, Kabūjiya stand dort mit Hanurbanipal, Dārayavauš und einem mir unbekannten Mann.

„Erinnerst du dich an Men-Haper-Nut, Anchnesneferibre?“ Der König legte dem Unbekannten seine Hand auf die Schulter. „Wahrscheinlich nicht. Er ist – nein, er war ein kleiner Palastdiener, der mehr an die Macht des Goldes als an die göttliche Abstammung der Pharaonen glaubt und er wusste von dem Streitwagen, dem Bogen und der Krone. Darauf fußte mein Plan, und er ging ganz hervorragend auf. Dārayavauš kümmerte sich um dich, und Men-Haper-Nut um Amasis.“

„Wobei ich die durchaus angenehmere Arbeit hatte“, grinste mich Dārayavauš höhnisch an. „Ich würde dich ja als Konkubine mit in meine Heimat nehmen, aber ich fürchte, ich kann in dir das alte Feuer für mich wohl nicht mehr entfachen!“

„Versuche es doch“, knurrte ich ihn an!

„Nein, ich denke, das wäre das falsche Feuer, das ich damit schürte. Schade, aber so ist nun einmal der Krieg!“

„Da wäre noch etwas!“ Kabūjiya hatte plötzlich einen Dolch in der Hand, den er dem Verräter in den Bauch stieß.

„Aber …?“, röchelte der ehemalige Diener.

„Oh, ich hasse einfach Verräter und Leute, die ihren Treueschwur brechen!“ Der Babylonier wischte den Dolch am Leinenkittel des Sterbenden ab und winkte mich beiseite. „Du kannst gehen, Anchnesneferibre! Geh, wohin auch immer du

willst! Deine Macht ist nun in unseren Händen, und wir werden herausfinden, wie die Waffen einzusetzen sind. Verschwinde aus der Stadt und lebe mit deinen Versagen.“

Langsam wandte ich mich mit gesenktem Kopf ab und schlurfte in meine Gemächer des Palastes, wo ich mich in Wüstenkleidung hüllte. Dann ging ich aus der Stadt zum Hafen und suchte mir ein Boot, das nach Süden fuhr. Mit brennenden Augen sah ich die Mauern von Memphis hinter einer Flussbiegung verschwinden. Wegen der Umarmungen eines Mannes hatte ich meinem Volk die Fremdherrschaft des Kabūjiya beschert, und danach die des Dārayavauš, der sich und sein Volk später selbst als Perser bezeichnen sollte.

1889 Juli

Wien

Das Passagierschiff Leichter-Als-Luft LINDAU der ÖDLAG, ein ganz typisches wie eine Zigarre geformtes Luftschiff, befuhr zwei Mal in der Woche im Liniendienst die Strecke Wien – Istanbul. Runde 1.300 Kilometer in einer Richtung, mit jeweils zwei Stunden Aufenthalt in Budapest und Bukarest dauerte der Flug 14 Stunden hin und ebenso lange zurück. Als Kapitän Matič dieses Mal in Budapest die Anker Richtung Westen gelichtet hatte, knisterte ein Telegramm mit einem der seltenen Befehle der Regentin Helene in der Tasche seiner blauen Uniformbluse mit den goldenen Epauletten. ‚*passagier prof. joseph karabacek in schönbrunn absetzen – stop – pas. bescheid geben – stop – gez. helene reg. k.u.k.*‘. Der Kroate hatte sich zwar gewundert, aber allerhöchster Befehl war allerhöchster Befehl, also benachrichtigte der Offizier umgehend den Fahrgast und gab dem Navigator den Befehl, direkt Kurs auf den Lufthafen des Schlosses Schönbrunn zu nehmen. Der Navigationsmaat erster Klasse Gruber hatte salutiert, den Befehl bestätigt und

erst einmal – gar nichts getan. Bei einer Flugstrecke von 217 Kilometer lohnte es sich nicht, wegen lausiger 3 Kilometern jetzt schon den Kurs zu ändern. Da war die zu erwartende Abdrift durch Seitenwinde ja größer. Erst über dem Alberner Hafen bei Kaiserebersdorf gab er dem Steuermann die Anweisung, ein wenig nach Backbord zu drehen. Zeit, Schönbrunn anzusteuern.

Die Menagerie von Schönbrunn mit dem achteckigen Pavillon in der Mitte wurde im Auftrag Franz Stephans von Lothringen, dem Ehemann der Kaiserin Maria Theresia, von Jean Nicolas Jadot de Ville-Issey als Symbol für die Größe der Habsburger und ihrer Erfolge in perfekter Symmetrie entworfen. 1759 war das Ensemble endlich fertig gestellt. 12 große Gebäude für die Tiere, ein Verwaltungsgebäude, zwei Teiche und ein Lagerhaus. Ursprünglich war der Pavillon nur als Frühstücksraum für die kaiserliche Familie gedacht gewesen, doch am Ende des 19. Jahrhunderts sah man das nicht mehr so eng. Besonders im Sommer traf man sich hier auch ganz gerne zu Besprechungen im engsten Kreis.

„Ach, Oberwinden. Komm Sie nur näher“, forderte die Regentin Helene die Freundin ihrer Tochter auf.

„Majestät!“ Elisabeth erhob sich aus dem Hofknicks und kam weiter in den Pavillon.

„Nehm Sie sich einen Stuhl und setz Sie sich zu uns.“

„Vielen Dank, Majestät.“ Die zarte Markgräfin Manawatū wählte einen Stuhl und setzte sich, dann wandte sich Maria Sophia an ihre Freundin.

„Lisi, wir hab’n ein Problem, und du g’hörst ja praktisch schon zur Familie. Ich kenn‘ keinen Menschen, dem ich mehr vertrau‘ als dir. Na ja, also dem Hametten

würd‘ ich was unser Familie angeht fast so sehr vertrauen und dem Maerz privat. Aber eben nur fast. Kurz g’sagt, du kriegst einen ganz vertraulichen Geheimauftrag. Also, jetzt erst einmal als Anfang, ab sofort kannst dir den Oberstleutnant abschminken. Jetzt bist einfach eine Frau Oberst, basta, kein Einspruch möglich. Und du wirst ganz offen als Oberst eine Zeitlang nach Persien gehen müssen.“

„Ja, aber, was soll ich denn dort überhaupt mach’n?“

„Du wirst dort offiziell als Sicherheitsoffizier tätig sein und die Kompanie unter‘m Hauptmann Hankaka wird dir auch unterstellt sein. Dazu musst du irgendwie dafür sorg‘n, dass verschiedene Dinge nach Wien kommen. Geld, auch in Gold, als Kaufpreis oder Bürgschaft wird genug vorhand’n sein, wir woll’n den Persern ja nichts stehl’n.“

Elisabeth lehnte sich zurück und bewunderte die Fresken an der Decke des Saales. „Und – was soll ich von dort besorg’n?“

„Das werden dir die Professoren Reinisch und Karabacek genau erklären, Lisi.“ Ein Schatten fiel auf den Pavillon, und ein niedrig fliegendes Luftschiff näherte sich dem Lufthafen hinter der Gloriette.

„Die LINDAU ist ziemlich pünktlich“, bemerkte Helene mit einem kurzen Blick auf die Uhr. „Jetzt wird der Karabacek ja bald da sein.“ Sie wandte sich um und winkte einen Pagen zu sich heran. „Gehe Er los und bitte Er Professor Reinisch, sich uns anzuschließen.“

*

„Und wer wird jetzt auf dich aufpassen, wenn ich in Persien herumkrebs?“ Maria Sophia hatte sich mit Elisabeth in ihre Gemächer im Hauptgebäude des Schlosses zurück gezogen.

„Der Hametten hat versprochen, dass er sich d’rum kümmert und mir jemand vorbei schickt. Ich hoff‘ nur, dass das Mädel fähig ist, sich irgend wann das Steckerl aus’m Arsch zu zieh’n. Ich hass‘ nichts mehr als andauernd Hoheit da, Prinzessin dort. Mir reicht’s schon, wenn die Lakai’n da im Schloss tun, als wär ich weiß Gott was b’sonder’s.“

„Aber das bist du, Mitzi. Wenn – was Gott verhüten möcht‘ – dem Franz Rudolf was passiert, bist du wieder die Kronprinzessin. Wieso eigentlich nicht jetzt schon? Haben wir nicht die Gleichstellung von Frauen und Männern in der Verfassung vom Franz Karl stehen?“

„So einfach ist das auch wieder nicht, Lisi. Im Allgemeinen – ja. In der Erbfolge vom Adel – nein. Da müss’n wir schon froh sein, dass das salische Recht überall in Kakanien abg’schafft worden und der pragmatischen Sanktion g’wichen ist. Aber trotzdem kommen halt immer noch zuerst die Buben dem Alter nach und erst danach die Mädels. Wieder nach Alter. D’rum hättest du Oberwinden nur erben können, wenn der Caspar Akiro vor deinem Papa stirbt. Obwohl dein Bruder zwei Jahr jünger ist. Außerdem hab‘ ich mich auf den letzten Platz zurück stufen lassen, schon vergessen?“

„Dann bist an dritter Stell‘. Weil weder Valerie Theresia mit dem François Louis noch Elisabeth Anna mit dem Pawel Alexandrowitsch hätten einen ordentlichen Rückhalt im Volk, solange die Antonia Helene und du noch am Leben seid. Und wenn nicht – dann wär’s schlimm. Da würden’s eher deinen Onkel Luitpold von Bayern zum Kaiser ausrufen.“

„Der wär‘ eh nicht so schlecht, und verwandt ist er mit uns auch über sieben Suppenschüsseln. Oder sie holen den Buben vom Onkel Johann, der die Anna Plochl g’heiratet hat“, nickte Maria Sophia. „Der Bub heißt ja eh auch schon Franz. Oder aus irgendeiner von den anderen Seitenlinie. Wir Habsburger hab’n uns doch eh vermehrt wie die Has‘n, nur bei mir ist’s bis jetzt nichts worden. Und ich hab‘ bei Gott nichts anbrennen lassen!“ Marias Stimme brach.

„Aber Mitzi, das kann doch noch werden!“ Elisabeth sprang auf und nahm ihre Freundin in den Arm.

„Ach geh‘! Seit gut 14 Jahr hab‘ ich mir jedes Mannsbild g’nommen, das gut ausg’schaut und noch besser g’rochen hat. Und was ist passiert? Nix. Genau gar nix.“ Die Prinzessin tupfte ihre Tränen ab. „Noch ein Grund, warum ich besser nicht Kaiserin werden sollt‘. Sonst geht die Streiterei bei mein‘ doch Tod erst recht wieder los! Da wär’s noch besser, dass, wenn der Franz Rudolf unfruchtbar wär, seine Ehefrau auswärts arbeiten lassert und ein Kind vom Reitlehrer als Thronfolger herzeigt.“

„Aber Mitzi!“

„Ist ja wahr! Also, wenn ich wirklich Kaiserin werden müsst‘, würd‘ ich entweder stante pede die Republik ausrufen oder die Linie vom Johann zu meine Nachfolger ernennen. Mit der Plochl Anna hätt’n wir wieder eine g’sunde Blutauffrischung, und ich hoff‘, der Franz Rudolf nimmt sich auch eine Frau weit weg von unserer Linie. Am besten eine ganz niedere Adlige oder noch besser gleich eine Bürgerliche. Nur g’sund sollt’s sein. Wir Kinder von unserer Mama hab’n ja ein riesig’s Glück g’habt. Stell‘ dir vor, wir hätt’n die Papp’n und das Kinn von Uropa Leopold g’erbt!“ Sie deutete eine vorgestülpte Unterlippe und ein

langes Kinn an. „Vielleicht wird so ein Goscherl in hundert, hundertfünfzig Jahr‘ modern, aber heut‘ ist nur hässlich!“

„Und du glaubst wirklich, dass Männer solche Lipperln einmal schön finden werd’n?“ Elisabeth rümpfte die Nase und zeigte dabei zwei allerliebste Fältchen an derselben. „Ich mein – die schau‘n ja aus, als hätt‘ sich ein voll aufpumptes Luftschiff drin verirrt!“

„Bei den Kayan in Birma gilt’s als schön, wenn der Hals der Frau möglichst lang scheint, die Chinesen bind‘n den Mädeln die Füß‘ krumm, in Ägypten haben’s den Kindern der Oberschicht die Köpf‘ einbunden, damit’s lang und schmal werden – und alles, weil’s schön sein sollt‘. Einmal war’n fette Frau‘n das Ideal, und dann wieder dürre Stangen wie Buberln ohne erwähnenswerte Brüstln und Hintern. Wer weiß schon, was unsere Enkerln g’fallen wird. Vielleicht ein Ohrringerl in der Zungen oder goldene Rotzglöckerln in der Nasen.“

„Bäh, das ist ja – grausig. Irgendwie – total ekelhaft! Das kann ich mir gar nicht vorstell’n. Und wie will man denn damit ordentlich reden können? Vom essen ganz zu schweig’n!“

„Frag‘ mich nicht. Aber die Tante Sisi hat sich auch auf die Schulter einen Anker tätowieren lassen. Und über’n Steißbein einen Doppeladler. Zwar ohne Schwert und Reichsapfel, aber mit zwei Lanz‘n, die genau auf’s Connard weis’n. Ich kann mir vorstellen, dass Opa Max … Ja?“ Maria Sophia unterbrach sich, als es an der Tür klopfte. Ein Diener öffnete die Tür einen Spalt.

„Hoheit, das Fräulein Aloisa Vogt bittet vorgelassen zu werden. Sie meldet, sich auf Befehl des Fürsten zu Hametten einzufinden.“

„Na dann, nur immer herein mit ihr, Polderl.“

Auf der Straße hätte sich nach Aloisia Vogt wahrscheinlich kaum jemand umgedreht. Sie war zwar recht hübsch, aber auch wieder nicht aufregend. Ebenso verhielt es sich mit ihrer Figur, an Aloisia war eben alles ziemlich durchschnittlich. Kaum gesehen, war sie schon wieder vergessen. Ihr Kostüm aus blassgrünem Stoff und die türkise Bluse mit schmalem Stehkragen verstärkten diesen Effekt noch weiter. Aloisa verschwand einfach, verschmolz mit der Masse. Jetzt sank sie in den bei Hof üblichen Knicks, die Augen scheinbar gesenkt.

„Sie kommt vom Hametten?“ Maria Sophia winkte Aloisia aufzustehen und näher zu treten.

„Wie Hoheit befehlen.“

„Eigentlich war’s ja eine Frage und kein Befehl. Setz‘ Sie sich.“ Dabei wies die Prinzessin auf einen Stuhl.

„Wie Hoheit wünschen.“

„Also, einige Regeln. Erspar Sie sich und mir, bei jedem Satz irgendwie das ‚Hoheit‘ und das ‚Majestät‘ und so. Wenn Sie den Post‘n bekommt, ist’s eh mit der dritten Person aus. Also, wer ist Sie?“

„Mein Name ist Aloisia Vogt, und ich bin Oberleutnant im Evidenzbureau, 23 Jahre alt, ledig, habe keine Kinder, war die Klassenbeste im unbewaffneten und bewaffneten Nahkampf und wurde an den Hand- und Faustfeuerwaffen sowie auf dem Schwarzlose-MG ausgebildet.“

„Na also, das klingt vielversprechend. Ist Sie genant, Aloisia?“

„Na ja, nicht sehr, Majestät. Zimperlich darf man als Agentin beim Fürst zu Hametten nicht sein.“

„Um so besser. Dann würd‘ Sie mich auch in einen Hamam begleit‘n, wenn ich einen aufsuchert?“

„Selbstverständlich. Da ist doch gar nichts dabei!“

„Na dann, aufsteh‘n und auszieh‘n“, befahl Maria Sophia.

„Selbstverständlich!“ Aloisa sprang auf die Füße, der Wickelrock, nur von einem Knopf gehalten, landete zuerst auf dem Boden, enthüllte zwei muskulöse, bestrumpfte Beine und eine kurze Unterhose. Ihre Hände flogen zum Kragen und öffneten die Knöpfe der Bluse, dann schlüpfte sie aus dem Kleidungsstück. Während sie die Oberbekleidung mit der Rechten noch beiseite legte, warf Maria Sophia einen Apfel nach ihr, den sie mit der Linken leicht aus der Flugbahn griff. Dann startete Lisi einen Angriff, der abgewehrt wurde, und es entspann sich ein rascher Zweikampf.



„Das reicht schon!“ Die Prinzessin winkte schließlich ab. „Sie kann sich wieder anzieh‘n.“ Aloisa knickste kurz und vervollständigte wieder ihre Toilette. „Sehr

gut reagiert. Du siehst, Lisi, ich werd‘ in besten Händ’n sein, wenn du in Persien bist. Auch, wenn ich nackert im Teich schwimmen geh’n will.“

„Na ja! Es war gar nicht schlecht.“ Lisi musterte Aloisia noch einmal von oben bis unten. Ihr Blick versprach einen langen, qualvollen Tod für Aloisia, sollte sie beim Schutz der Prinzessin versagen.

*

Persien – Pasagarde

Der Begriff ‚Leichter als Luft‘ ist für die gasgefüllten Luftschiffe ein wenig irreführend, impliziert er doch ein Gefährt, dessen Gewicht zur Gänze vom Auftriebsgas getragen wird oder, wenn man es lässt, sogar noch von selber steigt. In der Realität wird vom Wasserstoff oder – wie in den Donaumonarchien zumeist üblich – dem Helium nur etwa 90 bis 95 Prozent des Gewichts getragen, den Rest erledigen die starken Vaporid-Dampfmaschinen oder Elektromotore. Was bei den Luftschiffen der Mungo-Klasse immer noch etwa 8 Tonnen waren. Ohne Last.

Die Schiffe der Mungo-Klasse waren Kleintransporter, nur 169 Meter lang, 92 breit und ohne Steuerfinnen 53 hoch, ausgelegt für 15 Tonnen Fracht und 52 Passagiere, ein Infanterie-Zug mit Ausrüstung und Gepäck. Dafür waren sie mit beinahe 165 Kilometer pro Stunde schon ganz schön schnell. Die Strecke von etwas mehr als 18.000 Kilometer von Wien nach Te-Whanganui-a-Tara, der Hauptstadt am Südende der nördlichen Māoi-Insel, schafften sie in etwas mehr als 5 Tagen. Non-Stop und wenn alles gut ging. Dazu kam noch die Fähigkeit, überall landen zu können, ohne einen Mast zu benötigen. Eine kleinere Version der nagelneuen Orca-Klasse, und man hatte bei der stetigen Verbesserung der

Mungo-Klasse viel über diese Art von Luftschiff gelernt. Die Mungos waren schon praktische kleine Schiffchen, die nur eines vermissen ließen. Luxus.

Der Platz für die Passagiere war mit jenem der Besatzung der alten Segelschiffe vergleichbar. Tagsüber wurden Tische und Bänke herabgeklappt, und des Nachts wurden Hängematten zwischen Spanten gehängt. Zu essen gab es nur Konserven, die wie der Kaffee im Dampfschrank gewärmt wurden. In diesem Schrank strömte der kochend heiße Dampf aus dem Vaporidkessel durch einige Rohre und ermöglichte so die Warmverpflegung. Zu dieser Nahrung gab es Brot, Butter und jede Menge Tee. Kessel voll, wenn man wollte. Als einziger Luxus gegenüber den alten Segelschiffen konnten die 10 Toiletten- und 2 Waschkabinen bezeichnet werden, ebenso die bessere Belüftung und Beleuchtung. Dafür war die Aussicht vom Passagierdeck ebenso atemberaubend wie von der Steuerkanzel. Zum Glück war es selten nötig, derart lange Strecken in einem Stück zu fliegen. Die VÖSLAU zum Beispiel war vor etwas mehr als 23 Stunden in Wien gestartet und befand sich nun bereits wieder im Sinkflug. Sie brachte eine Beraterin für Sicherheitsfragen und die neue Sicherungstruppe für die österreichischen Ausgrabungen nach Pasagarde, 50 hochtrainierte und geschulte Elitesoldaten.

Wenn man an Elitesoldaten denkt, stellt man sich meistens zuerst einmal baumlange Männer vor, mit breiten Schultern, mit Muskeln, welche beinahe die Uniform sprengen, kantigem, harten Granitkinn und stechenden, harten Augen ausgestattet. Sie haben Hoden so groß wie Hühnereier und schwitzen pures Testosteron aus allen Poren. Tatsächlich gibt und gab es schon immer solche Soldaten, und manchmal waren diese Männer im Ernstfall sogar halbwegs brauchbar.

Auf die Uhus unter Oberstleutnant Christoph Plautzen, um nur ein Beispiel zu nennen, traf diese Beschreibung überhaupt nicht zu. Diese Männer wirkten, wenn man ihnen auf der Straße begegnete, völlig normal und unauffällig, waren aber im Einsatz beinahe unheimlich effizient. Auch die zwei Züge der vierten Kompanie des ersten schweren k.u.k. Jägerregiments Kronprinz Franz Karl, die Toas, waren ein solcher Fall. Dieses Wort aus der Maori-Sprache bedeutete soviel wie Kriegerinnen. Also, genau genommen, war ja auf Maori sowohl der Singular als auch der Plural Toa, aber die Österreicher haben halt trotzdem das ‚s' für die Mehrzahl hinten dran gehängt. So etwas tut doch niemand weh, und für die Europäer war es auf diese Art nun einmal leichter zu verstehen. Die Existenz der Toas war nicht unbedingt geheim, aber man hielt sie eher für eine Art Operettentruppe. Soldatinnen? Offiziere im Marinedienst – gut, da waren einige sogar besser als so mancher Mann. Bei den Selbstfahrlaffetten – schon möglich, dass sich eine Frau hier auch behaupten konnte. Aber bei der Infanterie? Was mussten denn das für Flintenweiber sein? Wohl ziemlich quadratisch gebaut und sehr wahrscheinlich wenig attraktiv. Mehr wie ein Mann geformt statt wie eine Frau aussehend, keine Tittchen und noch weniger Ärschchen, also irgendwie – na ja, halt so, so eine Art Mannweiber.

Diese Beschreibung würde den 105 Frauen unter Frau Hauptmann Simone Kowatuma allerdings wirklich nicht gerecht werden. Natürlich konnte nicht *jede* von ihnen eine richtig umwerfende Schönheit sein, ihre Gesichter und Figuren spiegelten eben die gesamte Bandbreite weiblichen Aussehens wieder. Wie halt ganz normale Frauen so aussehen, also jede von ihnen doch irgendwie auf ihre ganz eigene und besondere Art fesch.

In der Steuerkanzel suchte Linienkapitän Laszlo Háyek mit seinem Feldstecher die Umgebung ab. „Wenn Sie dort hinsehen möchten, Frau Oberst, sehen Sie bereits

das Lager der Ausgrabungen. Eine Kompanie der österreichischen Infanterie teilt sich mit einer der persischen die Bewachung des Zeltes bei Tag und Nacht, sie campieren auch dort. Obwohl die Funde an Wertsachen bisher, wie man mir letztens sagte, noch eher spärlich sind.“ Der Budapester sprach Deutsch ohne erkennbaren Akzent. Elisabeth, Markgräfin von Manawatū, folgte mit dem Blick seiner weisenden Hand und hob dann ebenfalls ihren Feldstecher vor die Augen mit leichter orientalischer Augenfalte, welche ihrem ohnehin schon hübschen Gesicht zusätzlich noch einen ungemein aparten Ausdruck verliehen.

„Ein ganz schön großes Zelt“, befand sie. „Das ist so breit, da brächt‘ man ja direkt eine Kegelbahn darin unter.“

„Es ist normalerweise eine Feldkantine des Heeres, Frau Oberst. Die Ausgräber und deren Hilfskräfte und Assistenten wohnen dort drüben im Camp, wir haben an der Stelle auch für die 50 Damen an Bord noch Zelte aufgeschlagen, leider lauter Fünf-Mann-Zelte. Außer für Oberleutnant Hofstätter und Leutnant Čurn, welche in den Papieren als Doktoranden geführt werden, diese Damen haben jede ein kleines Zelt für sich. Aber wenn auch noch ein zweiter Infanterie-Zug eintrifft, wird es eng. So riesig ist ja das moderne Pasagarde auch nicht. Österreich kann ja nicht den ganzen Ort übernehmen.“

„Nein, natürlich nicht“, lächelte Lisi von Manawatū. „Wir werd‘n dort bei dem Zelt ein festes Feldlager errichten, mit einer richtig‘n Kantin‘, einer Küch‘ und natürlich Duschen. Die kreuzweis‘ verleimten Sperrholzplatt‘n und die Steher hab‘n wir bei dieser Fahrt an Bord, der Wachzug wird sich wohl freu‘n, zur Abwechslung einmal konstruktiv tätig sein zu dürf’n. Wenn der nächste Zug eintrifft, wird dieser auch das jetzige Lagerzelt mit festem Sperrholz auskleid‘n, das Material wird‘n Sie uns wie den Zug bei ihrer nächsten Fahrt bringen. Dann

werd‘n wir um das ganze Gelände einen ordentlichen Elektrozaun erricht‘n und vielleicht auch noch ein paar Einkaufsläden und Lokale für die Soldaten hier unterbring‘n.“

„Das wäre nicht schlecht“, brummte Kapitän Háyek und strich sich über seinen altmodisch kurz gestutzten Vollbart. „Die Frau Professor Bernhuber hat ja in der Ortschaft immer einen Mantel getragen und ihr Gesicht verschleiert, damit sie nicht auffällt. Aber 50 Maderln, na ja! Es ist zumindest in der Unterschicht ein ziemlich streng muslimisches Land. Aber entschuldigen Sie mich jetzt bitte, Frau Oberst. Ich muss mich um die Landung kümmern!“

„Keine Entschuldigung nötig, Herr Kapitän. Bitte tun Sie Ihre Arbeit!“

Langsam schwebte die VÖSLAU über einen freien, halbwegs ebenen Fleck in der Nähe des Lagerzeltes. Dem Ruder gehorchend hatte sie die Schnauze in den Wind gedreht und verhielt nun, nur von den drei Heckpropellern gehalten, über der Landestelle.

„Seitenpropeller neunzig Grad drehen“, kommandierte Háyek.

„Neunzig Grad!“ Der Steuergast drehte an einem Rad und beobachtete die Anzeigen, dann warf er über eine Spiegelscheibe einen Blick zur Kontrolle auf die ummantelten Propeller. „Neunzig Grad liegen an!“

„10 Prozent abwärts“, befahl der Kapitän.

„10 Prozent abwärts liegen an“, bestätigte der Maschinenmaat, und die Motorleistung drückte den mächtigen Körper rasch abwärts.

„6 Prozent aufwärts“, erklang das nächste Kommando, die Propeller standen kurz still, ehe sie sich wieder in Bewegung setzten, doch dieses Mal, um die Bewegung abwärts zu stoppen. Im richtigen Moment, das Luftschiff setzte weich und erschütterungsfrei auf.

„Gratulation an Sie und Ihre Mannschaft“, applaudierte Elisabeth.
„Hervorragende Landung!“

„Ich kenne eben mein Schiff und Besatzung, Frau Oberst!“

*

In der Nähe der Landungsstelle stand neben einigen dreiachsigen 680er DLKW ein GA-DKW, ein Geländegängiger Allradgetriebener Dampf-Kraft-Wagen der Steyr-Werke. Ein kleiner Viersitzer mit Stoffverdeck, die Bodenfreiheit betrug etwa 40 Zentimeter und die Reifen waren beinahe ein Handspanne breit. Nur 3 Meter lang und 1,28 breit kam der Miniwagen beinahe überall hin und erreichte bei gutem Untergrund in der Ebene stolze 100 Stundenkilometer. Keine Rekordleistung, dafür war die Reichweite mit etwa 1.700 Kilometern mit einer Vaporidpille und einem vollen Wassertank mehr als beachtlich.

Als nun Elisabeth von Manawatū die VÖSLAU verließ und auf die Wagen zuging, schwang sich eine mittelgroße, eher schlank gebaute Frau aus dem kleinen GA-DKW. Der lange, lockere Mantel aus weißen Stoff kaschierte die Details ihrer Figur, der Schleier, welcher von einem breitkrempigen Strohhut hing, verbarg ihr Gesicht. Nur die beiden grünen Augen, welche den Abkömmling verhalten musterten, blieben sichtbar. Auch Elisabeth hatte einen vom zur sandbraunen Uniform gehörenden Tropenhelm hängenden Schleier vors Gesicht gezogen, der

Wind wirbelte ständig Sand und Staub auf. Ein Umstand, der ohnehin dazu anhielt, Nase und Mund zu bedecken, egal ob Mann oder Frau.

„Ich bin Professor Annabelle Bernhuber!“ Sie sprach beinahe akzentfreies Hochdeutsch. „Sind sie Elisabeth von Oberwinden, Markgräfin von Manawatū?“

„Die bin ich“, bestätigte Lisi.

„Willkommen, Hoheit!“ Die Professorin schickte sich an, vor der Adeligen einen Hofknicks zu machen, doch Elisabeth wehrte rasch ab.

„Das muss doch nicht sein, Frau Professor“, wehrte Elisabeth ab. „Wirklich nicht. Sagen Sie’s bitte auch den ander‘n. Wenn‘s formell zugeh‘n soll, reicht mir der Oberst völlig, ansonsten bleib’n wir bei Elisabeth!“

„Gerne, Frau – Elisabeth!“ Annabelle streckte die rechte Hand aus. „Noch einmal willkommen!“

„Freut mich, hier zu sein“, ergriff die Markgräfin die angebotene Rechte.

„Soll ich Sie ins Lager bringen, damit Sie sich frisch machen können?“, bot Annabelle an.

„Danke, nein“, lehnte Elisabeth ab. „Ich durft‘ in einer der Offizierskojen an Bord schlaf’n, `s war recht gemütlich. Bringen’s mich bitte zu ihrem Zelt, und rufen’s doch auch die Oberleutnants Wessely und Hankaka sowie die Leutnants Kaikokti und Frieder zur Besprechung.“

Während sich die Damen in den GA-DKW schwangen, gingen die Soldatinnen in ziviler Kleidung schwatzend und kichernd in einem scheinbar ungeordneten Haufen auf einen zum Personentransport umgebauten DLKW und stiegen ein. Er

sollte sie zum nahen Zeltlager bringen, wo sie ihr Gepäck unterbringen sollten. Die Kisten mit ihrer Kampfausrüstung wurde unterdessen ins Camp gebracht, teilweise als Nachschub für die beiden Wachzüge deklariert, teilweise auch mit der Aufschrift *Professor Bernhuber persönlich.* Und selbstverständlich war diese Dame über den Inhalt informiert.

„Da ist's ja glühend heiß", sagte die Gefreite Lisa Hofer zu Korporal Gabi Ibhubesi hinter ihr beim Einsteigen in den Truppentransporter. „Da werd'n wir Hübschen aber ganz schön in's schwitzen kommen!"

„Wirklich?" Die beinahe zwei Meter große Nama sah mit ihren großen, dunkelbraunen Augen in den Himmel und zeigte beim Lächeln blendend weiße Zähne in ihrem pechschwarzen Gesicht. „Endlich einmal friere ich mir nicht den A…llerwertesten ab und kann das dicke Unterleibchen ausziehen."

„Du kannst da ja leicht reden, Gabi", maulte auch Korporal Lotte Molter, nahm den Strohhut ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Lotte war klein und breitschultrig, wies eine ziemlich großen Oberweite und breite Hüften auf, dazu zeigte sie kurze, rotblonde Haare und jede Menge Sommersprossen im Gesicht. „Na ja, wir werden uns schon d'ran g'wöhnen!"

„Ihr werdet euch daran gewöhnen *müssen*, Lotte", bestätigte Gabi. „Immerhin sollen wir hier etwas arbeiten!"

„Ja, Staub und Dreck schaufeln", murrte Lisa.

„Das ist nun einmal die übliche Arbeit eines Archäologen, Lisa", warf Oberleutnant Astrid Hofstätter ein, die als letzte in den Wagen gestiegen war und rasch die Anwesenden durchzählte. Dann wandte sie sich an den Fahrer. „Alle anwesend. Bitte bringen Sie uns zum Lager."

„Das mache ich gerne, Fräulein.

*

Professor Bernhuber hatte den GA-DKW neben dem großen Zelt abgestellt und ihren Gast weiter gebeten. An einem Ende des Zeltes schaufelten einige Arbeiter in persischer Kleidung mit kleinen Schäufelchen vorsichtig Sand in Drahtsiebe mit hohem Holzrand, welche dann vorsichtig geschüttelt wurden, bis der Sand verschwunden war. Was danach noch zu sehen war, kam auf die daneben liegenden Tische und wurde sorgfältig sortiert. Bronze dahin, Keramik dorthin, Gold auf diesen Tisch. Die Arbeiten wurden von österreichischen und persischen Soldaten genau beaufsichtigt, die Unteroffiziere vermerkten jeden Fund von Metall, ob Bronze, Silber oder Gold, penibel in ihren Listen. Eine für den Shah und eine für die Wissenschaftler, welche jedes Stück photographisch festhielten und auch eine Zeichnung anfertigten. Nachdem die Schütten, in welchen der Sand zum Sieben getragen wurde, auch einen Zettel mit dem Planquadrat beinhalteten, aus welchem der Aushub stammte, konnte auch die ungefähre Lage nachvollzogen werden.

„Diese Dinge kommen alle aus dem Grab von Dārayavauš, Elisabeth“, erklärte Annabelle. „Also, von Dareios. Mit ihm beginnt genau genommen erst die Geschichte der Perser, vorher waren es nur einzelne indoeuropäische Stämme. Und wie Sie sehen, wird über alles streng Buch geführt.“

„Das hab‘ ich nie bezweifelt, Annabelle.“ Elisabeth winkte ab. „Und ich glaub‘ auch nicht, dass grad da etwas verschwinden sollt‘. Die Perser passen auf wie die Haftlmacher, dass wir nichts einstecken, und wir schau’n denen genau so akkurat auf die Finger. Also, selbst wenn einer schwach werden wollt‘, könnt‘ er’s nicht so

einfach. Ihrer Majestät mach'n eher die Ausgrabungen selbst Sorgen, und wenn sie Sorgen hat, hab ich auch ein paar. Wie wird denn da oben aufpasst?"

„In der Nacht sechs Posten, paarweise von unsere und die persischen Soldaten. Die können sich alle gegenseitig beobachten, also da sollt' nicht viel passieren können!"

„Passier'n kann immer was, Annabelle", seufzte Elisabeth. „Trotzdem muss ich Ihnen Recht geb'n. Wahrscheinlich war's bis jetzt noch nicht. Aber Sie können sicher sein, dass die Engländer von unserer neuen Grabung Wind kriegt hab'n. Und ich würd' mein Titel verwetten, dass schon einer von ihre Leut' daher unterwegs ist."

„Wir haben noch niemand gesehen, Elisabeth."

„Das werden's aller Voraussicht auch nicht, Frau Professor. Aber zeigen's mir einmal, was Sie bis jetzt g'funden haben."

*

Persien – Schiras

„Heya, hey – hey!" Die Hufe der ausdauernden kleinen Yamud-Stute trommelten über den von Sand bedeckten Steinboden zwischen den Höhenrücken nordöstlich von Schiras, der Hauptstadt der persischen Provinz Pars. Die Reiterin auf dem edlen Tier geriet beinahe in Ekstase, während die Sprünge der Fuchsstute die Meilen förmlich fraßen.

„Miss Gertrude!" Kaum noch hörte Gertrude Margaret Lowthian Bell die Rufe ihrer Begleiter, welche weiter und weiter hinter ihr zurückblieben. Sie war gerade

einmal 21 Jahre jung, schlank und durchtrainiert. Ihr Pferd hatte weit weniger Gewicht zu tragen als jene Reittiere, welche ihre Eskorte ritt und lebte ihr Temperament soeben komplett aus. Ganz egal, Gertrude klammerte sich mit den Schenkeln an ihr Pferd und ließ es laufen, die Bewegungen rissen sie mit, fast vermeinte sie, eins mit ihrem Tier geworden zu sein. Ihre Kleidung bestand aus hohen, braunen Stiefeln, naturfarbenen, sehr engen Reithosen, einer hochgeschlossenen weißen Bluse mit Stehkragen und einem weiten, weißen Mantel, mit dessen an der Kapuze befestigten Schleier sie auch ihr Gesicht verbergen konnte. Derzeit wehte der Wind ihren leichten Mantel wie eine Fahne hinter ihr her, und Gertrude beugte sich noch tiefer über den Hals ihrer Stute.

„Lauf, mein liebes Mädchen, lauf“, flüsterte sie, von der Geschwindigkeit aufs Äußerste erregt, ihrem Pferd zu. „Lauf immer weiter, meine Gute!“ Dann lagen die Berge hinter ihr, und sie hielt sich immer noch nordöstlich, über sanfte Hügel Richtung Marvdascht. Was sollte ihr denn hier schon geschehen? Sie war eine Britin aus nicht unvermögendem Haus, ihr Onkel Frank Lascelles war Botschafter in Persien und sie hatte diesen Onkel eben nach Schiras begleitet, um einen Sohn des Schah zu treffen. Kamran Mirza, den Kultusminister. In der Nähe von Pasargarde hatten die Österreicher eine Ausgrabung, was sollte ihr also auf dem Weg dorthin schlimmes geschehen? Ein Wort von ihr, und jeder, der ihr etwas antun sollte, hätte mit einer schweren Strafe zu rechnen. Vor ihrer Stute Setare galoppierte hinter einer Hügelkuppe eine Gazelle quer über ihren Weg, hinter der Antilope raste ein gelber, dunkel gefleckter Körper mit kaum zu glaubender Geschwindigkeit her. Ein Gepard auf der Jagd. Setare scheute vor dem Raubtier und stieg, Gertrude konnte sich nicht mehr im Sattel halten und landete hart auf dem Boden. Die Stute, ihrer Last ledig, galoppierte angstvoll auf dem eben zurück gelegten Weg zurück. Etwas benommen arbeitete sich Gertrude Bell wieder auf die Füße und sah ihrer Stute machtlos nach.

„Ich hoffe, das Fräulein ist nicht verletzt?“ Hinter Gertrude klang eine weiche, aber eindeutig maskuline Stimme in deutscher Sprache auf. „Es tut mir leid, aber ich habe so weit von Pasagarde niemand erwartet, sonst wäre ich vorsichtiger gewesen, als ich meinen Gepard losließ.“

„Es – ich bin in Ordnung“, antwortete Gertrude in der selben Sprache, welche sie nicht perfekt, aber für den Alltag gut genug beherrschte und drehte sich um. Der Mann auf dem Rappen war nicht sehr groß, schlank, hatte aber ein rundliches Gesicht, das mit einem dichten Schnurrbart verziert war. Gertrude schätzte ihn auf zwischen 30 und 35 Jahre alt, seine Augen schweiften zwischendurch immer wieder zu den anderen Hügeln. Von dort ertönte ein schriller Pfiff, der Mann schien aufzuatmen und konzentrierte sich nun ganz auf die Britin.

„Ach, die Miss kommt aus England“, stellte er fest und schwang sich vom Pferd. „Ich bitte um Entschuldigung, dann gehören Sie wohl nicht zu den Ladys bei den Ausgrabungen. Darf ich Ihnen meine Gesellschaft anbieten, bis Ihre Diener ankommen?“

„Nun, dagegen ist wohl nichts zu sagen, Mister.“

„Das glaube ich auch. Bitte einen Moment!“ Er klatschte in die Hände, und einige seiner Männer breiteten einen wirklich schönen, dicken Hirtenteppich im Sand aus und bereiteten aus einigen Stangen und Decken ein Sonnensegel. „Nehmen Sie doch Platz, Miss. Tee?“

„Danke. Meine Begleiter müssten bald kommen.“

„Wahrscheinlich, Miss.“ Der Mann schlug seine Beine unter und setzte sich auf den Teppich. „Aber bitte, versüßen Sie mir die kleine Rast während meiner Jagd.

Sie sind sehr mutig, wenn Sie sich so weit von Ihren Dienern entfernen. Hier ist es nicht ungefährlich."

„Ich bin britische Staatsangehörige, Mister", fuhr Gertrude auf. „Mein Onkel ist der Konsul in Teheran, auch wenn er gerade in Schiras ist! Wer sollte es also wagen, mir etwas zu tun?"

„In der Nähe von Teheran würde ich Ihnen sogar Recht geben, Miss." Der Perser lächelte sanft. „Aber hier, in der Provinz, gibt es noch einige nicht ganz so zivilisierte Männer. Wenn einer sich in diesen Dünen an Ihnen vergehen wollte, dann könnte er das, lange bevor ihre Begleitung eintrifft."

„Das würde ihm übel bekommen!" Gertrude schüttelte den Kopf. „Mein Onkel würde vom Schah den Kopf des Mannes fordern!"

„Das käme dann darauf an, wie wichtig dieser Mann wäre." Ein Begleiter des Mannes stellte ein Tablett mit einer Kanne Tee und zwei Gläsern auf den Teppich. „Und was man ihm beweisen könnte."

„Wenn ich es sage?"

„Wie gesagt, wenn der Mann wichtig genug für den Schah wäre, könnte man Beweise verlangen! Und es gibt Möglichkeiten für einen Mann, den Lotus einer Frau unangetastet zu lassen und trotzdem seine Befriedigung zu finden. Und wenn er Sie in sein Schloss verschleppen sollte, wer könnte Sie dann noch finden? Wem wollten Sie dann etwas erzählen? Aber verzeihen Sie mir, Miss, ich wollte Sie nicht ängstigen. Bei mir sind Sie sicher, ich werde Ihnen nichts antun." Er goss mit geübtem Schwung Tee in ein Glas, welches er Gertrude reichte.

„Sie haben mir keine Angst gemacht, Mister.“ Sie nahm das Glas entgegen. „Wenn Sie gewollt hätten, wäre ich Ihnen doch bereits ausgeliefert gewesen, seit ich vom Pferd gefallen bin. Ihnen und Ihren Männern. Da ich aber immer noch unangetastet bin und Sie mir den Tee angeboten haben, gehe ich von keiner großen Gefahr für mich aus. Zumindest nicht unmittelbar.“

„Sie schmeicheln mir, Miss!“ Er verbeugte sich im sitzen. „Aber ja, es stimmt, ich habe nicht vor, Ihnen Gewalt anzutun. Ach, da kommen ja auch schon Ihre Begleiter. Und Ihr Pferd haben Sie auch mitgebracht, wie ich sehe. Da werden Sie bestimmt bald wieder in Schiras sein, vielleicht werden wir uns dort wieder begegnen.“ Er erhob sich, reichte Ihr die Hand zur Hilfe und verbeugte sich. „Behalten Sie bitte den Teppich und das Teegeschirr als Andenken.“ Dann sprang er auf sein Pferd und galoppierte mit seinen Leuten davon, einer von Ihnen hatte den wertvollen Geparden auf seinem Sattel, ein anderer die erlegte Gazelle mitgenommen.“

„Miss Gertrude, ist alles in Ordnung mit Ihnen?“ Captain Willam Ray James, welcher auf sie acht geben sollte, sprang aus dem Sattel, während die beiden indischen Kavalleristen mit ihren Gewehren in der Hand wachsam die Umgebung musterten.

„Aber ja, Captain James. Warum die Aufregung?“

„Nun ja!“ James strich sich über den dunkelblonden Backenbart. „Ich habe mir Sorgen gemacht, als Ihr Pferd ohne Sie bei uns ankam, und als ich dann das Sonnensegel und den Teppich sah – nun ja, verzeihen Sie einem alten Soldaten, aber …“ Er machte eine unbestimmte Handbewegung.

„Der Mann hat sich wie ein Gentleman verhalten, Captain. Wirklich wie ein vollendeter Gentleman."

„Und wer war der Mann, Miss Gertrude?"

„Das – oh, das weiß ich nicht." Gertrudes Hand flog zu ihrem Mund. „Wir wurden einander ja gar nicht vorgestellt."

„Well!" Billy Ray James schnippte mit den Fingern, und ein Sepoy führte Setare herbei. Der Captain half Gertrude beim Aufstieg, dann schwang er sich selbst in den Sattel. „Reiten wir zurück." Den Rückweg legten sie weit langsamer zurück, und Gertrude wunderte sich, wie weit sie in so kurzer Zeit geritten war. Und welch großen Vorsprung sie dabei gewonnen hatte.

*

Die Stadt Schiras in der Provinz Fars war bereits sehr alt. Vor allem aber war sie bekannt als Wirkungsstätte der Dichters Hafis und Saadi, welche hier auch in hübschen Grabstätten beigesetzt lagen. Auch, wenn diese Art des Grabes nicht unbedingt mit den Worten des Propheten im Koran konform ging, welche ein ganz schlichtes Grab vorschrieben. Auch für Berühmtheiten. Die britische Delegation war vom Vizekönig von Fars eingeladen worden, in seinem Palast zu wohnen, und man hatte das Angebot nur zu gerne angenommen. Nur Gertrude wurde es in den Frauengemächern allmählich etwas langweilig, und so hatte man für sie diesen Ausritt arrangiert.

„Gut, dass ihr endlich kommt", begrüßte Frank Lascelles seine Nichte und den Captain bei der Rückkehr von ihrem Ausflug. „Kamran Mirza wird heute noch in Schiras erwartet, und wir haben am Abend eine Audienz. Also, Gertrude, er

möchte uns alle sehen, auch dich, also zieh dir bitte etwas schickliches an. Captain, bitte folgen sie mir.“

Schiras wurde nicht zu unrecht der Garten Persiens genannt. Nirgendwo im ganzen Land fand man derart prächtige und bunte Anlagen, nirgends in Persien war das Grün saftiger und die Blüten bunter. Besonders Rosen gediehen hier in großer Vielfalt, und das gewonnene Rosenöl wurde in die ganze Welt verkauft. Die vom Fluss Khoshk gespeisten Wasserbecken in den Innenhöfen und teilweise auch in den Räumen selbst sorgten für angenehme Temperaturen im Sommer, manche luden auch zu einem kühlenden Bad ein. Wie etwa das große Becken im Harem des Palastes des Vizekönigs. Gertrude hatte bereits gelernt, dass es hier nicht üblich war, mit einen Badeanzug ins Wasser zu steigen, denn Männern war der Zutritt ohnehin strengstens verboten. Selbst der Schah konnte diese Zimmer nicht so einfach betreten. Nun ja, theoretisch zumindest. Aber – der Schah war nicht hier, und der Vizekönig war ein höflicher Mann, welcher seine Frauen stets rechtzeitig von seinem Besuch zu informieren pflegte. Er wusste, dass sich hier auch Frauen von anderen reichen und einflussreichen Männern aufhalten konnten, und war daher lieber vorsichtig. Er wollte nun einmal keine unnötigen Unruhen in seiner Provinz provozieren. Also hatte Miss Bell auch kein Problem, sich zu entkleiden und zu den anwesenden Frauen zu gesellen, welche teils im Wasser und teils am Rand des Beckens saßen und in ein tiefsinniges Gespräch vertieft waren. In Teheran hatte die begabte Gertrude einige Worte Farsi gelernt, und so konnte sie sich einiges zusammen reimen. Das meiste betraf die körperlichen Vorzüge einiger der Eunuchen im Harem des Vizekönigs. Als Gertrude näher kam, wechselten die Perserinnen rasch in verständliches Englisch und sprachen von Hafis und Saadi, von den neuesten Rosenzüchtungen, der neuesten Mode und einigen Kosmetika. Die Reithose der jungen Britin wurde in

der Zwischenzeit von einer emsigen Dienerin fort gebracht, später würde sie gewaschen und gebügelt wieder in ihrem Zimmer liegen.

*

Abends brachte eine Dienerin Gertrude zu ihrem Onkel, welcher erstaunt die Augen hochzog. Sie hatte für diesen Abend eine Shalwar angelegt, eine hier übliche Hose, weit und locker, an den Knöcheln zusammen gebunden. Dazu ein langes Hemd mit seitlichen Schlitzen und ein ärmelloses Jäckchen. Über dem Haar trug sie ein Tuch, welches dann über eine Schulter geschlungen war.

„Wie du sehen kannst, Onkel, ich trage etwas durchaus schickliches. Hier ist diese Tracht eben ganz groß in Mode."

„Nun – ja, das ist gut. Du bist züchtig bedeckt, und es zeigt Respekt vor den Sitten des Landes. Gut gemacht, junge Dame."

„Dann werde ich versuchen, vom Kultusminister Kamran Mirza die Erlaubnis zu erhalten, mit Captain James und meiner Zofe die österreichischen Ausgrabungen aufzusuchen. Und während ich mich in den Grabstätten in diverse Ahs und Ohs ergehe, kann Captain James seine Augen ganz gelangweilt umher schweifen lassen. Ich empfehle zudem einen Flirt mit meiner Zofe, dann fällt es kaum auf, wenn die beiden kurz um eine Ecke verschwinden."

„Miss Gertrude, das wäre wunderbar." Billy Ray verbeugte sich. „Aber Ihre Zofe …"

„Ist britische Patriotin und wird die Scharade mitspielen, Captain. Dafür verbürge ich mich. Solange es eine Scharade bleibt."

Sie schritten während dessen über weiche Teppiche auf den großen Saal zu, in welchem der Vizekönig seine Gäste bewirtete. Und dort sollten die Engländer auch Kamran Mirza treffen.

„Eure Nichte ist eine ganz erstaunliche Person, Botschafter“, bemerkte Captain James leise.

„Oh ja, das ist sie“, antwortete Frank Lascelles stolz.

„Ich kann Euch hören. Alle beide“, beschied Gertrude. „Aber danke für das Kompliment. Vielleicht geht es irgendwann in die Köpfe der Männer, dass auch Frauen ein Gehirn haben!“



Sie erreichten den Saal, einen runden Raum mit eleganten Säulchen, welcher derart mit weichen Sitzkissen ausgelegt war, dass zwischen den Sitzenden ein großer freier Raum blieb und hinter ihnen die Diener gehen konnten. Für die Gäste aus Britannien waren sogar niedrige Schemel mit Rückenlehne heran geschafft worden, denn die Europäer hatten üblicherweise ihre Probleme mit dem Sitzen auf Polstern. So nahmen Frank und William gerne auf den Schemeln

Platz, während Gertrude diesen verschmähte und sich lieber nach Landessitze auf eines der Kissen setzte. Der Vizekönig verbeugte sich im Sitzen mit vor Brust gekreuzten Armen.

„Ich heiße Sie noch einmal willkommen, Botschafter. Der Kultusminister wird jeden Moment eintreffen. Vor dem Essen vielleicht ein Glas Tee? Wein? Ich habe einen recht guten Port hier. Und die junge Dame? Vielleicht ein Glas Champagner?“

„Wenn es Hoheit gefallen würde, Tee bitte.“ Gertrude hielt entgegen ihrer sonstigen sehr direkten Art ihre Augen jetzt respektvoll gesenkt und befleißigte sich einer leisen und höflichen Sprache. Sie schien damit bei ihren Gastgebern auch recht gut anzukommen. Dann erstarben die leisen Gespräche rund um den Tisch, und der Vizekönig erhob sich.

„Kamran Mirza! Willkommen in meinem bescheidenen Haus!“

„Vielen Dank, Mirza Mehdi. Was deinem Palast an Pomp fehlen mag, macht er durch Wärme und Schönheit wett. Ich bitte dich, behalte Platz und erlaube mir, Platz nehmen zu dürfen.“ Gertrudes Kopf schoss nach oben, als sie die Stimme hörte. Ihr Blick suchte den neu eingetretenen Gast und erkannte ihn sofort wieder. Der Jäger in der Steppe, jener Mann, mit dem sie Tee getrunken hatte, nachdem sie vom Pferd gestürzt war, dieser Mann war Kamran Mirza. Prinz Kamran, einer vielen Söhne des Schah und, wenngleich nicht von seiner Hauptfrau geboren und in der Thronfolge, so doch unter den fünf mächtigsten Männern Persiens Ende des 19. Jahrhunderts. Die höfliche, in blumigen Worten geführte Konversation zwischen dem Statthalter von Pars und dem Kultusminister, welcher von beiden mehr durch den anderen geehrt wurde,

überstieg bald die Sprachkenntnisse der Britin. Endlich ließ sich Kamran neben dem Vizekönig nieder und blickte um sich. Schließlich nickte er Gertrude zu.

„Ich sagte Ihnen doch, dass wir uns wieder sehen würden, Miss Bell." Seine Stimme klang wieder weich, sein Englisch war exakt akzentuiert, wie es kein Brite zustande brachte. „Ich hoffe, der Teppich und das Teeservice gefallen Ihnen."

„Das ist tatsächlich der Fall, Euer Hoheit." Sie verneigte sich, atemlos und ein wenig verwirrt. „Ich bin zutiefst geehrt von Euer Hoheit Güte und Großzügigkeit!"

„Vielleicht werden wir später noch einige Worte wechseln, Miss Bell." Der Mirza strich über seinen Schnurrbart. „Aber jetzt wollen wir doch die Gäste von Mirza Mehdi nicht länger hungern lassen." Er wandte sich wieder an den Gastgeber. „Bitte, teurer Freund, lass doch die Speisen auftragen." Der Vizekönig verbeugte sich kurz und klatschte in die Hände.

Ganz egal ob bei Reichen oder Armen, immer war Reis die Grundlage der persischen Küche. Manchmal mit Butter gedünstet, damit sich unten im Topf goldgelber, knuspriger Tahdig bildete, oder als Polo mit Rosinen, Mandeln oder anderen getrockneten Früchten. Bei jenen, die es sich leisten konnten, mit Safran gelb gefärbt, die ärmeren benutzten dazu Curcuma, eine Art Ingwer. Ebenfalls in großen Mengen wurde Torshi, in Essig eingelegtes Gemüse, und frische Jungzwiebeln gereicht. Das Mast-o-chiar, klein geschnittene Gurken in Joghurt vom Schaf, mit Knoblauch, Salz, Pfeffer und getrockneter Minze gewürzt, durfte ebenfalls nicht fehlen. Das Fleisch war selbst bei den Reichen und Adeligen nur Beigabe, des Geschmacks wegen. Es wurde entweder als Kabab am Spieß oder als Choresht mit Sauce serviert. Gespeist wurde nur mit einem Löffel und den Händen. Auch Mirza Mehdi ließ Berge von Reis auftragen, und das Choresht-e

Badimjan, das klein gewürfelte Lammfleisch mit Melanzani, war butterzart und zerging auf der Zunge.

Auch nach einigen Jahren in Teheran konnte sich Frank Lascelles noch nicht mit der persischen Küche anfreunden. Ihm fehlten die Beefsteaks, die Kartoffeln, die Erbsen und Karotten. Der in viel heißem Fett gebratene Fisch in Backteig mit Chips. Der Blackpudding. Der Shepards Pie. All diese Köstlichkeiten, die schon seine Mutter auf den Tisch gebracht hatte. Gertrude wiederum vermisste das englische Essen keineswegs, in der Lady Margaret Hall von Oxford hatte sie diese Speisen oft genug bekommen. So oft, dass sie es satt bekommen hatte. Sie genoss mit zeitweise geschlossenen Augen die fremdartigen Aromen und Gewürze, den leisen, frisch-säuerlichen Hauch von Bergamotte, die Schärfe des Ingwers, die Süße des Granatapfels, das leichte Aroma von Nelken, Koriander und Rosenwasser, nichts davon aufdringlich, herausschmeckend oder dominierend, sondern harmonisch zu einer alle Sinne gefangen nehmenden Symphonie.

„Es sieht so aus, als würde der verehrten Miss Bell unsere Küche durchaus munden“, schlich sich die sanfte Stimme Kamran Mirzas in ihre Träume. Hastig schluckte sie mit vorgehaltener Hand.

„Mehr als das, Hoheit. Der Koch des Mirza Mehdi ist ein Magier!“

„Ich hoffe doch nicht!“ Kamran runzelte übertrieben die Stirn, aber seine Lippen und Augen leuchteten fröhlich. „Nach dem Koran ist Magie strengstens verboten, und Magier – nun, auch bei den Christen ist es Zauberern, ob männlich oder weiblich, nicht gut gegangen. Also hoffe ich, dass der Koch einfach ein guter Alchemist ist, der seine Pülverchen, Wurzeln und Pasten sehr genau kennt. Ich

möchte noch öfter von seinen hervorragenden Speisen essen. Ist unter Ihrem Kamarband noch etwas Platz?“

„Entschuldigung, Hoheit, worunter?“

„Dem Kamarband. Das ist dieses Tuch, welches über der Shalwar, also der Hose getragen wird. Ähnlich einer Schärpe. Ich frage nur, denn es gibt noch Nachtisch, und zwar Shole-Sadh. Eine feine Reiscreme mit Safran, Rosenwasser und einer Spur Honig. Diese Speise ist also wie das ganze Leben, ein wenig bitter und gleichzeitig etwas süß.“

„Oh, das klingt köstlich.“ Gertrude legte ihren Löffel beiseite. „Ob ich vorher wohl noch ein wenig Tee bekommen könnte?“

„Selbstverständlich. Genießen Sie Ihr Shole-Sadh, Miss Bell!“ Damit wandte sich der Prinz wieder ab, um mit seinem Nachbarn zu plaudern. Und Gertrude genoss den Reispudding tatsächlich. Und noch einen zweiten, als er ihr angeboten wurde. Sie konnte schon immer größere Menge essen, ohne auf ihre Figur achtgeben zu müssen, welche stets gertenschlank blieb.

*

„Wollen Sie mich auf einem kleinen Spaziergang begleiten, Miss Bell?“ Kamran Mirza hatte sich erhoben, stand vor ihr und reichte Gertrude wie schon in der Steppe die Hand. „Wir könnten dabei ein wenig plaudern.“

„Hoheit …“ Auch Frank erhob sich, doch der Prinz hob nur eine Hand.

„Botschafter, ich verspreche, dass ich der junge Miss nichts tun werde. Sie können mir mit einem gewissen Abstand folgen, aber ich möchte mich mit der

Dame unterhalten. Ungestört!“

„Natürlich, Hoheit. Aber …“

„Beruhige Dich, Onkel.“ Gertrude hatte die Hand ergriffen und sich gerne hochhelfen lassen. „Der Minister ist Gentleman durch und durch. Autsch! Meine Beine sind etwas steif vom Sitzen, Hoheit, also bitte, lassen Sie uns zuerst langsam gehen.“

„Ich werde mich Ihrem Tempo anpassen, Miss Bell!“

„Danke.“ Sie legte ihren Arm in seinen und spazierte gemächlich mit dem Prinzen aus dem Saal und dann in einen nach Rosen duftenden Garten. Leises plätschern kam von einem kleinen Springbrunnen, welcher in der Mitte eines großen, künstlichen Teiches in vollendet quadratischer Form sprudelte. Der volle Mond spiegelte sich im Wasser und beleuchtete den Garten mit seinem weichen, silbrigen Licht. Weißer Kies knirschte unter den Sohlen, als sich Gertrude Bell mit dem Prinzen dem Teich näherten.

„Dieser Garten ist ja ein richtiges Paradies, Hoheit!“

„Sogar wörtlich, Miss Bell. Denn das Wort Paradies kommt von einem Wort im alten persischen, welches Pairi Daeza lautet und eine umzäunte Fläche mit Wasserläufen oder einem Brunnen benennt. Das hat in unseren Ländern eine lange Tradition.“

„Ach!“ Sie beugte sich etwas vor und roch an einer Rose, wobei ein kurzes Schweigen entstand. „Ich kann mir vorstellen, wie diese Gärten auf Reisende gewirkt haben müssen. Draußen die karge, trockene Steppe, und dann ein

solcher Teich, Blumen überall, diese erfrischende Kühle im Vergleich zu der Hitze außerhalb. Wir in England bauen ganz anders, Sir.“

„Mir ist die europäische Art zu bauen bekannt, Miss. Ich studierte einige Zeit in Wien. Aber bitte, sagen Sie doch nicht Sir zu mir.“ Sie erreichten den Teich, und Gertrude setzte sich auf den Rand. Spielerisch ließ sie ihre Hand durch das Wasser gleiten und beobachtete, wie sich das Mondlicht auf den kleinen Wellen brach.

„Sie sind ein Mirza. Ein Prinz. Der Sohn eines Königs. Ich bin die Enkelin eines zum Ritter geschlagenen Industriellen und die Nichte eines Botschafters.“

„Dessen bin ich mir bewusst, Miss Bell.“ Kamran Mirza legte die Arme auf den Rücken und sah auf das Becken hinaus zur kleinen Fontaine. „Und jetzt bitte erzählen Sie mir, was Sie von mir wollen.“

Gertrude schüttelte das Wasser von der Hand und lächelte ihn an. „Ich bin von Natur aus neugierig, Prinz. Ihr hattet angedeutet, dass Mann und Frau aneinander Vergnügen finden können, ohne – wie es bei Ihnen heißt – die Knospe der Frau zu pflücken?“

„Das kann ich nicht wirklich bestätigen, Miss. Vergnügen für den Mann – ja. Aber für die Frau – das weiß ich nicht. Manche meiner Frauen behaupten zwar, es wäre auch für sie ein angenehmes Gefühl, aber das könnte mit meinem Rang zu tun haben. Allerdings sagen andere Frauen, dass sie es gar nicht machen wollen. Und ich habe gehört, bei der britischen Navy wäre es immer noch keine Seltenheit. Ich glaube, ich für meinen Teil würde nicht bei der Flotte des Empire anheuern wollen.“

„Ich glaube, ich beginne zu verstehen. Erregt sie eine weibliche Kehrseite eigentlich, Prinz?“

„Selbstverständlich, ich bin ja ein Mann. Aber ich weiß das Tier in mir zu bändigen, Miss. Aber Sie sind sicher nicht von Teheran nach Schiras gekommen, um mich nach meinem Urteil über ihr Hinterteil zu fragen. Welches in der Reithose übrigens einen gefälligen Anblick bot, als sie nach Ihrem Sturz so auf dem Boden lagen. Also, was wollen Sie von mir, nicht von dem Mann, sondern dem Kultusminister.“

Die Britin wandte sich ab und starrte nun ihrerseits einige Zeit auf das Becken hinaus. Dann drehte sie sich wieder um und sah sie Kamran direkt in die Augen.

„Ich will die Ausgrabungen von Pasagarde besuchen, Prinz!“

„Die Gräber von Dārayavauš und Kabujiya?“

„Dareius und Kambyses, ja!“

„Aha!“ Er klatschte drei Mal in die Hände, und ein Palastdiener kam auf sie zugelaufen. „Bring uns zwei Kissen, eine Kanne Tee und zwei Gläser. Und Zucker. Hurtig!“ Nach einer Verbeugung lief der Junge zurück. „Unser Gespräch wird wohl etwas dauern, Miss Bell. Wir sollten es uns bequem machen.“ Schon kam der Diener mit zwei Kissen zurück, welche er auf die Brüstung des Beckenrandes legte. Die Höhe war gerade richtig für Gertrude, um bequem zu sitzen, und sie nahm das Angebot gerne an. Auch der Tee ließ nicht lange auf sich warten. „Wir sind jetzt allein und ungestört, Miss. Also erklären Sie mir doch, warum sie so erpicht darauf sind, diese alten Gräber zu sehen. So weit ich weiß, wurde von den Österreichern bisher jeder Fund in Pasagarde genauesten dokumentiert und veröffentlicht, so wie es die Egypt Exploration Fund in Ägypten macht. Und ich

glaube nicht, dass Miss Edwards glücklich über österreichischen Besuch wäre. Was also ist so wichtig an diesen Gräbern? Was wissen Sie? Und beleidigen Sie mich bitte nicht, indem Sie rein wissenschaftliche Gründe ins Spiel bringen."

„Nun, Prinz, die Konkurrenz zwischen dem österreichischen orientalischen Institut und der EEF sind doch ziemlich bekannt." Gertrude nippte an ihrem Tee, und Kamran holte tief Luft, um etwas zu sagen. „Moment, Prinz. Natürlich geht es um mehr. Plötzlich wollen die Österreicher ihre Kampagne ausweiten, und sie schicken ein rein weibliches wissenschaftliches Team, welches noch verstärkt wird. Ich an Ihrer Stelle würde mir Gedanken nach dem warum machen. Und ich habe mir diese ebenfalls gemacht. Aber glauben Sie wirklich, man weiht ein Mädchen von 20 Jahren in die Hintergründe solcher Überlegungen ein?"

„Wahrscheinlich nicht, Miss Bell." Kamran Mirza nahm lächelnd ebenfalls einen Schluck Tee. „Aber als ich hörte, dass Sie mir mit Ihrem Onkel hierher folgen wollten, habe ich mich über Sie erkundigt. Sie haben in Oxford die Prüfungen mit den besten möglichen Bewertungen abgeschlossen. Sie sind intelligent, zielstrebig und ein wenig zu überzeugt von der Überlegenheit Britanniens. Wie gesagt, ich hätte Sie in der Wüste pflücken können, und niemand hätte sie je wieder gesehen."

„Ach, ich habe mich eben auf die Ehre und Ritterlichkeit der hier lebenden Männer verlassen, Hoheit", plauderte Gertrude lächelnd. „Und ich habe damit doch Recht behalten."

„Das hätte auch – in Österreich habe ich einen dazu recht gut passenden Spruch gehört – in die Hose gehen können. In Ihre!" Der Minister zuckte mit den Schultern. „Nicht alle meine Landsleute haben von dieser Art von Ritterlichkeit je gehört. Und ich meine damit nicht nur Muslime, leider gibt es auch unter uns

Zoroaster-Anhängern Männer, welche weder den religiösen noch den weltlichen Gesetzen Folge leisten. Aber wir weichen schon wieder ab. Also, erzählen Sie mir etwas über die Ausgrabungen."

„Ich kann nur sagen, dass es in London Leute gibt, die es verdächtig finden, dass man ausgerechnet hierher so viele Frauen entsendet." Wieder ließ Gertrude ihre zarte Hand durch das Wasser gleiten. „Männer müssten es besonders hierzulande doch viel leichter haben."

„Damit haben Sie nicht unrecht, Miss Bell", beschied der Prinz nickend. „Wer oder was ist dieser Captain James?"

„Er kam vor einigen Tagen in Teheran an, mit dem Zug aus dem osmanischen Reich. Zwei Tage später wurde er – nun ja, man könnte es vielleicht Kindermädchen nennen. Ein Langweiliger, wie er im Buche steht, ich weiß gar nicht, was meine Zofe Mildred an ihm findet. Aber es freut mich, dadurch kann ich doch ab und zu zumindest ein wenig Freiheit genießen."

„Sie sind wohl sehr abenteuerlustig, Miss Bell." Kamran zwirbelte seinen Bart und zeigte ein breites Lächeln. „Ein kleiner Wildfang, wie man bei Ihnen sagen würde. Haben Sie denn gar keine Angst, damit etwaige Ehemänner zu verschrecken?"

„Wenn er sich verschrecken lässt, ist er zu schwach", erklärte Gertrude. „Und wenn er zu schwach ist, brauche ich ihn nicht. Mein Mann muss bereit sein, mit mir fremde Länder zu besuchen, zu forschen, zu entdecken! Denn ich werde sicher wieder hierher zurück kommen!"

„Das hört sich ganz so an, als hätten Sie Ihr Herz in der Wüste von Fars bereits verloren, Miss Bell."

„Weniger in der Wüste, als an die Wüste, Prinz. Wie steht es nun, darf ich die Ausgrabungen besichtigen?“

„Nun, ich hatte vor, ihnen demnächst einen Besuch abzustatten. Wenn Sie mich begleiten wollen, ließe sich das einrichten.“

„Sir, ich müsste aber meine Zofe und Captain James mitnehmen. Sie wissen doch, Kindermädchen.“

„Ich habe nichts dagegen, Miss Bell. Sie können auch gerne die beiden Sepoy mitbringen.“

„Danke, Hoheit. Aber sagen Sie, kann man uns hier beobachten?“

„Aber natürlich, Miss Bell. Von jenem Säulengang aus, durch welchen wir den Garten betreten haben, können die Wachposten die schnurgeraden Wege gut überblicken. Wir sehen sie nicht, da sie im Schatten stehen.“

„Nur die Posten?“

„Sie sollten schlafende Tiger nicht wecken, Miss Bell.“ Kamran Mirza trank seinen Tee aus und erhob sich. „Außerdem werden wohl Ihr Captain James und vielleicht auch Ihr Onkel ein argwöhnisches Auge auf uns haben.“

„Vielleicht, Kamran Mirza. Sogar sehr wahrscheinlich.“ Auch Gertrude erhob sich jetzt. „Die Welt ist nicht gerecht. Überall hält man uns Frauen für unmündige, dumme Wesen.“

„Aber die Briten haben doch eine Königin?“

„Selbst die ist dieser Ansicht, Hoheit. Mit sich selbst als der einzigen Ausnahme.“

*

Wien

Der Chef des k. u. k. Generalstabes Friedrich Freiherr von Beck war optisch ein typischer Beamter in den Donaumonarchien Ende des 19. Jahrhunderts, mit Glatze, Haarkranz, Schnurr- und Backenbart. Niemand hätte angenommen, dass dieser gemütlich wirkende Mann den dritthöchsten Rang in der Hierarchie des kakanischen Militär einnahm, gleich hinter der Regentin in Vertretung des jungen Kaisers und dem k.u.k. Kriegsminister. Auch wenn die Donaumonarchien schon lange keinen Krieg mehr geführt hatten, nannte man dieses Amt halt immer noch so. In ‚Bürokratien' dauerten viele Veränderungen eben etwas länger.

Derzeit fühlte sich dieser Generalstabschef allerdings alles andere als gemütlich, denn nicht jeden Tag musste er gleichzeitig einer Sitzung seiner beiden Vorgesetzten beiwohnen. Eigentlich war das noch nie geschehen, wenn die Regentin tatsächlich etwas wünschte – wie etwa die kürzlich stattgefundene Verlegung einer getarnten Eliteeinheit des Heeres nach Persien – so gab sie dem Minister Bescheid, welcher ihm dann eine Aktennotiz zukommen ließ. Oder ihn in das Ministerium zum Rapport befahl. Theoretisch hätte der er seine Befehle auch direkt von der Regentin erhalten und ihr seine Berichte persönlich rapportieren können, aber Nene hielt viel von Höflichkeit und schaltete gerne den Minister dazwischen, wie es sich gehörte. Außerdem waren noch der Sektionschef des Heeres und der Marine anwesend, und die Regentin hatte noch um ein wenig Geduld gebeten. Es fehlten noch zwei Gäste, wie sie es formulierte. Da konnte ihn auch der ausgezeichnete abessinische Kaffee nicht sonderlich beruhigen. Friedrich von Beck war kein Feigling. Im Gegenteil. Während des Krieges gegen die Italiener hatte er sich an der Po-Linie bei einigen

versuchten Durchbrüchen der italienischen Armee durchaus auszuzeichnen gewusst, und er hatte mit seiner umfangreichen praktischen Erfahrung aus unzähligen kleinen Grenzscharmützeln die Taktik der leichten bewaffneten Fahrzeuge entscheidend beeinflussen können. Im Moment aber ging ihm – wie man so sagt – der Arsch auf Grundeis. Ein Treffen mit diesen Personen legte die Möglichkeit eines Krieges nahe, und den wünschte sich der Freiherr keineswegs. Nicht seinetwegen, denn er hatte seine Zeit an einer Front hinter sich. Aber er schauderte, wenn es darum ging, Eltern und Bräuten die Nachricht vom Tod eines geliebten Mannes überbringen zu müssen. Und sei es auch nur schriftlich. Eine starke Militärmacht hatte doch den Sinn, Kriege zu verhindern, indem sie einen Sieg des Feindes unmöglich machte. Und gegen wen sollte es gehen? Rührten sich etwa die Italiener wieder? Oder waren die Briten wegen der Verlobung der Prinzessin Valerie Theresia doch besorgt über ein mögliches Bündnis zwischen Kakanien und Frankreich? Oder etwa gar die Deutschen? Vielleicht – und das war der erschreckendste Gedanke – Deutsche, Briten und Italiener gemeinsam? Ein Diener öffnete die Tür, und Heinrich, Fürst zu Hametten trat ein. Ein Blick auf das Gesicht des Chefs des Evidenzbureaus ließ den Chef des Generalstabes ein wenig aufatmen. Hametten sah zwar ernst wie immer, aber nicht übermäßig besorgt aus, eine unmittelbare große Gefahr drohte also nicht.

„Majestät, meine Herren!“ Hametten verbeugte sich zuerst vor seiner Herrin und nickte dann den anderen zu.

„Bitte, Fürst.“ Helene wies auf einen freien Stuhl. „Ich nehme an, Er hat wegen dieses Schreibens um eine Unterredung im Beisein dieser Herren angesucht!“ Sie hob ein Schreiben mit grünem Band und rotem Siegel in die Höhe.

„So ist es, Majestät.“ Heinrich nahm Platz. „Wissen die Herren schon über den Inhalt des Schreibens Bescheid, Hoheit?“

„Ich wollte es Ihm überlassen, Hametten. Bitte, setz Er die Herren in Kenntnis.“

„Sehr gern, kaiserliche Hoheit. Meine Herren, unserer Regentin wurde gestern ein Brief zugestellt, dessen Inhalt ziemlich befremdlich ist. Darin fordern Abdullahi ibn Muhammad, Kalif des Kalifats von Omdurman und Ibrahim Jamal, Sultan des Sudan, ihre Majestät der Vereinigten Donaumonarchien auf, sich dem Kalifen zu unterwerfen und zum wahren Glauben überzutreten. Dem Islam. Und zwar innerhalb von zwei Monaten.“

„Eine Impertinenz sondergleichen“, echauffierte sich der Kriegsminister Ferdinand Graf von Bauer. „Diesem Kalifen oder Sultan sollte man dafür kräftig die Leviten lesen.“

„Das ist nicht so einfach, Herr Minister.“ Hametten lehnte sich zurück und baute aus seinen Händen ein Zelt. „Auch wenn Al-Chartoum alnimsawia seit Gordons Zeit ein wenig stärker ausgebaut und bewaffnet wurde, ist es immer noch nur eine kleine Garnison. Wir haben dort 8 Kompanien Infanterie mit je 4 Zügen, also 400 Männer, 1 Geschwader mit 8 Luftkissenschnellbooten und 4 Batterien Festungsgeschütze zu je 4 Haubitzen für Steil-und Direktfeuer. Das ist eine ausreichende Menge, um die Festung eine geraume Zeit zu halten, aber bei weitem nicht genug, um die Armee eines ganzen Landes anzugreifen. Selbst, wenn ein Drittel der Armee aus etwa 150.000 Speerträgern besteht. Dazu kommt, dass das Kalifat zwar Dampfschiffe für den täglichen Gebrauch verbietet, aber selbst über zwei Dutzend Kanonenboote verfügt. Englische Boote der Kaiman-Klasse, mit zusätzlicher Panzerung, und das Sultanat baut selbst auch

schon recht gute Gewehre. Also, auch mit unserer derzeit noch vorhandenen technischen Überlegenheit ist ein aktiver Angriff wenig empfehlenswert.“

„Da haben’s schon Recht, Fürst.“ Bauer holte ein kleines Döschen mit Schnupftabak hervor. „Wenn gütigst Hoheit gestatten wollen?“ Er wartete Helenes bestätigendes Winken ab und schüttete eine Prise auf die Haut zwischen Daumen und Zeigefinger. „Ich bin nur ein bisserl in Saft gangen. Weil – eine Beleidigung bleibt das Schreiben ja. Das müssen’s schon zugeben.“

„Das kann man nicht abstreiten“, bestätigte Hametten. „Ich möchte auch hinzu fügen, dass die britische Queen ein Schreiben mit dem selben Absender erhalten hat, also nehme ich an, dass auch das Schreiben ähnlich formuliert ist. Eine eilige Rücksprache mit meinem Kollegen in Istanbul hat ergeben, dass er ebenfalls diese Aufforderung erhalten hat, und auch den Khedive in Kairo hat ein solches Schreiben erreicht.“

„Dieser Ibrahim Jamal muss an einem gewaltigen Verlust an Realität leiden.“ Beck kratzte sich das Kinn. „Und der Abdullahi kann doch nicht glauben, drei Großmächte gleichzeitig heraus fordern zu können.“

„Vielleicht. Deshalb habe ich gebeten, dass Sie, meine Herren, bei dieser Besprechung anwesend sind.“ Der Fürst gönnte sich einen Schluck von dem ausgezeichneten Kaffee, ehe er weiter sprach. „Es gibt da einige – seltsame Ungereimtheiten. Bisher spielte sich der spärliche Schriftverkehr des Kalifats stets über Österreichisch Karthum ab. Wir waren so etwas wie neutraler Boden, die Boten des Kalifen wussten, dass ihnen keine Gefahr drohte. Wir haben einige diplomatische Sendungen sogar gratis befördert, und allmählich hat sich die internationale Situation im Sudan entspannt. Sowohl der geistliche als auch der weltliche Nachfolger des Mahdi entradikalisierten sich, Reisende konnten das

Land über Khartum wieder betreten und verlassen, sogar der Handel normalisierte sich wieder. Die Briten gaben den Sudan bis auf Weiteres völlig auf, die Anhänger des Mahdi beschränkten sich ebenso wie die Kämpfer des Khedive und des Negus Negest auf kleinere Überfälle am blauen und am weißen Nil. Also ähnlich unserer Situation mit Italien, es herrscht Frieden und Handel, aber das hindert beide Seiten nicht, in internationalen Gewässern ein wenig – nun ja."

„Hametten um Worte verlegen?", staunte Bauer. „Das ich das noch erleben darf. Aber gut. Ihren Worten entnehme ich, dass es dieses Mal anders war?"

„Angeblich hat ein britisches Patrouillenboot ein umgebautes Kaimanboot gefunden. Angeschwemmt auf einer Insel unterhalb von Komb Ombo, die Besatzung tot. Erschossen. Alle in die Dschibba des Mahdi gekleidet.

„Ja, und?" Beck zeigte sich etwas ratlos. „Wollten's halt ein Ultimatum an unsere verehrte Kaiserliche Hoheit nicht in Karthum aufgeben. Seh' ich ein, alles hat seine Grenzen!"

„Es hat schon früher versiegelte diplomatische Post an unsere Regentin und den Kaiser gegeben. Ein Bote konnte also damit rechnen, dass das Schreiben erst in Wien gelesen wird. Und wo hätte der Bote einen anderen neutralen Hafen gefunden? Warum hätte er einen ägyptischen riskieren sollen? Warum nicht den ersten hinter der Grenze, Assuan? Wer hat die Besatzung erschossen, und wie weit konnte steuerloses Kanonenboot auf dem Nil treiben?"

„Des Nachts? Wahrscheinlich ein ganz hübsches Stückerl" Ferdinand Graf von Bauer nieste noch einmal kräftig in sein nicht mehr ganz weißes Taschentuch. „Die Leut' am Nil werden ja wie wir Christenmenschen auf d'Nacht in ihr Bett geh'n. Auch wenn's Muslim' sind."

„Ja, ja, alle gehen sie in ihr Bett. Sie geht in ihr Bett, er geht in ihr Bett. Wenn der Nil ein gerader Fluss wäre, würde ich ja zustimmen. Aber bei Komb Ombo macht der Nil eine recht enge Kurve von Nord nach West, vorbei an einer Insel und dann wieder nach Nord. Wenn es dort angeschwemmt worden wäre, ja dann! Ich werde noch mit einigen Lotsen auf dem Nil telegraphieren, ob das überhaupt möglich wäre. Außerdem, Herr Feldmarschall Beck, wie lange würden Sie für eine Mobilisierung der – sagen wir einmal, der Tyroler Standschützen brauchen."

„Aller Schützen? Vielleicht ein, zwei Wochen."

„Und eine Generalmobilmachung der österreichischen Truppen?", hakte Hametten nach.

„Länger, Fürst. Wir könnt'n nicht alle gleichzeitig einberuf'n, weil – na ja, zuerst müssten wir einen Teil einziehen, der provisorische Unterkünfte errichtet. Ja, wenn's pressiert, weil's irgendwo schon kracht, dann könnt'n wir die ersten Leut' schon einmal losschicken und die anderen die nächst'n Tag' marschfertig machen. Sag'n wir – anderthalb, zwei Monat', bis alle österreichischen Truppen fertig sind. Wir hätt'n aber schneller eine größere Streitmacht, wenn wir gleichzeitig Leut' von verschiedenen Ländern einberuf'n."

„So schnell?"

„Wenn's sehr pressiert. Normalerweise würd' ich schon länger ansetzen."

„Und könnten's das geheim halten?"

„Niemals, Fürst! Unmöglich", wehrte Beck energisch ab. „Spätestens wenn die ersten Reservisten einrücken weiß es die halbe Welt."

„Sehen Sie – im Sudan deutet nichts auf eine Mobilisierung hin. Nicht einmal unsere Luftschiffe haben irgend etwas gesehen. In Omdurman geht alles seinen gewohnten Gang. Man sollte doch meinen, dass jetzt schon Vorbereitungen für einen Angriff getroffen werden. Aber auch unsere Agenten im restlichen Sudan haben nichts feststellen können. Gar nichts. Nicht im Norden, im Süden, im Osten oder Westen. Hoheit, meine Herren, ich bin mir nicht sicher, was ich davon halten soll."

„Nun, Hametten, fragen wir einmal umgekehrt." Helene von Wittelsbach, Regentin der Vereinten Donaumonarchien, goss eigenhändig noch einmal Kaffee nach und klingelte nach einem Diener, damit dieser eine neue Kanne besorgte. „Wer sollte Uns einen solchen Brief schreiben und warum?"



„Nun – wir könnten davon ausgehen, dass Britannien und das Osmanische Reich keinen Nutzen von einer solchen Täuschung haben. Weder Kitchener noch der Khedive benötigen mehr als die Erlaubnis ihrer Monarchen – und niemand auf der Welt würde ein Wort dagegen sagen. Deutschland – nun, Bismarck wäre ein kompliziertes Manöver durchaus zuzutrauen, aber am Sudan haben sie noch nie Interesse gezeigt. Außerdem hat sich in letzter Zeit außer Italien keine Macht auf

einen größeren Konflikt vorbereitet, und der erste Schlag zielte auf Abessinien. Dort sind aber die Fronten festgefressen, und ohne schwere und schwerste Artillerie wird sich daran auch nichts ändern. Die Briten und Franzosen sperren aber jetzt den Suezkanal für Kriegsschiffe und -Material, mit offizieller Zustimmung Euer Hoheit. Also müssen sie um Africas Cap der guten Hoffnung, das sind rund siebzehn- bis achtzehntausend Kilometer. Nehmen wir 17.500, das macht bei einer durchschnittlichen Geschwindigkeit eines Frachtschiffes von etwa 18 Knoten – äh – runde 530 Stunden, das sind 22 Tage. Nonstop. Allerdings haben sich die Italiener derzeit an der Nordküste Africas fest gebissen. Sie haben sich vorgenommen, die Wüste zwischen Tripolis und Ägypten zu begrünen und zum Blühen zu bringen. Und sie unternehmen wirklich große Anstrengungen, Majestät. Ich habe mich erkundigt, es wird nicht billig, könnte aber funktionieren. Und – wir haben keine große Frachtflotte festgestellt, welche die Straße von Gibraltar passiert hätte."

„Sie könnt'n versuchen, sich sozusagen von hint'n nach Abessinien zu schleichen", warf Beck ein.

„Natürlich könnten sie das, aber – na ja, das wäre schon eine Möglichkeit. Sie versuchen, den Sudan in der Maske von Madhisten zu durchqueren, während die Engländer und die Osmanen mit den echten Sudanesen kämpfen. Das wär' aber ganz schön hinterfotzig."

„Glauben Sie wirklich, dass es möglich wäre, Hametten?"

„Selbstverständlich halte ich es für möglich, Hoheit. Aber es ist nicht ausschlaggebend, was ich glaube. Nun ist zwar Karthum nicht unbedingt existenziell für die Donaumonarchien, aber es wäre trotzdem nicht eben ein positives Signal, wenn wir vertrieben werden. Ganz zu schweigen von den dort

eingelagerten Waffen und den Thorneycrofts, die dem Sudan in Hände fallen könnten."

„Und was raten Sie, Fürst?" Ferdinand Graf von Bauer wischte sich den Schweiß vom kahlen Schädel.

„Ich schlage vor, dass wir einige Luftschiffe über die Sahara entsenden. Und zwar entlang des Nils südlich von Karthum. *Wenn* es die Italiener sind, dann wollen sie die Sudanesen nach Norden bringen. Aber, Hoheit, es kann durchaus sein, dass entweder der Kalif oder der Sultan …"

„Oder beide", warf Beck ein.

„Oder beide", stimmte Hametten zu. „Selbstverständlich. Ich schlüge parallel zu den Spähflügen durch kleine, schnelle Luftschiffe auch die Bereitstellung von fünf Truppentransportern Leichter-als-Luft, um entweder rasch Hilfe bringen zu können oder eine schnelle Evakuierung in die Wege leiten zu können."

„Sagten Sie nicht, das wäre ein negatives Signal?"

„Natürlich, Herr Minister. Trotzdem wäre es besser, als tausend Soldaten und tausendfünfhundert Sudanesen zu opfern. Besser evakuieren und alles in die Luft sprengen, das wir nicht mitnehmen können. Gleichzeitig möchte ich auch einen eigenen Botschafter nach Dschiddah senden, um vielleicht mit Abd al-Ilāh ibn Muhammad, dem Sherif von Mekka zu sprechen, was er von der Sache hält, und ich werde selbstverständlich mit Istanbul in Verbindung bleiben. Dazu möchte ich Euer Hoheit vorschlagen, auf schriftlichem Weg höflich, aber bestimmt abzulehnen und beiden die Frage stellen, ob dieses Schreiben wirklich ihrer beider Zustimmung findet."

„Das könnte ich machen.“ Helene nickte. „Aber fordern wir damit nicht einen Angriff vor der Zeit heraus?“

„Natürlich. Aber dann wüssten wir zumindest Bescheid. Herr Stabschef, sagen Sie doch, wie schnell könnten Sie die fünf Luftschiffe und ein schweres Bataillon einsatzbereit haben. Ich meine nicht die Uhus, sondern ein ganz normales Jägerbataillon mit ein paar Granatwerfern und schweren Maschinengewehren zur Unterstützung. Und wie geheim lässt sich das machen?“

„Wenn wir ein Luftschiff aus München, zwei aus Wien, eins aus Prag und eins aus Budapest nehmen, mit je einer verstärkt‘n Kompanie, können alle fünf in einer Woche in Brasov sein. Das wär‘ in Siebenbürgen. Und von dort können die Schiffe in längstens 34 Stunden vor Ort sein, selbst wenn’s nur 100 Stundenkilometer schafferten. Im Normalfall aber eher in 28, 120 packen unsere Zeppeline schon. Mit Beladung, und da sind ein paar Bomben zum Abwerfen auch dabei.“

„Dann würde ich sagen, bereiten Sie es vor, Herr Stabschef.“

*

Persien, Pasagarde

Vor dem Grab des Kambyses hatten die Arbeiter allmählich den Sand abgetragen und zum sieben in das große Zelt gebracht. Großartige Funde an Metall waren bisher noch nicht aufgetaucht, einige Silbermünzen, einige Gegenstände aus Kupfer, billiger Schmuck für einfache Leute, und einige Bronzesplitter, welche sich noch nicht zu einem ganzen Stück zusammen fügen ließen. In erster Linie allerdings waren Scherben gefunden worden. Keramik etwa aus der Zeit von Kambyses II und Dareios I, was nicht weiter verwunderlich war, wenn das Grab

dem richtigen König zugeordnet worden war. Das Grab des Kambyses – oder Kabūjiya, wie er auf altpersisch hieß – war ein zweistufiger Bau. Unten ein Geschoss aus wuchtigen, zu Quadern gemeißelten Steinen, auf dem ein Häuschen in eher assyrischem Stil ruhte. Bei der Entfernung des Sandes um das Grab hatte man einen verwinkelten, bisher unbekannten Gang gefunden. In diesem knieten fünf Frauen aus Österreich nebeneinander und wischten mit weichen Pinseln Staub und Sand vom gefliesten Boden. Langsam, vorsichtig, Zentimeter für Zentimeter, denn man konnte nie wissen, was der nächste Pinselstrich bringen würde. Für die aktiven Soldatinnen eine harte Geduldsprobe, aber alltägliches Brot für Archäologen wie Maria Alek Miin. Maria stammte aus dem Volk der Dinka und hatte Glück im Unglück gehabt. Ihre Eltern waren bei einer der Sklavenjagden der islamischen Nordsudanesen verschleppt worden, aber das damals fünfjährige Mädchen hatten die Baggara irgendwie übersehen. Sicher nicht mit Absicht, denn sie hätte auf einem Sklavenmarkt sicher schon eine ganze Menge Geld gebracht. So aber fand sie ein Forschungsreisender aus Mähren. Herr Philipp Paulitschke, Edler von Brügge. Kurzerhand nahm der Reisende das Mädchen mit sich in die Donaumonarchien und brachte es dort in einem guten Internat unter. Dort erhielt Alek Miin auch ihren eingetragenen offiziellen Vornamen Maria. Sicherheitshalber, weil man nicht wusste, ob Alek oder Miin der Familienname war, und darum setzte man einen eindeutigen Namen noch vorne dran. Und Maria gewöhnte sich daran, mit diesem Namen gerufen zu werden. Im Internat erkannte man bald die natürliche Intelligenz Marias und empfahl ihr den Besuch eines Gymnasiums. Philipp Paulitschke und seine Frau Gisela, welche sich mittlerweile als so etwas wie ihre Eltern sahen, übersiedelten nach Wien, wo Philipp eine Stelle als Lehrer annahm, und adoptierten Maria endgültig. Aus dem Mädchen wurde eine junge Frau,

recht hübsch anzusehen und wie alle Dinka sehr groß und schlank. Jetzt, mit 25 Jahren, war sie Doktorandin und Assistentin von Professor Annabelle Bernhuber.

„Au, mein Kreuz.“ Korporal Lotte Molter streckte den Rücken. „Wie halten Sie das nur aus, Maria?“

„Gewohnheit, Lotte.“ Magister Alek Miin rutschte auf ihren Knien ein Stückchen weiter und begann mit dem Bürsten des nächsten Planquadrates. „Reine Gewohnheit. So wie Sie sich wohl oder übel daran gewöhnen werden, wenn Sie dabei bleiben wollen.“

„Wir werden uns schon durchbei… Moment!“ Zugsführer Aranka Fehér, eine schwarzhaarige, magyarische Schönheit aus der Puszta unterbrach sich selber. „Da ist etwas, Maria.“

„Was denn?“ Alek Miin sprang auf die Füße und ging die drei Schritte zur Soldatin hinüber.

„Eine Rille im Boden. Fast wie ein Stück von einem Kreis. Und da – vielleicht ein Finger breit entfernt, eine zweite!“

„Sehr schön!“ Schon war Maria auf den Knien und blies ein wenig Staub weg. „Da ist ja ein richtiger Ring im Boden, bis auf … Zurück, meine Damen. Lisa, würdest Du bitte Frau Professor Bernhuber und Hauptmann Hankaka zu uns bitten? Und sagen’s auch dem Hauptmann Gorbani von der persischen Truppe Bescheid. Ich glaub‘, die sollt’n dabei sein, bevor wir weitermach’n!“

„Und nimm einen Fetz’n vor’s Goscherl, wennst mit’m Gorbani redest“, warf Lotte ein. „Weißt eh noch von der Einschulung.“

„Ganz richtig, Lotte. Und wenn's kommen, machen wir das auch."

Der Kultusminister hatte den Ausgräbern eine verstärkte Kompanie Soldaten zugewiesen. 60 Arbeiter in Uniform, welche bei den körperlich anstrengenden Arbeiten helfen sollten, und eben so viele bewaffnete Soldaten, welche Wachdienste zu verrichten hatten. Dazu natürlich noch die Chargen und die Offiziere. Der höchste persische Offizier in Pasagarde war Sarvan – oder Hauptmann – Ramin Ghorbani. Ein kleiner, drahtiger Mann, der sich durch grenzenlose Hingabe zu seinem Schah Nāser ad-Din und eine gute Begabung zur Beobachtung auszeichnete. Das prädestinierte ihn für diesen Posten, trotz einiger Defizite. Besonders, was seine Einstellung Frauen gegenüber betraf. Man konnte jetzt nicht unbedingt behaupten, dass Hauptmann Ghorbani nichts von Frauen hielt – nur von ihrem Denken. Er war einer jener Moslems, für welche eine Frau nur eine Funktion hatte. Nun ja, neben dem Putzen und dem Kochen natürlich. Aber, Generalmajor Feridouzh Azim hatte ihn im Auftrag des Kultusministers hierher gesandt und befohlen, ganz ausdrücklich befohlen, höflich und zuvorkommend zu bleiben.

Bei dem Kompaniekommandanten der Österreicher, einem Oberleutnant, und dessen gleichrangigen Stellvertreter hatte er damit auch keine Probleme. Das heißt, jetzt war der Kommandant Christoph Hankaka ja Hauptmann, dieses Weib in einer Uniform mit den Schulterstücken eines Oberst, das überall herum schnüffelte, hatte ihm seine Beförderung gebracht. Auch, dass der Hauptmann ein sehr dunkelhäutiger Maori war, machte Ramin keine Probleme. Aber dass diese Weiber hier überall die Männer herumkommandierten, das ging ihm schon gewaltig gegen den Strich. Und dass sie bei ihrer Arbeit, die eigentlich ein Mann machen sollte, so ungeniert ihre Hintern in die Höhe hielten und damit seine Soldaten von der Arbeit ablenkten, auch. Aber das alles verblasste, wenn er an

dieses Weib dachte, das hier die Ausgrabungen leitete und sich erdreistete, nicht nur den Arbeitern, sondern auch ihm und seinen Offizieren Anweisungen zu geben. Wenn Kamran Mirza kam, würde er für diese Beleidigungen Genugtuung verlangen. Zumindest zehn Hiebe mit der Peitsche müsste sie erhalten. Öffentlich. Um seine Ehre und die seiner Offiziere wieder herzustellen. Und dieses sich einen Offiziersgrad anmaßende Weib müsste eigentlich gleich neben ihr stehen.

„Herr Hauptmann?“ Eine weibliche Stimme riss ihn aus seinen Gedanken. „Mit Empfehlungen der Frau Professor und dem Hauptmann Hankaka, beide bitten Herrn Hauptmann zum Grab des Kambyses zu kommen. Sie hätten vielleicht etwas wichtiges gefunden.“ Er betrachtete die Frau vor sich. Ein weites Gewand über der Arbeitskleidung, Haar und Gesicht sittsam bedeckt, nur die Augen waren nicht niedergeschlagen. Na ja, das konnte man einer Ungläubigen gerade noch so durchgehen lassen.

„Ich komme.“

*

Maria Alek Miin und die als Studentinnen getarnten Toas warteten vor dem Eingang zum Grab des Kambyses auf ihre Chefin Annabelle Bernhuber und Hauptmann Hankaka sowie auf Ramin Ghorbani. Zuerst kamen Annabelle und der österreichische Offizier mit ihrem viersitzigen GA-DKW zum Parkplatz in der Nähe des Grabes und stellten ihn neben dem großen Steyr 380er ab, mit welchem Maria und die Toas gekommen waren. Von dort führten einige Stufen und ein ausgetretener Weg bis zum Grab. Die Gefreite Lisa Hofer hatte zuerst bei den Sortiertischen im Ausgräberzelt die Akademikerin und Hauptmann Hankaka gefunden, welche sich sofort auf den Weg machten.

„Sie haben Oberst von Oberwinden doch auch Bescheid geben lassen?“ fragte Annabelle Bernhuber Hauptmann Christoph Hankaka.

„Das habe ich, Frau Professor. Und ich glaube, dort kommt sie auch schon.“ Tatsächlich kurvte unten eines der dampfelektrischen Dreiräder mit den beiden großen, breiten Hinterrädern um eine Kehre aus dem nahen Tal von Naqsch-e Rostam und blieb ebenfalls am Parkplatz bei dem Grab stehen. Eine kleine, zierliche Gestalt in einem weiten Burnus schwang sich vom Sattel und näherte sich rasch, gefolgt von einem älteren Mann in persischen Paidschamas, welche von einem Kamaraband gehalten wurden, einem weißen Pirahān mit langen Ärmeln und einer hohen Kohlā auf dem Kopf.

„Grüß Gott, Annabelle!“ Elisabeth reichte Annabelle die Hand, dann auch dem Hauptmann. „Hauptmann. Das hier ist Meister Behruz Istachrani, der für mich übersetzen soll. Ich hoffe, es stört Sie nicht, dass ich wirklich hier erschein‘. Immerhin, die Ausgrabung ist immer noch Ihr Kommando.“

„Mich nicht, Frau Oberst, aber dem Ghorbani wird’s nicht so g’fallen. Schaun’s einmal hin, der macht ja ständig ein G’sicht, wie wenn er gleich explodieren möcht‘!“

„Ja, ich glaub‘ auch, der g’hört zu den Muslimen, die ein Problem mit stark’n Frau’n haben“, bestätigte Elisabeth. „Na ja, da muss er halt damit fertig werd’n. Obwohl’s sicher leichter g’wesen wär, wenn da nur Männer wär’n.“

„Elisabeth, es ist wahrscheinlicher …“

„Weiß schon, Annabelle. Die Regentin hat’s mir erklärt. Also, genau g’nommen die Professores Reinisch und Karabacek in Beisein ihrer Hoheit. Leichter wär’s in der Gegend halt trotzdem mit Männer g’wesen.“

„Nun, da muss ich schon zustimmen.“ Annabelle nickte ergeben. „Aber zumindest nehmen uns die Einheimischen nicht für ganz voll. Und unsere ‚Studentinnen‘ auch noch nicht.“

„Da drüb’n schlendert der Ghorbani jetzt ganz langsam daher, als wär‘ er das größte Wunder auf Gottes Welt“, brach es aus Hauptmann Hankaka beim Nahen Ghorbanis heraus. „Wenn’s nicht g’heissen hätt‘, dass wir um jed’n Preis freundlich zu dem Strolch bleib’n sollt’n, lachert der schon ohne seine Zanderln, das g’spritzte Stoahandl, das depperte. Die Husten möcht‘ ich ihm am liebsten zudrück’n, bis‘s ihm die Kipfler aus’m Gsicht druck’n möchtert“ Der Dialekt seiner Mutter aus der niederösterreichischen Gemeinde Oberlaa nahe Wien an der Ostbahn brach bei ihm ab und zu durch, wenn er verärgert war. Und er war mit Ungerechtigkeit ganz leicht zu verärgern. Nämlich immer dann, wenn jemand glaubte, etwas Besseres zu sein, nur weil er ein Mann war. Oder ein Mensch mit hellerer oder dunklerer Hautfarbe, blond, brünett oder schwarzhaarig. Christoph hatte davon seinen Teil erlebt. In der theresianischen Militärakademie. Und zwar weniger wegen seiner dunklen Haut, welche er von seinem Maori-Vater geerbt hatte, sondern wegen seines harten Dialekts, den er als Kind gelernt hatte. Ein G’scherter halt.

„Nur ruhig, Herr Hauptmann“, begütigte Annabelle Bernhuber. „Tief durchatmen und lächeln. Das hilft. Er wird sich nicht ändern, und wenn Sie ihm dreimal die Zähne einschlügen.“

„Also, mit tät’s schon Berge geb’n. Einmal die Gurgel auf Null dreh’n. Aber Sie sind hier die Chefin, Frau Professor. Also werd‘ ich mich beherrschen. Noch!“

„Danke, Herr Hauptmann.“ Dann wechselte sie in die arabische Sprache, welche auf der Ausgrabung jeder mehr oder weniger gut beherrschte. Selbst Elisabeth

von Oberwinden hatte – zuerst während ihrer Ägyptenreise und dann hier – einige essentielle Brocken gelernt. Was man halt so im Alltag braucht. Und für mehr hatte sie ihren Dolmetscher. Persisch sprach von den Österreichern leider nur Annabelle Bernhuber und ihre Doktorandin Maria Alek Miin, allerdings altes Persisch, das nicht ganz dem modernen entsprach. Aber wegen der Koranschulen sprach jeder Moslem halbwegs arabisch, weil die Worte vom Propheten Mohammed ja nur in arabischer Sprache gelernt werden durften, und die Schrift hatten die Araber den indoeuropäischen Persern auch aufgezwungen. „Hauptmann Ghorbani, schön, dass Sie es einrichten konnten, auch zu kommen."

„Warum hat man mich gerufen?", fragte der Perser unwirsch und kurz angebunden.

„Weil Magister Alek Miin unter Umständen etwas gefunden hat, und bevor sie weiter macht, möchte sie einen Vertreter des Schah dabei haben. Der Vertrag, wie sie sich sicher erinnern werden."

„Unter Umständen! Und da rufen Sie mich?"

„Der Kultusminister Kamran Mirza hat sich sehr genau ausgedrückt, Hauptmann." Wenn sich Annabelle hoch aufrichtete, schaffte sie es, etwas größer als Ghorbani zu sein. Gerade so eben, aber doch. „Und wir aus den Donaumonarchien halten uns an getroffene Vereinbarungen. Und uns ist jeder Vertreter des Schah willkommen, der unsere Arbeit beobachtet. Können wir hinein gehen?"

„Natürlich!" Der Perser war zufrieden mit sich. Er hatte sehr wohl verstanden, dass man lieber einen anderen Beobachter vorgezogen hätte, und beinahe hätte er diese überhebliche Kuh aus der Reserve gelockt und zu einer unüberlegten

Äußerung verleitet, welche er als Beleidigung dem Schah gegenüber auslegen hätte können. Nun, der Tag war ja noch jung, vielleicht konnte er ihr heute irgendwie noch einen Strick drehen. Hier herumpinseln und nach Gold suchen konnten er und seine Soldaten auch allein, dazu waren diese kakanischen Weiber unnötig. Zu seiner ganzen Größe von 164 Zentimetern aufgerichtet stolzierte er voran.

„Also, Fräulein Miin, erklären Sie Ihren Fund“, forderte Annabelle ihre Doktorandin in einem Nebengang innerhalb der Grabsockels auf. „Auf Arabisch, bitte.“

„Gerne.“ Die Dinka wies mit ihrer schlanken Hand, welcher man kaum genug Kraft zum halten eines Archäologenpinsels zugetraut hätte, in einen Winkel nicht ganz am Ende der Höhle. Flüsternd übersetzte Meister Behruz für Elisabeth. „Zuerst hat es ja so ausgesehen, als wäre hier nur der Schutt von der Bearbeitung der Grabkammer über uns abgeladen worden. Wir haben die Steine und Tonscherben trotzdem vorsichtig und penibel abgetragen und nach unten geschafft, und ein paar Schüsseln aus Keramik sind ja herausgekommen. Dann haben wir angefangen, vorsichtig den Staub wegzupinseln.“

„Aber wozu das denn?“ Die Stimme Ghorbanis klang gelangweilt. „Warum sollten gerade hier in diesem Nebengang die Schätze des Großkönigs liegen? Verschwenden Sie doch nicht meine Zeit, liefern Sie endlich Ergebnisse!“

„Sofort, Hauptmann.“ Maria blieb die Ruhe in Person. „Wir haben hier einen Bronzering und eine Rinne gefunden, welche ein Quadrat umgibt. Es *könnte* sich um eine Art Deckel handeln, aber wir haben noch nicht versucht, ihn zu öffnen. Dazu müssen Sie, Hauptmann Ghorbani, oder einer ihrer Offiziere als Zeuge anwesend sein.“

„Und was glauben Sie, was da schon darunter sein wird. Noch mehr Schutt?“

„Das können wir nur beantworten, wenn wir den Deckel öffnen“, erklärte die Professorin. „Sind Sie bereit, oder schicken Sie uns einen Vertreter?“

„Na schön.“ Er wandte sich an die acht ihn begleitenden persischen Soldaten. „Hebt den Deckel ab.“

Die beiden Soldaten bauten ein Dreibein über dem Deckel auf, hängten einen Flaschenzug an der Spitze ein und hoben den Ring im Scharnier in eine senkrechte Lage. Dann hakten sie den Flaschenzug in diesen Ring und zogen vorsichtig. Langsam begann sich die steinerne Platte zu heben und wurde von den Soldaten zur Seite gezogen. Ein enger Schacht kam darunter zum Vorschein, quadratisch, jede Seite maß etwa 80 Zentimeter.

„Ich denke, wir sollten uns mit Seilen sichern, wenn wir da hinunter steigen.“ Christoph Hankaka leuchtete mit einem Handscheinwerfer den Schacht hinunter. „Es sind in der einen Wand zwar Löcher für Hände und Füße, aber wirklich vertrauen möchte ich denen nicht.“

„Und wir brauchen noch zwei Handlampen“, ergänzte Maria Alek Miin. „Wir haben ja genug Kabel da herum liegen. Lassen wir doch eine hinunter, dann sehen wir ungefähr, wie weit wir hinunter müssen.“

„Nicht weit, ich sehe schon den Boden“, schilderte Hankaka. „Viereckige Steine, alle in derselben Größe. Zumindest sieht es von hier so aus.“

„Wer geht hinunter? Wollen Sie den Anfang machen, Hauptmann Ghorbani? Dann steige ich hinunter und zum Schluss Hauptmann Hankaka. Das reicht als

erste Erkundung. Später wird dann Magister Alek Miin hier die Leitung haben, aber der erste Blick gehört mir! Rang hat nun einmal Privilegien, Maria."

„Ich weiß. Viel Glück, Frau Professor."

Man ließ als erstes eine von einem Gitterwerk geschützte Göbel-Lampe an ihrem langen Kabel in den Schacht. Den Strom dafür lieferte ein tragbarer, mit Vaporid betriebener Tesla-Generator, welcher zuerst gleich neben Schacht aufgestellt wurde. Dann schwang sich Ramin Ghorbani als erster in die Öffnung. Die in der Wand befindlichen Steighilfen erwiesen sich wider erwarten als absolut brauchbar, man konnte zugreifen, ohne dass die Kante auch nur im geringsten abbröckelte. Etwa drei Meter tiefer erreichte der persische Hauptmann den Schachtgrund, befreite sich aus seinem Klettergeschirr und winkte nach oben.

„Hier geht eine Treppe tiefer hinab", rief er nach oben. „Richtige in den Stein gehauene Stufen!" Die Soldaten zogen das Seil mit dem Geschirr wieder nach oben, und Annabelle Bernhuber legte es an.

„Also, auf geht's", bemerkte sie, dann nickte sie den Soldaten zu und schwang sich in die Öffnung, froh darüber, Hosen zu tragen. „Wenn ich bitten darf, meine Herren!" Sie war eine erfahrene Archäologin, welche schon unzählige Stollen erforscht hatte, und es war nicht das erste Mal, dass sie sich auf diese Weise einem möglichen Fundort nähern musste. Und doch floss auch dieses Mal wieder vermehrt Adrenalin durch ihre Adern, Atem und Puls beschleunigten sich. Es war diese Spannung, welche immer wieder von ihr Besitz ergriff. Jetzt war sie unten, löste das Geschirr und trat einige Schritte zur Seite, um Platz für Hankaka zu machen. Dann betrachtete sie den schräg nach unten führenden Gang. „Da ist doch sogar noch Farbe an den Wänden. Fast wie in den Gräbern im Tal der Könige", konstatierte sie und stöpselte einen abblendbaren Scheinwerfer in den

zwischenzeitlich herunter gelassenen Generator. Gleichzeitig schaltete sie Ghorbanis Rundumlampe aus. „Jetzt schau‘ sich das mal einer an!“ Sie verfiel kurz ins Deutsche, ehe sie zurück ins Arabische verfiel. „Sehen Sie, Hauptmann Ghorbani, das hier ist ja absolut phantastisch. Da haben wir die Inschrift in Hyroglyphen, und darüber den gleichen Text in persischer Keilschrift und griechischen Zeichen in der ionischen Ausformung.“

„Ich dachte, die altpersische Schrift sei noch immer nicht völlig erforscht.“ Ghorbani hatte die Hände in den Hosentaschen und sah sich um.

„Wir können die frühpersische Variation der Keilschrift lesen, Hauptmann. Wir wissen nur noch nicht, wie es ausgesprochen wird.“ Annabelle leuchtete ein wenig weiter in den Gang. „Dort hinten geht es um eine Ecke. Ach, Hauptmann Hankaka, willkommen. Haben Sie eine Kamera mit?“

„Natürlich.“

„Dann leuchten wir den Gang einmal ordentlich aus, und sie machen ein Photo“, befahl Annabelle und schaltete die zweite Lampe wieder ein. „Hauptmann Ghorbani, wenn Sie sich bitte hier her stellen wollen. Danke!“ Hankaka klappte die Kamera auf und zog den Balg aus, dann schätzte er die Entfernung anhand der Einteilungen auf den Stromkabeln und drückte auf den Auslöser.

„So ein Rollfilm ist schon was feines“, bemerkte der österreichische Offizier. „Keine sperrigen Platten mehr, die ganze Kamera ist kleiner, und Stativ braucht man auch keines mehr. Können Sie schon sagen, was da steht, Frau Professor?“

„*Ich bin Kabūjiya, Großkönig der Perser, Herrscher über das Reich der zwei Ströme und Asia, Pharao der Ägypter und Herr über Judäa! Mein Reich erstreckt sich von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang, in welche Richtung auch immer ich*

blicke, ist mir die Welt untertan. Dies ist mein Besitz, und der Fluch des Ahura Mazda treffe jeden, der mich zu berauben gedenkt. Die üblichen Formeln eben, um Grabräuber fern zu halten. Ich hoffe, es hat funktioniert, obwohl schon diese Schriftwand mehr ist, als ich gehofft habe."

„Das bedeutet, dass da vorne doch noch der ägyptisch-persische Goldschatz des Kambyses liegen könnte?" Ramins Augen wurden zu schmalen Schlitzen.

„Wenn nicht sein Bruder Bardiyā – oder Gautama, der sich für ihn ausgab – den Schatz irgendwo anders versteckt hat", erklärte Professor Bernhuber. „Er könnte auch in der Hand von Dārayavauš gelandet und mit ihm begraben sein. Oder sein Sohn Xerxes I., und nach ihm Artaxerxes I. haben ihn geerbt. Vielleicht auch einer der anderen Achämiden, und Alexander hat das Gold nach Makedonien geschickt, um Münzen prägen zu lassen. Er könnte auch in der Kriegskasse von Xerxes gewesen und in Athen gelandet sein. Alles möglich."

„Aber auch, dass er dort vorne liegen könnte!"

„Selbstverständlich ist es durchaus möglich." Annabelle leuchtete wieder den Gang hinunter. „Wir können ja nachsehen!"

„Wenn er das ist, gehört der Schatz dem Schah", betonte Hauptmann Ghorbani. „Niemandem sonst!"

„Diese Selbstverständlichkeit hat bereits Professor Karabacek mit Kamran Mirza besprochen, Hauptmann. Sobald wir Photographien und Zeichnungen angefertigt haben, kann Schah Nāser ad-Din natürlich frei über den Schatz verfügen, so er vorhanden ist. Uns geht es nur um das Wissen, nicht um das Metall, das ganz fraglos persischer Besitz ist. Jede Leihgabe oder Veräußerung an ein österreichisches Museum würde mit einem entsprechend wertvollen Pfand

abgesichert oder entsprechend bezahlt werden. Aber alles das wäre eine Entscheidung des Schah.“

„Nun, ich werde seine Interessen zu wahren wissen. Verlassen Sie sich darauf!“ Dann rief er in den Schacht nach oben. „Ostovar-e Yekom Nazanin! Wir erforschen den Gang weiter! Geben Sie gut acht, ich verlasse mich auf Sie!“

„Jawohl, Sarvan!“

„Dann gehen wir, Professor!“

„Moment. Herr Hauptmann Hankaka, Sie haben doch sicher Ihr Feuerzeug dabei, bitte zünden Sie die Laterne an.“

„Eine Kerze? Was soll das bisschen Licht noch nützen.“

„Das Licht ist nicht wichtig, Hauptmann Ghorbani“, ließ sich Hankaka zu einer Antwort herab. „Aber wenn die Kerze ausgeht, sollten wir schleunigst zurück gehen. Denn dann geht uns der Sauerstoff ab, und giftige Dämpfe nehmen seine Stelle ein.“

Der Gang machte nach etwa 75 Meter einen Knick im rechten Winkel nach links, um dort etwa 30 Meter tiefer eben weiter zu verlaufen. Annabelle blieb stehen und schnupperte wie ein Jagdhund in die Luft.

„Riechen Sie etwa schon das Gold, Professor?“ Die Stimme Ghorbanis klang höhnisch.

„Gold hat keinen für Menschen wahrnehmbaren Geruch, Hauptmann Ghorbani“, belehrte ihn Annabelle in sachlichem Ton. „Finden Sie nicht, dass die Luft hier unten ziemlich frisch riecht, Herr Hauptmann Hankaka?“

„Schon.“ Hankaka hielt die Laterne knapp über den Boden. „Und die Kerze im Windlicht zeigt, dass die Luft auch wirklich frisch ist.“

„Dann gehen wir weiter.“

*

Hauptfeldwebel Nazanin hörte seinen Hauptmann sehr gut, als dieser aus dem Untergrund seinen Befehl rief. Und er wusste auch genau, was er und die anderen Soldaten jetzt zu tun hatten. Zuerst die Archäologinnen überwinden und dann Leutnant Moradi verständigen, damit dieser mit den Geiseln die Wachkompanie der Kakanier überwältigen und ebenfalls gefangen nehmen konnte. Diese Ungläubigen sollten nicht eine Goldmünze einstecken können, und es durfte auch nicht sein, dass abendländische Weiber den Ruhm für die Entdeckung eines nationalen Schatzes ernten konnten. Hauptmann Ghorbani hatte sich da ganz genau ausgedrückt, und der Leutnant war ganz seiner Meinung gewesen. Nazanin rechnete mit einer leichten Aufgabe. Wie schwer konnte es für acht bewaffnete Männer schon sein, sieben unbewaffnete Weiber in Haft zu nehmen? Und wenn sie zu laut kreischen sollten, dann bekamen sie ein paar Ohrfeigen. Oder einige kräftige Klapse auf den nackten Hintern. Soldat Hosseini lächelte, als die Stimme seines Hauptmanns ertönte. Er hoffte sogar, dass eines der Mädel Zicken machte, vielleicht die in der Offiziersuniform, die sogar eine Pistole umgeschnallt hatte. Wahrscheinlich als Symbol, denn eine Waffe dieser Größe war doch viel zu schwer für ein zartes Püppchen. Er würde sie nur zu gerne zum Schweigen bringen. Was sollte denn schon schief laufen?



Eigentlich nur der Umstand, dass fünf der Frauen keine Studentinnen sondern hervorragend ausgebildete Soldatinnen waren, und das Elisabeth von Oberwinden eine Mutter mit ganz speziellem Hintergrund war. Eine Kunoichi, eine ‚Verborgene'. Von dieser hatte sie nicht nur die aparte Lidfalte geerbt, sondern auch einiges gelernt. Beobachten zum Beispiel. Ein guter Kagemusha erahnte die Handlungen seines Gegner um jene winzige Zeitspanne vorher, welche nötig war, diese zu vereiteln. Und Lisi war gut. Außerdem waren die Damen nicht wirklich unbewaffnet. Das Heeresbeschaffungsamt hatte kleine, mit Vaporid betriebene Flechette-Pistolen an die Toas ausgegeben, und Lisi trug ohnehin ihre Waffe am Gürtel. Und sie war für die Hände der Markgräfin noch nie zu schwer gewesen. Also hatte Soldat Hosseini das Pech, in eine 8 Millimeter durchmessende Waffenmündung zu blicken, noch ehe er sein Gewehr halb erhoben hatte. Und als er diese Drohung mit einem hämischen Grinsen quittierte und mit dem Gewehr zuschlagen wollte, traf eine harte Stiefelspitze punktgenau seinen empfindlichsten Körperteil. Für einige Zeit war Soldat Hosseini mit in seinen Schritt verkrallten Händen aus dem Spiel genommen. Der Hauptfeldwebel war etwas schneller, aber Korporal Lotte Molter war nicht zimperlich, wenn sie eine Waffe sah. Ihre Flechettepistole entlud sich mit einem leisen Fauchen, und

vier kleine Stahlpfeile bohrten sich in das Knie des persischen Unteroffiziers, dem der Schmerz die Besinnung raubte. Nazanin würde in Zukunft Probleme mit dem Gehen haben, falls er sein Bein überhaupt behalten konnte. Soldat Heydari hatte sich zu Korporal Gabi Ibhubesi umgedreht, doch diese war bereits näher, als er gedacht hatte. Eine dunkelbraune Faust traf seine linke Niere, eine zweite bohrte sich unter seinem Brustbein in den Körper und nahm ihm endgültig den Atem. Zugführer Aranka Fehér hatte ein Faible für schmale Messer und trug stets eines verdeckt bei sich. Dieses stak nun in der Schulter von Soldat Mohammadi, und Korporal Karimi sah in die Mündung ihrer Flechettepistole. Es ging alles ganz schnell vor sich, nur Minuten nach dem Ruf des Hauptmann Ghorbani waren die acht Perser gefesselt und geknebelt.

„Gut gemacht, meine Damen." Elisabeth nickte den Toas zu. „Ibhubesi, nehmen's mein Dreiradler und suchen's des Oberleutnant Wessely. Meine Empfehlung, und er soll sofort mit dem Rad einen Bot'n nach Schiras abschick'n. Einen Mann. Der soll den Brief da dem Kamran Mirza geb'n." Sie überreichte der Korporal einen Umschlag. „Dann soll er damit anfangen, die persische Kompanie festzusetz'n."

„Jawohl, Frau Oberst!" Gabi nahm den Brief entgegen, salutierte und lief zu dem Dreirad.

„Hofer, Sie nehmen sich den GA-DKW und verständig'n Oberleutnant Hofstätter. Meine Grüße, sie soll doch bitte den Oberleutnant Wessely unterstütz'n. Ab!"

„Zu Befehl, Frau Oberst."

„Und wir pass'n jetzt auf die Gfrastsackeln da auf und wart'n d'rauf, dass das Obergfrast zurück kommt."

„Sie scheinen schon einen Verdacht gehabt zu haben, Frau Oberst?“ Maria Alek Miin hatte sich während der Auseinandersetzung im Hintergrund gehalten und die Profis ihre Arbeit machen lassen.

„Sie meinen, wegen dem Brief?“, fragte Lisi zurück. „Ach, das war nur ein mögliches Szenario, auf das ich mich vorbereitet hab‘. Der Ghorbani hat schon so ausg’schaut, als würd‘ er lieber selber der Chef sein. Na ja, der Arsch mit Ohr’n ist dann eh das Problem vom Kamran Mirza.“

*

Besagter Arsch mit Ohren blickte eben um die dritte Ecke und erstarrte, während er tief Luft holte.

„Das – das ist – das ist ja ein durch und durch blasphemisches Werk“, rief er dann aus. „Das muss vom Teufel selber kommen!“

„Was denn?“ Annabelle schritt an ihm vorbei und sah es jetzt auch. „Oh! Ist das eine herrliche Arbeit.“ Sie ging vorwärts und legte ihre Hand an die in der Mitte des Raumes stehende Skulptur. Es war ein geschuppter Schlangenkörper, jede der Schuppen war scheinbar einzeln in verschiedenen Goldlegierungen gearbeitet und angebracht. Etwa anderthalb Meter über dem Boden ging dieser Schlangenleib in den einer menschlichen Frau über. Vom Nabel bis zum Scheitel maß die Statue noch einmal etwas über zwei Meter, auch der menschliche Körper schien aus Gold getrieben, der Blick aus silbernen Augen mit schwarzem Perlmutt als Iriden war auf den Eingang gerichtet, der Mund lächelte jeden, der die Kammer betrat, sinnlich an. Den Rücken entsprangen in Schulterhöhe zwei mächtige Schwingen, geformt wie jene eines Adlers. „Also, Gold ist jedenfalls eine ziemliche Menge da, selbst wenn man nur die Schuppen nähme“, bemerkte

Annabelle. „Das sieht ja fast so aus, als hätten wir hier die ägyptische Göttin Iaret vor uns.“

„Dieses üble Teufelswerk muss zerstört und eingeschmolzen werden“, monierte Ghorbani. „Nicht nur, dass hier zumindest teilweise ein Mensch dargestellt wird – dazu noch als nackte Frau – ist es auch noch ein Götzenbild, vor dem uns Allah durch seinen Propheten Mohammed nicht nur warnt. Er verbietet uns ganz deutlich, die Existenz dieser Bilder zu erlauben!“

„Ewig schade um das Kunstwerk“, befand Hauptmann Hankaka und betrachtete die ebenmäßigen Züge hoch über ihm. „Da hat sich jemand Mühe gegeben. Große Mühe. Könnten wir nichts tun, um es zu retten, Frau Professor?“

„Das liegt allein am Schah, Herr Hauptmann. Wir können es nur zeichnen, photographieren und vermessen.“

„Ich verbiete es“, fuhr Ghorbani auf. „Dieses Ding beleidigt allein durch seine Existenz Allah und jeden gläubigen Moslem!“

„Es beleidigt nur Sie, Hauptmann.“ Annabelle Bernhuber schritt um die Statue herum und beleuchtete sie von allen Seiten. „Und Sie können uns die Untersuchungen nicht verbieten. Wir haben eine Abmachung mit Kamran Mirza.“

„Das werden wir noch sehen!“ Ghorbani zog seine Waffe und richtete sie auf Hankaka. „Ich verhafte Sie beide im Namen des Schah, weil sie Gold stehlen wollten! Legen sie ihre Waffe weg, Hankaka.“ Plötzlicher Schmerz durchzuckte seine Rechte Schulter, die Waffe wurde zu schwer für seine Finger.

„Na so was aber auch“, bemerkte Annabelle und sah auf die Lampe in ihrer Hand hinunter. „Da hat doch glatt jemand eine Flechettewaffe zusätzlich zur Göbel-

Birne in den Scheinwerfer montiert. Da hatte wohl die Frau Oberst von Oberwinden Recht behalten. Ich hoffe, Sie haben etwas dabei, um diesen Mann zu fesseln, Herr Hauptmann."

„Ich habe seit einigen Tagen stets Handschellen bei mir, Frau Professor."

*

Persien, Schiras

Der Vizekönig der Satrapie Pars war ein bereits etwas älterer Mann, der sich jedoch noch guter Gesundheit erfreute. Der beinahe zwei Meter große Mehdi Mirza trug zwar einen beachtlichen Bauch vor sich her, war aber zum Leidwesen von bereits drei Attentätern in der Vergangenheit erstaunlich beweglich. Und er führte stets drei geladene zweiläufige Derringer im Kaliber 9 Millimeter in seiner weiten Kleidung versteckt und einen großen Dolch ganz offen mit sich. Nicht, dass er diese Bewaffnung bei seinem derzeitigen Gast in seinen privaten Gemächern benötigt hätte.

„Diese Britin hat es dir wohl angetan, Kamran-Chān." Als alter Freund des Kultusministers benützte er das Namensanhängsel für ‚mein lieber'.

„Das kann ich nicht verleugnen, alter Freund", bestätigte der persische Minister. „Sie hat etwas an sich, etwas, das mich fasziniert!"

„Dann pflücke sie doch!" Mehdi kraulte seinen dichten, leicht angegrauten Bart. „Sie ist nicht das, das die Briten adelig nennen, der Preis für ihre Lotosknospe dürfte also nicht all zu hoch ausfallen. Und dann kaufst du ihr einen britischen Ehemann, in Teheran laufen genug herum, die bereit wären, eine gepflückte Blume zu heiraten, wenn der Preis stimmt. Noch Tee?"

„Gerne!“ Kamran hielt seinem Gastgeber sein leeres Glas hin, welcher eigenhändig nachgoss. „Aber was Miss Bell angeht – nein, es ist noch nicht soweit.“

„Nein?“ Mehdi riss erstaunt die Augen auf. „Glaube mir, mein Freund, wenn eine Knospe reif zum Pflücken ist, dann diese. Ich sehe so etwas. Sie kann es doch kaum noch erwarten, sich dir hinzugeben.“

„Das bemerke ich auch, Mehdi-Chān.“ Kamran nahm einige Züge aus der Wasserpfeife. „Aber trotzdem – es darf noch nicht sein!“

„Aber warum denn nicht?“

„Weil sie mich zuerst noch nach Persepolis begleiten muss.“ Der Minister lächelte versonnen. „Und zwar genau in dieser Verfassung, in welcher sie jetzt ist. Mehr als bereit, sich von mir pflücken zu lassen, und mir gerade wegen einer solchen Hoffnung einen Vorteil in Pasagarde verschaffend.“

„Dann brich auf, bringe die Sache hinter dich!“

„Noch nicht, Mehdi-Chān.“ Kamran winkte ab. „Erst, wenn eine Botschaft eintrifft, dass die Österreicher etwas gefunden haben.“

„Und wenn sie nie eintrifft? Dann wartest du völlig umsonst, mein Freund. Ich würde keinen Moment länger warten, wäre ich an deiner Stelle. Aber du musst selbst wissen, was du tust. Nur eine Frage noch, Freund Kamran. Warum nimmst du nicht eine deiner Frauen mit? Oder eine meiner?“ Kamran Mirza sog einige Minuten schweigend an der Ghalyun. „Verzeih mir, mein lieber Freund, wenn …“

„Nein, Mehdi-Chān. Es gibt nichts zu entschuldigen.“ Kamran winkte ab. „Es ist nur so, dass du ein großes Problem ansprichst. Wir Zoroastrier haben einen großen Fehler gemacht, als wir dem Vorbild des Islam folgten und die Frauen zu bloßen Objekten der Lust degradierten. Unserer Lust. Wir haben keine gebildete Frau mit starkem Willen mehr unter uns, also benötigen wir eine Ausländerin. Wir müssen unsere Frauen wieder zur Schule schicken, Freund Mehdi. Sie müssen wieder lernen, wie man selbstständig denkt, sie müssen wieder stark werden.“

„Aber warum benötigst du denn eine Frau?“

„Weil die Österreicher etwas suchen, und es muss einen Grund haben, warum sie beinahe nur Frauen schicken. Kennst du die Geschichte mit der fliegenden Hexe, welche vom jungen Helden Rostam im Auftrag des alten Königs besiegt wird?“

„Ein altes Märchen, alter Freund. Ein uraltes Märchen.“

„Und wenn nicht, Mehdi-Chān. Wenn die Waffen der Hexe in Pasagarde oder Persepolis bei den alten Königen begraben sind und die Kakanier etwas wissen? Und die Briten, die gerade jetzt so auffällig viel Interesse an unseren alten Schätzen haben? Und ebenfalls eine Frau schicken?“

„Ob wohl diese Miss Bell weiß, worum es geht?“

„Das ist Frage, Mehdi-Chān. Immerhin – sie ist noch sehr jung. Für britische Verhältnisse. Wäre sie aus einem der Länder Kontinental-Europas, wagte ich mein kleines Spiel wahrscheinlich nicht.“

„Also ist es ein Wagnis?“

„Selbstverständlich, Mehdi-Chān. Sonst wäre es nicht interessant!“

*

Der Raum mit dem großen Wasserbecken in der Mitte und dem kleinen, aber herrlich duftendem Garten des Harems im Palast des Vizekönigs der Provinz Pars war tagsüber ein durchaus angenehmer Aufenthaltsort. Das Wasser, welches wie ein künstlicher Bach aus dem Brunnen im Garten in das Badebecken floss, sorgte ebenso für Abkühlung wie die dünnen Stoffe, welche über einige Teile des Gartens gespannt waren und Schatten spendeten. Auch Gertrude Bell bestieg nun bereits recht gerne nackt das große Becken, um sich zu erfrischen, auch wenn das so gar nicht britisch war. Egal, es würde die Zeit kommen, in welcher sie sich wieder den heimatlichen Konventionen beugen musste, doch bis dahin genoss sie einfach die Annehmlichkeiten des Palastes. Und die großen, starken Hände eines Masseurs, welcher gerade ihren Rücken knetete. Die Frauen des Vizekönigs hatten ihr empfohlen, sich seinen kundigen Händen hinzugeben. Es wäre keine Gefahr für ihre Ehre dabei, denn der Masseur war ja kein Mann mehr, sondern wie alle Diener im Harem ein Kastrat. Allerdings einer mit geschickten Händen. Gertrude seufzte wohlig, als die eingeölten Hände des Dieners über ihren Rücken glitten, die Daumen sich hier und da tiefer in die Muskulatur gruben. Immer weiter nach Süden glitten die Hände des Masseurs und näherten sich allmählich den rückwärtigen Bäckchen Gertruds. Die Gespräche der Frauen schliefen langsam ein, sie beobachteten, was gleich geschehen würde, wenn diese Hände den Po und die Blüte der Britin erreichten. Es sollte dieses Mal nicht geschehen. Ein anderer Haremsdiener trat in den Raum und verbeugte sich vor Gertrude. „Fräulein Bell, Kamran Mirza ersucht Sie so bald wie möglich um Ihr Erscheinen im Diwan-i-Khas des Vizekönigs.“

„Selbstverständlich!“ Sie erhob sich von der Liege. „Sagt dem Mann bitte, er möge mir das überschüssige Öl abwischen“, wandte sie sich an die Damen des Hauses, welche bei den Worten des Dieners bedauernd geseufzt hatten.

Nachdem Miss Bell rasch in ihre Kleidung geschlüpft war, folgte sie dem Diener. Diese Haremshosen und das lange, geschlitzte Hemdkleid darüber waren weitaus praktischer und rascher angezogen als die viktorianische Mode Londons. Kein Korsett, keine Tournüre, keine knielangen Unterhosen. Und der über das Haar und die Schultern geschlungene Schal war nicht störender als die englischen Hüte, welche mit einer Unzahl von Nadeln an ihrem Platz gehalten werden mussten. Sie hatte bereits auf der Reise durch Deutschland und verschiedene Länder der Donaumonarchien nach Teheran gesehen, dass die Frauen im restlichen Europa bereits sowohl auf die geschnürte Wespentaille als auch auf den Cul-de-Paris, also den unförmigen Gesäßpolster verzichteten, mit dem man nicht bequem sitzen konnte. Auch die endlos langen Kleider, deren Säume stets vor Schmutz starrten, gehörten dort bereits der Vergangenheit an, und was die Geschäfte in Kakanien so an Unterwäsche anboten, hätten in London wahrscheinlich nur Prostituierte getragen. Wenn überhaupt. Gertrude fand, dass es Zeit wurde, dass auch London in der Gegenwart ankam, zumindest was die Alltagsmode betraf. Sie liebte diese unkomplizierte und bequeme Kleidung des Orients und war entschlossen, diese so lange wie nur möglich zu tragen.

Das Diwan-i-Khas, also das kleine Audienzzimmer des Vizekönigs war spärlich, aber erlesen und – teuer eingerichtet. Obwohl Mirza Mehdi wie die meisten Personen der persischen Oberschicht ein Anhänger des Zoroaster war und diese kein Problem mit der Abbildung von Personen und höheren Wesen kannten, hatte er aus Rücksicht auf den größten Teil Bevölkerung, welche nun einmal

Muslime waren, in den öffentlichen Räumen des Palastes darauf verzichtet. Er hatte aber auch keine kaligraphischen Koransuren oder ähnliches anbringen lassen, der Schmuck der Wände war ebenso wie die Muster der seidenen Teppiche rein ornamental. In seinem Diwan-i-Khas hing allerdings ein exquisiter klassischer Nain-Wandteppich, welcher mehrere Reiter aus dem alten Persien bei einer Tigerjagd zeigte. Ein Muster aus sehr alter Zeit, lange ehe der Islam nach Persien gekommen war. Auch die Polster, welche den Statthalter und seine Freunde zum Sitzen einluden, zeugten von der Religion des Besitzers. Der Faravahar, das Bild eines bärtigen Mannes, welcher in einem Ei mit Vogelflügeln und Vogelschwanz stand und ein Symbol für den menschlichen Geist war, ein Atar, das heilige Feuer in einer goldenen Schale, und ein Bild der Činvat-Brücke, wo über die Seelen der Toten gerichtet wird. Daneben lagen noch andere Kissen und Teppiche, welche eher irdische Genüsse darstellten und priesen. In der Mitte stand ein in Persien übliches Tischchen mit geschnitzten Beinen, auch welchem eine fein ziselierte Metallplatte lag. Auf dieser wiederum standen eine Teekanne und einige Gläser sowie eine zierliche Ghalyun aus Glas und Kupfer, der Tabakrauch roch angenehm aromatisch. Nur wenige Personen wurden hierher eingeladen, und wem es widerfuhr, der durfte sich sehr geehrt fühlen.

Das war natürlich auch Captain James bewusst, als er von einem Diener des Mirza Mehdi durch die Gänge des Palastes geführt wurde. Auch wenn es ihm nicht unbedingt passte, aber hier in Persien hatte ihre Majestät, Queen Victoria, und ihre Untertanen keine Macht. In vielen Ländern waren sie die Herren, und die regionalen Fürsten tanzten mehr oder weniger nach ihrer Pfeife. Hier, in Persien, war das anders. Noch. Also schluckte Billy Ray seinen Groll hinunter und tat so, als fühle er sich tatsächlich geehrt, als er den Raum betrat. Er trug die Khaki-Uniform der britischen Orient-Truppen mit den Insignien der 7th Royal

Fusiliers und hatte den Pith-Helm unter den linken Arm geklemmt. Als er den Raum betrat, stampfte er mit jedem Fuß auf und riss die Hand an die Schläfe.

„Ach, Captain James. Wie nett. Bitte setzen Sie sich doch." Mirza Mehdi wies auf einen Hocker, welchen er vorsorglich kommen hatte lassen. „Miss Bell wird sich in Kürze zu uns gesellen, und da ich weiß, wie sehr Sie um ihren guten Ruf und ihre Sicherheit besorgt sind, habe ich auch Sie zu diesem Gespräch gebeten. Tee?"

„Zu gütig, Hoheit." Billy Ray schluckte seinen Stolz hinunter, nahm auf dem Hocker Platz und der Diener füllte ihm ein Glas mit Tee. Es verging nur kurze Zeit mit seichtem Plaudern, bis ein weiterer Diener Gertrude zu den Herren brachte.

„Meine liebe Miss Bell!" Kamran Mirza erhob sich und küsste ihre Hand. „Ich bin sehr erfreut, sie wieder zu sehen. Bitte, nehmen sie doch Platz. Möchten Sie etwas Tee?"

„Sie sind zu freundlich, Hoheit. Gerne!" Gertrude nahm auf einem der Polster Platz, auf welcher eine geöffnete rote Lotosblüte abgebildet war. Eigenhändig füllte Kamran das Glas der Britin, während er sich fragte, ob sie sich der Symbolik bewusst war. Er sorgte dafür, dass sich ihre Finger wie zufällig berührten, als er ihr das Glas reichte. Dass Gertrude weder zurück schreckte noch etwas dazu sagte, nahm der Minister als gutes Zeichen. Er musste sich dabei eingestehen, dass ihn der Gedanke an den schlanken Körper der Britin durchaus erregte, und gleichzeitig amüsierte ihn der finstere Ausdruck im Gesicht des englischen Offiziers. ‚Oh ja, kleiner Hauptmann, du siehst die Zeichen, und doch kannst Du überhaupt nichts machen. Alles, was geschieht, ist durchaus schicklich, und doch merkst du das gegenseitige Interesse. Das geht dir gegen den Strich, aber wenn du jetzt etwas sagst, machst du dich nur lächerlich. Denn es geschehen ja

eigentlich keine anstößigen Handlungen. Man hat dich sogar zu diesem Treffen eingeladen, über die Unschuld deiner Miss wachen zu können. Und doch wirst du in der Nacht wach liegen und dich fragen, ob ich mich nicht doch bereits heimlich zu ihr geschlichen habe.‘ Und der Minister sprach mit Gertrude noch ein wenig weiter in der blumenreichen, gedrechselten Weise, machte versteckte Komplimente, welche man für harmlos halten konnte. Oder auch nicht. Seiner Miene nach zu urteilen, hatte sich Billy Ray wohl eher für nicht entschieden, und dieses kalkulierte Kratzen an der Fassade des Offiziers entschädigte Kamran Mirza beinahe für seine Zurückhaltung bei Gertrude.

„Aber meine verehrte Miss Bell, eigentlich ließ ich Sie rufen, weil Sie bei unserem ersten Gespräch im Rosengarten unseres Gastgebers starkes Interesse an den Ausgrabungen der Gräber des Dārayavauš und des Kabūjuya gezeigt haben. Meine Aufgaben führen mich nun dorthin, und ich stelle Ihnen die Frage, ob Sie mich nicht begleiten wollen? Selbstverständlich ist Captain James ebenfalls eingeladen, und Sie werden auch Ihre Zofe mitnehmen wollen.“

„Das wäre wirklich wundervoll, Hoheit.“ Gertrude klatschte in die Hände, und ein Diener steckte mit fragendem Gesicht den Kopf zur Tür herein. „ Oh, entschuldigen Sie bitte, ich vergaß, dass man hierzulande die Diener damit ruft!“

„Es ist doch nichts Schlimmes geschehen, Miss Bell“, versicherte ihr Kamran Mirza und winkte den Diener wieder davon. „Bitte, seien Sie morgen um 9:00 Uhr fertig zum Aufbruch.“

„Sie können sich darauf verlassen, Hoheit!“

*

Rasch schritt Gertrude aus, endlich war es also so weit. Ob die Kakanier schon einen Hinweis hatten? Einen großen Fund? Irgend etwas mussten sie gefunden haben, nachdem sich Kamran Mirza jetzt auf den Weg machte. Würde man ihm etwas zeigen? Oder ihr, einer Konkurrentin? Würde Captain James seine Aufgabe erfüllen können?

„Miss Bell!“ Die schneidende Stimme des britischen Offiziers riss sie aus ihren Überlegungen und brachte sie zum Stillstand.

„Was ist denn, Captain?“

„Sagen Sie es mir“, zischte James aufgebracht. „Was ist zwischen Ihnen und dem Mirza?“

„Nichts Captain!“ Gertrude stemmte ihre Fäuste in die Hüften. „Absolut gar nichts. Zumindest bisher noch nicht!“

„Aber ich habe doch gesehen …“

„Nichts haben Sie gesehen, Captain James! Gar nichts!“ Sie schüttelte den Kopf. „Kamran Mirza spielt mit uns, und ich spiele ein wenig mit. Lasse ihn im Glauben, Erfolg zu haben, aber nicht ganz. Aber ich sage Ihnen, Captain, falls es nötig sein sollte, mich dem Mirza hinzugeben, damit Sie Ihren Auftrag erfüllen können, zögerte ich keine Sekunde. Wenn die Sicherheit des Empire es verlangt, werde ich meine Pflicht erfüllen. Auch um den Preis meines Lebens, meiner Ehre und meiner Jungfräulichkeit. Das Empire ist größer und wichtiger als ich.“

„Aber Miss Bell! Das ist ein zu großes Opfer! Sie und dieser – dieser …“

„Mann, Captain. Der Mirza ist ein Mann, und nur deshalb rechne ich mir überhaupt Chancen auf das Gelingen unserer Mission aus.

„Sie würden also …“

„Die Augen schließen und an die Größe Englands denken. Dieses Opfer ist nicht viel größer als das vieler junger Männer, welche dem Empire ihr Leben geopfert haben. Und jetzt seien Sie ein netter Captain, lassen Sie sich von meinem Vater meine Reithose geben und besorgen mir eine, die um etwa einen Zoll enger ist.“

„Miss Bell, ist denn das vernünftig?“ James runzelte die Stirn.

„Ich weiß es nicht, Captain. Aber je mehr Kamran Mirza an mein Gesäß denken muss, desto leichter wird es Ihnen fallen, unbemerkt dort herum zu schnüffeln. Hoffe ich.“

*

Der Süden des Iran bestand aus trockenen Hochebenen, großen Steppen, unterbrochen von vielen Gebirgszügen, deren Rücken alle von Nordwest nach Südost verliefen. Dazwischen lagen an den Flüssen die wenigen fruchtbaren Stellen, und natürlich die Städte. Diese Geologie machte aus den 88 Kilometer Luftlinie von Schiras nach Pasagarde beinahe das Doppelte. Der Weg, denn eine Straße war es nicht zu nennen, umfuhr natürlich die steilen Anstiege und folgte eher den ebenen Geländestrukturen. In Persien wurde noch viel und gerne auf Pferden geritten, besonders bei der Jagd und zum Vergnügen. Die zwei Kompanien Kavallerie, welche Kamran Mirza begleiteten, waren allerdings motorisierte Einheiten. Der Sattel war zwischen vier Rädern mit breiter Bereifung untergebracht, darunter befand sich der zylindrische Wassertank und die Dampfkammer. Es war möglich, das Gerät wie ein Pferd allein mit

Gewichtsverlagerung und den Schenkeln zu lenken, sodass die Hände für die Bedienung der Waffen frei blieben. Mannlicher Geradezug-Repetierkarabiner mit 6 Schuss Kaliber 8 Millimeter im festen Munitionskasten, Mauser Revolver mit ausschwenkbarer Trommel im Kaliber 9 Millimeter und als Gardeeinheiten auch noch drei Meter lange Lanzen mit Wimpeln, welche einen goldenen, mit einem Schwert bewaffneten Löwen vor einer goldenen Sonne auf grünem Grund zeigten. Ihre Uniformen waren gelbbraun wie die Steppe mit einem Fez in der gleichen Farbe. Zwischen diesen Gardisten fuhr eine gemütlich ausgestattete Karosse mit Gertrude Bell, ihrer Zofe Margarethe Cumbers, Kamran Mirza und Captain James. Der Fahrer steuerte natürlich an den schlimmsten Unebenheiten vorbei, was die Fahrt wiederum verlangsamte. Man rechnete also mit einer Fahrtzeit von etwa fünf bis sechs Stunden, ohne Pausen. Das aber war nach der Meinung von Kamran Mirza nicht zu machen, denn die Damen könnten wohl nicht ohne Unterbrechung fahren. Soldaten im Sattel mussten es im Ernstfall natürlich durchhalten können, aber seinen Gästen war es nicht zuzumuten. Also war eine Pause mit einer Stunde Dauer und eine zweite mit einer halben Stunde einkalkuliert worden.



Am frühen Morgen hatte sich Gertrude in ihre neue Hose gezwängt. Das war nicht ganz einfach gewesen, brachte aber ihren knackigen Po hervorragend zur Geltung. Im wahrsten Sinne des Wortes. Die Augen der Männer würden daran kleben bleiben, dessen war sie sich sicher. Nun ja, es war schon auch ein bisschen ein Spiel mit dem Feuer, immerhin waren sie mit 80 Kavalleristen unterwegs, und wenn diese sich einig wären … Aber Gertrude verließ sich auf die Worte ihrer Großmutter, dass eine schöne Frau nackt unter hundert Männern sicherer sei als bekleidet mit zweien allein. Und bisher hatte Grandma Bell recht behalten. Ein paar Augen hatten sich in den sonst unbewegten Gesichtern der Gardisten bewegt, als sie an ihnen vorbei zur Karosse gegangen war, die Blicke waren förmlich an ihren wogenden Bäckchen geklebt, bis sie wieder aus dem Blickfeld der Männer verschwanden. Doch auch der strengste Unteroffizier hätte an der disziplinierten Körperhaltung der Kavalleristen nichts zu bemängeln gehabt. Zumindest außerhalb von Preußen und London, wo auch die Augendisziplin sehr streng gehandhabt wurde. Mit einer gewissen Befriedigung hatte Miss Bell festgestellt, dass nicht nur Kamran Mirza den Anblick durchaus genossen hatte, als sie über die beiden Stufen in den Fond kletterte, sondern auch Captain James kurzzeitig starre Augen bekommen hatte. Auch die Zofe hatte für diese Reise auf Hosen zurück gegriffen, auch wenn ihre Breeches bequemer geschnitten waren. Für die Pausen war Miss Bell durchaus dankbar, auch wenn die Bänke im Fahrzeug des Ministers durchaus gut gepolstert waren und die Federung der breiten Gummireifen der modernsten Technik entsprachen. Und ebenso dankbar benützten sie und ihre Zofe den über einer schnell ausgehobenen Grube aufgestellten Pavillon aus leichtem, aber blickdichtem Stoff für private Verrichtungen.

Die Karawane erreichte Pasagarde in der Abenddämmerung, und Kamran Mirza konnte nicht umhin, die Fortschritte des befestigten Lagers zur Kenntnis zu

nehmen. Natürlich waren die drei Ringe aus Drahtzäunen und die Wachtürme mit den starken Scheinwerfern, welche eben zu leuchten begannen, in erster Linie zur Abwehr von Dieben und Räuberbanden gedacht, ebenso die ringsum verteilten, von Sandsäcken geschützten Stellungen für die Maschinengewehre. Dem Angriff einer starken Armee mit Artillerie würde das Lager nicht lange stand halten, aber reine Infanterie oder auch Kavallerie – ja, eine Räuberbande könnte damit schon Probleme bekommen. Und einer Armee mit Artillerie musste das Lager ja nicht standhalten, denn es herrschte kein Krieg zwischen Persien und den Vereinigten Donaumonarchien. Auch, wenn es derzeit so scheinen mochte, denn die 150 Soldaten unter Hauptmann Ramin Ghorbani lagen, von den 120 in Persepolis stationiert gewesenen Truppen verstärkt, um das Lager der Österreicher. Es wirkte wie eine Belagerung, und irgendwie war es das auch, selbst wenn noch kein Schuss gefallen war. Es war eine Patt-Situation. Die Perser konnten nicht in das Lager, und die Österreicher nicht hinaus. Außerdem beherrschten sie zwar den Zugang zum Grab des Kambyses, hatten aber auch keine Möglichkeit mehr, selbst die verborgene Kammer aufzusuchen.

Der Wagen des Mirza hielt hinter der persischen Linie, und Kamran öffnete die Tür. Ein Leutnant der Kavalleristen fuhr weiter und befahl mit barschem Befehlston einem Unteroffizier der Infanterie, sich zum Wagen zu begeben, und der Gorouhban-e gehorchte sofort. Das Symbol des Kultusministeriums auf Kamrans Fahrzeug war trotz der dicken Staubschicht noch gut zu erkennen.

„Gorouhbyn-e Sevom Darabi, zu Ihrem Befehl, Kamran Mirza!“ Der Feldwebel stand stramm, als hätte er einen Besen verschluckt. Der Schah in Schah Nāser ad-Din war ein großer Bewunderer der preußischen Armee und des strengen Drills, Kaiser Wilhelm I. hatte Major Alexander von Kluck als Berater gesandt. Im

Formaldienst hatte der deutsche Offizier Erfolg gehabt, doch die Kampfkraft hatte er bisher nur in wenigen Garderegimentern steigern können.

„Wo ist der kommandierende Offizier?“, fragte Kamran Mirza barsch.

„Gegenüber dem Haupteingang zum Lager der Kakanier, Hoheit“, stieß der Unteroffizier hervor.

„Steigen Sie auf den Bock und weisen Sie dem Fahrer den Weg. Aufsitzen“, bellte Kamran.

„Jawohl, Hoheit!“ Darabi nahm die Hand von der Mütze, sprintete los und erkletterte den Bock.

*

Oberwachtmeister Josip Zoric saß auf seinem Hocker hinter dem schweren Maschinengewehr Schwarzlose im Kaliber 8 x 56 Millimeter und sah, eine dünne Virginia rauchend, durch den Schlitz zwischen den halbrunden Schutzblechen an der Waffe. Sein Posten war die linke Sandsackstellung am Haupteingang zum Lager der Ausgräber. Er sah die Staubwolke, als die persischen Kavalleristen und ein Wagen eintrafen und betrachtete trübsinnig seine Zigarre.

„Ich hoffe, ich kann das Zigarr noch rauchen fertig.“

„Warum denn net, Herr Oberwachtmeister?“, fragte sein Ladeschütze, der Korporal Franz Laimgruber. „Ich mein‘ warum sollt’s denn knall’n?“

„Weil Leit mit goldene Stern‘ auf die Schulter immer sind a bisserl deppert, Korporal Laimgruber“, belehrte ihn der Kroate. „Und je mehr Keks auf die Schulter, desto depperter sind’s!“

„Also, ich hab‘ zwei silberne Keks, und se hab’n zwei im Rahmen und an silbernen Balken. Das heißt, se hab’n mehr Keks auf …“

„Gusch, Trott’l du. I hab‘n gesagt, gold’ne Keks. Also Offizier! Is sich ein Untersch… FERTIGMACHEN“, unterbrach er sich lautstark selbst und warf seine Virginia zur Seite. Die drei Jäger machten ihre Karabiner bereit, Laimgruber öffnete den Deckel des MG und legte den Leinengurt mit der Munition ein. Aus der rechten Stellung ertönten der gleiche Befehl und die gleichen Geräusche. Rings um das Lager machten sich die Soldaten fertig, wenn nötig das Lager zu verteidigen. Eine relativ kleine Staubwolke kam über den Weg heran, und ein starker Scheinwerfer flammte auf und erfasste den sich nähernden Wagen. Eine Daimler-Maybach Grand Carosse. Purer Luxus auf vier Rädern. Der Fahrgastraum war etwas über zwei Meter breit und bot sechs Personen ganz gemütlich auf zwei Sitzreihen gegenüber Platz. Die Fenster waren groß, der Bock für den Fahrer und zwei weiteren Personen war ebenso voll verglast wie die hinten angebrachte Dienerbank. Das machte sofort klar, dass dieses Fahrzeug nur zivilen Zwecken dienen konnte, denn bei einem Militärfahrzeug würde man den Fahrer nicht derart exponieren. Und selbst Gottfried Daimler und Wilhelm Maybach hatten bisher noch niemand gefunden, der wirklich kugelfestes Glas herstellen konnte. Und das Fahrzeug näherte sich allein. Ohne Eskorte. Was nicht bedeutete, dass die Wächter in ihrer Wachsamkeit nachließen.

Der Wagen rollte bis an die geschlossene Schranke, und dem Fahrer war bewusst, dass auch nachdem er die MG-Nester hinter sich gebracht hatte, einige Gewehre auf die Carosse und ihn selbst gerichtet waren. Trotzdem verzog er keine Miene, als er die Tür des Bocks öffnete, heraus kletterte und zur Schranke ging. Seitwärts des Schlagbaumes öffnete sich eine Tür, ein Uniformierter trat heraus und winkte den Fahrer zu sich.

„Kann ich Ihnen vielleicht helfen?“, fragte er ruhig in halbwegs gut verständlichem Farsi.

„Ich vermute schon“, antwortete der Fahrer in deutscher Sprache. „Ich bin Amir Mohoudi, und ich bin der Fahrer des Kultusministers von Persien. Mein Herr Kamran Mirza entschuldigt sich für die Handlungen des Hauptmann Ghorbani und möchte morgen mit Professor Bernhuber und Oberst von Oberwinden über eine Lösung des entstanden Problems sprechen. Er bittet außerdem darum, dass seine Gäste die Nacht in Ihrem Lager verbringen dürfen.“

„Ich bin Offiziersstellvertreter August Lehner. Wer sind denn die Gäste des Ministers?“

„Vielleicht dürfte ich Sie der Dame vorstellen, Herr Lehner?“ Der Fahrer lächelte gewinnend, der Unteroffizier lächelte zurück und deutete eine leichte Verbeugung an.

„Es wäre mir in jedem Fall eine Ehre und ein Vergnügen, einer Dame vorgestellt zu werden. Aber ich muss mich entschuldigen, denn ich darf meinen Posten nicht verlassen. Wenn ich die Dame und Sie um etwas Geduld bitten dürfte, dann werde ich einen Vorgesetzten verständigen, Herr Mohoudi.“ Wieder flog ein Lächeln über das Gesicht des Österreichers. „Das wird dann unter Umständen auch angemessener für die Dame sein.“

„Selbstverständlich, Herr Lehner.“ Der Fahrer verbeugte sich leicht. „Ich werde die Dame benachrichtigen. Dürften sie und ihre Zofe wohl während der Wartezeit den Wagen verlassen?“

„Dagegen spricht nichts, Herr Mohoudi. Ich bitte allerdings die Damen, mich zu entschuldigen. Ich werde einen Offizier verständigen.“

Der verständigte Offizier benötigte nicht lange, denn immerhin war das Lager in sogenannter Alarmbereitschaft. Was bedeutete, dass die Soldaten zwar noch dienstfrei hatten und die Kantine aufsuchen durften, allerdings nur in Uniform und mit kompletter Ausrüstung inklusive Bewaffnung. Und es herrschte dabei natürlich auch striktes Alkoholverbot, aber Tee, Kaffee und Fruchtsäfte wurden den Soldaten serviert, dazu einige Snacks. Schach-, Mühle und Damebretter standen ebenso zur Verfügung wie diverse Karten und der Platz, damit zu spielen. Offiziell natürlich nicht um Geld, aber die Soldaten fanden immer wieder Dinge, um die man dibbeln konnte. Besonders beim Stoß oder beim Schnapsen. Die uniformierte Gestalt trat mit strenger Miene an den Balken und winkte den Fahrer zu sich.

„Herr … äh …“ Mohoudi unterbrach sich ein wenig unsicher. Unter der Uniformbluse zeichneten sich zwar kleine, aber deutlich erkennbare Brüste ab.

„Astrid Hofstätter.“ Das Farsi der Österreicherin klang befehlsgewohnt, sie war groß und schlank, ihr flammend rotes Haar trug sie ziemlich kurz. Rund zwei Fingerbreiten. „Oberleutnant Astrid Hofstätter. Sie bringen Gäste von Kamran Mirza?“

„Ja, Chānum!“ Mohoudi verbeugte sich. „Darf ich Sie – darf ich Ihnen die Gäste vorstellen?“

„Nur zu, Āgā-je Mohoudi. Holen Sie sie doch her!“

„Gerne, Chānum!“ Der persische Fahrer verbeugte sich wieder und entfernte sich, um Gertrude Bell, ihre Zofe und Captain James zu holen. Dann brachte er das Ritual hinter sich und entfernte sich, stieg auf den Bock seiner Kutsche und

fuhr zurück ins Lager, während Gertrude, Margarethe und Billy Ray der Offizierin folgten.

Das Feldlager war binnen kurzer Zeit durch den Einsatz von Stehern und Sperrholzplatten aufgebaut worden. Die Wände waren zwar blickdicht, aber leider auch ziemlich hellhörig – was in verschiedenen Situationen von den Beteiligten etwas Zurückhaltung verlangte.

„Der Nachschubs-Unteroffizier wird Ihnen drei Stuben zuweisen, für die Dame und ihre Zofe im Damentrakt und den Captain natürlich in der Abteilung für die Herren“, erklärte Astrid, während sie sich den Unterkünften der Offiziere näherten. „Leider haben wir hier auch für Offiziere nur Gemeinschaftsduschen und Toiletten, aber natürlich nach Geschlechtern getrennt. Es ist eben doch nur ein Feldlager. Ich bringe Sie erst einmal in das Offizierscasino, der NUO wird Sie holen, wenn die Quartiere bereit sind.“

*

Um zehn Uhr morgens näherte sich die Daimler-Maybach Grand Carosse wieder dem Lager der Archäologen – und wieder allein. Das aber war für die Österreicher kein Grund, sich in Sicherheit zu wiegen. Immerhin bestand immer die Möglichkeit eines Angriffs, sogar wenn in der Karosse wirklich der persische Kultusminister sitzen sollte. Es wäre ja nicht das erste Mal, dass aufrührerische Offiziere etwas Dummes anstellten. In diesem Fall unwahrscheinlich, da die Gardekavallerie ja mit Kamran Mirza aus Schiras gekommen war und nicht Hauptmann Ghorbani unterstand, aber unmöglich war auf dieser Seite des Grabes natürlich gar nichts. Religiöse Fanatiker konnten schon immer sehr überzeugend sein. Wie schon am Abend des Vortages blieb der Luxuswagen

wieder vor dem Schlagbaum stehen und der Fahrer wollte aussteigen. Doch an diesem Tag winkte ihm der OvD zu und ging zum Steuerhaus.

„Bitte fahren Sie geradeaus weiter bis zum roten Teppich und bleiben Sie so stehen, dass der Kultusminister direkt darauf steigen kann. Die Ehrenwache steht bereit."

Der Fahrer blieb mit der Perfektion jahrelanger Übung genau am Ende einer roten Stoffbahn stehen, welcher als Teppich fungieren sollte. Oberleutnant Karl Wessely riss die Tür auf und salutierte, im gleichen Moment brüllte Astrid Hofstätter ihr „Habt acht!" Dreißig Toas nahmen, das Gewehr vor der Brust, Grundstellung ein. Nicht so perfekt synchron wie eine Gardeeinheit, und von der Größe erinnerten sie eher an Orgelpfeifen, aber die Toas waren auch nicht primär für den Formaldienst ausgebildet. Kamran Mirza erschien in der Tür und kletterte das rasch zurecht gerückte Treppchen hinunter und sah sich um. Eine Frau in der sandfarbenen Uniform Kakaniens kam über den roten Teppich auf ihn zu, klein, zierlich gebaut, aber selbstbewusst und voller Dynamik. Man konnte ihre Energie förmlich sehen und fühlen. Ihr folgten Annabelle Bernhuber und Miss Bell, jede in einem eleganten Reisekostüm in österreichischem Stil, grüne Töne bei Annabelle, blaue bei Gertrude, sowie Captain James in seiner Uniform. Kamran bemerkte wieder einmal den Unterschied zwischen kakanischen und britischen Tropenuniformen. Obgleich etwa von gleicher Farbe, war ein gewissen Kontrast ganz deutlich. Die Blusen der Österreicher waren dünner und luftiger als die dicken Jacken der Engländer, die Uniformen der Donaumonarchien hatten keine steifen, hohen Vatermörder mit Rangabzeichen mehr, sondern umgelegte Krägen und Schulterklappen, auf den die Abzeichen aufgeschoben wurden und welche bis zum oberen Ende des Brustbeines offen getragen wurden. Auch die Hosen waren anders, die Briten trugen Breeches, während die Österreicher

gerade geschnittene Hosen mit Taschen auf den Oberschenkeln trugen, und statt der englischen beinahe bis zum Knie reichenden Schaftschuhen ähnlich den Reitstiefeln trugen die Kakanier etwas kürzere Schnürstiefel.

„Wenn Hoheit gestatten?“ Die Gruppe hatte Kamran Mirza erreicht, und die Stimme von Oberleutnant Wessely riss ihn aus seinen Überlegungen. „Ich darf Euer Hoheit Oberst Elisabeth von Oberwinden, Markgräfin von Manawatū vorstellen! Oberst Von Oberwinden, seine Hoheit Kamran Mirza Nayeb es-Saltaneh!“

„Hoheit!“ Elisabeth sank in einen Knicks, den Rücken durchgedrückt, das Haupt hoch erhoben. Ihre Haltung drückte zwar Respekt vor dem Kadscharen-Prinzen aus, aber nicht die geringste Unterwürfigkeit.

„Aber ich bitte Sie, Frau Oberst, das ist nicht nötig!“ Kamran beugte sich etwas vor und hielt ihr die Rechte entgegen, die Handfläche nach oben. Elisabeth akzeptierte die Geste, indem sie ihre Hand in seine legte und sich wieder erhob. „Ich musste schon oft feststellen, dass bei Gesprächen auf Augenhöhe beide Partner weit mehr profitieren können.“ Er hob Elisabeths Hand etwas und beugte sich darüber, deutete einen Handkuss an. Dann wandte er sich an Annabelle. „Frau Professor, bitte nehmen Sie meine ehrliche und tief empfundene Entschuldigung an.“ Sie knickste vor ihm, und er küsste auch Annabelles Hand. „Ich weiß gar nicht, was in Generalmajor Azim gefahren ist, Ihnen ausgerechnet diesem Mann zuzuweisen. Er müsste doch gewusst haben, dass er keinen Fundamentalisten hierher schicken durfte. Wahrscheinlich wäre für diesen fanatischen Hauptmann bereits das Antlitz des Achaimenes auf einer uralten silbernen Münze ein Sakrileg. Männer wie er erkennen den wissenschaftlichen Wert eines solchen Fundes nicht, sie wollen es nur zerstören und im Feuer

reinigen. Damit reduzieren sie die Schätze auf den reinen Goldwert, wo doch eine Statue, wie sie Hauptmann Ghorbani geschildert hat, sicher sehr viel mehr wert ist.“

„Das könnte man so sagen, Hoheit. Diese Statue ist eine Sensation. Es ist ikonographisch nicht ganz die ägyptische Göttin Iaret, aber in persischer Darstellung könnte es hinkommen!“

„Haben Sie schon überlegt, dass es sich um ein anderes Wesen handeln könnte?“, fragte Kamran in sanftem Ton. „Die Şahmaran wird doch genau so dargestellt.“

„Die ‚Königin der Schlangen‘?“ Annabelle runzelte die Stirn. „Wird diese nicht mit einem Menschen- und einem Schlangenkopf dargestellt?“

„Nur in den jüngeren Sagen“, widersprach Kamran Mirza lächelnd. „In den alten Erzählungen hat sie nur einen Frauenkopf, zumindest schreiben das Rudaki und Ferdausi. Ich werde Ihnen mit Vergnügen ein Exemplar der entsprechenden Werke beider Dichter zukommen lassen!“

„Das wäre eine überaus große Ehre für mich, Hoheit. Ich werde beide Werke dieser großen Männer mit Sorgfalt und dem gebührenden Respekt lesen!“

„Dessen bin ich mir ganz sicher, Frau Professor. Sie haben einen Blick für Schönheit und werden diese Dichtung zu schätzen wissen. Wie auch die herrlichen Miniaturen von Kymāl od-Din Behzād-e Herawi.“

„Von *dem* Behzād? Dem berühmten Meister der Malerei?“ Annabelle Bernhuber bekam einen verklärten Blick. „Ich habe mir schon immer gewünscht, zumindest eine gute Kopie sehen zu dürfen.“

„Ich bin erfreut, Sie richtig eingeschätzt zu haben, Frau Professor. Sie *haben* einen Blick für das Exquisite.“ Ohne Probleme wechselte der Prinz vom Deutschen ins Englische. „Miss Bell. Ich bin erfreut, sie wieder zu sehen.“

„Hoheit!“ In diesem öffentlichen Rahmen knickste auch Gertrude, es nicht zu tun, wäre ein schwerer Fauxpas gewesen.

„Ich hoffe, Sie hatten eine angenehme Nacht. Es war sicher gemütlicher als ein spartanischer Teppich in einem Militärzelt. Von den nicht vorhandenen sanitären Anlagen extra für die Damen in einem solchen Camp ganz zu schweigen. Ich fürchte, die neue Sachlichkeit hat uns viel an Zivilisation und Bequemlichkeit gekostet. Nicht einmal der Schah in Schah würde heute in Begleitung seiner Familie in einem Soldatenlager nächtigen können, denn die Unverletzlichkeit seines Harems wäre nicht mehr gegeben. Auch wenn wir Offiziere und Adeligen eine separate Dusche haben, eine Dame wie Sie unter lauter Männern? Das wäre absolut undenkbar!“ Kamran Mirza reichte auch ihr die Hand und küsste diese.

„Danke, Hoheit.“ Gertrude senkte den Blick. „Ich habe hervorragend geschlafen. Und da in den Donaumonarchien Frauen im Offizierscorps dienen, konnte ich mich in aller Ruhe erfrischen.“

Kamran Mirza schloss kurz die Augen. „Das ist sehr erfreulich.“ Dann sah er wieder Elisabeth von Oberwinden an. „Frau Oberst, wir müssen miteinander sprechen. Sie, Frau Professor Bernhuber und ich.“

„Das sehe ich genau so, und wir haben dafür ein Bureau eingerichtet. Möchten Hoheit noch eine Person hinzuziehen?“

„Zwei, um genau zu sein. Major Arian Daatis vom ersten Garde-Kavallerie-Regiment und einen guten Bekannten von Ihnen. Der ehemalige Hauptmann

Ghorbani. Sie dürfen dafür selbstverständlich auch Hauptmann Hankaka hinzu ziehen.“

„Was ist der Hauptmann denn jetzt?“, fragte Lisi mit steinerner Miene.

„Ein zum Mannschaftsgrad degradierter Gefangener, Oberst. Es ist mein Ernst, seine Handlungsweise findet keineswegs meine Zustimmung. Weder der Zeitpunkt noch die Art.“

„Das bedeutet aber auch, dass Sie uns nicht vertrauen, Hoheit.“

„Würden Sie Ihrerseits mir blind vertrauen, Oberst?“ Kamran zeigte seine Handflächen. „Und bitte, lügen Sie nicht. Warum haben Sie denn sonst Ihre Soldatinnen getarnt eingeflogen?“

„Die Politik ist wohl nicht immer sehr offen, oder?“

„Nein, es gibt immer getarnte Winkelzüge in versteckten Aktionen. Es ist nicht so einfach wie Schach, Oberst.“

„Leider nein, Hoheit. Bitte folgen Sie mir.“

„Miss Bell, Captain James, bitte entschuldigen Sie mich. Major, nehmen Sie Ghorbani mit!“

*

Man hatte sich geeinigt. Es hatte einige Zeit gedauert, aber es war tatsächlich eine Einigung zustande gekommen, denn eigentlich wollte niemand aufhören. Nicht die Österreicher, denn sie wollten immer noch die Krone der Anchnesneferibre finden und den Physikern um Nicola von Tesla und Ernst von

Mach zur Erforschung zu überbringen. Und Kamran Mirza wollte an viel Gold kommen. Gold aus Ägypten, der große Schatz, den schon viele finden wollten. Außerdem wollte er nur zu gerne wissen, was die Österreicher wirklich finden wollten – und warum dazu unbedingt Frauen nötig waren. Also war das Ergebnis vorherzusehen gewesen, und jetzt führte Professor Bernhuber einige Leute in die Kammer unter dem Grab des Kambyses. Von den Österreichern begleitete sie Oberst von Oberwinden und Maria Alek Miin, von den Persern waren Kamran Mirza und sein Major Daatis zugegen und sowohl Gertrude Bell als auch Captain James hatten sich auf Wunsch Kamrans anschließen dürfen.

„Hier haben wir die Statue, welche ihren Hauptmann derart aus der Fassung brachte." Damit wies Annabelle Bernhuber auf die Schlange mit dem Oberkörper einer Frau.

„Das ist doch weder persisch noch ägyptisch, Frau Professor." Kamran Mirza schritt um die Plastik herum. „Die Darstellung ist für beide Reiche untypisch."

„Das ist prinzipiell richtig, Hoheit", bestätigte Annabelle bereitwillig. „Darum geht es ja bei unserer Forschung. Allerdings – ich hätte eine solche Darstellung im Grab des Dārayavauš erwartet, nicht in jenem seines Vorgängers. Ja, ich weiß, zwischen Kabūjiya und Dārayavauš war im Jahr 522 vor unserer Zeitrechnung noch Bardiya als achter achämenidischer Großkönig, aber in diesem einen Jahr – nun, vier Jahre, wenn man die Zeit der Herrschaft von Kambyses II. über Ägypten mitrechnet – reichen üblicherweise in den antiken Zeiten nicht, um einen Kunststil radikal zu ändern. Selbst Echnaton benötigte länger dazu. Aber die 36 Jahre, welche Dareios I. auf dem Königsthron verbrachte – da wäre es eher denkbar gewesen."

„Und doch ist diese Statue hier", stellte Kamran Mirza das offensichtliche fest.

„Ja, Hoheit, das ist sie.“ Annabelle starrte nach oben, der Figur gerade in die Augen, als könne sie die Statue damit zwingen, ihre Geheimnisse zu offenbaren.

„Das ist wohl ein – nennen wir es so etwas wie ein Weihegeschenk von Dareios an Kambyses“, bemerkte Alek Miin. „Da war Dareios schon einige Zeit Schah in Schah.“

„Haben Sie eine Inschrift gefunden, Frau Kollegin?“ Professor Bernhuber riss ihren Blick vom Antlitz los und ging zu ihrer Doktorandin.

„Ja, Frau Professor. Hier. ‚*Ich bin ein Geschenk des Schah in Schah Dārayavauš. Ich behüte die Geheimnisse des großen Kabūliya, des Bezwingers der Länder am Nil. Heil sei seinen Andenken, er, der die Macht des Pharao an sich nahm. Möge sein Name leuchten bis in die Ewigkeit.‘* Also, ein wenig dicker hat er damals in der üblichen Manier schon aufgetragen, aber das ist der Tenor.“

„Gut gemacht, Frau Kollegin. Sehr gut sogar!“ Annabelle strich über die Schrift. „Und sehen Sie sich diese zierlichen Schriftzeichen an, Hoheit“, wandte sie sich an Kamran. „Und diese Hyroglyphen, wie zart gemacht. Erhaben, nicht eingeschnitten.“

„Darf ich bitte auch sehen?“, bat Gertrude Bell. „Oh ja, das ist wirklich wunderschön gearbeitet. Eine gegossene und eingesetzte Plakette vielleicht?“

„Gute Theorie“, bemerkte Alek Miin. Sie kniete nieder und brachte ihre Augen knapp vor die Inschrift, ihre schlanken Finger tasteten Zentimeter für Zentimeter den äußeren Rand der Schrift ab. Immer weiter entfernten sich die Finger von den Zeichen.

„Wir müssten den Rand der Platte doch sehen können!“ Captain James wippte mit den Händen auf dem Rücken von den Zehen auf die Fersen und wieder zurück.

„Nicht unbedingt.“ Annabelle leuchtete ihrer Doktorandin von der Seite her. „Wir haben entweder zu viel oder zu wenig Licht, um eine versteckte Naht von hier aus zu sehen. Manchmal sind die Finger die besseren Augen.“

Die Sudanesin ließ sich von diesen Gesprächen in ihrer Konzentration nicht im Geringsten stören. Die eleganten Finger der dunkelhäutigen Schönheit kribbelten ein wenig, während sie tastete. Dann – hatte sie gerufen oder geflüstert? Egal, man hatte sie gehört. Schon knieten Annabelle und Kamran neben ihr, sie fühlte, ahnte eine Stelle, auf welche sie drückte. Ein beinahe unhörbares Klicken, eine goldene Platte sprang Millimeter auf, vorsichtig, langsam zog Alek daran. Ein Kistchen aus Gold und grüner Jade von rund 20 Zentimeter Seitenlänge erschien in einem Hohlraum, und Kamran Mirza griff rasch zu, zog es heraus. „Sie gestatten doch, Frau Professor?“

„Wenn wir es photographieren und pantographieren dürfen? Und oben dann öffnen und hinein sehen?“

„Selbstverständlich, Frau Professor. Aber ich darf es doch nach oben tragen, oder?“

„Ich denke, dagegen ist nichts einzuwenden.“ Annabelle lächelte. „Wir vertrauen Ihnen, Kamran Mirza.“

„Das beruht auf Gegenseitigkeit.“

„Sagen Sie, was ist das dort?“ Gertrude Bell wies auf die Rückwand, wo eine Nische zu sehen war.

„Wo?“ Annabelle folgte dem Finger, ihre Augen weiteten sich. „Das ist – das ist ein zerlegter ägyptischer Streitwagen! Und sehen Sie, Kamran Mirza! Das Bild auf der Front! Das ist das geflügelte Ei des Ahura Mazda, aber statt eines bärtigen Mannes im Profil eine Frau en face.“

„Eine Frau mit bloßem Oberkörper“, bemerkte Kamran trocken. „Auch das spricht für Ägypten.“

„Das ist richtig, Hoheit. Durchaus.“ Annabelle strich durch ihre Haare. „Und dahinter ist ein Chepesch – also, das ist dieses Sichelschwert, ein Köcher mit Pfeilen und ein entspannter Bogen, alles reich verziert. Das sind die Waffen eines reichen Mannes.“

„Eines sehr reichen Mannes!“ Billy Ray war zur Nische geschlendert und sah hinein. „Die Räder mit sechs Speichen, die Deichsel, also da sollten wohl vier Pferde vorgespannt werden, alles ganz toll gearbeitet und vergoldet.“

„Bitte, Captain, nicht berühren“, rief Annabelle Bernhuber. „Wir nehmen jetzt die Box mit nach oben, machen ein paar Photos und Skizzen, dann sehen wir einmal hinein. Danach nehmen wir eine große, lichtstarke Kamera mit nach unten und photographieren diese Nische und den Inhalt, dokumentieren alles und übergeben es dem Kultusminister. Sie sind gerne eingeladen, dabei zugegen zu sein, aber nur, wenn Sie sich an meine Anweisungen oder jene meiner Doktorandin Alek Miin halten. Und hier ist auch schon die erste. Niemand, wirklich niemand steigt allein hier herunter. Immer nur eine gemischte Gruppe.“

„Aber Chānum Professor. Das klingt ja so, als würden Sie glauben, dass wir Ihnen nicht vertrauen."

„Herr Major, ich weiß, dass Sie misstrauisch sind." Elisabeth hob gewinnend lächelnd die Hände mit den Handflächen nach vorn. „Es ist Ihr Beruf, überall Gefahren zu wittern. Ich kenne das, denn es geht mir ganz ähnlich, und das macht uns doch erst zu guten Wächtern."

„Nun ja, das ist korrekt, Frau Oberst. Vielleicht sollten wir uns einmal unterhalten, ganz privat. Sie erzählen mir nichts von Ihrer Arbeit und ich verrate nichts von meiner, aber es gibt sicher andere Themen."

„Das könnte ich mir vorstellen, Herr Major. Nach Dienstschluss. Wollen wir aber jetzt gemeinsam die Schatulle beschützen?"

Major Daatis legte seine Rechte auf die Bauchgegend und verneigte sich. „Ich denke, darauf können wir uns für den Moment einigen."

Sie kehrten wieder an die Oberfläche zurück und Kamran Mirza stellte das Jadekästchen auf einem Tisch im großen Zelt ab. Annabelle Bernhuber schickte nach Irene Mann, ihrer Sekretärin. Sie war nicht mehr ganz jung, hübsch, und beherrschte hervorragend die Stenographie. Und sie kannte allmählich auch die Fachvokabel der Historikerin.

„Auf dem Deckel eine weibliche Gestalt, einen Bogen in der linken, ein Chepesch in der rechten Hand", diktierte Annabelle. „Auf dem Kopf eine Krone oder ein Helm mit überdimensionalen Falkenfedern. Zu Füßen dieser Gestalt sind Soldaten auf dem Marsch zu sehen, vielleicht ein Zehntel so groß wie die weibliche Gestalt. Die Darstellung ist in ägyptischem Stil, was bedeuten könnte, dass die Frau immens wichtig und mächtig war. Ähnlich einem Pharao. Die vier

Seiten bestehen aus je vier durch eine Goldeinfassung getrennte Scheiben mit Hyroplyphen …“

Die Worte der Professorin wurden für Alek Miin zu einem Geräusch im Hintergrund, zu einem Brabbeln ohne Sinn. Die Zeichen auf der Schatulle verschwammen vor ihren Augen, seltsame Bilder erfüllten ihre Gedanken. Der Nil, Meroe, Kusch. Die Soldaten des Pharao, sterbend, fliehend vor den Sudanesen. Das alte Theben, Sais und Memphis, die Hauptstadt der Ägypter, beherrscht von den Kuschiten aus dem Sudan und ihren Nachfolgern, den Gottes-Gemahlinnen des Amun. Leuten aus ihrem Volk. Sie trat unbeachtet näher an den Tisch und berührte ganz sanft den Deckel. Dieser sprang sofort weit auf, eine helmartige Krone schwebte auf Alek Miins Kopf, zwei übergroße Falkenfedern entfalteten sich daraus, das Gewand der Sudanesin zerfiel zu Asche, ihre bloße, dunkle Haut glänzte, als wäre sie mit Öl gesalbt. Sie breitete die Arme aus, schwebte etwa 20 Zentimeter hoch in der Luft, in ihrer linken Hand erschien ein Bogen ohne Sehne und unter ihren Füßen formte sich der Streitwagen aus der Gruft unter ihnen, allerdings ohne Deichsel und Räder. In jedem Gehirn erschienen ihre Worte in seiner oder ihrer eigenen Sprache, laut, donnernd, dröhnend.





„*Mein Name ist NubSachEmetRe, und ich bin die erste Gottkönigin des neuen Kusch. Ich stelle den Besitzanspruch für mich und mein Volk von Malakal an den weißen Nil hinab über jene Stadt am Zusammenfluss der Nilarme, die Ihr Karthum nennt, und weiter bis zum Tempel des Sobek in Komb Ombo. Ich werde die Herrschaft der arabischen Sklavenhändler brechen und sie vernichten, damit mein Volk wieder frei und ungefährdet leben kann. Wer sich meinem Gesetz beugt, wird glücklich und im Wohlstand leben, es wir ihm nicht an Bier und Wein, nicht an Brot und Fleisch mangeln. Wer aber mein Gesetz bricht, den wird der Zorn von Neith und Sachmet treffen, er wird vergehen, sein Name wird verwehen und vergessen, er wird weder im Dies- noch im Jenseits Frieden und Glück finden. Tretet vor mich hin und huldigt meiner Macht und meiner Schönheit!*“

Stille herrschte nach diesen Worten im Zelt, nur der Sand, den der stetige Wind gegen die Wände aus Stoff wehte, flüsterte ein Lied von der Vergänglichkeit der Ewigkeiten. Dann gesellten sich leise Worte in das Wispern, nur verständlich für Annabelle Bernhuber und Elisabeth von Oberwinden, welche ihre Flechettepistole reaktionsschnell aus dem Versteck in ihrer Uniform geholt und angeschlagen hatte.

„Ich fürchte, die Krone der Sachmet, der Bogen der Neith und der Wagen der Nut werden ihren Weg nicht zu den Herren von Tesla und von Mach finden, Frau Professor. Nein, Frau Oberst, soviel Gold oder andere Werte können Sie nicht aufbringen, um mich umzustimmen. Tut mir leid. Und Ihre Waffe wird mich auch nicht überzeugen, Frau Oberst. Wie Sie gesehen haben, erreichen mich die Pfeile überhaupt nicht mehr. Aber ich werde mich den Donaumonarchien als gesamtes und auch Ihnen, Frau Professor, im speziellen dankbar zeigen. Sobald die Araber aus Nubien weg sind. Und ich werde auch Phillip Paulitschke und seine Frau Gisela nicht vergessen, die mich damals gerettet und nach Österreich gebracht haben." Gleichzeitig vernahmen auch Kamran Mirza und sein Major Arian Daatis eine Botschaft von Alek Miin oder, wie sie sich nun nannte, von NubSachEmetRe, nur allein für sie bestimmt. „Lassen Sie Ihren Dolch stecken, Major, er erreicht mich nicht mehr. Ich bedauere, dass in diesem Fall die Donaumonarchien nicht in der Lage sein werden, jeden Fund ihrem Schah abzuliefern. Der Schah in Schah Kabūliya stahl vor beinahe zweieinhalb Jahrtausenden die Schätze Ägyptens und brachte sie hierher, nun bringe ich diese drei heiligen Artefakte nach Kusch zurück, um damit die Araber zu vertreiben. Ich werde nicht die Herausgabe auch nur eines einzigen der damals geraubten Gold- oder Schmuckstücke verlangen, und es gibt im Grab des Kambyses noch reichlich davon. Ich bin nicht rachsüchtig, ich schenke euch den Rest." Ein letztes Flüstern noch, allein für Kamran bestimmt. „Mehdi hatte übrigens recht, Mirza Chān. Die Rose ist tatsächlich reif, gepflückt zu werden. Sogar überreif. Aber du solltest vielleicht trotzdem noch ein wenig warten. Pflücke sie, und du wirst sie nie wieder sehen. Überlasse es einem Briten, und sie wird immer wieder in den Orient zurück kehren. Und zu ihrem Ritter." Und auch Gertrude Bell und Captain James erreichten für sie bestimmte Worte. „Ich muss Mister Mycroft Holmes enttäuschen, es werden in naher Zukunft keine Regimenter fliegender

Streitwagen unter dem Union Jack über Wien erscheinen können. Aber er kann auch beruhigt sein, denn es werden auch keine unter dem Doppeladler London überfallen. Dieser Wagen, dieser Bogen und dieser Helm werden nur einem einzigen Zweck dienen. Kusch aus den Händen der fremden Herren zu reißen und danach zu beschützen. Sobald die Araber vertrieben sind, wird auch der Nil wieder für jeden befahrbar sein, und Kusch wird mit Britannien gerne Handel treiben. Auf Augenhöhe, denn ich bin in den Donaumonarchien gut ausgebildet worden. Ich kenne den Wert von Gütern und Dienstleistungen. Sollte allerdings Brevet Colonel Kitchener seine Hände nach dem Sudan ausstrecken wollen, so werden wir ihm auf die Finger zu klopfen wissen."

Die Jadeschatulle war zu NubSachEmetRe auf den Streitwagen gestiegen und lag nun zwischen ihren Füßen, der Wagen bewegte sich knapp über den Tischen dem Ausgang zu. Dort riss Korporal Lotte Molter ihr Gewehr hoch und zielte auf die Nubierin.

„Halt!"

„Das ist unmöglich, Korporal." Jetzt hörten sie alle wieder das gleiche. „Ich habe eine Mission. Aber versuchen Sie nur, mich aufzuhalten. Es wird Ihnen nicht gelingen." Schweren Herzens krümmte Lotte den Zeigefinger, doch die Kugel sollte NubSachEmetRe nie erreichen. Wie auch die folgenden, alle prallten Zentimeter von ihrer Haut entfernt auf ein sonst unsichtbares Hindernis, wo es zu einem kurzen Aufblitzen als einzigem Erfolg kam. Ein letztes „Möget Ihr alle gesund und glücklich bis ins hohe Alter werden und dann satt von der Fülle Eures Lebens sanft sterben dürfen" erreichte die Österreicher, Perser und Briten, dann war der fliegende Streitwagen mit NubSachEmetRe verschwunden.

„Da habe ich mich jetzt wohl nicht gerade mit Ruhm bedeckt!“ Elisabeth schlug verdrossen ihre Arme übereinander. „Eigentlich hätte ich den Diebstahl von Artefakten verhindern sollen.“

„Die gleiche Aufgabe hatte auch ich zu erfüllen, aber auch ich habe versagt.“ Arian drehte sich zum Kultusminister um und kniete hin. „Ich erflehe demütigst die Verzeihung meines Herrn Kamran Mirza.“

„Wir waren alle überrascht und haben nichts getan.“ Der Mirza schien aus einem Traum zu erwachen, warf noch einen überlegenden, langen Blick auf Gertrude Bell und hob endlich den Major auf. „Es hätte natürlich viel besser ablaufen können, aber auch viel schlechter. Ich glaube, wir sollten uns etwas Ruhe gönnen und dann überlegen, wie es weitergeht.“

„Eine sehr gute Idee, Kamran Mirza. Darf ich Sie einladen, heute Abend unser Gast zu sein?“

„Gerne, Frau Professor. Wenn es Ihr Koch schafft, ein gutes Schnitzerl mit Erdäpfelsalat zu servieren? Und einen reschen Veltliner aus der Wachau dazu? Gespritzt?“

„Das kann er ganz sicher, Hoheit.“

*

Epilog

Wien

Mit dem Luftschiff VÖSLAU unter Linienkapitän Háyek kehrte Elisabeth von Oberwinden, Markgräfin von Manawatū, wieder nach Wien zurück. Ganz wohl

war ihr nicht zumute, denn sie hatte ihren Auftrag, die ägyptischen Artefakte nach Wien zu holen, nicht erfüllen können. Die Flechettes aus ihrer Pistole hatten nur für partielles Aufblitzen knapp über der Haut von Alek Miin, beziehungsweise NubSachEmetRe, wie sie sich als Königin von Kusch nennen ließ, verursacht. Nicht mehr, ganz so, als wäre die Frau in ein Gewand aus beweglichem Glas gehüllt gewesen. Bei den Attributen der Göttinnen, welchen diese Gegenstände zugeordnet waren, war keine Unverwundbarkeit gewesen, und auch Anchnesneferibre hatte in ihren Aufzeichnungen nichts davon erwähnt. Im Gegenteil, bei ihrem Treffen mit den Babyloniern vor Jerusalem hatte sie sich erstaunt gezeigt, dass ihre Pfeile nicht trafen. Und selbst wenn sie es gewusst hätte, mit einer Frau aus dem Team der Ausgräberinnen als – als Entführerin der Artefakte hatte Lisi nicht gerechnet. Für sie war Alek Miin außerhalb jeden Verdachts gestanden, und ohne die den Waffen innewohnende Macht hätte das Mädchen auch sicher nichts an sich genommen. Sogar den über 3.500 Jahre alten Chepesch von Amenemhet II. aus der 12. Dynastie hatte sie den Persern gelassen. Vielleicht, weil er die Waffe der ägyptischen Männer gewesen war, vielleicht weil er zwar sowohl aus wissenschaftlicher als auch aus materieller Sicht überaus wertvoll und aus einer beinahe stahlharten Bronze gefertigt, aber nicht mit wirklicher spiritueller Macht ausgestattet war. Rund 1.400 Jahre war die Waffe alt gewesen, als Kambyses II. sie nach Pars brachte, und sie war immer noch scharf wie ein Rasiermesser. Ein bronzenes. Sie kam aller Wahrscheinlichkeit nach aus Retenju, dem jetzigen Palästina, Annabelle Bernhuber war eben dabei, jeden Kratzer, jedes Schriftzeichen auf der Klinge zu analysieren. Der darauf verzeichnete Thronname Nebu-Kau-Re des zweiten Amenemhet machte zwar die zeitliche Zuordnung leicht, erklärte aber nicht die Qualität der Bronze. Oder zumindest der bronzeähnlichen Legierung. Auch Kamran Mirza war zwar natürlich nicht völlig, aber zumindest so halbwegs

zufrieden gestellt. Im Grab fanden sich genügend Goldmünzen, um nicht nur der Staatskasse, sondern auch dem privaten Vermögen des Schah in Schah eine ordentliche Finanzspritze zu verpassen. Und auch der Mirza ging nicht leer aus. Die ebenfalls vorhandenen Schmuckstücke mussten noch untersucht werden, aber schon die schiere Menge war erstaunlich.

Die VÖSLAU war bereits im Sinkflug auf die Kaserne des Wiener Arsenals im 10. Bezirk Wiens, vor dem ‚Favoriten-Tor' im ‚Favoriten-Linie' genannten Teil des bereits zum größten Teil abgerissenen Linienwalls, welcher die Vorstädte von den Vororten getrennt hatte und die erste Verteidigungslinie Wien dargestellt hatte. Viel genützt hatte er allerdings nie, die Türken waren bereits zwei Mal einfach ohne größere Verluste durchmarschiert. Das Arsenal war ursprünglich als Artillerie-Kaserne geplant gewesen, aber in Kaiser-Ebersdorf nahe dem Schloss Neugebäude war einfach mehr Platz gewesen. Jetzt war hier das schwere gemischte Regiment der österreichischen Armee, zwei gemischte Regimenter der k.u.k.-Armee und die schnellen Eingreiftruppen untergebracht. Es gab außer den Landemasten für die ‚normalen' Luftschiffe am Objekt Nummer 5 zwischen den Gebäuden auch genug freien Platz, um drei Luftschiffe der Mungo-Klasse dort landen zu können. Linienkapitän Laszlo Háyek ließ die Windsäcke in den verschiedenen Höhen nicht aus den Augen. Auf freiem Feld unfallfrei zu landen – das war nicht weiter schwierig. Aber zwischen den Gebäuden war es schon eine Herausforderung.

„Herr Kapitän!" Stabstelegraphist Hanns Martin salutierte und reichte dem Kommandanten der VÖSLAU einen Zettel. „Allerhöchster Befehl zur Kursänderung, die VÖSLAU soll die Hermesvilla anfliegen und Frau Oberst von Oberwinden dort absetzen." Natürlich hatte der Kapitän die Leuchtsignale der Telegraphenanlage bemerkt, aber nicht sonderlich darauf geachtet. Zum Ersten

war es völlig normal und zum Zweiten hatte er dafür sein Telegraphenbureau. Jetzt grüßte er kurz und nahm die geschriebene Nachricht entgegen.

„Rudergänger, vorne hoch auf 15 Grad. Maschine, 90 Prozent, steigen!“

„15 Grad vorne hoch liegt an!“

„Maschine 90 Prozent Leistung. Schiff steigt!

„Höhe 400 Meter Normal Null, steigend.“

„Rudergänger, Reiselage“, befahl Laszlo Háyek. „Drehen über Backbord auf 270 Grad!“

„Über Backbord auf 270!“ Der Rudergast drehte das große Rad, und majestätisch nahm die VÖSLAU Kurs gerade nach Westen. Zur Hermesvilla.

In der Steuerkabine schluckte Elisabeth von Oberwinden trocken. Es ging alles noch schneller, als sie sich gedacht hatte, aber irgendwann war es halt doch Zeit. Es war als Untertan nie leicht, vor seinen Souverän zu treten und den Misserfolg einer Mission zu melden, und aus Lisis Sicht war sie zumindest zu drei Viertel gescheitert. Die Krone war zwar zumindest nicht bei den Feinden Kakanien gelandet, und die Briten waren sicher nicht Österreichs Freunde. Sie trugen den Kakaniern immer noch nach, dass der deutsche Bund letztendlich die bessere Flotte gehabt und sowohl den Kontinent Germania Australia als auch die beiden Māui-Inseln, von den Maori Aotaroa genannt, in Besitz genommen und behalten hatte. Es hatte sich zwar keine erbitterte Erzfeindschaft wie jene der Österreicher zu Italien oder der Briten gegen die Franzosen etabliert, aber Vertrauen hatten die Regierungen beider Staaten auch nicht gerade zueinander. Der Kapitän hatte Lisis Reaktion bemerkt und legte ihr den Arm auf die Schulter.

„Es wird schon so schlimm werden, Frau Oberst“, sprach er sie beinahe akzentfrei und mit väterlichem Tonfall an. „Die Regentin wird Ihnen schon nicht den Kopf abreißen. Es kann doch nicht immer alles gelingen.“

„Die Regentin macht mir nicht gar so große Sorg‘n“, gestand Elisabeth leise. „Es stimmt schon, Fehler macht jeder. Aber was viel schlimmer ist, ich hab‘ meine Freundin enttäuscht.“

„Ach, die Prinzessin wird es auch einsehen, die ist ja auch nicht auf dem Gulyasch daher geschwommen!“

„Auf der Nudelsupp’n, Herr Kapitän.“ Trotz ihrer Lage musste Lisi ein wenig Lächeln.

„Ob Gulyasch oder Suppe mit Nudeln ist doch ganz egal. Hauptsache, sie lächeln wieder. Zumindest ein wenig.“

*

Im Westen von Wien lag die idyllisch gelegene elegante Hermesvilla, ein beliebter Rückzugsort für die allerhöchste Familie. In dieser Villa konnten sie das Zeremoniell vergessen und sich halbwegs privat geben. Besonders der nahe gelegene, kühle Hohenauer Teich mit dem Badepavillon hatte es im heißen Sommer der schwimmbegeisterten Regentin und ihren Töchtern angetan. Oberleutnant Aloisa Vogt vom Evidenzbureau hatte vor einem Monat ihre Stellung als private Leibwache der Prinzessin Maria Sophia angetreten und begleitete sie natürlich auch hierher, Gefahren lauerten eben überall. Was nicht bedeutete, dass Aloisa 24 Stunden im Dienst war, besonders in dieser Villa inmitten des Lainzer Tiergartens. Nur Tagsüber. Derzeit saß sie im Vorraum zu den Gemächern der Prinzessin Maria Sophia in einem gemütlichen Ohrensessel

und blätterte müßig in einem Buch. *‚Der Gasser Dienstrevolver M1870/74. Pflege und Instandhaltung mit einfachsten Mitteln‘.* Eine ziemlich primitive Waffe, aber gerade deshalb sehr zuverlässig und leicht zu reparieren, falls doch ein Fehler auftreten sollte. Durch die Tür des Salons gedämpft erklang das Signal eines Fernsprechers, und Aloisia legte das Buch zur Seite. Sie wusste, das konnte nur eines bedeuten. Die VÖSLAU war im Anflug, und die Prinzessin würde ihrer Freundin entgegen gehen wollen. Und wirklich öffnete sich nach wenigen Minuten die Tür und Maria Sophia kam aus ihrem privaten Salon.

„Geh’n wir ein paar Schritte, Aloisia. Die VÖSLAU ist im Anflug.“

„Selbstverständlich, Hoheit!“ Damit griff Aloisia nach ihrem breitrandigen Strohhut und stülpte ihn über die zu einem Knoten gebundene rote Lockenflut. Das kurze Jäckchen zu ihrem Kostüm verschmähte sie allerdings, wie in der sommerlichen Hitze alle Mitglieder des kaiserlichen Haushalts. Die blaue Bluse war da schon warm genug. Rasch gingen die beiden Damen die prächtige Marmortreppe hinab und schritten an der Hermesstatue vorbei durch den von einer Mauer umgebenen Garten zum Ausgang in den Wildpark. Rund um die Villa war ein mehr als 200 Meter breiter Grünstreifen angelegt worden, welcher eigentlich nur einen Sinn gehabt hatte. Den Wachposten jeden sichtbar zu machen, welcher sich aus dem Wald dem Hause nähern wollte. Jetzt diente dieser Streifen der VÖSLAU als bequemer Landeplatz, und Kapitän Háyek wusste ihn zu nutzen. Er verzichtete darauf, sein Schiff zu verankern, sondern hielt es nur mit Hilfe der Motoren am Boden. Aus dem starren Kiel, welcher die drei Ballonhüllen stabilisierte und die Brücke enthielt, senkte sich eine Rampe, über welche Elisabeth von Oberwinden in ihrer Uniform das Luftschiff verließ, die Schultern durchdrückte und auf die Villa zuschritt.

Unwillkürlich musste Aloisia die Markgräfin von Manawatū bewundern, deren Haltung keinerlei Schwäche zu zeigen schien. Dann erkannte sie, dass an den Schultern der Uniform Elisabeths etwas nicht stimmte. Die Rangabzeichen an den Schulterstücken fehlten. Etwa zehn Schritte vor Maria Sophia sank Elisabeth in einen tiefen Hofknicks.

„Majestät, ich melde mich zurück. Es tut mir leid, Majestät enttäuscht zu haben. Ich biete meinen Rücktritt von allen meinen Ämtern und Titel an."

„Geh', steh' doch wieder auf, Lisi!" Rasch überwand Maria Sophia die Distanz und zog Elisabeth hoch und in eine Umarmung. „Irgendwann hat's ja passier'n müssen, dass dir auch was nicht gelingt! Du bist halt auch nur ein Mensch – und gegen eine halberte Göttin hast da eben kein Leiberl g'habt."

„Aber Majestät …"

„Nix aber, Lisi. Und keine Majestät mehr zu mir. Muss ich's erst als Dekret erlassen, dass'd mich wieder mit mein' Vornamen anred'st?"

„Aber – ich hab' jetzt doch nicht nur meine Regentin, sondern auch meine beste Freundin enttäuscht! Das ist doch noch viel schlimmer." Elisabeth von Oberwinden stand weiterhin stocksteif in der Umarmung, ihre Stimme klang etwas belegt.

„Aber geh!" Maria Sophia trat einen Schritt zurück und musterte Elisabeth von oben bis unten. „Dann möcht' ich gern' wissen, wer deine neue beste Freundin ist. Weil ich bin's nicht. Enttäuscht, mein' ich. Herrgott, wenn wir alle Adeligen oder Offizier', die einmal einen Fehler mach'n, degradier'n wollt'n, hätten wir bald von beiden gar keine mehr! Komm her in meine Arm', Lisi. Von mir aus heulst jetzt ein bisserl, wir haben noch eine Stund' Zeit, bis wir zur Frau Mama

geh‘n. Und glaub’s mir, die ist auch nicht bös‘ auf dich.“ Die Prinzessin breitete ihre Arme weit aus, und Elisabeth kam jetzt freiwillig in diese und umarmte Maria Sophia ihrerseits. Die lange zurück gehaltenen Tränen traten jetzt hervor und flossen dafür um so reichlicher. „Aloisia, sorgen’s dafür, dass ein gutes Flascherl Schlumberger und drei Gläser in meinen Salon `bracht werden. Wir drei Mäderl werden uns jetzt ein bisserl entspannen, bevor wir zur Mama gehen. Und am Abend werd’n wir uns ein Dutzend Flascherl Roten und ein paar stramme Dragoner in meine Zimmer kommen lass’n, dann werd’n wir zwei dem Loiserl einmal zeigen, wie man so richtig einen feschen Mulatság feiert. Mit Csardas in der Senkrechten und einem ordentlichen Par-force-Ritt in der Waagrechten!“

„Mitzi! Das ist doch auch nicht für alles eine Lösung!“

„Aber es entspannt, und die Welt schaut gleich viel besser aus, Lisi.“

„Na schön. Aber einer reicht mir. Falls er was kann!“

*

Im Café Alsergrund in der Sechsschimmelstraße ging alles seinen üblichen Gang. Immer noch kamen Zeitungsleser, Tarockierer, Schach- und Billardspieler. Einige Gäste für den Billardsaal waren ausgeblieben, aber dafür einige neue Gesichter dazu gekommen. So wie der Herr mit dem breitrandigen Panamahut, der seit anderthalb Monaten jeden Montag und Mittwoch auf ein oder zwei Schalerl Gold hereinkam, die christlich-konservative Reichspost und die sozialistische Arbeiterzeitung las und dann wieder ging. Oder der dicke Mann mit dem bereits stark gelichtetem Haarkranz. Ein Seidel Bier und den Tagesteller. Oder das junge Fräulein, das jeden Dienstag und Freitag eine heiße Schokolade oder eine Melange mit einer Mehlspeise nahm und mit Genuss verzehrte. Zwei Herren

kamen nun beinahe jeden Tag und erbaten einen der Schachtische, wo sie sich rasch in lange Partien versenkten. Sehr langen Partien, und sie ließen sich zwischen den Zügen viel Zeit. Der hellblonde Sitzkassiererin Monika Shvets fiel als einziger Person im Lokal auf, dass die meisten Züge keinen großen Sinn ergaben, aber sie hatte auch einen großen Vorteil.

Eigentlich erfüllten die Züge gar keinen logischen Zweck. Zumindest nicht in dem Sinn, dass auch nur einer dieser Bewegungen einer Spielfigur zu einem Schachmatt führen sollte. Sie saßen immer wieder in anderen Nischen, ihnen allen war allerdings gemeinsam, dass diese einen guten Ausblick auf eine bestimmte Person boten. Monika sorgte dafür, dass der Ober den Herren den richtigen Tisch zuwies, denn Franz Lendvay hatte sie darum gebeten. Für Monika waren es zwei Beamte der k.u.k. Criminalcomission, und beide hatten sogar die richtigen Marken in der Tasche. Sie waren durchaus echt, stammten aber wie die Papiere aus dem Fundus des Evidenzbureaus. Im Laufe der Zeit hatten die Agenten einige Personen ausfindig machen können, mit denen ein Mann, der selbst jetzt im Sommer eine grüne Trachtenjacke trug, jenen Händedruck austauschte, den sie für geheim hielten. Sie hatten den Mann weiterhin in Ruhe gelassen, aber einiges über ihn heraus gefunden. Er hieß Klaus, Graf von Ganterwiesen, war 46 Jahre alt, lebte in einem Palais in der Auhofstraße mit seiner Frau Rosemarie, 45 Jahre, den Töchtern Eleonore und Sabine, 17 und 19 Jahre und dem Sohn Karl, 16 Jahre. Dazu zwei Pekinesen und rund 50 Bedienstete beiderlei Geschlechts. Keine Vorstrafen, eine Vorzeigefamilie, wie sie im Buche stand. Nur dass der Baron fast jeden Tag den Wienfluss bis zum Gürtel hinabfuhr, und diesem dann bis zur Sechsschimmelstraße folgte, das war schon ein bisserl auffällig. Er spielte weder Schach noch Tarock, kiebitzte auch nicht, griff keinen Queue an, halb oder gar ganz nackte Mädchen gab’s in diesem Lokal nicht, und wenn auch die Moni Shvets schon ein ziemlicher Hingucker war, so

besonders, dass ein Baron runde 12 Kilometer fuhr, nur um sie anzusehen? Kaum. Also beobachteten die Agenten des Evidenzbureaus auch die Männer, mit welchen er im Lokal Kontakt hatte. In der Nacht schwärmten dann die Schützlinge des Markgraf von Höllerer aus und sammelten Informationen über die erkannten Personen. Auf ihre ganz spezielle Weise.

Wien besaß bereits seit rund 40 Jahren eine Straßenreinigung, welche diesen Namen verdiente. Nicht, dass das Pflaster so blitzsauber gewesen wären, dass man davon hätte essen können, das wäre übertrieben. Aber der grobe Dreck wurde schon regelmäßig entsorgt, die Kanalisation instand gehalten und von großen Fremdkörpern befreit. Man sollte gar nicht glauben, was da zu finden war. Eine Zeit hatten einige Fuhrunternehmer ihre Pferde darin entsorgt, und einmal waren die Männer der Kanalräumbrigade fassungslos vor der Leiche einer Frau gestanden, welche sage und schreibe 78 Wunden durch Messerstiche am ganzen Körper aufwies. Die Criminalcomission hatte den Mörder damals rasch gefunden, der Sohn des Grafen von und zu ***, dem irgendwelche Stimmen die Tat befohlen hatten. Der Richter urteilte in einer geschlossenen Sitzung, und es war ein gerechtes Urteil. Der Angeklagte entging zwar dem Galgen, aber nicht der Gerechtigkeit, seither lebte der junge Mann in Steinhof, in der geschlossenen Anstalt. Ohne Hoffnung auf Entlassung.

Trotz der ständigen Arbeit der Reinigungskräfte fanden streunende Hunde und Katzen natürlich immer wieder essbares Zeug, und daher war der Anblick eines Straßenhundes und noch viel weniger der einer Katze zwar nicht alltäglich, aber auch nicht weiter auffällig. Und Fledermäuse – wenn man sie überhaupt zu Gesicht bekam, dachte man sich auch nicht viel dabei. Und so entwickelte sich vor den Analytikern des Evidenzbureaus allmählich eine Organisation, welche einen Sturz des allerhöchsten Hauses zu Gunsten der Bonapartes plante. Den

Verschwörern, zumeist mehr oder weniger verarmten Adeligen aller Stufen und neureichen Industriellen waren die sozialen Reformen mit Mindestlöhnen und Rechten für die arbeitende Bevölkerung ein Dorn im Auge – und natürlich das Parlament. Aber so sehr auch alle Agenten acht gaben, den Kopf hinter der Organisation konnten sie nicht ausmachen. Sie erkannten zwar, dass es mindestens eine weitere Ebene geben musste, aber das Wer und Wie blieb ihnen verborgen. Die Drahtzieher erwiesen sich als recht geschickt, allerdings gelang es Jakob, Graf von Perggreith, dem ältesten Bruder von Wilhelmina Gräfin Perggreith, die Organisation zu infiltrieren. Oder besser gesagt, es trat jemand aus der Verbindung an ihn heran. Zuerst mit unauffälligen Fragen, wie er jetzt zurecht kam? Immerhin waren Perggreiths ganz alter Adel! Er musste im Ministerium für Landwirtschaft als einfacher Sektionschef für den Bezirk Horn in untergeordneter Position und sein Bruder in Venedig als kleiner Comissario arbeiten. Arbeiten! Ein Graf! Das allein war schon – déraisonnable! Eine einzige Zumutung! Wozu war man denn von adeliger Herkunft? Sozusagen von Gott selbst berufen? Und dann noch die Verbannung seiner Schwester ins Ausland! Das war doch alles nicht gerecht.

Bis zur Erwähnung seiner Schwester hatte Jakob die ganze Sache als Dummheit, als inhaltsloses Schwadronieren abgetan. Aber diese Bemerkung, man hätte Wilhelmina mit einem geheimen Gerichtsurteil abgeschoben, machte ihn stutzig. Willy hatte damals ihren Ingenieur gemacht, sich in Neuhochadlerstein um einen Posten bei der ADMAG beworben und ihn aufgrund ihres Wissens und Könnens erhalten. Aus eigenem Antrieb, und dem letzten Telegramm nach zu urteilen, ging es ihr dort recht gut, der freizügige Lebensstil des afrikanischen Landes sagten ihr sehr zu. Jakob, Graf von Perggreith hatte nicht lange überlegt und Fürst zu Hametten auf dem kurzen Dienstweg eine Nachricht zukommen lassen. Und auf noch kürzerem eine Antwort erhalten. Nächtens war plötzlich eine

Dame in seiner Wohnung gewesen. Eine, die ihm kurz mächtige Eckzähne und Klauen präsentierte, ehe sie zum Geschäftlichen kam. Jakob wurde Mitarbeiter des Evidenzbureaus und gab den Verschwörern langsam immer mehr recht. Bis sie ihn einweihten. Brindusa Gabor passte seither auf ihn auf und gab seine Berichte weiter. Die Teamarbeit funktionierte ganz gut.

*

London

Ein von einem endothermischen Dampfkessel gezogenes Hansom Cab rollte durch die Upper Thames Street in Richtung Tower of London. Der beleibte Passagier hatte dieses Mal allerdings keinen Blick für die Architektur Londons übrig, er war tief in seine Gedanken versunken. Es war noch nie zuvor geschehen, dass er von der Queen nicht in den Buckingham Palast, sondern in den Tower of London bestellt wurde. Aber ein königlicher Befehl war nun einmal ein königlicher Befehl.

Von Wilhelm dem Eroberer, dem ersten normannischen Herrscher, wurde 1066 nahe der Themse die erste Festung in Auftrag gegeben, elf Jahre später wurde diese zum ‚White Tower', der auch 1889 noch im Zentrum der Festung stand, ausgebaut. Richard I Plantagenet Cœur de Lion beauftragte seinen Lordkanzler William of Longchamp mit einem weiteren Ausbau, während er im heiligen Land Krieg führte. Und der Tower war immer noch die Festung Londons, auch wenn die Queen ihr ganzes Leben im fünf Kilometer entfernten Buckingham Palast gewohnt hatte. Das Cab blieb vor dem ‚Middle Tower', dem Vorwerk der mächtigen Festung, stehen und entließ seinen Fahrgast. Mycroft Holmes entlohnte den Fahrer, straffte seine Gestalt und näherte sich dem Tor. Zwei Yeowman Warder, die spezielle Wache des Towers of London, kontrollierten

Mycroft und öffneten sodann die kleine Tür neben schweren Tor, welches praktisch nicht mehr geöffnet wurde. Über eine gemauerte Brücke überquerte Holmes den ehemaligen Wallgraben und schritt durch den Bayward Tower, wo er wieder kontrolliert wurde, in den äußeren Burgbereich. Danach wandte er sich nach links und erreichte endlich durch den Beauchamp-Tower und einer weiteren Kontrolle das Tower Green rund um den White Tower, an dessen Eingang, wen wundert es, zwei Beefeater Wache standen und Holmes Identität einer vierten Überprüfung unterzogen. Dann übergaben sie ihm einem Chief Yeoman Warder, welcher ihn weiter führte.

Die Yeoman Warder of Her Mayesty's Royal Palace und Fortress the Tower of London waren ebenso wie die Yeoman of the Guards bereits seit dem 15. Jahrhundert eine verschworene Gesellschaft. Die Mitgliedschaft in beiden Einheiten war erblich, und sie waren dem rechtmäßigen König respektive der Königin absolut treu ergeben. Nicht einmal der Geheimdienstchef kannte so viele Geheimnisse der Krone, und noch niemals hatte ein vereidigter Yeoman eines davon ausgeplaudert. Der Chief Yeoman Warder führte Holmes zu einer unauffälligen Tür und öffnete sie für ihn.

„Bitte, Sir. Die Treppe hinab und den Gang entlang, bis zur Tür. Treten Sie einfach ein, Sie werden erwartet!"

„Sie kommen nicht mit, Chief?", wunderte sich Mycroft.

„Nein, Sir, ich bin zu diesem Treffen nicht geladen!" Der Wächter salutierte noch einmal, dann schloss er hinter Holmes die Tür.

„Zumindest hat man hier schon elektrisches Licht eingebaut", murmelte Mycroft in seinen gepflegten, kurzen Vollbart, während er vorsichtig die steile

Wendeltreppe nach unten stieg. Dann schritt er durch einen langen, hohen Gang aus unverputzten Steinen und erreichte eine schwere Doppeltür aus geschnitzten Eichenbohlen. Jeder der Türflügel wies ein sehr naturalistisch geschnitztes Abbild eines Raben in Originalgröße auf, eines Raben, welcher mit halb ausgebreiteten Scheingen auf einer Säule saß und den Besucher über einen langen Schnabel zu mustern schien. Im Spiel von Licht und Schatten der nicht ganz ruhig hängenden Lampen erschienen die Tiere ganz erstaunlich lebendig. Es musste einfach an den Lampen liegen, den geschnitzte Vögel konnten sich doch einfach nicht bewegen, das widersprach allen Gesetzen der Natur. Mycroft atmete noch einmal tief durch, stieß die Türflügel auseinander und betrat den Raum. Er stutzte. Er war sich nicht sicher gewesen, was ihn erwartete, aber ein beinahe leerer Raum überraschte ihn nun doch sehr. Und das wollte bei einem der klügsten Köpfe des Empire schon etwas bedeuten. Vor ihm lag ein steinerner Saal mit Kreuzrippengewölbe und steinernen Bodenfliesen, ohne Möbel, nur am anderen Ende des Raumes stand vor einer weiteren Tür ein großer, weißer Thronsessel. Bis auf die Sitzfläche sah die Oberfläche seltsam buckelig aus, als Mycroft näher hinsah, erkannte er den Grund und musste schlucken. Der Stuhl bestand aus weißen, gebleichten Totenschädeln. Menschlichen Totenschädeln. Nur die Sitzfläche bestand aus glatt geschliffenen langen Knochen.



Von irgendwo her drang leises Rascheln an das Ohr Mycrofts, dann auch ein leises Kichern und raues Lachen. Schwarze Schatten waberten durch den Raum

und wurden dichter, verfestigten sich schließlich auf dem Thron zu einer schwarzhaarigen schlanken Frau, deren Kleid erstaunlich viel wohlgeformtes Bein und deren Ausschnitt einen mehr als wohlgefälligen Busen zeigte. Und obwohl das Lächeln ihrer blutroten, vollen Lippen überaus sinnlich war, zeigten die smaragdgrünen Augen nur eiskalte Härte.

„Willkommen, Mister Holmes. Es freut mich sehr, jenen Mann kennen zu lernen, der als der schärfste Geist Britanniens gilt." Die Stimme war samtweich, schien aber nicht aus ihrem Mund, sondern von überall her zu kommen. „Sonst kommen zumeist doch nur primitive Geister zu mir, ehe am nächsten Tag ihre Körper dem Scharfrichter übergeben werden. Aber keine Sorge, mein lieber Freund, Sie stehen nicht auf meinem Speiseplan. Noch nicht."

„Dann scheine ich wohl die Ehre mit der Morrighan zu haben?", fragte Mycroft mit gefasster Stimme.

„Mit *EINER* Morrighan, Mister Holmes", korrigierte das Wesen. „Ich nehme an, Sie haben mich an den Raben erkannt?"

„Das war einer der Hinweise, Miss…?"

„Comhairleoir, Mister Holmes, ohne Miss. Und Sie werden mir doch meine – Ernährung nicht zum Vorwurf machen. Ich kann Ihnen versichern, dass es weit weniger unangenehm für den Verurteilten ist, wenn ich seinen Geist im Rausch einer Ekstase freisetze, als wenn er eine von Menschen ersonnene Hinrichtung erleiden müsste. Im Laufe der Zeit habe ich einiges gesehen, Mister Holmes, und zumeist war es barbarisch und extrem schmerzhaft. Ich glaube schon, dass da die Leute, welche mich besuchen durften, besser dran waren. Für diesen Körper…" ihre Hände unterstrichen ihre Worte „… haben schon viele Männer gemordet –

und noch mehr sind dafür gestorben. Aber bitte, nehmen Sie doch Platz!“ Ein Stuhl erschienen wie aus dem Nichts hinter Mycroft, welcher sich setzte und seinen Zylinder neben sich stellte.

„Und wer bestimmt, welcher Verurteilte Sie besuchen darf?“

„Ach, sie kommen alle“, lachte Comhairleoir perlend. „Aber ich bin rachsüchtig. Manche verschmähe ich, nämlich solche, welche Englands Herrschaft über Irland, Wales und Schottland gefährden.“

„*Das* ist Ihnen wichtig? Wirklich?“

„Ich sagte doch, ich bin rachsüchtig, Mister Holmes! Die Clann Mhíle haben mein Volk, die Thuata de Danaan, in die Sidhe verbannt, wo sie Jahrhunderte ihr Dasein fristen mussten, fernab des Sonnenscheins. Also – ja, die Kinder Mils und ihre Nachkommen in Schottland, Irland und Wales haben jede Strafe verdient. Jede! Das ist der Grund, warum ich die Könige der Anglonormannen unterstütze und die keltischen Herrscher bekämpfte und es immer noch tue. Der einzige.“

„Nun – ich möchte das nicht weiter vertiefen, Comhairleoir. Sie sagen, ich stehe nicht auf ihrem Speisezettel, also – warum bin ich hier?“

„Ihr Agent hat versagt und die Krone der Anchnesneferibre nicht nach London bringen können“, stellte die Morrigan fest.

„Das ist teilweise richtig. Nach allem, was ich gehört habe, war es allerdings kein Versagen. Diese Nubierin hatte wahrscheinlich schon vorher mentalen Kontakt mit den Artefakten, immerhin hat sie ohne lange zu überlegen ihren neuen Namen genannt und ihre Rede gehalten. Da gab es wohl schon vorher eine gewisse Beziehung. Möglicherweise entstammt sie ja wirklich einer kuschitischen

Adelsfamilie. Wir wissen nur sehr wenig, was nach dem Sieg der Perser aus ihnen wurde.“

„Eine Möglichkeit. Nun, ich will Ihnen nicht in Ihre Geschäfte reden, Mister Holmes.“

„Aber?“ Über das Gesicht von Mycroft Holmes zog ein flüchtiges Lächeln. „Sie werden es wohl doch tun und haben einen Rat für mich, Comhairleoir?“

„Zwei, um genau zu sein, Mister Holmes. Unterstützen Sie Miss Bell in ihrer Unabhängigkeit und ihrem nicht ganz konventionellen Denken. Sie könnte mit der richtigen Anleitung und einer verlängerten Leine eine scharfe Waffe gegen die Feinde des Empires werden.“

„Das dachte ich bereits, Comhairleoir. Ich habe mit ihr und ihrem Vormund bereits ein Treffen arrangiert. Miss Bell wird im Orient noch für eine Menge Aufregung sorgen, hoffe ich.“

Ein Funken von Belustigung flackerte in den grünen Augen der Morrigan. „Ich freue mich schon, davon zu hören. Ihr Briten solltet eure Frauen wirklich mehr von der Leine lassen.“

„An *mir* liegt es nicht!“ Mycroft zuckte mit den Schultern. „Ich halte ohnehin nichts davon, Damen im Käfig zu halten, und sei er noch golden. Einer meinen besten Agenten ist eine Frau.“

„Miss Edwards. Ich habe im letzten Monat einiges über Sie erfahren, Mister Holmes. Erstaunlich, dass Sie mir nicht bereits vorher aufgefallen sind.“

„Ich erlaube mir, das als Kompliment zu werten.“ Der Präsident des Diogenes-Clubs verbeugte sich im Sitzen. „Wie haben Sie mich gefunden?“

„Die Raben haben mir Ihr Geheimnis enthüllt, Mister Holmes. Und nicht nur eines. Keine Sorge, was ich weiß, wird diesen Raum nie verlassen, wir stehen doch auf der selben Seite. Aber zum Geschäft. Ich bin nicht machtlos, aber manchmal benötige ich – zusätzliche Hände. Besonders im Ausland. Dafür könnte ich Ihnen Informationen anbieten, es gibt immerhin noch unzählige andere Artefakte der Macht zu finden.“

„Dessen bin ich mir ganz sicher, Comhairleoir. Nun gut, wir kommen ins Geschäft, zum Nutzen und Schutz Englands.“

„Zum Nutzen und Schutz Englands, Mister Holmes. Wir sind uns einig.“

*

Sudan, Omdurman-Khartum

Nach der Eroberung Khartums im Januar @ 1885 verfügte der Mahdi Muhammad Ahmad, dass jenes Dorf der Stadt gegenüber, neben dem er sein Lager während der Belagerung aufgeschlagen gehabt hatte, gemeinsam mit Khartum die neue Hauptstadt seines Reiches sein sollte. Sofort trieben die arabisierten oder von Arabern stammenden Baggara ihre sudanesischen Sklaven an die Arbeit, um aus gebrannten Nilschlammziegeln eine Stadt mit mehreren Verteidigungsringen zu bauen. Von innen nach außen, zuerst natürlich einen vorerst eher einer Burg gleichenden Palast für den Mahdi. Karg, schmucklos und funktionell, denn was immer die Fehler Muhammad Ahmads auch gewesen sein mochten, Prunksucht und Verschwendung gehörten nicht dazu. Lange sollte sich

der Mahdi seines Sieges über Charles Chinese Gordon nicht erfreuen können, denn er verstarb bereits im Juni 1885. An einem geheimnisvollen Fieber.

Kaum war der Mahdi tot, entstand ein geheimer Krieg um seine Nachfolge, den nach wenigen Monaten nur zwei Männer überlebten. Ibrahim Jamal, welcher sich als Sultan des Sudan bezeichnen ließ und in jenem Palast in Khartum residierte, welcher früher jener des Gouverneurs des Sudan gewesen war. Im Bureau des Sultans hing jetzt ein großes Portrait von Gordon Pascha an der Wand, ganz so, als wolle Ibrahim dem Briten tagtäglich seinen Sieg vor Augen führen. In der nach vier Jahren noch immer nicht fertiggestellten Burg des Mahdi, deren zentrale Halle nun eine Kuppel trug und um die eben vier Minarette gebaut wurden, saß als Kalif des Kalifats von Omdurman Abdullahi ibn Muhammad. Ibrahim war das weltliche und Abdullahi das spirituelle Oberhaupt des Gebietes, welches als Sudan bekannt war. Es war eine Patt-Situation. Keiner konnte den anderen los werden, ohne sich selbst zu schaden. Also bissen sie in den sauren Apfel und kooperierten eben. Ohne große Freude, aber immerhin funktionierend.

„Du hast nicht zufällig einen völlig dummen Brief an einige Herrscher schreiben lassen, sie sollen vor dir als dem höchsten Oberhaut des alleinigen wahren Glaubens das Knie beugen?“, begann Ibrahim nach drei Tässchen Kaffee, einigen Zügen aus der Wasserpfeife und einleitenden leeren Floskeln das eigentliche Gespräch im Arbeitszimmer des Kalifen.

„Nein, niemals!“ Abdullahi schüttelte vehement den Kopf. „Selbst wenn ich von irgend jemandem eine Unterwerfung verlangt haben sollte, hätte ich niemals drei der mächtigsten Staaten *und* noch den Sherif von Mekka *gleichzeitig* heraus gefordert. Muhammad Ahmad mag gedacht haben, dass wir mit unserem

Glauben unbesiegbar wären, aber eigentlich haben wir nur gewonnen, weil die Briten am Sudan nicht wirklich interessiert waren. Wenn wir aber ernsthaft weiter nach Norden gehen sollten – nun, der geballten Macht des Empires hätten wir nicht viel entgegen zu setzen. Aber wie steht es mit dir?“

„Nun, die osmanische Armee könnten wir vielleicht schlagen, wenn wir langsam genug den Nil entlang nach Norden bewegten und die Muslime von unserer Sendung überzeugen könnten. Vielleicht.“ Ibrahim strich sich über seinen prächtigen Vollbart. „Zumindest eine Zeit lang, bis wir die britische Interessenssphäre erreichen. Dann hätten wir es ganz schnell mit den schweren Dampfelefanten und den Ornithoptern zu tun. Und das würde derzeit noch unser Ende sein. Vielleicht in fünf Jahren, wenn die Franzosen weiter so gut liefern.“

„Und das österreichische Khartum?“, fragte Abdullahi. „Ich meine …“

„Die Österreicher zu vertreiben wäre nicht so schwierig. Aber wozu?“ Ibrahim machte eine vage Handbewegung. „Es ist ein guter Fluss- und Lufthafen, und auch wir benötigen Handelskontakte mit der restlichen Welt. Ja, wir rasseln mit den Säbeln und reiten den einen oder anderen einen Scheinangriff bis knapp vor die Reichweite ihrer Gewehre. Aber dieser neutrale Hafen erleichtert uns doch das Leben ganz enorm. Und noch einfacher wäre unser Leben, wenn du die Dampfschiffe auf dem Nil nicht verboten hättest!“

„Die Worte des Mahdi sind unzweideutig“, sprudelte es sofort aus Abdullahi heraus. „Keine Dampfschiffe auf dem Nil.“

„Ein Glück, dass er nichts über Luftschiffe gesagt …“ Ibrahim unterbrach sich, eine Tür flog auf und ein Diener stürmte in den Raum, der sich vor den beiden Erben des Mahdi zu Boden warf.

„Verzeiht mein eindringen, Herren. Aber – bitte, kommt auf den Balkon!“

„Ein Angriff?“ Ibrahim Jamal sprang auf und griff zum Revolver im Gürtel. Jetzt erst bemerkte er, wie dunkel es im Raum geworden war. Auch Abdullahi sprang auf seine Füße.

„Es ist doch für heute keine Sonnenfinsternis angesagt!“ Beide stürmten auf den Balkon.

Die Sonne schien noch, und doch war sie dunkelrot, wie zu jener Zeit, in welcher sie sich auf den Horizont zubewegte. Deutlich hob sich über dem Hauptplatz vom Omdurman vor dieser Scheibe ein altägyptischer Streitwagen mit einer Person an Bord ab. Trotz der Entfernung war es jedem klar, dass es sich um eine Nubierin handelte, und die Menge auf dem Platz, welche zu ihr aufblickte, wuchs stetig. Und dann ertönte ihre Stimme in allen Köpfen.

„*Ich bin NubSachEmetRe, Königin von Kusch, Tochter der Anuket und des Apedemak. Ich bin gekommen, um das Joch der arabischen Baggara von meinem Volk zu nehmen. Die Zeit, in welcher die nubischen Völker als Sklaven gejagt, gehalten und getötet werden durften, ist vorbei, die Zeit ihrer erneuten Freiheit ist angebrochen. Ich werde von Komb Ombo bis Malakal herrschen und die Sklavenjäger, -Händler und -Halter vertreiben! Ich bin gekommen, um wieder Gerechtigkeit in ein Land zu bringen, welches unter der Peitsche aus Nilpferdleder stöhnt und ächzt, Freiheit für die Geknechteten und Wohlstand für alle Gerechten. Lasst eure nubischen Sklaven frei und unterwerft euch mir, dann könnt ihr in meinem Land in Frieden und Freiheit leben. Begehrt auf und bekämpft mich, und ihr werdet sterben, auf ewig verflucht und vernichtet, wenn eure Leiber von Pachith zerrissen und eure Seelen von Amhehu auf ewig verschlungen werden, ohne Hoffnung auf ein Leben in der jenseitigen Welt!*

Huldigt mir, und es wird euch nicht an Bier und Wein, nicht an Brot und Fleisch mangeln. Der Hapi wird die Felder wieder ergrünen lassen und den Rindern Nahrung geben. Ich bin NubSachEmetRe, tretet vor mein Antlitz und kniet nieder, huldigt meiner göttlichen Weisheit und Schönheit, oder verlasst mein Reich. Von jetzt an gerechnet gebe ich jenen, welche gehen wollen, drei Tage Zeit, diese Stadt zu verlassen. Dann werde ich die Bösen von Meroe ausgehend aus meinem Reich treiben oder töten. Unter den ersten wird der Teufel in Menschengestalt sein, der falsche Prophet eines bösen Gottes. DU, Abdullahi ibn Muhammad, wirst sterben und dein Götzentempel zu Staub zerfallen, wenn du in drei Tagen noch in Omdurman bist!“

Mehrere der Baggara hatten ihre Gewehre hochgerissen und feuerten sie auf die Gestalt über dem Platz vor der neuen Moschee, doch es war umsonst. Keine der Kugeln traf NubSachEmetRe, als sie in aller Ruhe ihren Streitwagen wendete und gemütlich Richtung Süden davon flog. Sie blieb nur wenige Meter über den Straßen und bewegte sich langsam. Es ging ihr offenbar darum, von möglichst vielen Menschen gesehen und beschossen zu werden, um ihre Macht und Unverletzlichkeit zu demonstrieren.

Aden

Im Süden der arabischen Halbinsel bildete ein erloschener Vulkan am Ende einer Halbinsel mit einem zweiten am Ende einer anderen eine gut geschützte Bucht in der Arabischen See. Es war ein guter Hafen mit genug Tiefe, um auch größeren Schiffen das Anlegen zu gestatten, dazu kam die geringe Entfernung von nur 90 Seemeilen, also rund 170 Kilometern, zur Einfahrt in das Rote Meer, eine wichtige strategische Lage. Eine mehr als wichtige Lage. Demzufolge hatten die Briten nach Fertigstellung des Suezkanals hier aus dem kleinen, verschlafenen

Fischerhafen eine veritable Festung und eine Nachschubstation sowohl für Schiffe von und nach Indien als auch für die Royal Navy gemacht – und auch den zweiten Berg auf der anderen Seite der Bucht, Little Aden genannt, mit Waffen und Wällen armiert. Mit schweren 28-zölligen Kanonen, die eine maximale Reichweite von etwas mehr als drei Seemeilen aufwiesen.

Im Krater des Vulkans, dessen östliche Wand eingebrochen war, lag das alte Aden mit seinen Minaretten und verwinkelten Gassen, die man als Europäer besser nicht ohne sprachkundigen Führer betreten sollte. Das Problem war hierbei weniger die Gefährlichkeit der Bewohner des Viertels, als vielmehr die baulichen Umstände. Schon so mancher Angelsachse war tagelang durch die Suk geirrt, ohne einen Ausgang finden zu können. Nordwestlich und Westlich des großen Vulkans hatten sich die Briten das Stadtviertel Tawahi als moderne Stadt mit geraden Straßen und allen möglichen Annehmlichkeiten des ausgehenden 19. Jahrhunderts gebaut. Wie viele Städte in den englischen Kolonien war auch Aden auf technischem Gebiet weit fortschrittlicher als die Hauptstadt des Empire, London. Und sehr viel sauberer. Im Norden der Bucht lagen der Handelshafen und das Soldatenviertel, verbunden und getrennt durch die Sin Alley. Eine nur spärlich beleuchtete, breite Straße, mit unzähligen Palmen, einigen Kiosken, wo Erfrischungen und Zigaretten gehandelt wurden, und vielen engen Nebengässchen. Dort lagen Lokale, in denen Soldaten und Matrosen dann all das fanden, was ein Mann fern der Heimat vermissen musste. Und auf dieser Alley konnte ein Mann eigentlich gar nichts falsch machen, wenn er eine Frau ohne männliche Begleitung ansprach, solange er nur genug Geld in der Tasche hatte. Die noble Variante der Sin Alley in Tawahi war das Etablissement von Miss Daisy Chloë Phillips. Früher hatte Miss Phillips selbst in diesem uralten Gewerbe gearbeitet, und sie hatte die absonderlichsten Wünsche ihrer Kunden und Kundinnen kennen gelernt und sie zumeist erfüllt. Dann hatte sie sich das Haus

an der Victoria-Road gekauft, an einer der besten Adressen in Aden, und betrieb dort ein offenes Haus. Ganz diskret, natürlich. Auch wenn natürlich jeder wusste, was im hinteren Teil des Hauses geschah, so sah jeder gerne weg, denn nicht nur Admiral Hellwesomet-Cerrighswag war regelmäßig zu Gast bei Miss Phillips, sondern auch seine Gattin.

„Bagdad! Ausgerechnet Bagdad!“ Frank Lascelles stürzte seinen Brandy auf einen Zug und bedeutete dem Barmann, noch einmal nach zu füllen. Es war nicht sein erster heute und würde auch nicht sein letzter bleiben. „Weiter weg von jeder Zivilisation kann man außerhalb Russlands doch gar nicht sein. Staub, Sand und Steine, dazwischen räuberische Nomadenstämme, die einem für sein Pferd allein schon die Kehle durchschneiden wollen. Vom Sattel ganz zu schweigen!“

„Umgekehrt, Frank, umgekehrt! Der Gaul ist immer noch mehr als das hundertfache von deinem Sattel wert!“ Billy Ray James schwenkte sein Whiskyglas.

„Unmöglich.“ Frank hob einen Zeigefinger. „Un-mö-glich! Britische Sättel sind doch die besten der Welt! Die allerbesten, wie alles andere britische! Ganz, ganz sicher! So eine Arabermähre ist doch ein – ein – ein Nichts gegen einen unserer Dragoner-Sättel!“

„Wie du meinst, Frank!“ Jetzt nahm Captain James doch einen kleinen Schluck von seinem Whisky. „Du wirst es schon wissen.“

„Und ob ich das weiß, Billy Ray! Und ob ich das weiß! Diese Dings – na, diese osmanischen Araber, diese osmanischen, die haben doch nichts, das auch nur einen englischen Furz wert wäre. Aber Sir Robert Gascoyne-Cecil ist der Meinung, die Krone müsse auch in Bagdad einen Vertreter haben. Und weil ich

mich in Teheran bewährt habe, soll ich jetzt das Konsulat in Bagdad aufbauen. Ausgerechnet Bagdad! Reinste Provinz! Wahrscheinlich haben diese moslemischen Nomaden und Banditen dort noch nie etwas von Sherry, Tee und Beefsteak gehört. Von Blackpudding ganz zu schweigen! Warum sollte ein Brite dorthin reisen wollen?“

„Politik? Wissenschaft?“ Captain James trank jetzt sein Glas leer und bestellte ebenfalls ein neues. Trotzdem hatte Frank Lascelles bereits einen kräftigen Vorsprung.

„Bringt doch alles nichts. Erobern und dem Empire eingliedern, sage ich!“ Lascelles machte eine heftige und ausladende Geste! „Aber nein, wenn ich meine Nichte in Konstantinopel in das Luftschiff über Wien nach London gesetzt habe, soll ich beim osmanischen Sultan vorstellig werden und meine Akkreditierung für Bagdad vorweisen, die in der Botschaft bereit liegen wird. Bagdad!“

*

Sahara, etwa 900 Kilometer südlich von Tobruk

Unter der CAMPANIA glänzte der zu hohen Dünen aufgewehte goldene Sand der Sahara im Schein der hochstehenden Sonne. Die Konstrukteure des Königreiches Italien hatten bereits Erfahrungen mit halbstarren Luftschiffen gesammelt und benützten diese Bauweise gerne. Durch den Verzicht auf interne Skelettstrukturen konnte eine Menge Gewicht eingespart werden, besonders dann, wenn man den berühmten Kortwitz-Leichtstahl aus Ulm nicht zur Verfügung hatte. Die CAMPANIA war ein solches Schiff. Mit 109 Metern Länge und einem Durchmesser von 21 Metern gehörte sie nicht zu den Giganten der

Lüfte, und die von vier Vaporid-Turbinen erzeugte Geschwindigkeit von 108 Stundenkilometern war auch nicht gerade Rekordverdächtig. Aber die Schiffe dieser Klasse trugen bis zu 8.900 Tonnen Nutzlast und waren als zuverlässig bekannt.

In der Steuerkanzel nahm Brigadegeneral Giovanni Rossaro das Fernglas von den Augen und rieb sich die Nasenwurzel.

„Rund 1.000 Kilometer, und unter uns nichts als Sand, Sand, und noch einmal Sand. Was für ein verdammtes Land! Keine Geländemarken, keine Abwechslung, kein Leben!“

„Das stimmt so nicht, General!“ Capitano Luigi Gallo grinste und wies in nach Osten. „Sehen Sie doch dort hin. Diese zerklüftete Steilwand mit den vielen Wadis ist ziemlich markant. Und dort vorne ist der Beweis, dass wir unseren Kurs bisher gut gehalten haben. Das ist der Djebel Arkenu, diese ringartigen Strukturen sind eindeutig. Hier könnten wir auch auf Leben stoßen, hier gibt es viele kleine Quellen und die Nomaden treiben immer wieder gerne ihr Vieh her.“

„Deswegen sind wir hier“, bemerkte der Brigadier. „Ich hoffe, es sind keine Frauen und Kinder anwesend! Aber unsere Mission ist zu wichtig, als dass unser Vorstoß publik werden dürfte. Aber wenn eine Familie im Abmarsch ist, bin ich bereit, zwei Tage zu warten.“

„Auch drei?“

„Auch drei, Capitano!“

„Sehr gut! Dann …“ Er unterbrach sich plötzlich. „Vorne 30 Grad hoch, Maschine volle Kraft. Avanti!“

„Was ist den los, Capitano?“

„Ihre Gebete werden erhört, Generale. Sehen Sie bitte in das Zentrum der Ringe, dort treiben einige Reiter Tiere zusammen, und dort drüben brechen andere ein Lager ab.“

„Das ist gut. Unsere Marschkolonne wird noch zwei Tage brauchen – wir legen einen Tag Pause ein.“

*

Die Karawane der italienischen Streitmacht stand still, der Kilometer lange Heerwurm blieb dabei mehr oder weniger in Marschformation. Vier von den schweren Jupiter-Landkreuzern bildeten einen Zug. 35,3 Meter lang, 15,41 breit und 11,46 hoch. Inclusive der vier Türme. Ein mittiger Turm mit einer 280 Millimeter-Kanone, zwei Türme dahinter seitwärts mit je einer 105 Millimeter-Geschütz, welches nach vorne und hinten feuern konnte, ein vierter Turm mit einer 105 Millimeter-Kanone auf dem Achterdeck mit heckwärtigem Schussfeld. Vier Maxim-Gewehre Kaliber 7,7 Millimeter rundherum mit überlappendem Schussbereich. Jeder der beiden Gleisketten war 70 Zentimeter breit. Rollende Festungen mit je 30 Mann Besatzung, allein schon vier für die Primärwaffe. Begleitet wurde jeder dieser 32 Züge Jupiter-Kreuzer von 8 Landkorvetten der Scudi-Klasse. 24 Meter lang, 11 Meter breit und 6 Meter hoch. Eine Kanone im Kaliber 160 Millimeter als Primär-Geschütz, zwei Revolverkanonen mit 35 Millimeter als Heckbewaffnung. Dazu 8 Freccia-Korvetten mit 10 Meter Länge, 5 Breite und 3 Meter Höhe, einer zehn-fünfer im Turm und zwei Maxim-Gewehren. Insgesamt 640 stark gepanzerte und bewaffnete Fahrzeuge.

Zwischen diesen Pulks bewegten sich die gepanzerten Infanterie-Transporter und die Tanklaster, tausend Kavalleristen auf den leichten Fahrzeugen der Lupus-Klasse umschwärmten die ganze Armee.

BILD S127-31

Zwei Luftschiffe der CAMPANIA-Klasse versorgten die Kolonne regelmäßig mit Wasser und Konservendosen. Es war eine richtige Invasionsarmee, welche sich hier unbeobachtet durch die Wüste bewegte, um Abessinien in den Rücken zu fallen und einen Brückenkopf zu errichten. Beim Djebel Arkenu sollten nach einigen Tagen Pause 100 Kamelreiter in der Dschibba der Mahdisten nach Osten in Richtung Abu Simbel reiten und dort Überfälle auf britische Patrouillen verüben. Nach den Briefen an die Regentin der Donaumonarchien, den Sultan des osmanischen Reiches und die Königin des britischen Empires sollten sowohl die Briten als auch die Sudanesen miteinander zu beschäftigt sein, um die Armee Italiens zu bemerken, welche etwa bei Salawa den Nil überqueren wollte.

□ Kommentare □ Post Info □ Author Info

Schreibe einen Kommentar

Deine E-Mail-Adresse wird nicht veröffentlicht.

Kommentar

Name *

E-Mail-Adresse *

Website

Name, E-Mail-Adresse und Website in diesem Browser für meinen nächsten Kommentar speichern.

Kommentar abschicken

MENÜ

World of Cosmos

Das fantastische Fanzine



8. Juli 2026

Rhodans Tochter – Geschichte einer Halbarkonidin Teil neun

Juni 2085

✴

System Tschava

Lub Plaub

Am dreizehnten Tag der miangischen Expedition zum vierten Planeten des Systems Tschava kletterte die Besatzung der POBTAXHA in das Cockpit des Orbitalteiles und schnallte sich fest. Major Tus Heev kontrollierte die Bilder des vierten Planeten, dem sich die POBTAXHA mit geringer Geschwindigkeit näherte, auf den Heckbildschirmen und im Periskop.



„Hervorragend im Kurs, und die zeitliche Berechnung dürfte auch in Ordnung sein“, teilte er seiner Besatzung mit. „Bisher war unser Flug ein Erfolg!“

„Endlich wieder Boden unter den Füßen und Steine zum untersuchen!“ jammerte Loja Bosom. „Ich habe mich schon wie unnötiger Ballast gefühlt! Ein hübsches, aber völlig unnötiges Anhängsel!“

„Ich weiß gar nicht, worüber du dich beschwerst!“ bemerkte Kub Phabej. „Immerhin haben Deine Bilder nach Daja die höchste Quote, also etliche Dekaunzen hast du dir doch schon an diesem Flug verdient!“

„Nun ja, bisher bin ich nicht schlecht ausgestiegen!“ gab Loja zu. „Aber derart auf seinen Körper reduziert zu werden ist nicht immer angenehm! Wozu habe ich eigentlich studiert?“

„Stimmt“, mischte sich Daja Sibseg ein. „Auch wenn sich die Bilder und die Stunde Liveübertragung aus der Kabine pro Tag finanziell durchaus lohnen, wie ich zugeben möchte. Ich frage mich, was die Leute an meinen Narben so aufregend finden?“

Tus Neeg lachte und legte die Hände gewölbt auf seine Brust. „Ich denke nicht, dass die Männer von Deinen Narben so fasziniert sind, Daja!“ meinte er.

„Aber sonst…“ begann Daja, doch Neeg unterbrach sie.

„Stell‘ Dein Licht nicht unter den Scheffel, Daja. Du bist eine verdammt schöne Frau mit einer göttlichen Figur. Soll ich ins Detail gehen?“

„Lieber nicht!“ unterbrach Tus Heev. „Es wird Zeit, Sprechverbindung aufzunehmen. Leutnant Kub Phabej?“

„Klar, Chef!“ Der Leutnant legte einen Schalter um, lauschte kurz und meldete dann: „Bereit, Major. Sie sind auf Sendung!“

Auf den miangischen Fernsehern sah man, falls der Kanal von TVKM eingeschaltet war, die POBTAXHA von außen, aufgenommen von einer Kamera, die an einem langen Teleskoparm befestigt war. Üblicherweise war dieser Arm für etwaige Arbeiten an der Außenhülle und zum Einholen der Landefähre gedacht, falls diese ein Problem mit dem Andocken bekommen sollte. Aber TVKM hatte ein hübsches Sümmchen geboten, also war der Arm mit einer Kamera ausgestattet worden, die nun ihre Bilder in die Zimmer der meisten Mianger übertrug, denn selbstverständlich wollten die meisten Bürger der Konföderation live dabei sein, wenn die Expedition Erfolg hatte und endlich Lub Plaub erreichte.



„Hier ist wieder Madria Khand von TVKM. Meine Damen und Herren, wir dürfen nun gemeinsam miterleben, wie die Helden der Konföderation Miango in die zweite der entscheidenden Phasen ihrer Mission kommen, das Einschwenken in

den Orbit um Lub Plaub. Die erste Prüfung nach dem geglückten Start war selbstverständlich die Kurskorrektur zur Halbzeit, und das Einleiten der Verzögerung. Beides ist hervorragend gelungen, und die POBTAXHA ist zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort angekommen. Ein großes Lob und Danke an die sonst unsichtbaren und nie erwähnten Mitarbeiter dieser Expedition, den Mathematikern, Ingenieuren, Konstrukteuren und auch Mechanikern, die zwar nie Lub Mor verlassen werden, ohne die jedoch dieser Flug nie zustande gekommen wäre. TVKM plant eine mehrteilige Dokumentation, um auch diese Frauen und Männer zu ehren und ihnen mit einer Prämie von fünf Dekaunzen unabhängig von ihrer Stellung den Dank Miangos auszudrücken. Schalten sie TVKM ein, wenn wir die Serie ‚Versteckte Helden der Konföderation' zeigen. Und nun einige Produktinformationen unserer Sponsoren, damit wir auch weiter für sie am Ball bleiben können! Wir kommen wieder nach einer kleinen Pause, sie sehen Madria Khand von TVKM, wenn sie es bei uns nicht sehen, ist es nie geschehen." Madria lehnte sich zurück und schloss die Augen für einen Moment. Dann warf sie einen Blick auf ihre handschriftlichen Karten und die Kursprojektion auf ihrem Schirm, die Visagistin puderte noch einmal ihr Gesicht nach und frischte die blutrote Farbe ihrer Lippen auf.



„Danke, Dynaja“, rief sie der rasch wieder von der Bühne eilenden Frau nach, dann konzentrierte sie sich wieder auf die Kamera. Der Regieassistent hob zwei Finger, einen, riss die geballte Faust herab und Madria Khand moderierte weiter.

„Noch nie haben es Menschen unseres Planeten geschafft, so weit zu kommen, um den vierten Planeten unseres Sonnensystems mit direktem, unbewaffnetem Blick zu erforschen. Soeben gibt der Kommandant Major Heev bekannt, dass alle Vorbereitungen getroffen sind. Natürlich hat immer noch der Rechner der POBTAXHA das Kommando, weil einfach die Elektronik bei weitem genauer zum richtigen, zum genau vorausberechneten Zeitpunkt eine Schaltung durchführen kann. Im Notfall werden selbstverständlich Major Heev und Hauptmann Dolpin ihr Bestes geben, um nach Gefühl den Kurs zu korrigieren. Und beide sind ausgezeichnete Piloten, denen man die Lösung eines solchen Problems schon zutrauen kann. Mit der Erfindung von Doktor Ikum, dem Plasmaantrieb, und der im Volksmund so genannten Atombatterie ist es möglich, länger zu manövrieren und trotzdem noch nach Hause zu kommen. Die Zeiten, in der mit jedem Tropfen Treibstoff gegeizt werden musste, sind nun, dank dieser bahnbrechenden Erfindung, endgültig vorbei!“

Hinter Madria wurde wenige Sekunden ein Firmenlogo über einer schnittigen Karosserie mit vier Rädern eingeblendet. „Die Firma HQM hat bereits eine Lizenz der Atombatterie erworben und möchte noch in diesem Jahr den TEMPO 8042 auf den Markt bringen. Vorbestellungen sind über das Onlineformular unter natnet-hqm*vorbestellung◇prof bereits jetzt möglich. Sichern sie sich heute schon das Mobil von morgen.“ Das Logo und das Fahrzeug verschwanden wieder vom Bildschirm und Madria sprach wieder über die Mission zum vierten Planeten.

„Aber auch wenn beinahe unbegrenzt zur Verfügung steht, wird natürlich weiter eisern Energie gespart, so wird der größte Teil der Landung im Gleitflug erfolgen. Der Grund ist natürlich, dass man bei folgenden Missionen mehr Fracht einkalkulieren möchte, um eine möglichst autarke Kolonie auf Lub Plaub in der kürzest möglichen Zeit zu etablieren. Jetzt aber müsste es jeden Moment so weit sein…, ja, hier ist der Brennschluss. Die POBTAXHA fliegt nur noch von ihrem eigenen Schwung getrieben und müsste jeden Moment eine Meldung absetzen. Ich schalte den Major auf Lautsprecher, damit sie zu Hause den Moment der Ankunft mit seinen Worten vernehmen können!“

Das Bild des Raumschiffes schrumpfte zusammen und teilte sich nun den Bildschirm mit dem Piloten Tus Heev. Man hörte noch einige Male ein leises Fauchen, jedes Mal blickte der Major auf seine Instrumente. Dann blickte er lächelnd direkt in die Kamera.

„Die POBTAXHA ist programmgemäß in der Umlaufbahn eingetroffen und umkreist nun Lub Plaub. Unser Kurs ist gut, wir können nun einen geeigneten Landungsort suchen. Es stehen durch die Auswertung der Sonden drei Möglichkeiten zur Auswahl, wir werden alle noch einmal genau in Augenschein nehmen und uns dann entscheiden.“

Major Tus Heev wurde wieder durch Madria Khand ersetzt. „Meine Damen und Herren, wir zeigen Ihnen nun noch einmal einige Informationen unserer Sponsoren und melden uns nach einer kurzen Pause wieder. Das war Madria Khand von TVKM, wenn sie es bei uns nicht sehen, ist es nie geschehen!“

Während ein professionelles Modell mit blitzenden Zähnen das neuste Mittel für prächtige Büschel an den spitzen Ohren anpries und ein anderes dafür warb,

dass mit ihrem Produkt ganz bestimmt kein schlechter Geruch nach Schweiß auftrat, atmete Madria tief durch.

„Bei allen Göttern, es ist geschafft“, seufzte sie.

„Noch sind sie nicht gelandet und sicher zurück gekehrt!“ warf der Produktionsleiter ein, Madria machte eine zustimmende Geste.

„Stimmt schon. Aber sie sind weiter als alle vor ihnen. Hoffen wir, dass es weiter so gut geht!“

*

„Also, diese Ebene sieht sehr gut aus!“ Daja Sibseg deutete auf eine Luftaufnahme. „Dieses grasähnliche Pflanzengeflecht sorgt für einen guten Zusammenhalt des Bodens, das Landeshuttle sollte dort sicher aufsetzen können. Der von der Zentrale bevorzugte Landeplatz auf der Felsebene ist unbrauchbar geworden, da dürfte eine seismische Erschütterung stattgefunden haben. Die beiden neuen Spalten – nun, es könnte sich unter Umständen ausgehen, aber es wäre ohne den massiven Einsatz der Gegenschubtriebwerke wirklich Millimeterarbeit. Auf einem Flugzeugträger zu landen wäre einfach dagegen.“

Tus Heev blätterte durch die Aufnahmen. „Und was ist mit Punkt C?“ Jetzt hatte er gefunden, was er suchte. „Eine Wasserung und dann auf den Strand. Wäre doch auch eine Möglichkeit!“

„Na ja, du bist der Pilot, Chef.“ Leutnant Sibseg legte die Aufnahmen aller Punkte nebeneinander. „Wenn du es vorziehst, auf dem Wasser aufzusetzen, dann ist das selbstverständlich deine Entscheidung!“

„Aber du bist nicht begeistert davon“, bemerkte Ntses Dolpin. „Es geht mich nichts an, ich fliege ja nicht mit hinunter, aber warum eigentlich?“

Daja machte eine unbestimmte Geste. „Es ist mehr ein Gefühl, eine Ahnung. Als Raumflugkörper kann die POBTAXHA natürlich auch im Wasser agieren, und die Plasmabrenner funktionieren unter Wasser genau so gut wie im All und in der Luft. Es macht nur so ein Flattern in der Magengegend. Wahrscheinlich weil ich auf einem Schiff von den Flammen eingeschlossen war.“

„Also, wenn einer meiner Leute ein ungutes Gefühl hat, und es steht eine andere, beinahe gleichwertige Option zur Verfügung, die alle akzeptieren können, dann nehme ich diese“, sagte der Major. „Also, wir nehmen Punkt B. Ein Fluss liegt in der Nähe, die Küste auch, es gibt Wachstum, dort wäre ganz gut eine Kolonie zu errichten. Welche Temperatur ist denn gerade?“

„55 Grad Ktum. Also etwa so warm wie in den gemäßigten Zonen zu Hause im Frühjahr. Allerdings ist dort unten Sommer, im Winter wird es wohl richtig kalt da unten!“

„Dann sollten uns die Herren einen hübschen Pelzmantel besorgen!“ Oberleutnant Loja Bosom legte ihren Zeigefinger unter das Kinn von Leutnant Phabej. „Wir Damen sollen doch nicht frieren, oder?“

Die Biologin Tauba Quabloj grinste. „Ich habe nichts gegen einen hübschen Pelz, wenn er nur schön warm hält! Wenn Loja den ihren von Kub bekommt, musst du mir meinen erlegen, Chef!“

„Mal sehen!“ brummte Tus Heev. „Also, einigen wir uns auf Landeplatz B. Kub, gib das bitte der Zentrale durch. Dann acht Stunden Ruhe für alle, und damit meine ich wirklich Ruhe. Die Spanner müssen diesen Abend auf ihre Liveshow

verzichten. Morgen wird Madria Khand uns wieder präsentieren, da wollen wir doch frisch und ausgeruht aussehen, oder etwa nicht?“

*

Das Abstiegsteam zwängte sich in die Pilotenkanzel des Landemoduls, stets medienwirksam von der Kamera ganz vorne im Instrumentenpult beobachtet und in Szene gesetzt. Zuerst schnallte sich Major Tus Heev im Pilotensitz fest, als Copilot diente Daja Sibseg, welche von ihrem Platz auch die Ortungsschirme und die Waffenkontrolle übernahm. Dahinter saß die Planetologin und Marineinfanteristin Oberleutnant Loja Bosom, neben ihr am Funkgerät und der technischen Konsole Kub Phabej. Die dritte Reihe nahmen die Biologin Tauba Quabloj und der Marineinfanterist Tsov Manee ein. Sechs Personen, so hatte es Tus Heev bestimmt, er wollte einen der Soldaten dabei haben. Nur so zur Sicherheit wollte Tus Heev einen zweiten bei den Infanteristen ausgebildeten Mann bei sich haben, vor allem deshalb, weil allgemein bekannt war, dass die altgedienten Unteroffiziere der Marineinfanterie die besten Instinkte hatten, vor, während und nach der Feindberührung.

Infanteristen waren in der Anfangsphase der Kriegsführung höchst spezialisierte Experten im Umgang mit ihren schweren Schilden, Lanzen, Schwertern oder Äxten. Erst lange Zeit nach der Domestizierung von Zug- und Reittieren verloren sie langsam an Bedeutung und wurden dann später mit der Verbreitung von langen Spießen und Bögen wieder wichtiger. Ein guter Bogenschütze benötigte viel Ausbildung und noch mehr Übung, Pikeniere aber mussten nur diszipliniert genug sein, die Lanzen gleichzeitig zu heben und dann Stand zu halten. Nach der Einführung von Feuerwaffen wurde der einfache Landsknecht immer mehr zum Kanonenfutter, die beste Ausbildung bekamen die anderen Waffengattungen, die

Kavalleristen und Artilleristen. Dann kamen die besseren Gewehre, welche den Kampf aus einer Deckung heraus erlaubten, mehrschüssige Repetiergewehre, Selbstlader und schließlich die modernen Kampfanzüge mit im Helm eingebauten Kommunikationseinrichtungen, Ortungsgeräten, Feuerleitgeräten, Vergrößerungsvisieren und vielen anderen Hilfsmitteln zum Einsatz, und plötzlich war der Infanterist wieder ein geachteter Spezialist auf seinem Gebiet. Einer, den der Major bei sich haben wollte.

Sibseg las ihrem Kommandanten die Checkliste des Landemoduls vor. Auch wenn, oder vielleicht auch gerade weil der Major ein erfahrener Flieger war, bestand er darauf, wirklich jeden Punkt auch wirklich auf dem Blatt abzuhaken.

„Flaps?“ las Sibseg.

„Auf meiner Seite kommen sie raus!“ sagte Tus Heev nach einem Blick in den Spiegel.

„Auch bei mir! Check!“ hakte Daja ab. „Slats?“

„Fahren aus!“

„Auch auf meiner Seite. Check! Seitenruder?“

„Schlägt aus!“

„Ich sehe es auch. Check! Höhenruder?“

„Abwärts – aufwärts. Reagiert!“

„Bestätige, auch auf meiner Seite. Check! Trimmflächen?“

„Reagieren!“

„Ja, auch bei mir. Check! Fahrwerk?“

„Laut Anzeige in Ordnung!“

„Check, Hydraulik, Check, Künstlicher Horizont, Check, Höhenmesser, Check, Check, Check!“ Die Liste der überprüften Komponenten wurde länger, bis Daja Sibseg endlich vorlas.

„Starten der Magnetfelder!“

„Magnetfelder sind an!“

„Vorheizen des Plasmas in der Vorkammer!“

„Läuft, erreicht Nominalwert!“ Dann, zuletzt der Appell, der Tradition nach ‚von unten nach oben‘.

„Unteroffizier Manee?“

„Anwesend, angeschnallt!“ meldete der.

„Leutnant Quabloj?“

„Anwesend, angeschnallt!“

„Leutnant Phabej?“

„Anwesend, angeschnallt!“

„Oberleutnant Bosom?“

„Ich bin da, Gurt angelegt!“

„Kommandant, melde Passagiere vollständig anwesend und zum Start angeschnallt, ebenso Copilotin Sibseg.“

„Sehr gut, Leutnant!“ Der Major überprüfte noch einmal seine Hosenträgergurte. „Kommandant festgeschnallt. Leutnant Phabej, melden sie Hatano und natürlich Madria Khand von TVKM, die Landefähre ist startbereit.“

„Hatano bestätigt!“ sagte Kub Phabej.

„Dann lächelt alle und winkt den Zusehern zu Hause noch einmal freundlich zu, Leute“, befahl Major Heev. „Achtung POBTAXHA, Klammern lösen in drei, zwo, eins, lösen!“ Von vier Seiten hallten metallene Geräusche durch die Zelle des Landers, vorsichtig gab der Pilot minimalen Schub auf die Manövertriebwerke. Langsam löste sich das Atmosphärenmodul vom Orbiter, kam frei und rollte um die Längsachse, um die speziell isolierte und hitzebeständige Unterseite zum Planeten hin auszurichten. Dann zischte Gas aus den Düsen an der Vorderseite der großen trapezförmigen Flügel und verzögerten den Flug, die Schwerkraft von Lub Plaub zog immer stärker werdend an dem Shuttle und zwang das Gebilde nach unten, von der Kamera am Arbeitsarm verfolgt und von Madria Khand begleitet.

„Erreichen erste Ausläufer der Atmosphäre!“, sprach Heev laut und deutlich in sein Comset, der Flug wurde spürbar unruhiger und ruckeliger. Der Pilot musste allmählich mit dem Steuerhorn kämpfen, welches der unruhig werdende Abstieg seinen Händen entreißen wollte. Die Unterseite des Rumpfes und der Tragflächen verfärbten sich zuerst in dunkel glühendes rot, das jedoch rasch heller wurde. Dann wirkte sich die aerodynamische Bremsung aus, der Pilot senkte die Nase und kurvte, den Angaben seiner Copilotin folgend, in den Landekurs ein.

„Wir sind im perfekten Anflug. POBTAXHA, wie sehen die Werte der abgeworfenen Sonde im Zielgebiet aus?“, fragte Sibseg im Mutterschiff nach. „Leichter Wind aus West! Wolkenloser Himmel“, meldete Nuva Ntses, die jetzt für Ortungen und Datenauswertung zuständig war.

„Wie schön, dann können wir ohne Kurve landen!“ freute sich Tus Heev.



Auf dem Boden hörte ein mittelgroßes, dicht behaartes Säugetier, welches aufrecht auf zwei Beinen ging, einen gewaltigen Knall und danach ein seltsames Donnern am Himmel und sah neugierig zu der seltsamen, schnurgeraden Wolke auf, die es noch nie vorher gesehen hatte. Dann fasste es seinen Knüppel fester und konzentrierte es sich wieder auf seine Beute. Es sah die Landefähre nicht direkt und wusste auch nicht, dass seine Spezies nun nie die Chance bekommen sollte, selbst das Feuer zu zähmen, das Rad zu erfinden, Häuser zu bauen oder zu den Sternen zu fliegen. Die Tage dieser Art waren gezählt, eine stärkere, klügere war auf Lub Plaub eingetroffen und würde die einheimische, eben erwachte Intelligenz entweder verdrängen oder assimilieren. So war eben der Lauf der Welten.

Die Konstrukteure hatten bei der Planung der Landefähre auf Räder verzichtet, denn es war ohnehin nicht mit einer ebenen Landebahn zu rechnen gewesen. Also wurden jetzt auf robusten, starken Teleskopbeinen befestigte, breite Gleitkufen ausgefahren.

„Noch ein wenig, noch ein kleines Stück!“ murmelt Tus Heev.

„Höhe 5.000, Tempo 160“, meldete Daja Sibseg.

„Na schön.“ Tus Heev war voll konzentriert und überschlug die Werte im Kopf. „Achtung, Gegenschub zwei Sekunden, halbes G!“

„Bereit Gegenschub, zwei Sekunden, halbes G“, meldete Sibseg.

„AUSFÜHRUNG“, rief Heev, und kurz drängte die Verzögerung die Astronauten gegen die Haltegurte.

„Höhe 500, Tempo 30!“, meldete Sibseg.

„Dann wollen wir einmal die Nase ein klein wenig nach oben nehmen“, brummte Heev und zog das Steuerjoch an sich, zögernd, aber doch willig hob die Fähre ihre Nase und verzögerte durch den Luftwiderstand die rasante Geschwindigkeit noch mehr.

„Höhe 30, Tempo 10!“

„Gut, gut. Komm schon, Baby, gleich ist es geschafft. Halt noch durch“, beschwor Heev sein Fluggerät.

„Höhe drei, Geschwindigkeit fünf“, kam wieder Siebsegs Meldung.

„Gegenschub bei Kontakt“, befahl Heev, einem Ritual folgend, denn Sibsegs Hand lag bereits auf dem entsprechenden Hebel.

„Gegenschub bei Kontakt“, bestätigte sie. „Höhe zwei, Geschwindigkeit zwei, noch im guten Bereich. Höhe eins, Geschwindigkeit nähert sich unterem Limit! Höhe ein Halb, ein Viertel, Kontakt in drei – zwei – eins – Kontakt, Gegenschub!“

Wieder fühlten die Besatzungsmitglieder des Shuttles, wie die Gurte sich kurz strafften und sie in den Sesseln hielten, dann kam die Fähre dampfend zum Stillstand. Dieser Nebel stammte von der Feuchtigkeit auf dem Gras, welche vom heißen Unterteil der Fähre verdampft wurde und nun in dichten Schwaden nach oben trieb. In der Stille, die im Inneren der Fähre herrschte, war das Knacken der sich abkühlenden Zelle überdeutlich zu hören, doch die erfahrenen Ohren des Kommandanten erkannten, dass die Geräusche im erwarteten Bereich lagen und keine Katastrophe ankündigten. Major Tus Heev nahm die Hände von der Steuerung und winkte in die installierte Kamera, dann drehte er sich um.

„Alle wohlauf?“ fragte er, und fünf Zeigefinger reckten sich ihm entgegen. „Leutnant Kub Phabej, ins Logbuch, mit Datum und Uhrzeit! Bodenkontrolle Hatano, Expedition POBTAXHA meldet erfolgreiche Landung auf Lub Plaub und erhebt Anspruch auf den Kontinent Bhing am Äquator des genannten Planeten im Namen der Konföderation Miango!“ Am Morgen nach der Landung kamen die wenigsten Bewohner der Konföderation Miango pünktlich und ausgeschlafen zur Arbeit, und das Fotoarchiv auf der Webseite von TVKM erlebte einen neuen Run. Aber auch der Ratsvorsitzende der Volksdemokratien Kobo stieß im kleinen Kreis auf die glückliche Landung an.



Gemini Kappa

An Bord der PHILIP K. DICK

Das große Radioteleskop auf der Rückseite des Mondes hatte seit geraumer Zeit seltsame Geräusche aufgezeichnet, welche aus der Richtung des Sternbildes der Zwillinge kamen. Die Astronomen waren nur durch einen Zufall darüber

gestolpert, denn auf dieser Hyperband – Frequenz war eigentlich kein natürliches Radiosignal zu erwarten gewesen. Pflichtbewusst hatten sie ihre Entdeckung sofort der Firmenzentrale gemeldet und diese seltsamen Signale auch selbst weiter beobachtet. Sie häuften sich in einem Gebiet von zehn Sonnensystemen der Klassen A, F, und G, welche im alten terranischen Sternkatalog noch nicht verzeichnet waren und im Mittel etwas mehr als 900 Lichtjahre von der Erde entfernt lagen. Sie wurden unter Gemini Kappa neo, gefolgt von der Spektralklasse und einer laufenden Nummer registriert, der Cluster als Gesamtheit wurde von den Wissenschaftlern Canterville genannt. Wegen der ‚Gespensterechos'. Die Hyperphysiker des Area 51 nahmen sich des Phänomens mit Begeisterung an und klassifizierten es bald als künstlichen Ursprunges. Nachdem die gleiche Signatur immer in mehreren Sprüngen von drei hundertstel Sekunden Differenz mehrere Male hintereinander jeweils ein Lichtjahr voneinander entfernt auftrat, lag die Vermutung einer Art Hyperraumantriebes nahe. Die eiligst befragten drei Arkoniden wussten über diesen Sektor aber leider überhaupt nicht Bescheid, ihres Wissens hatte es zumindest offiziell nie eine arkonidische Expedition in diese Gegend verschlagen.

Perry Rhodan betraute einen der neuesten sechshundert Meter durchmessenden Schlachtkreuzer, die GCC BC 056, die PHILIP K. DICK, unter Captain Gregory Walsingham, mit der näheren Erforschung und wenn möglich der Lösung des Rätsels von Canterville. An Bord waren auch eine handverlesene Schar von Wissenschaftlern aller möglichen Zweige sowie die Telepathin Ishy Matsu, der Teleporter Tako Kakuta und zusätzliche vier Kompanien motorisierte Raumlandeinfanterie zur eventuellen Unterstützung anwesend. Außerdem war die PHILIP K. DICK noch zusätzlich mit modernster Ortungs- und Kommunikations-Technologien aller Art ausgestattet worden und erst einmal in das System Gemini Kappa gesprungen, 150 Lichtjahre von der Erde entfernt. Um

dort erneut nicht nur, aber vor allem auf den Hyperwellenfrequenzen, welche das Interesse der Wissenschaftler erregt hatten, zu orten, während eine mitgeführte Korvette die Planeten untersuchte. Den vierten nannte der Kommandant Dagobah, ein nicht unpassender Name für die extreme Sumpfhölle.

„Dieser Zacken hier ist ganz charakteristisch, Captain." Der Hyperphysiker Doktor Chen WuLing zeigte auf eine Reihe von Zacken auf einem Bildschirm und legte einige andere Reihen darunter. „Sehen sie nur, jedes identische Paar ist exakt drei hundertstel Sekunden und ganz genau 0,99831 Lichtjahre voneinander getrennt, und es sind maximal annähernd achtzig Lichtjahre, also achtzig Sprünge in einer annähernd geraden Linie. Und alle Ortungen finden hier in diesem Cluster statt, den wir Canterville genannt haben. Wenn sie mich fragen, da ist jemand zu Hause. Und dieser Jemand besitzt mindestens 200 überlichtschnelle Raumschiffe, die in den letzten Tagen unterwegs waren. Das mag nicht viel im Vergleich zum Großen Imperium sein, aber auch nicht wenige für ein derart kleines Gebiet." Major Walsingham sah sich die Muster ganz genau an.

„Sie sind tatsächlich immer identisch, Captain", bestätigte Doktor Jean Thureaux. „Aber das kann auch andere Ursachen haben. Allerdings ist WuLings Theorie derzeit die wahrscheinlichste."

„Welche anderen Ursachen könnten sie vorschlagen, Doktor Thureaux?" fragte die zierliche Japanerin Ishi Matsu.

„Derzeit keine, Special Officer Matsu", antwortete die Frankokanadierin. „Was nicht bedeutet, dass es sie nicht gibt!"

„Oh!“ entfuhr es Tako Kakuta. „Die sokratische Schule. Ich weiß, dass ich eigentlich nichts weiß. Nicht wissen ist ungleich nicht sein!“

„Natürlich, Special Officer Kakuta“, nickte Jean Thureaux. „Man muss sich immer seiner eigenen Fehlbarkeit bewusst und offen für neue Erkenntnisse bleiben.“

„Feine Theorie und sehr philosophisch“, knurrte Captain Walsingham. „Bringt uns aber im Moment keinen Schritt weiter. Was schlagen sie also vor zu tun?“

„Nachsehen natürlich!“ riefen beide Wissenschaftler unisono.

„Wir können nur Neues erfahren, wenn wir auch hinsehen!“ ergänzte Jean Thureaux, und Chen WuLing setzte hinzu:

„Wir sollten nachsehen, ob wirklich jemand zu Hause ist, sei er potentieller Verbündeter oder Feind!“

„Oder beides – falls wirklich jemand oder etwas da ist!“ bemerkte Thureaux.

„Was wir nur mit einem Erkundungsflug feststellen können!“ beendete Chen.

„Na, wenigstens in dem Punkt sind sich alle einig“, brummte der Kommandant. „Pi Kay!“

„Ja, Captain Walsingham?“ Ein sanfter Bariton erklang von der Decke. „Meine Empfehlung an den XO, ich möchte um 0900 alle Mannschaften auf Manöverposition haben und losfliegen.“

„Aye, Sir. Commander Burmeestar bestätigt, Kommandant.“

„Danke, Pi Kay. Also gut, schauen wir nach, ob jemand die Tür aufmacht!“

*

Captain Gregory Walsingham war Brite, genauer gesagt, Engländer. Seine Abstammung führte er gerne zurück auf jenen Geheimdienstchef Sir Francis Walsingham, welcher Elisabeth I. so gute Dienste geleistet hatte. Hartnäckig hielt sich das Gerücht, dass selbst Christopher ‚Kit' Marlowe, einer der größten Dichter dieser Epoche, für ihn gearbeitet hatte und dass der Tod des Autoren eigentlich nicht nur eine einfache Kneipenschlägerei gewesen war, sondern ein feiger Mordanschlag, von feindlichen Agenten ausgeführt. Wie auch immer, Marlowe war tot, die jungfräuliche Königin blieb am Leben und gegen alle Feinde siegreich, und beides war eigentlich nur noch von historischem Interesse. Ob der Captain nun tatsächlich von jenem Mann abstammte, dessen Agenten ganz Europa ausspähten oder nicht, jedenfalls war Gregory ein Pitbull, der, wenn er sich in eine Sache verbissen hatte, nicht mehr losließ. So auch in diesem Fall. Er hatte den Beginn einer Spur gefunden und würde nicht mehr loslassen, bis er am anderen Ende angelangt war. Allerdings war er ein verantwortungsvoller Mann, der keine sinnlosen Risiken einging. Daher suchte er einen unauffälligen Stern der G – Klasse am Rand des Clusters, um dort noch nähere Informationen zu sammeln. Damit man ihn nicht zu schnell ortete, kam er etwas außerhalb des Systems aus dem Transit und flog, auf allen Frequenzen lauschend, nur langsam in das Innere. Und seine Geduld wurde belohnt, er hörte zahlreiche Kommunikationen mit. Eine davon war besonders interessant, da sich einer der Teilnehmer ziemlich weit von der Hauptquelle der Funksignale entfernt befand. Die Bildschirmauflösung und das Seitenverhältnis der gesendeten Bilder war schnell entschlüsselt, und so erlebte man auf der PHILIPP K. die Landung der POBTAXHA beinahe hautnah, live und ungeschnitten mit.

„Eine tolle Leistung!" bemerkte Tako Kakuta.

„So muss sich der Chef damals auf dem Mars gefühlt haben“, ergänzte Ishi. „Wir haben in der damaligen Asiatischen Föderation kaum etwas davon mitgekommen, außer dass die STARDUST unsere Expedition glatt überholt hat.“

„Und dass der Genosse Vorsitzende das lange vertuschen wollte“, erinnerte sich Tako. „Letztendlich musste er aber doch den Hut nehmen. Crest und Thora hätten noch Schauspieler sein können, aber die Angriffe auf die STARDUST, der Energieschirm, unter dem sie lag und die GOOD HOPE waren einfach zu viele Beweise!“

„Ihre Reminiszenzen in allen Ehren.“ Major Walsingham konnte eine gewisse Ungeduld kaum mehr überspielen, doch er durfte ihr einfach nicht nachgeben. Noch nicht. „Aber dieser Raumhüpfer zwischen zwei Planeten zeichnet keine achtzig Lichtjahre lange Spur in die interstellaren Gebiete. Da muss noch mehr sein, viel mehr. Holy shit, jetzt habe ich zwei Projekte, um die ich mich kümmern muss! Lieutenant Landsdottir! Übergeben sie bitte das Ruder an Leutnant Veeti Viljelijä, nehmen sie sich zwei Fähnriche und machen sie die Jet 003 bereit. Außerdem bitte ich die Special Officers Matsu und Kakuta, sich an dieser Aufklärungsmission zu beteiligen. Wir steuern einmal den Asteroidengürtel an und verstecken uns da, und dann raus mit der 003!“ Mit einem Umweg, um außerhalb der Radarstationen der Miangos zu bleiben, steuerte der Finne, welcher Annika abgelöst hatte, die PHILIPP K. in den Asteroidengürtel, um sich in dessen Deckung näher an den vierten Planeten heran zu pirschen. Dann schickte Gregory Walsingham Ishi Marschall und Tako Kakuta mit der Space Jet 003 unter Oberleutnant Annika Larsdottir, seiner besten Pilotin, zur Erkundung los.

Die GCC Space Jet PHILIP K. DICK – 003, oder wie die offizielle Abkürzung lautete SJ PKD mit der laufenden Nummer 003, war annähernd diskusförmig mit einem

Durchmesser von 30 Metern und einer Höhe von 18, damit war sie doppelt so hoch wie das Starlight-Modell. Ihre 18 Düsenöffnungen im Ringwulst gaben dem kleinen Schiffchen eine ganz beachtliche Beschleunigung und Manövrierfähigkeit. Wesentlich langsamer, aber dafür ohne die verräterischen Emissionen und die grellen, über einige Lichtminuten visuell wahrnehmbaren Leuchterscheinungen war der ebenfalls eingebaute Gravitationsfeldantrieb. Der Wurmlochgenerator war für einzelne Sprünge bis zu 200 Lichtjahren ausgelegt, die maximale Reichweite betrug stolze 500.000 Lichtjahre. Die Bewaffnung war, anders als bei den arkonidischen Leka-Discs, im breiteren Ringwulst untergebracht, in neun von der Zentrale ferngelenkten Geschützkanzeln. Drei mit überschweren Thermokanonen, drei mit ebenso schweren Desintegratoren und drei mit starken Narkose- und Hypnostrahlern. Üblicherweise bestand die Besatzung aus vier Mann, sechs Personen konnten zusätzlich mitgenommen werden, die Boote waren mit 10 nicht sehr großen, aber doch ausreichenden Kabinen ausgestattet. Im Laderaum mit der Hauptschleuse fanden außerdem noch zwei Flugpanzer vom Typ Skorpion Platz.

Annika flog die Space Jet mit leichter Hand, Fähnrich Leonid Pawlowitsch Fermer hatte die Ortung übernommen und Fähnrich Magdalena Manomi saß an der Waffenkonsole. Rasch näherte sich die 003 dem vierten Planeten, stets darauf bedacht, nicht vorzeitig von der Besatzung des Orbiters bemerkt zu werden, welcher über dem Landegebiet in stationärer Umlaufbahn blieb. Kurzfristig benützte sie während des Anfluges auch das Korpuskulartriebwerke, während sie die Deckung des Planeten für die Annäherung auszunützen. Lub Plaub verfügte über drei winzige Monde, und Annika landete unbemerkt auf dem Innersten, der bald den Orbitalteil der POBTAXHA einholen würde. Ishi Matsu begann mit ihrer Arbeit, die Fähigkeiten der starken Telepathin erkundeten den Geist der vier

Miangos, und langsam konnte mit Hilfe der abgehörten Gespräche und der dazu gehörenden Gedanken eine Hypnolehrgangs-Compactcard hergestellt werden.

Während der Captain auf die Rückkehr der Mutanten wartete, blieben seine Ortungsgeräte nicht untätig. Jeder Asteroidengürtel birgt seine Gefahren, auch wenn die nennenswerten Gesteinsbrocken weniger dicht aneinander liegen, als es in Romanen und Filmen oft gezeigt wird. Die Gravitationskräfte hätten in diesem Fall schon dafür gesorgt, dass aus den Zwergplaneten bald größere würden, welche immer mehr und mehr Schutt ansammelten und zum richtigen Planeten gewachsen wären. Kollisionen zwischen größeren Brocken kamen kaum vor, und das Bild, dass es in einem solchen Feld ähnlich wie auf einem Billardtisch zuginge, könnte falscher nicht sein. Die Brocken liegen weit auseinander und begegnen sich höchst selten. Trotzdem war für Nachlässigkeit kein Platz auf einem Raumschiff, denn manchmal trifft mitten im Nirgendwo der einzige Stein in einer Lichtjahre weiten Umgebung genau zu dem Zeitpunkt an einem Ort ein, wo gerade ein Raumschiff vorbeikommt. Zufall? Schicksal? Einfach Pech? Die Hand einer Göttin oder eines Gottes? Oder einfach die Macht der Statistik, nach der alles, das vorkommen kann, auch irgendwann eintrifft? Ganz egal, was es auch ist, kein Raumschiffkommandant, der seiner fünf – in seltenen Fällen auch sechs oder im Falle der Klimbuter sogar sieben – Sinne mächtig ist, wird außerhalb des Docks die Ortung vernachlässigen. Außerdem, so groß die Leistung der Miangos auch war, eine Erklärung für die angemessenen Transtationswellen war dieser interplanetare Flug denn doch nicht. Und die Ortung der PHILIPP K. sprach auch bald nicht nur auf die POBTAXHA an, sondern auch auf seltsame konische Schiffe mit einer Art Feldantrieb, und Gregory Walsingham sammelte für das Erste weiter Fakten.

*

Das Wesen war für menschliche Begriffe ein Monster. Das hatte nichts mit den beiden dicken, elefantenartigen Säulenbeinen zu tun, welche den Körper, der wie ein Ei geformt war, trugen, auch nicht mit den vier Tentakeln, die in Greifhänden mit je drei Fingern endeten. Die großen, schwarzen Facettenaugen in dem dreieckigen Kopf waren fremdartig, die Mandibeln des Mutaraners gefährlich, aber alles in allem nicht monströs. Es war der Charakter des Wesens, der den Renegaten und seine Kumpane zu Monstern werden ließ. Skrupellos und ohne Mitleid nahmen sie das Leid vieler Intelligenzwesen in Kauf, nur um sich persönlich zu bereichern.

Das Schiff der Renegaten war wie ein Kegel mit abgerundeter Spitze geformt, an der Basis 200 Meter durchmessend, 170 hoch, und es flog durch den Asteroidengürtel, meistens auf der Jagd nach einem der seltenen Metalle oder Kristalle, welche bei den Aufkäufern ihrer Heimatwelten Höchstpreise erzielten. Auf dem Schwarzmarkt, denn genau genommen dürfte hier in diesem System niemand schürfen, das Konzil der Fünf-Planeten-Liga hatte die Bewohner des dritten Planeten bereits als Kandidaten für eine spätere Mitgliedschaft eingestuft – falls sie ohne Einmischung lange genug überlebten. Das Überleben bis zur interplanetaren Raumfahrt war der ultimative Eignungstest für den Beitritt zur Liga, also wurde das System zum Sperrgebiet erklärt. Trotzdem schafften es Gesetzlose immer wieder, unbemerkt sowohl auf dem dritten als auch dem vierten Planeten zu landen und nicht nur Bodenschätze zu erbeuten, sondern sogar Einheimische zu entführen, die dann als Sklaven in den Bergwerken auf den Asteroiden schuften mussten. Diese überlebten die Arbeit nie lange, denn die Hauptbeute, nach der sie zu suchen gezwungen wurden, war ein hoch radioaktives Material, welches von der Liga zur Energiegewinnung verwendet und massenhaft benötigt wurde. Kein Konzern fragte nach der Herkunft, wenn nur geliefert wurde, die wohlmeinenden Ratsherren und ihre Gesetze wurden

einfach ignoriert. Man brauchte die Energie, also musste mehr und mehr des Materials herangeschafft werden, ganz egal woher.

An dem Asteroiden, den das von dem Mutaraner gesteuerte Raumschiff der Renegaten anflog, war auf den ersten Blick nichts auffälliges zu erkennen. Erst auf einen Funkimpuls öffnete sich ein hervorragend getarntes Schleusenschott, durch welches der Pilot in einer Schleusenkammer landete. Das Schott schloss sich wieder und Luft strömte mit immer lauter werdendem Tosen in die Kammer, deren Boden sich senkte und nach unten fuhr. Mit einem dumpfen Knall prallte die Liftplatte in die Vertiefung am Hangarboden, das Schiff schwebte auf seine Parkposition, während der Lift wieder nach oben fuhr und die Landekammer verschloss. Das Abbild einer grell geschminkten, hellhäutigen Humanoiden mit kurzem, schwarzen Haar, großen, dreieckigen Ohren, welche wie bei einer Katze hoch am Kopf angesetzt waren und eiskalten Augen wurde auf dem Kommunikationsbildschirm sichtbar.

„Gute Beute, Mon?“ fragte die Wyva, und die Mandibeln des Mutaraners arbeiteten, während er antwortete.

„Gute Beute, Kommandantin. Rund 800 Arbeiter für die Minen, als Schiffskatastrophe getarnt. Die Schwachen haben wir gleich vor Ort gelassen, wie immer.“

„Gut!“ freute sich die Kommandantin der Basis. „Wir sind schon etwas knapp an Bergwerksarbeitern. Entlade die Beute gleich, dann können sie morgen schon arbeiten!“



*

Muig Sasar kam aus den Volksdemokratien Kobo und war mit seiner Frau auf einer Kreuzfahrt in den Norden des Planeten gewesen, als der Kegel plötzlich vor dem Bug erschienen war. Niemand an Bord konnte sich mehr bewegen, von dem Gebilde war eine leuchtende Brücke zu dem Kreuzfahrtschiff entstanden und einige dieser Wesen, die sich, wie Muig später erfuhr, Mutaraner nannten, waren an Bord gekommen und hatten die größten und stärksten von ihnen mit Halsringen ausgestattet. Dann hatten sie den Ausgewählten befohlen, über die Brücke auf das Raumschiff zu wechseln, schmerzhafte Elektroschocks durch die Halsringe hatten diese Befehle rigoros unterstrichen. So hatte er seine geliebte Frau verlassen und war auf das unbekannte Raumschiff gegangen. Seither saß er mit seinen Mitgefangenen auf dem Boden des Frachtraumes und fragte sich voll Angst, welches Schicksal ihm wohl bevorstehen mochte und wie es seiner geliebten Frau wohl gehen mochte, die auf der JUNGFRAU DES NORDENS zurück bleiben musste. Vielleicht war es eine Gnade des Schicksals, dass niemand von den Gefangenen gesehen hatte, wie gleich, nachdem sich die Schotts hinter dem Letzten geschlossen hatten, ein greller Lichtstrahl ein großes Loch in die

Bordwand riss und das Schiff mit den über tausend Zurückgelassenen im eisigen Ozean versank.

Nun öffneten sich die Schotts des Laderaums erneut, über Lautsprecher wurden die künftigen Minenarbeiter aufgefordert, das Schiff zu verlassen und zu ihren neuen Quartieren geleitet. Jedes Zögern zog empfindliche Strafen über die Halsreifen nach sich. Muig sah, wie sie von einer Frau mit Dreiecksohren und einem Mann mit Hornwülsten begleitet wurden, welche über eine Fernbedienung die Strafen verteilten, und auch die bewaffneten Mutaraner waren nicht zu übersehen. Munfa Trinth, eine große, kräftige Frau in der Ausgangsuniform eines Oberleutnant der Marineinfanterie der Volksdemokratien Kobo griff einen der Posten an, sie wollte sich nicht kampflos ihrem Schicksal beugen. Umsonst. Wahnsinniger Schmerz aus dem Halsring machte jeden weiteren Versuch sinnlos, bald ging sie widerstandslos ebenso wie alle anderen ihrer Zukunft als Minensklave entgegen. Vorbei an Zellen, welche aus einfachen Gitterwänden bestanden, belegt mit Männern und Frauen, zum Skelett abgemagert, und mit stark behaarten, stämmigen, aber kleineren Wesen mit runderen Ohren. Bekleidet waren sie alle nur noch mit Lumpen, die Haare und Zähne waren teilweise bereits ausgefallen, sie wanden sich in Krämpfen, hervorgerufen von der Strahlenkrankheit, dem Tod häufig näher als dem Leben. Es war offensichtlich, dass keine dieser Personen noch oft in die Mine einfahren konnten, sie hofften auf nichts mehr, sie würden sterben, von der Hand ihrer Ausbeuter. Und den Neuankömmlingen wurde klar, wie ihre Zukunft aussehen würde. Krank, gequält und ausgebeutet, weggeworfen wie Schlachtvieh für den Profit ihrer Sklaventreiber!

*

In ihrem Büro schob die Kommandantin AsæMůg dem Mutaraner MonFyr ein dickes Bündel Geldscheine über den Tisch.

„Gute Arbeit!“ sagte sie noch einmal. „Wie üblich, tausend pro Kopf!“ Der Mutaraner strich das Blutgeld mit einer Zufriedenheit anzeigenden Geste ein.

„Es ist immer ein Vergnügen, mit euch Geschäfte zu machen, Kommandantin Asæ!“

„Das beruht auf Gegenseitigkeit, Kapitän Mon. Bringen sie mir nur weiter genügend Arbeitskräfte!“

„Ich habe gehört, vom dritten Planeten hat es ein Hüpfer auf den vierten geschafft. Wenn die Liga das erfährt – dann können wir hier dicht machen und ein neues System suchen.“ Der Mutaraner zeigte ein wenig Sorge, doch AsæMůg winkte ab.

„Noch sind sie nicht zurückgekehrt, noch hat der hohe Rat der Liga keine Ahnung von dieser Landung, und die nächste Überprüfung durch die Akademie ist erst in fünf, sechs Jahren fällig. Noch länger, wenn unser Vertreter beim Konzil gute Arbeit leistet. Kümmere nicht darum und überlass die Sache mir.“

MonFyr zeigte eine beschwichtigende Fingerstellung. „Trotzdem, wenn durch Zufall …“

„Selbst wenn wir von hier weg müssen, ich habe schon ein System im Auge“, beruhigte die Wyva. „Wieder ein G-Stern, den hat aber noch nicht einmal die Liga bis jetzt auf dem Schirm. Wir müssen nur dafür sorgen, dass sich die politischen Blöcke auf jenem Planeten weiter feindlich gegenüber stehen, vielleicht noch ein wenig für eine heiße Phase sorgen. Danach haben wir leichtes Spiel, Arbeiter

gleich Kompanieweise zu ergattern!“ Die Wyva lachte heiser und bösartig. „Dann heißt es eben ‚auf dem Schlachtfeld vermisst‘ – wer soll genauer suchen, wenn nur noch Asche und angeschmolzene Erkennungsmarken zu finden sind?“



Gemini Kappa neo G5

Oberleutnant Kel Al legte seinen König der Drachen auf die drei Karten in der Tischmitte. „Damit gehören die restlichen Stiche alle mir, Freunde. Das Solo dürfte ich gewonnen haben!“ Seine Mitspieler warfen ihre Karten auf den Tisch.

„Du hast geradezu unverschämtes Glück, Kel!“ rief Oberleutnant Pal Em frustriert. Gleich darauf sammelte er die 78 Karten ein und mischte erneut. Kel Al erhob sich, nahm sein Glas und blickte während dessen durch die Aussichtsluke des getauchten Flugzeugträgers auf die langsam vorbeiziehende Unterwasserwelt. Seit drei Jahren gehörte er jetzt zu den Geistern der GAA, der geheimen Alien Abwehr. Vor drei Jahren hatte sein neues Leben im Verborgenen begonnen…

Er hatte seinen zweistrahligen Kampfjet mit anderthalbfacher Schallgeschwindigkeit über den blauen Himmel seiner Heimatwelt Sa’anaë gejagt. Ein langer Streifen kondensierender Feuchtigkeit hatte seinen Kurs für Beobachter am Boden nachgezeichnet. Wenn jemand zufällig nach oben geblickt hätte, wäre Kel Als Flug kein Geheimnis gewesen. Die Menschen Sa’anaës waren an solche Muster jedoch seit langer Zeit gewöhnt, Personen und Fracht wurden schon seit hundert Jahren durch die Luft transportiert, und das hinterließ nun einmal diese Spuren. Kal El blickte nach unten auf das Schachbrettmuster der Felder, die Ackergrenzen waren als schnurgerade Linien zu erkennen gewesen,

dunkelgrüne Felder mit Knollengemüse wechselten sich mit goldgelben Getreidefeldern und bunten Gemüsegebieten ab. Obstbäume bildeten genau ausgerichtete Reihen in den Plantagen, ebenso die Sträucher der begehrten Weinnuss. Überall herrschten rechte Winkel, nur ganz selten durchbrach ein schräger Pfad die exakt angelegten Nutzflächen der Agrarindustrie. Eine Stadt rund um eine moderne Sauerstoffanlage kam in Sicht. Hier wurde der Kohlenstoff aus der Luft gefiltert und der Sauerstoff wieder freigesetzt, der entzogene Kohlenstoff wurde dehydriert, gepresst und geformt, um dann gelagert zu werden. Wissenschaftler des ganzen Planeten arbeiteten an einer Methode, daraus wieder günstigen Treibstoff zu gewinnen.

Früher einmal, so wussten die Bewohner Sa'anaës aus den Geschichtsbüchern, viel früher hatten Pflanzen für genug Sauerstoff gesorgt. Aber in dem Ausmaß, in welchem die Menschen immer mehr Forst- und Landschaftsschutzgebiete für die Landwirtschaft und die urbanen Gebiete abholzten, reichten die Nutzpflanzen bald nicht mehr aus, um genug Sauerstoff zum Überleben zu produzieren. Also suchten die Wissenschaftler neue Möglichkeiten, zuerst mit Plankton- und Algentanks und billigen, das Sonnenlicht im photoaktiven Spektrum imitierenden LED-Strahlern. Damit schaffte es die Wissenschaft, die Sa'anaër vorläufig vor dem Erstickungstod zu bewahren, bis noch effizientere Methoden hinzu kamen. Phytoplankton und Algen wurden allerdings immer noch in großem Stil gezüchtet, denn sie stellten einen nicht unbeträchtlichen Teil der Nahrung dar. Leider mussten viele Familien trotzdem ihre Heimat verlassen, die Welt erwärmte sich, die Pole schmolzen, die Tropen wurden beinahe unbewohnbar. Dafür entstand neues Land an den Polen, von den einzelnen Nationen heiß umstrittene und umkämpfte Territorien. Zum Glück für die Bewohner wurden die Kriege mit konventionellen Waffen geführt, alle Weltmächte schreckten noch vor dem Einsatz von Nuklearwaffen zurück.

Kel Al hatte regelmäßig an der Grenze zwischen dem Pakt von Ki’aane, seiner Heimat, und dem Nordpakt patrouilliert, er kannte diese Gegend wie die Taschen seiner Überlebensausrüstung. Hmm, etwas stimmte nicht. Musste nicht der Ib’iban jetzt langsam in Sicht kommen? Seit Jahren flog er auf seiner Seite nach Nordwesten und sein Gegenstück auf seiner Seite nach Südosten. Bisher waren sie sich pünktlich wie die Uhr begegnet, ein präzises Ritual, beide Piloten wussten, ohne ein Wort zu wechseln, dass alles in Ordnung war. Heute fehlte sein Widerpart, war das ein Anzeichen eines feindlichen Aufmarsches? Er drückte den Sprechknopf seines Funkgerätes.

„Patrouille Blau 8. Ib’iban nicht gesichtet. Wiederhole – nein korrigiere!“ Kel Al hatte immer aufgeregter von dem, was er sah, berichtet. „Ib’iban in Kampf mit einem seltsamen Flugobjekt verwickelt. Optisch wie ein relativ flacher Kegel wirkend, der Größe des Ib’bian nach zu schließen ist die Grundlfäche 50 Meter im Durchmesser, die Höhe etwa 35. Erbitte Startbereitschaft für Alarmstaffel! Achtung, Objekt erzielt direkten Treffer an Ib’iban. Ib’iban explodiert, fremdes Objekt beschleunigt direkt nach oben. Bemerke Raketenspur VON OBEN! Verdammt, das fremde Objekt ist explodiert! Wiederhole, das fremde Objekt ist explodiert!“

„Welcher Idiot quasselt da auf einer offiziellen Luftwaffenfrequenz?“ donnerte die Stimme von Oberst Wel Ed im Kopfhörer des Piloten. „Oberleutnant Kel Al, bemerken sie etwas von einem Funker in ihrer Nähe? Irgendein Idiot faselt etwas von UFOs, wenn ich den erwische, dann kann sich der Betreffende warm anziehen. Sergeant, löschen sie den Unsinn, die Patrouille Blau 8 meldet ‚keine besonderen Vorkommnisse‘, so wie immer. Gute Landung, Oberleutnant.“

Von der Landung weg hatte man Oberleutnant Kel Al verhaftet und in eine Klinik gebracht. Er wurde weggeschlossen und immer wieder zu dem Vorfall befragt, behauptet, dass er entweder lüge oder verrückt sei, und er solle doch diese Wahnvorstellung endlich vergessen. Doch Kel Al war bisher stur bei seiner Geschichte geblieben, immer wieder erzählte er von diesem UFO. Was er nicht wusste, er wurde vom Kommandanten der GAA, Oberst Bis Ed, scharf beobachtet, der auch seine Dienstakte aufmerksam studiert hatte.

„Der Mann hat Mut, zu seiner Geschichte zu stehen", hatte Oberst Ed notiert. „Er ist ein guter Pilot und Beobachter, und er ist allein stehend. Also wird es nicht auffallen, wenn er verschwindet. Ich will ihn." Und so war eines Tages die Tür zum Zimmer Kel Als aufgegangen und der Oberst hatte ihn besucht.

„Sie sagen also, sie hätten ein UFO gesehen?", hatte Oberst Ed das Gespräch eröffnet.

„Ich wüsste nicht, was es sonst gewesen sein könnte", hatte Kel geknurrt. „Auf jeden Fall war es weder Sumpfgas noch ein Wetterballon, und ich glaube nicht, dass wir so ein Ding in unserem Arsenal haben."

„Wer, wir?" fragte der Oberst.

„Na, wir Ki'aaner natürlich", antwortete Kel, dann fuhr er herum. „Ihr Akzent – sie sind kein Ki'aaner. Sie sind Åý'Boëer!"

„Stimmt!" bestätigte der Oberst. „Sie haben genau zwei Möglichkeiten vor sich. Entweder sie kommen mit mir und arbeiten für mich, um diese Aliens zu bekämpfen. Oder sie werden dieses Zimmer nie wieder verlassen. Ihre Entscheidung!"

„Ich bin also doch nicht verrückt und es gibt Außerplanetarier?“, fragte Kel Al nach. Der Oberst zeigte die Handflächen.

„Es gibt sie, und wir kämpfen gegen sie!“, antwortete er lapidar. „Ki’aaber, Åý’Boëer, Leute vom Nordpakt und Zïd’Kåaner gemeinsam. Wir sind von allen Regierungen beauftragt, eine geheime, internationale Truppe zur Verteidigung unseres Planeten nach außen zu bilden. Wollen sie Teil dieser Truppe werden?“

„Warum sagen wir den Menschen nichts davon?“, hatte der Pilot noch gefragt.

„Weil wir nicht wissen, ob die Alien nicht unsere Nachrichten und Fernsehsendungen abhören“, hatte Oberst Bis erklärt. „Bisher weiß der Feind noch nicht, dass er einer ständig stärker werdenden organisierten Macht gegenüber steht. Und bis wir über die Fremden mehr wissen, dürfen sie keinen zu großen Verdacht schöpfen. Darum auch das Säbelrasseln unserer Regierungen, das dann doch wieder im Sande versiegt. Also, sind sie dabei?“ Kel Al hatte zugestimmt und mit dem Oberst die Nervenklinik so schnell es ging wieder verlassen.

Er war erstaunt gewesen, als er von den technischen Möglichkeiten dieser geheimen Abwehrtruppe erfuhr. Bisher hatte die Öffentlichkeit von mehr oder minder erfolgreichen Flügen eines wiederverwendbaren Raumflugkörpers in den Planetenorbit erfahren, und dass jede der Nationen und ihre Verbündeten an Raumstationen arbeiteten, die Missionen zu den beiden Monden sollten jedoch kläglich gescheitert sein. Nun erfuhr Kel Al von den Stationen auf den Trabanten, auf welchen Abfangjäger stationiert waren, von tauchfähigen Flugzeugträgern und Plasmatriebwerken, mit denen die schweren Luft- Raumjäger auch unter Wasser gestartet werden konnten. Von schweren Transportflugzeugen, die senkrecht landen und starten konnten und mit denen man die Mondbasen in

wenigen Stunden erreichen konnte, von geheimen Basen tief unter den Felsen der Kontinente, mit getarnten Toren, hinter denen Flugabwehrpanzer warteten. Und er erfuhr mehr vom Feind, von den Leuten, die kamen, um Menschen und bestimmte seltene Elemente zu rauben. Und er erfuhr, dass es immer noch nötig war, nicht jeden Kampf aufnehmen zu dürfen, weil man den Feind nicht auf die Gespenster aufmerksam machen durfte. Noch nicht, aber die GAA sollte und wollte bald soweit sein, den Kampf aufzunehmen. Sehr bald.



System Můal, Planet Wobatå

HanLom war ein alter, männlicher Wobater und erst seit kurzer Zeit Vorsitzender des Konzils der Fünf-Planeten-Liga. Wobater waren vom Körperbau und dem Gesicht den terranischen Menschen sehr ähnlich, der einzige signifikante Unterschied bestand in den kleinen Hornwülsten an den beiden Seiten der Stirn, die an kurze Hörner erinnerten und den Augen, deren Pupille sich bei Lichteinfall zu einem waagrechten Schlitz verengte. Sein Haar trug er nach Sitte seines Volkes lang, von den Wangen hing sein voller Bart, der das kräftige Kinn frei ließ, bis zur Brust hinab.

„Wir müssen gegen diese Renegaten härter durchgreifen“, ereiferte sich der Pufyrer YkoSam und umklammerte die Armlehnen seines Sessels in mühsam gezügelter Aufregung, seine große, schlanke Gestalt schien vor Energie zu vibrieren, als er los ließ und seine prächtige Löwenmähne mit den Fingern zurückkämmte. „Es geht nicht an, dass unsere Energie aus dubiosen Quellen kommt!“

PobGur sprang auf und ging mit langen Schritten auf und ab, dabei bleckte der Noakor sein Gebiss mit den ausgeprägten Eckzähnen. „Ohne das Stellarium kann weder unsere Wirtschaft noch unsere Raumfahrt weiter funktionieren. Wie brauchen dieses Element ganz einfach!“

„Um jeden Preis?“ fragte die Wyva YmaPoni und legte die Fingerspitzen aneinander.

„Natürlich!“ rief PobGur heftig gestikulierend. „Die fünf Planeten liefern einfach nicht genug des Elements, wir müssen auch anderswo schürfen. Seien wir doch froh, dass wir Mitbürger haben, welche diese Strapazen in fernen Systemen auf sich nehmen!“

„Auch in solchen, die von Intelligenzwesen bewohnt werden?“, hakte YmaPoni nach, während ihre großen, dreieckigen Katzenohren zuckten.

„Wenn es nicht anders geht, muss auch dort in den Asteroiden geschürft werden. Die Bewohner müssen dann halt auch anderswo nach neuen Vorkommen suchen, wenn sie den entsprechenden technologischen Stand erreichen“, verteidigte der Noakor die Wirtschaftstreibenden.

„Ich habe gehört, dass nicht nur in den Asteroiden geschürft wird, sondern auch auf Planeten!“ Der Mutaraner JolPotur klickte mit seinen Mandibeln, während er sprach. „Schlimmer noch, sie entführen einige dort lebende Planetarier, um sie dann als Sklaven in den Minen einzusetzen!“

„Unsinn!“ wiegelte PobGur ab. „Unsere Patrouillen würden so etwas doch entdecken und ahnden. Auch die Asteroidenbasen müssten etwas orten, wenn Ligaschiffe einem solchen Planeten nahe kämen!“

„Das denke ich auch!“ warf HanLom ein. „Solche Raubzüge könnten doch nicht lange unbemerkt bleiben!“

„Natürlich nicht!“ bekräftigte PobGur. „Solche Verdächtigungen sind unhaltbar und eine Beleidigung für unsere industrie- uns wirtschaftstreibenden Mitbürger! Nur weil sie erfolgreich sind, muss doch nichts Ungesetzliches im Spiel sein!“

*

Seit der Fund des Elements Stellarium, einer hoch radioaktiven Substanz in den Lavaschichten einiger Planeten, und dem Einsatz des Elements in miniaturisierten Meilern benutzte man Plasmatriebwerke für die planetare Fliegerei ebenso wie für den Schiffs- und Individualverkehr. Auch der interplanetare Raumflug wurde damit ermöglicht, doch damit selbst die nähesten Sterne zu erreichen, hätte eine Reise über lange Jahre bedeutet. Die Mutaraner, unter denen es einige natürliche Teleporter gab, fanden eine Lösung für dieses Problem, eine Art künstliche Teleportation, welche Sprünge in entmaterialisiertem Zustand und Rematerialisation im Zielgebiet von ungefähr einem Lichtjahr Reichweite hervorbrachte. Nach achtzig solcher Teleportationen musste das Aggregat etwas länger als einen Tag ruhen und sich regenerieren, warum hatte man nie ganz genau herausgefunden. Aber es war sehr wahrscheinlich, dass es an der künstlich in der Retorte gezüchteten organischen Komponente der Maschine lag, welche eine Zellenballung in den Gehirnen von Teleportern imitierte. Bald kamen die Mutaraner, etwa 180 Zentimeter große intelligente Insekten in das nahe ihrer eigenen Sonne gelegenen System der Wyver, humanoide Säugetiere mit Katzenohren, im Durchschnitt um die 165 Zentimeter groß, welche eben ihr System erforschten und besiedelten. Auch sie

hatten Stellarium gefunden und nutzen es für die interplanetare Raumfahrt, doch die künstliche Teleportation hatten sie noch nicht erfunden.

Beide Spezies waren zwar von der Natur mit einer gewissen Aggressivität ausgestattet, denn ohne eine solche wären sie nicht an die Spitze der Nahrungskette gekommen, aber sie sahen mehr Sinn in einem Bündnis als im Krieg und gründeten die erste Liga. Auch die Noakor, im Schnitt nur etwa 140 Zentimeter große, dafür aber um so breiter gebaute Sauroide, schlossen sich der Vereinigung an, nachdem sie entdeckt wurden. Die Pufyrer mit ihren Löwenmähnen und die Wobater mit den Stirnwülsten kannten zu der Zeit, als ihre Planeten entdeckt wurden, die Raumfahrt noch nicht. Daher beschlossen die Verantwortlichen der Liga, sich auf die Beobachtung dieser Völker zu beschränken und erst, wenn sie die interplanetare Raumfahrt beherrschten, ohne sich selbst auszulöschen, an sie heran zu treten und ihnen die Mitgliedschaft in der Liga anzubieten. Beide Arten bestanden diesen ultimativen Test, und einige Völker im Bereich der Liga standen bereits als potentielle Mitglieder unter Beobachtung. Vorausgesetzt selbstverständlich, sie bestanden den Test und erlernten die interplanetare Raumfahrt, ohne sich selbst zu Vernichten.

*

Der Zerstörer der Ligaflotte MUGAÝAË unter der Wyva IlůTum war ein Kegel mit abgerundeter Spitze, die breiteste Stelle lag circa 30 Meter über der Basis, dort maß das Schiff ein wenig mehr 500 Meter im Durchmesser, die gesamte Höhe betrug etwas über 350 Meter. Vom Kommunikationsbildschirm in ihrem privaten Zimmer blickten der Kommandantin die Ratsmitglieder YmaPoni und JolPotur entgegen.

„Wir haben keine Beweise, dass etwas illegales vor sich geht!“, sagte der Mutaraner eben. „Aber es sind so kleine Unregelmäßigkeiten, winzige Steine, die nicht wirklich passen wollen.“

„Es handelt sich mehr um Gerüchte!“ ergänzte YmaPoni. „Wir haben nichts Greifbares, außer einem unbehaglichen Gefühl. Ihre Patrouille führt sie in diese Gegend, bitte halten sie noch mehr als sonst die Augen offen.“

„Ich verstehe!“ antwortete Kapitän IlůTum nachdenklich. „Ich könnte zum Beispiel auch einmal in das Innere eines Systems vordringen, um die Entwicklung dort zu untersuchen. Wenn ich einen entsprechenden Befehl zum Beispiel von der soziologischen Fakultät der Akademie erhalte, ginge das ganz unauffällig!“

„Gute Idee, Kapitän!“ bemerkte JolPotur. „Ich besorge Ihnen einen solchen Auftrag.“

IlůTum betrachtete die Besatzung der Brücke. Ein Zerstörer war noch kein sehr großes Schiff, sie kannte jedes Mitglied der aus 160 Personen bestehenden Besatzung persönlich und hatte ihnen bereits mehrmals ihr Leben anvertraut. Und jetzt kamen YmaPoni und JolPotur mit einem geheimen Auftrag, den sie für den Anfang noch nicht einmal ihrer Mannschaft mitteilen durfte.

„Kapitän?“ Leutnant YbàBok war eine Wyfa wie ihre Kommandantin, nur noch etwas kleiner und drahtiger. „Die soziologische Fakultät bittet Euch, in jenes System, das die Einheimischen Tschava nennen, einzufliegen und die Entwicklung der letzten Jahre zu erforschen, insbesondere ihre Fähigkeit, den vierten oder zweiten Planeten zu erreichen.“

Ilů drehte bestätigend die Hand mit ausgestreckten Fingern. „Na, schön, eine kleine Abwechslung im Alltagstrott. Bestätigen sie den Empfang und tragen Sie

den Befehl ins Logbuch ein, Leutnant, mit Datum und Urzeit. Ist dann alles klar zum Ablegen?“

„Alles klar Kapitän!“ beeilte sich Ybà zu bestätigen. „Starterlaubnis in fünf Minuten!“

„Dann, Leutnant, beginnen sie“, winkte die Kapitänin, und die Leutnant zuckte erfreut mit den Ohren. Es galt als eine große Ehre, die rituellen Worte bei einem Start sprechen zu dürfen.

„Achtung!“ rief sie laut. „Das Schiff der Liga MUGAŕAË hat sich startbereit erklärt. Gibt es unter den Anwesenden jemand, der einen Grund vorbringen kann, den Start zu verschieben, dann spreche er jetzt!“ Fünf Sekunden verlangte das Gesetz schweigendes Warten, dann setzte Ybà fort. „Schleusentunnel und Magnetanker lösen.“ Vielfache metallisch hallende Schläge wurden durch die Rumpfstruktur im Schiff hörbar und machten allen klar, dass die Verbindungen zur Orbitalstation im Umlauf um Wobatå nicht mehr bestanden und der Zerstörer endgültig ein eigenes, in sich geschlossenes System bildete, bis sie wieder andockte. „Schiff frei!“ meldete Ybà ihrer Kapitänin.

„Gut Leutnant“, lobte diese. „Ruder, Kurs auf Tschava. Benachrichtigen sie mich, wenn der erste Sprung kurz bevor steht. Bis dahin bin ich in meinem Raum. Oberleutnant IpœMûp, sie haben die Brücke!“





System Tschava

Seit zwei Wochen war die PHILIP K. DICK bereits in ihrem Versteck im Asteroidengürtel und beobachtete die Expedition der POBTAXHA. Major Tus Heev fuhr mir seinem Mobil hierhin und dorthin, funkte Daten zur Heimat und erforschte den Planeten. Eines Tages meldete er seinen Aufbruch von der Oberfläche, und die Besatzung der PHILIP K. verfolgte den Aufstieg des Landemoduls mit beinahe ebenso großer Spannung wie die Zuseher in der Konföderation Miango. Eine unbemannte Drohne im Miniaturformat, welche die DICK in der Nähe der POBTAXHA gelandet hatte, zeigte den Terranern in HD3D die Zündung der Plasmatriebwerke, die breiten Kufen des Landegestells glitten immer schneller werdend über die feuchte Wiese und hinterließen tiefe Spuren, dann erhob sich das Gerät elegant vom Boden und strebte dem Weltall zu. Die Zuseher in der Konföderation mussten sich mit den Aufnahmen der Cockpitkamera begnügen, Madria Khand von TVKM hatte wieder einige ihrer großen Stunden, als sie den Start des Landemoduls von Lub Plaub moderierte, und einige Millionen Personen nicht nur in der Konföderation Miango, sondern auch in Kobo und sogar an Bord eines terranischen Schlachtkreuers drückten den tapferen Männern und Frauen die sprichwörtlichen Daumen und wünschten den Astronauten alles Gute und viel Glück.

„Hier Ortung! Bewegtes Objekt zeichnet! Großer Konusraumer!“ Die Stimme von Konrad Federstein durchschnitt die Stille auf der Brücke der PHILIP K. DICK, der Kopf von Captain Walsingham fuhr herum.

„Wo?“ rief er und drückte den Ohrknopf seines Comsets tiefer in den Gehörgang, als könnte er damit die Antwort besser verstehen.

„Backbord dreizehn, hoch vierundzwanzig, Kurs auf den vierten Planeten“, meldete der deutsche Ortungsoffizier und markierte den entsprechenden Punkt auf dem Bildschirm.

„Ruder, Verfolgungskurs!“ rief Gregory. „Feldantrieb! Wollen doch mal sehen, was der Typ vorhat!“

*

AsæMůg starrte auf den Bildschirm ihres Raumschiffes, deutlich war dort das Orbitalmodul der POBTAXHA zu erkennen. Die Expedition drohte erfolgreich zu sein, und das wollte die Wyva ganz einfach nicht zulassen. So lange hatte sie erwartet und gehofft, die Expedition würde von selbst scheitern, doch nein, diese Barbaren hatte alle Schwierigkeiten gemeistert. Dann also ein Scheitern der POBTAXHA durch einen wohlgezieltem Schuss während des Anfluges des Landers an das Orbitalmodul. Dann, wenn die Aufmerksamkeit aller auf das Rendezvousmanöver gerichtet war, kein Funkspruch nach Hatano, ein bedauernswerter Unfall in einem kritischen Moment. Zu lukrativ war die Ausbeutung der Stellariumminen, zu günstig lagen gleich zwei Planeten, von denen man Arbeitskräfte holen konnte, es war ein perfekt gelegenes System. Also musste diese Expedition der Primitiven scheitern, sonst nähme die Liga bald Kontakt mit den Bewohnern des dritten Planeten auf. Eine gelungene Expedition konnten selbst die den Renegaten wohlwollendsten Beobachter der Liga nicht mehr ignorieren. Auch wenn AsæMůg noch so viel zu zahlen bereit war, spätestens in drei Jahren käme eine Patrouille mit Akademieauftrag, und dann könnten die Beobachter ihr Schweigen nicht erklären. Nein, es war besser, diese Expedition unauffällig scheitern zu lassen, die Raumfahrtprogramme aller Staaten des dritten Planeten zurück zu werfen. Und AsæMůg war sich nicht zu

schade, ihre manikürten Hände im Notfall auch selbst schmutzig zu machen, wenn es nur genug Profit brachte. Das Raumschiff der Renegaten war ein Zerstörer der Ligaflotte, ein Konus, etwas mehr als 500 Meter an der Basis durchmessend und leicht über 350 hoch, ein voll bewaffnetes und ausgerüstetes Kriegsschiff, welches auf unbekannten, dunklen Umwegen hier gelandet war. Genügend Geld in den richtigen Händen konnte fast überall im Universum so ziemlich alles beschaffen, und hinter AsæMůg standen reiche und mächtige Firmen, die sie und ihre Leute gut dafür bezahlten, dass die Hände der Besitzer zumindest vor den Gesetzen sauber blieben. Bei einer Entdeckung könnte man die Verantwortung auf AsæMůg abwälzen und immer behaupten, man habe nicht gewusst, wie das nötige Stellarium abgebaut wurde. Vielleicht würde man im Notfall auch noch einen Angestellten des mittleren Managements den Behörden ausliefern, welcher diesen bedauerlichen Fehler begangen hatte! Die Wyva grinste vor sich hin, all das war ihr immer bewusst gewesen, sie hatte sich für ihre Arbeit wirklich sehr gut bezahlen lassen, und sie hatte vor, noch mehr zu kassieren. Diese primitiven Tölpel würden nicht zwischen dem Gold und ihr stehen, ein paar Leichen mehr machten auch keinen Unterschied mehr. Schade nur die Verschwendung von Arbeitskraft, aber Mon würde schon neue Sklaven heran schaffen. Wie immer. Als sich von unten die Landefähre dem Orbitalmodul näherte, machte sich der Zerstörer auf Befehl der Wyva AsæMůg feuerbereit. Ein leuchtendes Fadenkreuz wurde auf dem Bildschirm eingeblendet, und langsam wanderte die POBTAXHA in sein Zentrum.

„FEUER!“

„ALARM!“ In der gleichen Sekunde, in der AsæMůg ihren Befehl gab, schrie der Wobater LægBýtt an den Ortungsgeräten seine Warnung, der Waffenoffizier reagierte durch diesen Schrei den Bruchteil einer Sekunde zu spät, der

Energiestrahl streifte nur die Unterseite der POBTAXHA! „Zerstörer der Ligaflotte im Anflug!“

*

Der Zerstörer MUGAÝAË der Ligaflotte begab sich mit einer letzten Transition in das System Tschava. Die Positronik hatte die Ausführung übertragen bekommen, und die erfahrenen Besatzungsmitglieder aus den verschiedenen Völkern der Liga ritten die unangenehmen Nebeneffekte der rasch hintereinander folgenden künstlichen Teleportationen mit stoischer Gelassenheit ab. Natürlich gab es Personen in allen fünf Völkern, welche sich an die Schmerzen und die wenige Bruchteile einer Sekunde dauernde Orientierungslosigkeit überhaupt nicht gewöhnen konnten und nach einer Rematerialisation sogar minutenlang außer Gefecht gesetzt waren oder bewusstlos wurden. Diese Personen hatten aber verständlicherweise nicht die geringste Chance, als Brückenoffizier an Bord eines Kriegsschiffes der Liga ihren Dienst zu absolvieren, wenn eine solche Person unbedingt in den Weltraum wollte, dann vielleicht als Koch oder ähnliches. Die Transitenergie sandte hyperschnelle Schockwellen in das All, doch kaum war die MUGÝAË wieder verstofflicht, donnerte die Stimme des Orters, eines Mutaraners, durch die Brücke.

„Ortung zeichnet fremde Objekte. Eine primitive Plasmarakete auf Kollisionskurs mit einem Gebilde im Orbit des vierten Planeten, ein Zerstörer der Liga ohne Kennung im Anflug auf den Orbiter, ein großes unbekanntes Kugelgebilde hinter dem Zerstörer. Achtung, Zerstörer eröffnet Feuer auf den Orbiter.“

„Alarm!“, schrie IlůTum! „Schilde hoch, Waffen bereit!“ Schrille Geräusche zwangen die Besatzungsmitglieder der MUGAÝAË auf ihre Stationen.

„Einen Warnschuss in den Schirm des unbekannten Zerstörers!“ schrie die Wyva. „Verdammte Renegatenbande!“

*

„Da kommt aus dem Asteroidengürtel etwas auf uns zu!“ rief Tus Neeg.

„Was? Alarm, klar Schiff zum Gefecht!“ Der Hauptmann ging kein Risiko ein, auch wenn er sich nicht vorstellen konnte, was auf die POBTAXHA zukam. „Wer soll denn hier und jetzt kommen, die Koboer können doch noch nicht …“ Nuva Tses hatte sofort die Raketenartillerie klar gemacht.

„Feuerbereit!“ meldete sie.

„Das sind keine Koboer!“ stellte Hma Neev ruhig fest. „Das ist etwas ganz Unbekanntes!“

„Wenn schon.“ knurrte Nuva. „Eine Salve, Chef?“

Tus Heev hatte über die offene Leitung alles mitbekommen. „Wir beeilen uns! Wehrt euch!“ rief er, Nuva legte die Hand auf den Feuerknopf und hob fragend eine Augenbraue. Beinahe gleichzeitig raste ein Energiestrahl ganz dicht an dem Landeschiff vorbei, so nahe, dass der Bodenteil rot zu glühen begann. Ein Funkenregen überschüttete die Astronauten, als die Leitungen von der Energie des Treffers überladen wurden, der außer Licht und Hitze auch eine Menge elektrischer Energie zu übertragen schien. Die Temperatur im Inneren der POBTAXHA stieg rapide an, Rauch quoll aus den Lüftungsgittern, Tus Neeg hieb auf den Schalter für die Triebwerksmagnetfelder, und die Offizierin an den Raketenwerfern zögerte nicht länger. Vier Raketen schossen, lange Feuerschweife hinter sich herziehend, dem Feind entgegen, während an Bord

der POBTAXHA das lange trainierte und organisierte Chaos des Katastrophenfalles ausbrach.

*

AsæMůgs Kegelschiff, welches die POBTAXHA beschossen hatte, neigte sich zur Seite und ergriff mit höchster Beschleunigung die Flucht, in den Energieschirmen verglühten die Sprengköpfe der konföderierten Sprengköpfe. Der Warnschuss des Zerstörers brachte die Schirme nur kurz zum Leuchten. Die Wyva lachte gallig auf.

„SO weit seid ihr primitiven Trottel noch lange nicht, dass ihr mir gefährlich werden könnt. Rückzug! Und die Leute auf diesem verdammten Zerstörer sollen sich doch zuerst einmal im System umsehen, ob sie etwas finden können. Wenn sie dann wieder abgezogen sind, übersiedeln wir eben doch."

„Hinter uns!" schrie der Wobater an den Ortungsgeräten laut auf. „Eine große, unbekannte Kugel, wahrscheinlich ein Raumschiff!"

Die Kommandantin sprang auf. „Was? Wo ist es?" Eine schnelle Schaltung brachte die PHILIP K. DICK auf den Bildschirm des Renegatenzerstörers, und AsæMůg sank das Blut aus dem Kopf. Ein dünner Lichtfinger sprang von der Kugel zu den Schirmen ihres Schiffes, die augenblicklich zusammenbrachen, ein irgendwie weich wirkendes, blasslila Energiefeld umhüllte das Schiff, dessen Besatzung von einem Augenblick zum anderen das Bewusstsein verloren. Das Traktorfeld, mit dem das Kugelschiff den Zerstörer wieder heranholte, konnten sie nicht mehr sehen.

*

„Hauptmann! Wir empfangen Funksignale!“ Nuva hatte das Funkgerät wieder in Ordnung gebracht.

„Sagen sie dem Major …!“ rief Ntses, ohne sich umzudrehen.

„Nicht vom Major, Hauptmann! Sehen sie doch selbst!“ Der Hauptmann drehte sich langsam um. Nuva Ntses war eine hervorragende Offizierin, wenn sie ein direktes Eingreifen ihres Vorgesetzten für nötig hielt, kam der Spruch entweder vom Konus oder der Kugel. ‚Und beide sehen wahrscheinlich aus wie wir und sprechen auch noch perfektes Miangisch!‘ dachte er ironisch bei sich. Nun, das Wesen auf dem Kommunikationsbildschirm sah tatsächlich den Miangern ähnlich, es war nur bei weitem breiter gebaut, die Ohren seltsam rund und unbehaart, obwohl es nicht alt wirkte.

„Mein Name ist Captain Gregory Walsingham vom Planet Erde, und ich kommandiere das Raumschiff PHILIP K. DICK. Benötigen sie Hilfe?“ Dolpin umklammerte die Lehne des Sessels, hinter dem er stand.

„Haben sie uns nicht gerade beschossen, oder war das nur ein nettes Hallo?“, fragte er ein wenig unwirsch. Das Wesen Gregory Walsingham zeigte seine Handflächen.

„Wir haben nicht auf sie gefeuert, Hauptmann Dolpin, aber wir holen den Verantwortlichen gerade heran!“

„Wenn ich mich einmischen darf?“ Das Bild auf dem Monitor teilte sich und ein Wesen mit für die Augen des Miangers sehr stark ausgeprägten weiblichen Formen und großen, dreieckigen Ohren erschien neben dem Gregory – Wesen. „Ich bin Kapitän IlůTum vom Ligazerstörer MUGAÝAË. Darf ich fragen, was sie hier machen?“

„Nun, Kapitän, zuerst können sie mir erklären, warum dieses Schiff in meinem Traktorfeld, das dem ihren wie ein Zwilling gleicht, auf diesen primitiven Orbiter, der ganz offensichtlich in dieses System gehört, gefeuert hat?“ Walsinghams Stimme war allmählich lauter geworden, Ntses Dolpin musste schlucken. Primitiver Orbiter, der Stolz der Technik vom Lub Mor. Nun ja, im Vergleich zu Raumschiffen, welche offensichtlich Lichtjahre überwinden konnten, war die POBTAXHA tatsächlich primitiv. Er überwand seinen Stolz, als wieder ein Schwall übelriechenden Rauches aus der Klimaanlage kam und ihn zum Husten brachte.

„Unsere Sauerstoffanlage ist wohl etwas beschädigt“, bekannte er, und brachte seine Lage wieder in Erinnerung. „Aber ich wüsste nicht, wie sie einen Anschluss herstellen können, um uns zu versorgen!“

„Keine Sorge!“ versprach Walsingham. „Wenn Kapitän IlůTum die Rettung erlaubt?“

„Natürlich!“ die Frau drehte ihre Hand mit gespreizten Fingern einige Male im Handgelenk. „Wir werden später noch mit einander sprechen, wenn die Gefahr für die Personen von Lub Mor vorbei ist!“

„Traktorstrahl, aber vorsichtig!“ befahl Major Walsingham, dann bemerkte die Besatzung der POBTAXHA eine leichte Beschleunigung, ein Schott öffnete sich und langsam wurde der Orbiter in einen großen Hangar gezogen, ebenso, wie sie jetzt sahen, das Landeteil unter Major Tus Heev. „Bitte warten Sie noch ein wenig“, sagte Walsingham über die Funkanlage, während Schaum über beide Schiffe sprühte und wieder weggespült wurde. „Jetzt können sie ihre Luken öffnen und aussteigen, die Atmosphäre wird ihnen zusagen. Ihre Waffen bitte ich sie allerdings in ihren Schiffen zu lassen.“

Die Besatzungsmitglieder der POBTAXHA hatten sich bedrückt begrüßt, so war das Wiedersehen nicht geplant gewesen. Major Tus Heev hatte gesehen, wie das kegelförmige Schiff das Orbitalmodul angegriffen hatte und dann den Schuss der PHILIP K. DICK gesehen, auch, wie sich der Kegel plötzlich wieder näherte, nachdem er bereits auf der Flucht gewesen war. Jetzt führte er seine Mannschaft durch die Gänge einer für seine Verhältnisse riesigen Kugel und folgte dabei einem blauen Punkt, der vor ihm durch die Gänge schwebte. Dann standen sich Menschen und Mianger endlich von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Es waren keine gravierenden Unterschiede im Aussehen zu bemerken. Die Mianger waren an die zwei Meter groß und sehr schlank, ohne aber so dürr und zerbrechlich wie die galaktischen Mediziner zu wirken, sondern durchaus muskulös aussehend. Sie hatten helle Haut, etwas langgezogene, aber ansonst menschliche Gesichtszüge, welche leicht zu unterscheiden waren, und große, spitze Ohren, an deren Spitzen kleine, seidige Pinselchen zu sehen waren. Die Formen der Frauen waren aus menschlicher Sicht eher bescheiden ausgefallen, sogar die zierliche Ishi Matsu wirkte für miangische Augen etwas drall. Die Formen von Doktor Jean Thureaux waren für die Mianger eher die einer übertriebenen Sexbombe in einem Trickfilm, obgleich ihre Figur für menschliche Anschauungen eher durchschnittlich wirkte. Der etwas stämmige Gregory Walsingham war mehr als doppelt so breit wie der bei den Miangern als athletisch und bullig geltende Unteroffizier Tsov Manee, und die sogar bei den Miangern als zart geltende Biologin Tauba Quabloj hatte auf ihre 197 Zentimeter Größe einen Taillenumfang von etwa 41 Zentimeter, welchen der Major mit beiden Daumen und Zeigefingern locker umfassen hätte können, wenn er es darauf angelegt hätte.

Der Kommandant der PHILIP K. DICK brach als erster das Schweigen.
„Willkommen an Bord unseres Schiffes, Major, meine Damen und Herren“, sagte er, indem er einen Schritt vortrat und wie schon einmal die offenen Handflächen

zeigte. „Ich muss gestehen, wir kennen sie alle von den Übertragungen nach Lub Mor.“ Tus Heev machte ebenfalls einen Schritt nach vor und spreizte die Finger beider Hände.

„Da sind sie im Vorteil, Captain. Wir wissen nichts über sie! Trotzdem danke ich für die netten Worte.“ Walsingham wies auf seine Begleitung. „Wenn ich vorstellen darf? Special Officer Ishi Matsu, Doktor Jean Thureaux, Doktor Maria Mgabao, Special Officer Tako Kakuta, Professor Chen WuLing! Doktor Mgabao ist Ärztin, wenn sie medizinische Hilfe benötigen, steht sie mit ihrem Team gerne zu ihrer Verfügung.“ Heev warf Dolpin einen Blick zu, der eine unbestimmte Geste machte.

„Wir danken für das Angebot, aber wir haben derzeit nicht viel zur Bezahlung anzubieten. Wenn sie keine Naturalbezahlung akzeptieren, könnte ich, könnten wir nur noch Schuldscheine ausstellen!“

„Naturalbezahlung?“ Walsinghams Braue hob sich. „Ich hoffe doch nicht, dass damit …“ Ishi flüsterte ihm ein kurzes Wort zu. „Oh!“ machte er dann. „OH! Das wird, das wird beides nicht nötig sein, denke ich. Bitte seien sie meine Gäste.“

„Aber…“ Heev sah sich um. „Aber, das ist doch der Preis der Freiheit. Schulden müssen bezahlt werden, und es gibt kein Mittagessen umsonst“, zitierte er eine stehende Redewendung in der Föderation Miango.

„An Bord der DICK schon!“ brummte Walsingham und zeigte auf ein Buffet, auf dem verschiedenste Speisen und Getränke angerichtet waren. „Ich werde meine Gäste nicht verhungern lassen, und ich werde die Notlage meiner Mitmenschen nicht für persönliche Vorteile ausnützen!“

„So etwas behaupten die Koboer auch oft!“ warf Nuva Ntses ein.

„Aber die Kobos sind ja auch nicht so frei wie wir“, merkte Tus Neeg, der dritte Pilot, an, während Unteroffizier Hma Neev misstrauisch fragte: „Seid ihr etwa Koboisten?“

„Weder Koboisten noch Kommunisten“, warf Jean Thureaux ein. „Vielleicht wäre Sozialkapitalisten tatsächlich eine brauchbare Wortschöpfung, um unser System zu beschreiben!“

„Bei uns hat die Freiheit des Individuums einen hohen Stellenwert!“ erklärte Ishi den Besuchern. „Trotzdem wird es als eine Tugend angesehen, wenn derjenige, der viel besitzt, demjenigen, der Bedürftig ist, seine Hilfe anbietet, wenn er in der Lage dazu ist. Das ist so etwas wie eine Gutschrift auf dem Konto des Karmas, des Schicksals, oder wie auch immer man es nennen will, damit man selber auch Hilfe erhält, wenn man in Not gerät! Es gab und gibt allerdings leider auch bei uns immer noch Personen, die anderen eine rasche Hilfe verweigern und einzig auf das eigene Wohl bedacht waren und sind, aber seit einiger Zeit werden sie wieder weniger. Dafür ist bei uns die Bezahlung mit Dienstleistungen eher selten, wir bezahlen aber manchmal für diese Dienste. Aber bitte, essen und trinken Sie. Wir werden uns schon einigen.“

Tus Heev machte eine zustimmende Geste. „Danke, Special Officer Matsu. Verhandeln wir später, wenn wir mehr von einander wissen.“ Captain Gregory Woolsingham schnippte mit den Fingern, eine Geste, welche bei den Miangern Ratlosigkeit hervorrief.

„Da fällt mir ein – wir haben ja noch Kapitän IlůTum in der Leitung!“

„Eine alte Redensart in unserer Heimat“, flüsterte Ishi Tus Heev zu. Der ‚nickte‘, anschaulich genug waren die Worte gewesen. „Kapitän, gesellen sie sich doch

bitte zumindest virtuell zu uns und erklären sie einmal, was da los ist!“

Die Besatzung der POBTAXHA prallte zurück, als IlůTum auf der anderen Seite des Buffets plötzlich zu materialisieren schien.

„Das ist nur ein Hologramm“, erklärte die Telepathin Ishi Matsu.



„Ohne Untersuchung kann ich nur spekulieren, Major!“ Die Wyva sah von einem zum anderen. „Ich bin von der Akademie der Liga der fünf Welten beauftragt worden, eine Überprüfung der soziologischen und technologischen Fortschritte in diesem System vorzunehmen. Wenn ein Volk die interplanetare Raumfahrt erreicht hat, ohne sich zu zerstören, bietet die Liga zumeist einen Beitritt an. Damit bekommt dieses Volk auch den Zutritt zur interstellaren Raumfahrt. Auf einigen Asteroiden sind Beobachter stationiert, welche eigentlich den Start und den Verlauf dieser Expedition Miangos melden sollten, als ersten Schritt der Völker Lub Mors zur Raumfahrt. Da werden einige Köpfe rollen, das verspreche ich ihnen, ich vermute hier ganz stark Korruption. Und noch andere Verstöße gegen Ligarecht.“

„Auf einen Beitrittskandidaten zu feuern macht in meinen Augen nur Sinn, wenn dadurch eben jener Beitritt verhindert werden soll. Dann gibt es etwas Wertvolles hier in diesem System, das irgend jemand ganz stark will!“

Wieder machte IlůTum die Handbewegung mit gespreizten Finger, wohl das Äquivalent zum menschlichen Nicken. „Stellarium, Major. Ein seltenes, stark radioaktives Element, das wir ganz dringend und in nicht geringen Mengen für saubere Energiegewinnung benötigen. Manche Renegaten schrecken vor nichts zurück, um ihre Quellen zu erhalten. Auch nicht vor Mord!“

„Ich verstehe!“ nickte Walsingham versonnen. „Haben sie es schon einmal mit Antimaterie versucht?“

„Antimaterie?“ IlůTums Körper spannte sich aufgeregt. „Haben sie eine Möglichkeit gefunden, Antimaterie und im weiteren sogar Energie daraus herzustellen? Saubere Energie, ohne ständig neue Planeten und Asteroiden auf der ewigen Suche nach radioaktivem Material auszubeuten?“

„Das haben wir!“ antwortete Walsingham.

„Das wird das Konzil, oder doch zumindest einige Mitglieder freuen.“ IlůTum massierte gedankenverloren ihr linkes Ohr. „Aber einige andere werden alles unternehmen, diese Methode zu unterdrücken, um weiter eine Menge Geld mit Stellarium zu verdienen. Ich möchte ihnen zur Vorsicht raten, und so viel größer als mein Zerstörer ist ihr Schiff ja nun auch wieder nicht.“

„Groß genug!“ meinte Walsingham leichthin. „Und jetzt möchte ich ein Enterkommando auf dieses Schiff in meinem Traktorfeld entsenden. Wenn sie so freundlich wären, uns mit dem Öffnungsmechanismus vertraut zu machen?“

„Diese Personen sind immerhin Bürger der Liga und genießen einige Rechte“, warf eine Stimme an Bord der MUGAŕAË ein.

„Entschuldigen sie, ich möchte ihnen allen Oberleutnant IpœMûp vorstellen, meine Stellvertreterin an Bord.“ IlůTum zog eine weitere Wyva in den Erfassungsbereich der Kamera. „Sie hat natürlich recht. Andererseits hat die Besatzung ein Raumschiff dieses Systems angegriffen. Übrigens, wie hindern sie diesen Zerstörer derzeit an der Flucht. Eine Art Fesselfeld, nehme ich an?“

„Ganz richtig!“ nickte Walsingham. „Und eine gebührende Portion Narkosestrahlen!“

„Also sind die Wesen an Bord bewusstlos!“ folgerte IpœMûp. „Dann, um alle rechtlichen Probleme zu vermeiden, schlage ich vor, dass die Besatzung des Zerstörers von einem gleich starken Team aus Miangern, Terranern und Soldaten der Liga verhaftet und nach Lub Plaub verbracht wird, wobei Terraner und Ligisten den gesetzlichen Vertretern der Konföderation Miango behilflich sind, in deren Hoheitsgebiet wir uns derzeit befinden. Der Zerstörer, dessen Namen wir nicht kennen, wird deaktiviert in einen Orbit um Lub Plaub gebracht, bis unsere Verhandlungen abgeschlossen sind.“

„Oberleutnant IpœMûp war graduierte Juristin, ehe sie den Ruf der unendlichen Weiten verspürte“, informierte IpœMûp. „Ich denke, diese Regelung ist durchaus gerecht?“

„Ich sende einen Transporter“, zeigte sich der Terraner einverstanden. „Mit wie vielen Personen müssen wir etwa rechnen?“

„Nun, üblich sind einhundertsechzig Besatzungsmitglieder bei einem Zerstörer dieser Größenordnung. Aber da sind siebzig Marineinfanteristen dabei. Platz finden etwa zweihundert.“

„Also den Shuttlebus mit zweihundert Sitzen. Dazu sende ich zwei flugfähige Panzer mit, und ein Minishuttle zum Transport von Major Tus Heev und seiner Mannschaft! Einverstanden, Major?“

„Ich fürchte, ich werde einen Piloten brauchen“, sagte Tus Heev leise. „Ich habe keine Ahnung von den Instrumenten ihres Fluggerätes.“

„Das werden sie ganz schnell lernen, Major. Das und noch mehr, denke ich. Gehen sie mit Doktor Mgabao und lassen sie sich untersuchen, dann holen sie ihre Bewaffnung aus der POBTAXHA, das blaue Licht führt sie zuerst zu ihrem Schiff und dann in Hangar acht. Ihr Transporter wird dort auf sie warten. Kapitän, in einer Stunde? Wenn die Ärztin länger benötigt, melde ich mich.“

„Es wird permanent auf dieser Frequenz jemand bereit sein, ihnen zu antworten. Ich bereite in der Zwischenzeit zwei Jäger, einen Truppentransporter und zehn Infanteristen vor!“

*

Die Laservisiere, die auf dem Waffen der Ligastreitkräfte montiert waren, zeichneten grüne Punkt überall dorthin, wo ihre klobigen Waffen hinzeigten und wo auch die knapp unter einem Millimeter durchmessenden und von starken Elektromagneten angetriebenen Flechettes einschlagen würden, sobald der Schütze den Abzug betätigte. Trotz des kleinen Kalibers besaßen diese Waffen großes Zerstörungspotential, wenn der Abzug bei der Einstellung ‚Dauerfeuer‘ gedrückt blieb, setzte die Waffe zwanzig Nadeln in der Sekunde frei, welche mit großer Beschleunigung und Genauigkeit ihr Ziel trafen. Die Einstellung, welche IlůTum befohlen hatte, war ein Feuerstoß von drei Pfeilen, offenbar legte sie Wert darauf, Gefangene zu machen. Nicht unbedingt unversehrt, aber lebend.

Nach einem gründlichen Verhör, so hatte sie klar gemacht, wäre ihr egal, was die Mianger mit wem anstellten. Zuvor aber wollte sie Informationen. Zu diesen grünen Punkten gesellten sich die roten der miangischen Visiere, diese waren auf noch klobiger wirkenden Handfeuerwaffen montiert, welche auf der Basis miniaturisierter Raketen arbeiteten. Nur die Punkte auf den terranischen Betäubungsstrahlern waren nicht für jeden sichtbar, sondern nur für das abgestimmte HUD in den Helmvisieren der Benutzer.

Die Soldaten der Liga hatten die Schleusen bedient und dann den Miangern den Vortritt gelassen, immerhin waren sie nur zur Unterstützung anwesend. Durch Zurufe wurden die dreißig Personen zur Brücke dirigiert, auf welcher sich ein Dutzend verschiedener Wesen aufhielt. Wie die Infanteristen des Ligazerstörers bestätigten, stammten alle von einem der fünf Planeten, aus denen sich die Liga derzeit zusammen setzte. Die einstellbaren Fesseln der Ligasoldaten legten sich klickend um die entsprechenden Handgelenke, dann wurde der Antrieb herunter gefahren und alle Systeme mit Ausnahme der Lebenserhaltung abgestellt. Gemeinsam wurde die immer noch bewusstlose Brückenbesatzung zum Shuttle gebracht und dort gesichert, die bewaffneten Piloten kannten ihr Handwerk und würden dafür sorgen, dass kein Gefangener entkam. Vorerst mussten eventuelle Krämpfe oder sonstige Anfälle eben warten, bis ein Arzt der Liga eine Diagnose stellen konnte, die Wachen waren nicht bereit, auch nur das geringste Risiko einzugehen. Danach wurden von 10 Teams aus je drei Personen alle Räume durchsucht, bis der namenlose Zerstörer wirklich leer war.

Während dieser Zeit hatten die Roboter der PHILIP K. DICK mit dem Einverständnis der Mianger, welche auch die Kommunikationsgeräte der PHILIP K. gerne für einen Bericht an ihre Vorgesetzten nutzten, einige Baracken als Behausung für die Gefangenen und auch für deren Wächter auf Lub Plaub

aufgestellt, mit einigen Bequemlichkeiten für alle Seiten. Besonders die Mianger genossen die erste heiße Dusche seit langem, für sie ein lange entbehrter Luxus. Auch die Sauna wurde von den Personen aller drei Schiffe gerne benutzt, und hier war zu bemerken, dass es mehr Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen gab als Unterschiede, mehr Verbindendes als Trennendes. IlůTum sandte ein überlichtschnelles Beiboot zu ihrer Basis, um nicht nur die Akademie zu verständigen, sondern auch YmaPoni und JolPotur zu verständigen. Auch Captain Walsingham erstattete Bericht, allerdings per Wurmlochkommunikation und nicht mit einem Kurier.

Während des Verhöres von AsæMůg erbleichte Ishi Matsu einmal und drängte auf eine Unterbrechung. Posten brachten die Wyva wieder in das von Robotern umstellte Lager, währen die Japanerin tonlos von den Asteroidenminen und den entführten Sklaven berichtete.

„Dann hatten YmaPoni und JolPotur also doch recht!“ IlůTum akzeptierte die telepathische Begabung Ishis ohne Schwierigkeiten, und auch die Mianger sahen darin kein Problem.

„Nicht einmal Kobos sollten dieses Schicksal erleiden“, sagte Daja Sibseg. „Ich habe denen einige unschöne Narben zu verdanken, und wenn es noch einmal zum Krieg kommen sollte, würde ich jederzeit wieder gegen sie kämpfen. Aber Sklaven in einer radioaktiven Hölle, Leute, das ist nicht richtig! Da müssen wir etwas machen.“

„Was denn?“ Major Tus Heev trommelte mit den Finger auf dem Tisch. „Wir müssen doch froh sein, wenn wir wieder nach Hause kommen!“

„Oh, das ist das kleinste Problem.“ IlůTum zog die Nase kraus, als hätte sie einen unangenehmen Geruch wahr genommen. „Wir müssen doch ohnehin die Renegaten arretieren. Wenn sie uns dabei unterstützen wollen? Ihr Sold besteht aus einem Flug nach Lub Mor, wir können sie und die Geretteten ja schlecht irgendwo abladen. Und unsere Regierung würde ohnehin bald Verbindung mit ihren Staaten aufnehmen.“

„Sehe ich das richtig, dass wir dann auch Koboisten in eine Weltregierung aufnehmen müssten?“, fragte Unteroffizier Hma Neev unglücklich. „Dann verlieren wir doch unsere Freiheit!“

Tus Heev zauste ihre Ohrpinsel. „Aber wir erhalten die Möglichkeit, noch viel weiter hinaus zu den Sternen zu fliegen, Hma. Sehr viel weiter als jetzt. Und dann wird es an uns liegen, wie wir unsere Kultur bewahren und gleichzeitig die der Liga und der Terraner respektieren!“

„Das ist ein Wort“, rief Walsingham. „Wilkommen im Klub, Freunde.“

„Wir sollten uns jetzt nur noch um die Kleinigkeit der Befreiung der Lub Morer und wahrscheinlich auch anderer Wesen kümmern“, warf IlůTum ein. „Ich stelle ein Team zusammen!“

„Wir werden uns gerne beteiligen“, rief Captain Walsingham. „Unsere Kampfroboter können ganz leicht mit Betäubungsstrahlern ausgerüstet werden. Wir haben es mit einer Geiselsituation zu tun, also empfiehlt sich der Einsatz nonletaler Waffen.“

*

„Willkommen, meine Damen und Herren, hier ist wieder TVKM, mein Name ist Madria Khand. Heute ist das wohl bedeutendste Ereignis der Geschichte unseres Heimatplaneten Lub Mor. Denn heute hat nicht nur die Konföderation Miango mit den Volksdemokratien Kobo endgültig Frieden geschlossen, sondern heute betreten jene Wesen, welche sowohl unsere Helden der POBTAXHA gerettet als auch viele unserer Mitbürger aus allen drei großen Blöcken aus ihrer Sklaverei befreiten, in welcher sie von Fremden gehalten wurden. Ich bitte sie jetzt schon, nicht zu erschrecken, meine lieben Mitbürger, denn die Wesen aus den Weiten des Weltalls sehen nicht so aus wie wir. Teilweise sind sie uns ähnlich, doch gibt es unter ihnen auch Insekten und Saurierartige. Ja, meine Damen und Herren, intelligente Insekten und intelligente Echsen, im Denken aber nicht so sehr unterschiedlich dem unseren. Fünf dieser Völker bilden eine Liga, deren Vertreter bereits mit Vertretern unserer Länder gesprochen haben, und man hat uns die Mitgliedschaft in dieser Liga angeboten. Damit, meine Damen und Herren, damit öffnet sich für die Menschen auf Lub Mor tatsächlich die Tür in ein kosmisches Zeitalter. Auch das sechste bei der Rettung unserer Mitbürger und Mitbürgerinnen beteiligte Volk, das sich Terraner nennt, ist an friedlichem Handel interessiert. Nun, meine Damen und Herren, ich glaube fest daran, dass unsere Völker einer guten Zukunft entgegen gehen! Freuen sie sich mit mir daran! Auf dem Flughafen hat sich schon eine riesige Menge eingefunden, um bei der Ankunft des ersten interstellaren Raumschiffes auf Lub Mor anwesend zu sein. Die Staatschefs unserer Völker sind bereits eingetroffen, und jetzt pünktlich, wie angekündigt, schwebt diese gigantische Kugel majestätisch vom Himmel. Man hat mir erklärt, dass dieses Kunststück mit Hilfe eines Antigravitationsfeldes und eines sogenannten Feldantriebes gelingt, näheres müssen wohl unsere Ingenieure erst lernen. Es wird wohl noch ein wenig dauern, bis unsere eigenen

Schiffe zu den Sternen fliegen können, doch wir werden es lernen und unseren Platz in der Galaxis einnehmen, neben unseren neuen Freunden!“



Juli 2085

✴

Errai II

Feldlager der kaiserlichen Infanterie

Leutnant Ansalô Pïiler von der vierten Kompanie des 225 Regimentes der Infanterie des Kaisers von Beongaë wusste nicht, was ihn geweckt hatte. Seit mehr als zwei Monaten herrschte bereits Waffenstillstand auf den Schlachtfeldern des ganzen Planeten, nicht ganz freiwillig zwar, aber das störte den noch jungen Offizier wenig. Er war durchaus damit zufrieden, dass auf ihn und seine Männer wenigsten derzeit nicht geschossen wurde, dass die stetige Kanonade zumindest bis auf weiteres aufgehört hatte und endlich für längere Zeit so etwas wie Ruhe in den Schützengräben eingekehrt war. Erholsame, heilende, entspannende Ruhe ohne die ewigen Schüsse und das Geschrei der Verwundeten und Sterbenden. Ohne die Gefechtsfeldbeleuchtung jede Nacht, gleißend helle Magnesiumfackeln, die an Fallschirmen langsam zur Erde schwebten. Wenn es nach ihm ginge, könnte aus dieser Situation gerne ein Dauerzustand werden. Oder besser noch, auf unbestimmte Zeit auf Heimaturlaub gehen und dort bleiben und friedlich arbeiten, bis er das Pensionsalter erreichte, mit Paaraleë ein paar Kinder in die Welt setzen und nie wieder etwas vom Krieg hören. Leider wusste Leutnant Pïiler nicht, dass er diesen Gedanken mit vielen seiner Kameraden teilte, die Angst vor dem Ruf als

Verräter und Feigling stak allen noch zu tief im Denken. Er trat aus seinem Zelt, um die Latrine aufzusuchen, und nur langsam registrierten seine Sinne, dass über Nacht beinahe kniehohe Pflanzen mit gelben Blüten gewachsen waren. Kopfschüttelnd blieb er verwundert stehen und betrachtete die Blumen, hielt sein Gesicht in das seltsam weich anmutende Licht an diesem Morgen. Ein Gefühl war da auf einmal in seiner Brust, ein Sehnen, ein Drängen, ein Ziehen, dass er nicht wirklich einordnen konnte.

Aber bevor er diesem Gefühl nachging, musste er noch rasch etwas Flüssigkeit vom Vortag los werden, das war jetzt im Moment der mächtigste und naheliegendste Drang. Er betrat das Latrinenzelt, öffnete die Hose, um sein Wasser abzuschlagen und begriff endlich die Situation, im wahrsten Sinne des Wortes. Die Schuppen in seinem Intimbereich waren über Nacht sehr viel weicher geworden und würden sich in den nächsten Tagen komplett zurück bilden, der Körper bereitete sich auf eine Paarung vor. Monate zu früh, und ohne die Pheromone seiner Frau wahrnehmen zu können, die in der kaiserlichen Hauptstadt war. Die zweite Sonne war offenbar nahe genug gekommen, die Erzählungen der Alten stimmten also, das war die goldene Zeit, schon von der Farbe des Lichtes her. Auch Paaraleës Schuppen wären jetzt schon in Veränderung, so wie bei allen Menschen des Planeten, es war an der Zeit, sofort nach Hause zu gehen, die nächsten 15 Jahre würde niemand auf dem Planeten Miïmïën kämpfen. Arbeiten ja, natürlich, aber niemand würde sich viele Kilometer von zu Hause entfernen und schon gar nicht mit einer Waffe in der Hand. Der junge Mann sah noch einige Zeit verträumt in die Ferne, doch dann trat er entschlossen nach draußen, wo schon einige Männer unterwegs nach Hause waren, zu Fuß zur Bahnstrecke, auf einem gefundenen Pferdewagen auf den schlammigen Straßen, die Fahrer der Kettenfahrzeuge ließen Männer aufsteigen, die in die gleiche Stadt wollten – oder auch in eine Stadt in der Nähe

der Route. Diesen Massen schlossen sich immer mehr und mehr Soldaten an, die alle einem Ziel weit hinter der Front zustrebten. Kein Feldgendarm würde sich dieser Flut in den Weg stellen, kein einziger. Denn sie alle wurden Teil dieser Welle, die sich mit unaufhaltsamer Macht von der Front weg bewegte. Es überkam Offiziere, Unteroffiziere und Chargen ebenso unerbittlich wie die gemeinen Soldaten. Neben Ansalô hupte ein motorisiertes Fahrzeug, am Steuer saß sein alter Freund, noch von der Schule her, Leutnant Diweët Miih-Gyă und ein weiterer Leutnant, der ebenfalls aus der Hauptstadt stammte.

„Spring auf, Ansalô!“ rief Diweët Miih-Gyă ihm zu, und der ließ sich nicht zweimal bitten.

„Fahr uns nach Hause, Diweët!“ flüsterte Pïiler, und Miih-Gyă antwortete:

„Nichts anderes habe ich vor, alter Freund! Nichts anderes!“ Der Wagen fuhr los, der fernen Hauptstadt entgegen, zu Paaraleë, zu Treliæë und Mulgawaë.

○

Flugfeld der königlichen Luftwaffe

Hauptmann Gulg-ge Mïil saß in seinem Feldstuhl und las die Zeitung. Von der Zumutung eines aufgezwungenen Waffenstillstands war da zu lesen, von einer Erpressung durch Fremde, von der Gefangennahme des Königs durch eine unbekannte Macht, eine Schande für die Heimat, welche irgendwann Rache erforderte, und dass weiterhin höchste Wachsamkeit die Pflicht jedes Mannes war. Gulg-ge paffte seine Pfeife, die auszugehen drohte, wieder in Glut und brummte zustimmend. Wachsamkeit war immer gut. Er sah hinüber zu seiner Byeôl mit den drei übereinander liegenden Flügeln, und bemerkte, wie Pflanzen wie im Zeitraffer wuchsen und sich plötzlich goldgelbe Blüten öffneten, ein nie

zuvor erahntes Gefühl engte seine Brust ein, er erhob sich kurz entschlossen von seinem Feldstuhl, ging wie ferngesteuert zu seinem Flugzeug, kletterte in die Kanzel und startete den Motor. Leicht wie eine Feder hob die wendige Maschine ab, doch statt wie üblich Kurs auf die Front zu nehmen, folgte der Hauptmann seinem Instinkt und flog in die andere Richtung, wo die zarte Ragunuï mit den smaragdgrünen Schuppen auf ihn warten würde. Auch für den Hauptmann war der Krieg zuerst einmal zu Ende, zumindest für die nächsten 15 Jahre.

○

Nördlicher Ozean, an Bord der MORGENSTERN

Der Rudergast des imperialen Schlachtschiffs MORGENSTERN, Maat erster Klasse Můůt-Gul Hoëgh, beobachtete konzentriert den Kompass und die Umgebung. Sein Befehl lautete, die Position so gut wie möglich zu halten und auf weitere Anweisungen zu warten. Die gleichen Befehle, die auch die Kapitänin vom Admiral erhalten hatte, und der wiederum vom Flottenkommando Nord. Am Horizont waren Rauchwolken zu sehen, dort wartete wohl eine kaiserliche Flotte ebenso darauf, den Angriffsbefehl zu erhalten, doch die letzten Befehle waren eine Art Waffenstillstand gewesen, und der Admiral hielt sich eisern daran. Die Kapitänin trat unvermutet von hinten an den Steuermaat heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Heimatkurs“, flüsterte sie ihm zu, und ohne zu überlegen drehte der Maat das Steuerruder.



„Heimatkurs“, bestätigte er heiser. War die Hand seiner Kommandantin immer schon so heiß auf seiner Haut gewesen? „Heimatkurs liegt an!“ meldete er wenig später, und nach der Wachablöse verließ er verwirrter denn je die Brücke. Die MORGENSTERN dampfte weiter ihrem Heimathafen zu, als die Kapitänin den abgelösten Steuergast zu sich in die Kajüte rief und ihm die Uniform auszog. Sowohl ihre als auch seine Schuppen waren bereits sehr stark zurückgebildet, an den wichtigen Stellen waren sie komplett verschwunden. Sie hatten Glück, als Paar auf dem gleichen Schiff zu dienen, und so konnten sie bereits ihren tiefsten Instinkten folgen, während die MORGENSTERN die seltsam goldene See durchfuhr.

Im Orbit um Errai II

Die 600 Meter durchmessende HMSS GOLDEN HIND umkreiste Errai II, jenen Planeten, der von seinen Bewohnern Miïmiën genannt wurde, auf einer stationären Umlaufbahn. Ihr Kommandant Sir Charles Saint Clair sah ungläubig auf die Bilder, welche von den Sonden übertragen wurden. Eine allumfassende Wanderung hatte eingesetzt, von allen Fronten wanderten oder fuhren die Soldaten in die Städte, ließen die Schützengräben leer und die schweren Geschütze unbewacht zurück.

„Was zum Teufel geht da vor?“, entfuhr es Sir Charles und er schaltete durch sämtliche Drohnenübertragungen. Überall dasselbe, leere Gräben, verwaiste

Geschütze, überall Soldaten auf dem Weg nach Hause, und auf dem gesamten Planeten waren praktisch über Nacht diese goldgelben Blüten aus dem Boden gesprossen. Sofort ordnete er eine umfassende chemische Analyse an, sicherheitshalber sollten die Wissenschaftler Schutzanzüge tragen. Der Kommandant der HIND hatte oft genug gelesen, was Keime, Sporen, Bakterien oder Viren, welche in ein Schiff eindrangen, auslösen konnten. Also befahl er Schutzanzüge, Dekontamination und äußerste Vorsicht, dann holte er die Staatsoberhäupter wieder in dem durch Prallschirme in drei Teile getrennten Konferenzraum zusammen, welcher sonst als Offiziersmesse fungierte.

„Wie es aussieht, müssen sie jetzt allein Krieg führen. Alle Soldaten gehen nach Hause! ALLE!“

„In fünfzehn Jahren werden sie wiederkommen, und dann wehe unseren Feinden“, knurrte General Yainagh von den kaiserlichen Streitkräften, und der königliche General Prïimin schrie zurück.

„Ihr Kriegstreiber werdet eure Strafe bekommen! Unsere Armee wird…“

„Ruhe!“, brüllte Kaiser Pôyi-Ge und König Quyardar ergänzte.

„Noch sind wir die Oberbefehlshaber der Armeen unserer Länder! Und bisher hören wir immer nur von unseren Offizieren, der Feind wolle uns überfallen!“

„Der König aber versichert, er wolle uns gar nicht zerstören, sondern dachte, der Krieg ginge von uns aus und umgekehrt“, sprach der Kaiser.

„Jetzt frage ich mich, ob es nicht unsere eigenen Offiziere sind, welche den Krieg unbedingt weiterführen wollen, um selbst ihre Macht zu erhalten!“

„Was für ein perfider Plan“, Konsulin Pïngjaha schüttelte sich, und Konsul Wyingh ergänzte:

„Wir werden unseren Generalstab gründlich untersuchen müssen, ob dort nicht ähnliche Tendenzen zu finden sind.“

„Da bin ich mir sogar sicher!“ knurrte Pïngjaha. „Irgendwie müssen wir das Militär entmachten!“

General Prïimin lachte nur höhnisch. „Mit welcher Armee wollt ihr das machen? WIR Generäle befehligen die Armeen! Der Kampf wird ewig weitergehen, egal, wessen Hintern den Thron warmhält! Ein Feind findet sich doch immer, und wir Generäle bleiben an der Macht, was auch immer der Monarch glaubt.“

„Uns befehligt ihr Offiziere von Miïmiën nicht“, berichtigte Sir Charles und hieb mit der rechten Faust auf den Tisch. „Ich bin durchaus bereit, den rechtmäßigen Regierungen meine Hilfe anzubieten, und wenn ich extra ein Gefängnis bauen und jeden einzelnen idiotischen General persönlich in Einzelhaft bringen muss, damit dieser verdammte Krieg endlich ein Ende findet!“

„Unsere Kameraden sind vorgewarnt! Sie werden nicht so leicht in Gefangenschaft gehen wie wir“, forderte General Yainagh den Kommandanten der GOLDEN HIND heraus, und der bewies, dass er ein echter sportlicher und britischer Gentleman war.

„Wollen wir wetten?“ fragte er, freundlich lächelnd.



System Morghay

Ghi’eën umkreiste als der vierte von sechs Planeten einen blauweißen Stern der Spektralklasse F, der innerste Planet war eine Gluthölle mit Ozeanen aus geschmolzenem Metall, auf dem Basalt und andere von Vulkangasen aufgeschäumte Steine schwammen und dunkelrot glühten. Auf dem Zweiten herrschte die ewige Düsternis einer schweren Wolkendecke aus verschiedensten giftigen Gasen über einer Suppe aus Molekülen, in denen nur einige wenige angepasste Mikroben ihr kümmerliches Dasein fristen konnten. Der dritte Planet drehte sich sehr langsam um seine Achse, weshalb sich seine Tagseite stark erwärmte und die Nachtseite ebenso sehr abkühlte. Die Folgen waren heftige Stürme des Morgens und des Abends, welche sogar die ansonst permanente starke Wolkendecke hin und wieder aufzureißen vermochten. Fast ununterbrochen ergossen sich Regenmassen über den aufgewühlten Ozean und den wenigen kleinen Inseln, nur tief unter der Wasseroberfläche begann sich soeben mehrzelliges Leben zu entwickeln. Leben, dass den beinahe lichtlosen Verhältnissen der Tiefsee angepasst war und doch das Potential hatte, irgendwann einmal, in vielen Millionen Jahren, das Land zu erobern, wenn der Planet sich endlich etwas beruhigt hatte. Eine Entwicklung, wie es das Leben auf dem vierten Planeten bereits vor Äonen geschafft hatte und Ghi’eën nun in großer Artenvielfalt bewohnte. Selbst intelligentes Leben gab es auf dem Planeten, humanoide Säugetiere, die bis auf nur wenige Unterschiede dem terranischen Homo sapiens sehr ähnlich sahen. Die Knochen wiesen allerdings eine wesentlich größere Dichte auf und die Muskeln waren erheblich stärker. Beides war der sehr viel höheren Schwerkraft im Vergleich zur irdischen Gravitation geschuldet, auf Ghi’eën herrschten 2,4 G. Frauen wie Männer hatten breite, kantige Kiefer, der Kopf war in Höhe der Kinnlinie breiter als in Augenhöhe, der Hals kurz und breit. Außerdem waren beide Geschlechter gleich haarlos an Kopf und Körper, wenn man von den langen Wimpern und den

Augenbrauen absah, doch trotz ihres etwas kantig anmutenden Aussehens waren die Ghi'eëner im Durchschnitt ebenso intelligent wie etwa Terraner, Arkoniden oder Springer, Ssossri oder Topsider. Ihre Hautfarbe konnte von dunklem Schokoladenbraun bis zum tiefsten Schwarz variieren, die Augen waren zumeist blau oder grün. Für die Ghi'eëner hatte das kosmische Zeitalter bereits begonnen, wenn auch erst vor relativ kurzer Zeit.

Die weißblaue Sonne strahlte heiß vom stahlblauen Himmel über dem Kosmodrom von Maikatur, nur vereinzelt zeigten sich winzige, weiße Wölkchen. Kaiserwetter nannte man dieses Bild anderswo im Universum. Die mehrstufige Rakete mit der im Vergleich winzigen bemannten Raumfähre ragte am Startgerüst empor, welches inmitten einer unfruchtbaren Wüste aufgebaut war. Auch das nahe Städtchen, mühsam über kilometerlange Pipelines mit Wasser und über sandige Pisten mit den zum Leben nötigen Dingen versorgt, diente nur dem einen Zweck, das Raumfahrtprogramm des mächtigen Völkerbundes von Taroccanien voranzutreiben und in nicht allzu ferner Zukunft Bewohner des Bundes zum nahen Trabanten des Planeten zu entsenden. Für den jetzt angesetzten Start stand aber erst einmal der Ausbau der Orbitalstation auf dem Programm, die EINHEIT war als Basiszelle für eine spätere, große Station in die Umlaufbahn gebracht worden, die als ‚Umsteigestation' für Mondreisen gedacht war. Schon war ein weiteres Modul in eine im Verhältnis zum ersten Modul nahe Umlaufbahn gebracht worden, die achtköpfige Besatzung des jetzt wartenden Shuttles sollte das Modul mit der Basis verbinden. Weitere Module warteten nur noch darauf, in den Orbit gebracht und ebenfalls montiert zu werden, und auch die Zahl der Zubringer sollte erhöht werden, es waren einige bereits im Bau, ebenso die Trägerraketen, deren erste Stufe in sechs einzelnen Teilen um den riesigen Zusatztank der Zweiten angebracht war.

Sowohl der Bund von Taroccanien als auch ihre Konkurrenten, die Vereinigung von Nordmagrem, hatten bereits Erfolge bei der Installation von Kommunikationssatelliten gefeiert, jede der beiden Mächte hatte bereits einige interkontinentale Fernseh- und Telefonstationen im Orbit, hier funktionierte trotz aller sonstigen Differenzen in der Politik auch die Zusammenarbeit der Blöcke. Sowohl Television- als auch Telekommunikationsfrequenzen wurden international abgestimmt, und auch die Computer waren über Satellit bereits seit langem weltweit verbunden. Doch erst, als die Raketentriebwerke durch viele Starts bewiesen hatten, dass sie sicher funktionierten, hatte man die ersten transatmosphärischen Hopser mit wiederverwendbaren Shuttles versucht, zuerst unbemannt, dann, immer zuversichtlicher werdend, hatte man die ersten Menschen in die Kapseln gesetzt. Von Anfang an hatte man auf mehrfach zu verwendende Flugkörper Wert gelegt, denn eine Person in den Raum zu befördern und dafür eine Menge Material zu verschwenden lag nicht im Charakter der Menschen von Ghi'eën. Sie waren nicht knauserig, wenn es um die Verbesserung der Lebensbedingungen von Lebewesen ging, aber sparsam mit Ressourcen.

Einst, so sagten die Aufzeichnungen, war das anders gewesen, man hatte viele Bodenschätze wie fossile Brennstoffe und Metalle ebenso vergeudet wie Menschenleben, sich riesige Autos, Schiffe und Flugzeuge geleistet, ganz so, als gäbe es keine nächste Generation. Dann hatte ein fürchterlicher konventioneller Krieg gewütet, der keinen Sieger, aber Milliarden Verlierer kannte. Der Krieg rannte sich tot, das Erdöl, mit welchem die Panzer und Flugzeuge betrieben wurden, hatte man sinnlos in die Luft geblasen und für Angriffe verschwendet, die nur wenige Meter Gewinn brachten, welche bald wieder verloren wurden. Die Zivilbevölkerung lernte zuerst in Bunkern zu wohnen, bis auch die Bomber aus Mangel an Treibstoff eines Tages ausblieben, allerdings erst nachdem sie von

vielen Städten nur noch Ruinen übrig gelassen hatten. Die Überlebenden dachten heute anders. Sie gingen sparsam mit den Resten um, welche die Verschwender hinterlassen hatten, nachdem vor allem die Frauen in den Städten des Hinterlandes weltweit eine Revolte gegen die herrschenden Eliten losgebrochen und die Kriegsführung übernommen hatten. Rasch hatten die Damen der Schöpfung die größte Bedrohung für ihren Nachwuchs lokalisiert und mitleidslos ausgeschaltet, um danach mit den Überlebenden der anderen Länder Frieden zu schließen und Unionen zu gründen, die letztendlich zu den beiden heute existierenden Blöcken wuchsen. Im Jahre 2085 terranischer Zeitrechnung regierten Frauen und ein großes Bedürfnis nach Sicherheit den Planeten, daher hatte man sich trotz aller Unterschiede in der politischen Meinung auf friedliche Koexistenz geeinigt, und es ging alles immer nur einen Schritt nach dem anderen vor sich. Heute waren Raketenstarts sichere Angelegenheiten, die unteren Stufen pendelten an Fallschirmen wieder zu Boden und wurden wieder verwendet, auch wenn Metall im Überfluss vorhanden war. Man musste ja nur altes Kriegsgerät wieder einschmelzen. Treibstoff war das größte Problem gewesen, doch mit der Zeit hatte man Ersatzstoffe für das verbrannte Erdöl gefunden und wurde wieder mobiler.

„Rampe räumen! Rampe räumen!“, hallte es aus großen Lautsprechern über das Areal, und jeder, der sich noch in der Umgebung des Startgerüstes aufhielt, eilte nun in die Bunker, ehe diese geschlossen wurden und begab sich durch die geschützten, unterirdischen Gänge in das Startzentrum.

„Alle Systeme bereit, Zündung“, hallte es über das Gelände, die Schotts der Fluchtwege schlossen sich, unter der Rakete entstanden erste Wolken von Abgasen, als die Triebwerke ihre Arbeit aufnahmen.

„Weiterhin alles gut, Schub in fünf … vier … drei … zwei … eins … Schub!“ Unter lautem, grollendem Donnern erhob sich das Gefährt langsam von der Rampe und strebte ins All!

„Start geglückt!“ meldeten die Lautsprecher.

Im Inneren des Shuttels fühlten die acht Besatzungsmitglieder das Vibrieren der Zelle unter den Gewalten der Schubtriebwerke, das Donnern dröhnte in ihren Ohren und der Andruck presste sie in ihre Andruckliegen. Dann, plötzlich, von einer Sekunde zu anderen herrschte Stille, absolute Ruhe, kein Gewicht lastete mehr auf den Frauen und Männern. Rasch überflog der Kommandant die Anzeigen, obwohl die Telemetrie in der Bodenstation ohnehin die gleichen Daten anzeigte. Trotzdem wartete man in Maikatur auf den Bericht aus dem Shuttle, gleichzeitig ein Zeichen, dass die Besatzung einsatzbereit blieb.

„Flight Controll, alle Systeme in Ordnung, wiederhole in Ordnung. Bereit zur Zündung der zweiten Stufe!“ meldete Major Bheri Odheen der Zentrale.

„Bestätigen Bereitschaft!“ kam die Stimme der Flugdirektors aus den Kopfhörern der Besatzung. „Zündung der zweiten Stufe in vier … drei … zwei … eins … Zündung!“ Wieder legte sich der Elefant auf die acht Personen, die Ohren klingelten von dem Dröhnen der Triebwerke, der eben noch dunkelblaue Himmel wurde schwarz, Sterne erschienen vor den Frontscheiben. Viel länger als die Booster der ersten Stufe arbeiteten die Düsen des Shuttles, Liter um Liter saugten die gierigen Triebwerke flüssigen Treib- und Sauerstoff aus dem gigantischen Reservetank und trieben den Orbiter in eine Umlaufbahn, die das Schiff in ein Rendezvous mit der ersten Wohnzelle der Raumstation ‚EINHEIT‘ bringen sollte.

Sobald die Triebwerke schwiegen, legte der stellvertretende Kommandant Edschald Oxēy einen Schalter um und hielt seine Pranke prüfen vor ein Gitter.

„Ventilation läuft“, meldete er. Odeik Nüsseýn sah aus dem Fenster auf die vorwiegend blau-weiß gemusterte Kugel in jener Richtung, die sie übereinstimmend als unten bezeichneten.

„Ihr könnt mich sentimental nennen, aber dieser Anblick berührt mich noch immer!“

„Hört euch das Baby an“, spöttelte Edschald. „Ist gerade erst zum zweiten Mal im Raum und redet wie ein alter Hase!“

„So wie du, Edschald?“, brummte Bheri Odheen. „Ich verstehe Odeik, mich packt es auch immer noch, und es ist mein vierter Flug!“

„Na ja“, wiegelte Edschald ab. „Mir drückt es ja auch noch immer ein Tränchen ins Auge“, gab er dann zu. Eiriin Keinik starrte mit offenem Mund.

„Wer bei diesem Anblick nicht ein klein wenig demütig wird, hat kein Herz in der Brust“, flüsterte sie ergriffen.

„Ich verstehe das nur zu gut!“ Spezialistin Eriśsa Enkling kontrollierte rasch die Anzeigen aus dem Frachtraum, es schien alles soweit in Ordnung zu sein.

„Seht nur!“ Äduna Livin zeigte auf den Horizont. „Gleich geht die Sonne unter!“

„Oh, Göttin, seht nur, ist das schön“, hauchte Enebill Bowers, als die Lichter der Städte und Überlandstraßen wie ein zartes Gespinst sichtbar wurde. „So zerbrechlich und zart, und wir glauben, dass wir die Herrscher der über alles

sind! Wir sollten unser Leben viel mehr genießen und es nicht als selbstverständlich hin nehmen.“

*

„Wohnmodul eins der EINHEIT in Sicht!“ meldete Bheri Odheen über sein Headset an die Flugkontrolle. Noch einige Korrekturen mit den Steuerdüsen, dann dockte das Shuttle an. „Beginne jetzt Kursangleichung mit Modul zwei!“ Auf dem Ortungsschirm blinkte ein Punkt, der Peilsender des zweiten Teils der Station funktionierte einwandfrei. Vorsichtig beschleunigte Major Odheen das Shuttle mit dem angedockten Modul und driftete auf die höhere Bahn und holte das zweite Modul ein. Eriśsa Enkling fuhr den Greifarm aus, während Odheen langsam den Kurs anglich.

„Kontakt!“ meldete Enkling, und dann: „Der Fisch hängt am Haken!“

„Sehr gut! Dann hol ihn ein“, befahl der Missionskommandant, und Eriśsa spielte an den Kontrollen wie ein Virtuose, bis beide Module fest miteinander verankert waren.

„Sechs Stunden Pause, dann wollen wir eins und zwei verschweißen!“ befahl Major Odheen. „Gute Nacht allerseits!“



Opuchi Xi

An Bord der PORTO

Die PORTO hatte den Mond des vierten Planeten angeflogen und sich dort einen halbwegs gut getarnten Platz in einer Spalte im Gestein gesucht. Nur eine Sonde

lag oben im Staub und übertrug den Funk- und Fernsehverkehr zu der Neuronik, die eben versuchte, die Sendungen zu decodieren, welche sie von dem Planeten auffing. Kleine Fortschritte waren durchaus bereits zu verzeichnen, man sollte bald zu einer Verständigung in der Lage sein. Während man darauf wartete, lud Isabella Esteves den Planetologen Oliver Franke ein, sich den versprochenen Fado anzuhören. Etwas anderes gab derzeit sowieso nicht zu unternehmen.



Mísia, die Neuronik, hauchte den Schluchzer am Ende des traurigen Fado von Mísia, der portugiesischen Sängerin aus dem 20. Jahrhundert, und Isabella Esteves nippte an ihrem ausgezeichneten Portwein. Ein Tawney Tordiz von Burmester 2056. Ein besonders guter Jahrgang, nach dreißig Jahren im Eichenfass in Flaschen abgefüllt. Weich, die Süße verbunden mit dem herben Geschmack des Eichenfasses und der pikanten Note des Weinbrandes, mit welchem der Wein veredelt worden war, zusammengefasst zu einem einzigartigen Geschmackserlebnis. Ein kleiner Happen Weißbrot mit Ziegenkäse oder luftgetrocknetem Schinken, vielleicht auch in Weinessig und Olivenöl eingelegte Meeresfrüchte zum knabbern, die Portugiesin wusste das Leben zu genießen und teilte dieses Erlebnis gerne mit ihrem Gast, dem Planetologen

Oliver Franke. Den exquisiten Wein verdankte sie ihren Eltern in der Heimat, die mit der Familie Burmester, welche die gleichnamige Portweinherstellung in der alten Hafenstadt Porto betrieb, verwandt war und so Zugang zu wirklich edlen Tropfen hatten, von denen sie auch Isabella einige Flaschen abgaben. Sie fanden, ihre Tochter sollte auch auf ihren weiten Raumreisen ihre Heimat nie vergessen. Und so genehmigte sich Isabella ab und zu ein Gläschen und bot auch schon einmal eines an, wenn sie das Gefühl hatte, ihr Gast konnte das Angebotene in angemessener Weise schätzen. Bei Oliver hatte sie dieses Gefühl. Der Professor vom Max-Planck-Institut war aus Frankfurt gebürtig, hatte sich aber bereits beinahe überall in der Welt herumgetrieben. Er war zwar noch jung, noch keine 40 Jahre alt, galt aber trotzdem bereits als Legende, als jemand, der eine Gesteinsschicht nur ansehen musste, um Alter und Herkunft zu erkennen. Nun, so gut war er zwar nicht ganz, aber beinahe. Berühren musste er das Material schon noch. Man munkelte, sein Urgroßvater hätte einmal in einem dieser alten Atomreaktoren gearbeitet, welche heute schon lange stillgelegt waren, und er hätte einen Störfall miterlebt, der zu seltsamen Effekten bei seinem Sohn, Olivers Vater, geführt haben sollte. Jakob Franke sollte angeblich nur durch Berührung eines Gegenstandes die Geschichte von Menschen erfahren haben, die das Ding vorher gehalten hatten. Psychometrie nannten es die Forscher, welche Jakob untersuchten, doch sie zogen unverrichteter Dinge wieder ab.

„Ich mach mich doch weder zum Versuchskarnickel noch zum Affen für diese Deppen!“, hatte er erklärt, als seine Frau Elisabeth ihn fragte, warum er so getan hätte, als funktioniere seine Gabe nicht. Nun sah es aus, als hätte auch Oliver diese Begabung, und doch funktionierten auch bei ihm die üblichen Tests nicht.

„Ich muss meinem Paps recht geben“, sagte er nur immer. „Ich bin einfach ein guter Gesteinskundler und Ende Gelände, Schicht im Schacht, aus die Maus.

Avanti Dilettanti, tschüss mit ü und Ciau mit au. Sollen sie sich doch einen anderen Hampelmann suchen!“

Jetzt saß er mit Isabella Esteves in deren Kabine und lauschte einer lange verstorbenen Sängerin, welche den alten portugiesischen Gesang – eben den Fado – damals, am Ende des 20. und Anfang des 21. Jahrhunderts entstaubt, praktisch neu erfunden und so wieder zu neuem Leben erweckt und weit über die Grenzen Portugals erneut bekannt gemacht hatte. Der Fado war wie die Portugiesen und der Portwein, welcher unter Hitze mit Weinbrand veredelt und dann langsam im Fass gereift wurde. Eine Mischung, die mehr geworden war, als nur eine Summe von Teilen, etwas ganz Eigenes und Eigenständiges, so sahen die Portugiesen auch den Fado und sich selbst, und sie waren stolz darauf.

Oliver seufzte im Nachklang des Liedes tief auf und öffnete langsam die Augen.

„Ich habe kein Wort verstanden“, bekannte er. „Ich beherrsche leider kein Portugiesisch. Aber der tiefe Schmerz in ihrer Stimme, wenn Mísia dieses Lied singt, berührt mich tief im Innern!“

Isabella stellte ihr Glas ab und wischte sich die Feuchtigkeit vom Gesicht. „Ich weiß“, sagte sie. „Mísia konnte einfach alle Gefühle erwecken, die sie wollte. Obwohl – der Fado ist ja nie heiter! Aber immer schön.“ Auch Oliver nippte noch einmal an seinem Glas und stellte es dann ab.

„Ich danke ihnen, Isabella. Es war ein Erlebnis der ganz besonderen Art. Ein wirklich schöner Abend.“ Er erhob sich, um zu gehen.

„Das war es, Oliver. Es ist schön, ein solches Erlebnis teilen zu können. Nächstes Mal vielleicht etwas fröhlicheres, bei einem Gläschen Rosé?“ Auch sie stand jetzt auf und begleitete ihn zur Tür.

„Gerne, es würde mich freuen!“

„Dann, gute Nacht, Oliver“, sagte sie und küsste ihn zart auf die Wange.

„Auch Ihnen, Isabella!“

*

Auf dem Zentralen Bildschirm beobachtete die Besatzung der PORTO, wie die Besatzung des Shuttles die zwei Module der künftigen Raumstation parallel ausrichtete. Jedes Modul war eine Röhre mit einer Länge von zwölf Metern und einem Durchmesser von fünf Metern, an vier Seiten waren je zwei Verbindungsstutzen angebracht, hier sollte später, nach dem verschweißen der Wechsel der Besatzungsmitglieder von einer Röhre zur anderen stattfinden. Dazwischen sollten Sicherheitsschotts montiert werden, auf zweien dieser Stutzen waren diese Schotts mit ihren Rahmen bereits montiert, nun wurde das zweite Modul langsam näher gebracht, mit Hilfe von Tauen und Ösen genau ausgerichtet und erst einmal provisorisch mit einigen Schweißpunkten fixiert. Danach wurde sowohl innen als auch außen die endgültige Naht gezogen, um später dann geglättet und poliert zu werden.

Die Röhren erbebten während des Schweißvorganges völlig überraschend mehrere Male, und auf der PORTO konnte man erkennen, wie mehrere Meteoriten einschlugen und eine der Tragflächen und das Leitwerk des Shuttles völlig zerstörten und auch die Module der Station nicht verschonten. In der Station selbst zuckte Odek Nüsseýn zurück, als vor ihm das Metall aufplatzte und eine Vibration verriet, dass ein Stück Materie auch hinter ihm aufgeprallt war. Als er nachsah, fand er es auch, ein Gesteinsbrocken steckte zur Hälfte in der Rückwand des eben erst mit den anderen Teil verbundenen Moduls.

„Göttin, war das knapp!“ entfuhr es ihm, und schon hörte er die Stimme von Major Odheen.

„Der Reihe nach melden. Jemand verletzt?“

Edschald Oxēy meldete sich als erster. „Oxēy hier, alles in Ordnung, Chef!“

„Bei mir auch, Major. Eiriin Keinik!“

„Hier Eriśsa Enkling, alle Werte in der Norm!“

„Enebill Bowers meldet sich wohlauf und unverletzt, Chef!“

„Ich bin Äduna Livin, und ich melde keine Probleme!“

„Bei mir war es knapp. Nüsseýn hier, und ich habe einen der Meteoriten gefunden. Beinahe hätte er mich gehabt.“

„Glückwunsch. Orcun. Wohlauf.“

„Na gut!“ Bheri Odheen atmete etwas auf. „Zurück ins Shuttle!“ Draußen sahen sie dann erst, was die Meteoritentreffer angerichtet hatten.

„Ich fürchte, mit diesem Ding kommen wir nicht mehr nach Hause!“ Eiriins Stimme klang belegt, soeben hatte sie ihr Todesurteil zugestellt bekommen und akzeptiert, traurig, aber auch mit stolzer Ruhe.

„Wir werden Maikatur informieren.“ Auch Odheen klang resigniert. Er wusste, weder Taroccanien noch Nordmagrem konnten noch rechtzeitig eine Rettungsmission in Gang bringen. Noch ehe der Start einer Versorgungseinheit erfolgen könnte, würden die begrenzten Sauerstoffvorräte des Shuttles zu Ende gegangen sein. Eine vielleicht, vielleicht zwei Personen könnten vielleicht lange

genug überleben, aber nicht alle acht, dafür war das Shuttle einfach nicht gedacht.

„Sinnlos! Meinen Sauerstoff könnt ihr haben. Orcun Ende!“ meldete sich die schweigsame Spezialistin plötzlich, dann sah Enebill, wie sie das Ventil der Sauerstoffanlage schloss und die Verriegelung des Helmes öffnete. Die Frontscheibe des Helmes färbte sich rötlich, während aus dem Halsteil des Anzuges eine kleine Wolke puffte und verschwand. Enebill griff nach dem Sicherungsseil und nahm den Versorgungskanister von Orcus Rücken.

„Major?“

„Sie war eine gute Frau und ein stolzer Mensch. Gib ihr einen Bewegungsimpuls nach draußen, es würde ihr gefallen, die letzte weite Reise in diese Richtung anzutreten. Möge die Göttin sie beschützen!“

„Möge die Göttin sie beschützen“, murmelten auch die anderen sechs, dann stieß Enebill die Leiche von sich, damit sie aus dem System treiben konnte.

„Dort!“ rief Eríssa Enkling und wies in Richtung Mond. „Was ist das für ein grelles Licht?“

„Da kommt etwas auf uns zu“, schrie Edschald Oxēy. „Und wir können uns nicht einmal wehren.“ Sekunden später wollte er es auch gar nicht mehr. Ohne Emotionen merkten die sieben überlebenden Taroccaner, wie sie zu einer Kugel gezogen wurden, in der sich eine Öffnung bildete. Dann waren sie in einem hell erleuchteten Schleusenraum, tosende Geräusche verrieten den Druckausgleich, und die Taroccaner nahmen die Helme ab. Eine halbe Stunde verspürten sie den Drang, zuerst einzelne Worte auszusprechen, später ganze Sätze. Dann hörte dieser Drang wieder auf, und von der Decke kam eine weibliche Stimme.

„Bitte legen sie ihre Raumanzüge ab und folgen sie dem blauen Punkt. Der Kapitän wird sie in der Messe willkommen heißen.“ Nun konnten sie wieder staunen, aber bei all ihrer Verwunderung zögerten sie nicht lange, aus den klobigen Raumanzügen zu schlüpfen und in den einfachen Kombinationen der Aufforderung Folge zu leisten. Sie hatten ohnehin nicht mehr viel zu verlieren und lebten bereits einen unverhofften Bonus, dachten sie.

„Sie sehen ein wenig aus wie Ringer“, sagte Korvettenkapitän Isabella Esteves zu Professor Belleneuve. „Breite Schultern, dicker Hals, stark ausgeprägte Muskulatur. Eins-achtzig bis eins-neunzig groß! Wo die hin schlagen, wächst kein Gras mehr!“

„Zwei Komma vier G, meine liebe CO“, antwortete der Wissenschaftler. „Aber sonst wirken sie ziemlich menschlich.“

Jaques Yves de Forgeron pfiff plötzlich. „Génial! Magnifique! Diese Frau ist göttlich!“ Dann öffnete sich die Tür zur Messe und die Ghi’eëner traten ein, beide Seiten musterten sich eine Zeit lang, dann trat Isabella Esteves vor und hob die Hände mit den Handflächen nach vorne in Schulterhöhe.

„Entschuldigen sie die unkonventionelle Weise des Kennenlernens, aber wir wollten keinen zweiten Selbstmord zulassen. Ich bin Isabella Esteves und die Kommandantin dieses Schiffes. Willkommen an Bord der PORTO.“

„Ich bin Major Bheri Odheen und war Kommandant dieses Wracks, das einmal ein modernes Shuttle war. Woher kommen sie und was machen sie hier?“

„Der junge Mann gefällt mir“, übernahm Professor Belleneuve das Gespräch. „Offen und direkt heraus. Also wir kommen von einem Planeten namens Terra, nur 57 unserer Lichtjahre, für ihre langen Jahre wären das etwa 30, von hier

entfernt und wollten einfach wissenschaftliche Forschung betreiben. Dabei hörten wir ihren Funkkontakt und versuchten, die Sprache zu erlernen.“

„Das ist ja ganz vorzüglich gelungen!“ warf Eiriin Kainik ein.

„Hypnoschulung!“ zuckte Ines mit den Schultern. „Keine große Sache. Die schwierigere Frage ist, was machen wir mit ihnen. Moralisch gesehen haben wir nur eine Möglichkeit, wir bringen sie auf den Planeten zurück. Aber das WIE bereitet mir noch Kopfzerbrechen.“

„Lassen sie den jungen Mann mit seinen Vorgesetzten sprechen, mit einer Einladung an beide Regierungschefs zu einer Aussprache“, schlug der Professor vor. „Wir wollen doch nicht, dass ein Krieg um unser Wissens entbrennt.“

„Lassen sie uns später ausführlich darüber sprechen.“ Isabella winkte ab. „Wir haben eine Mahlzeit und Quartiere für sie, damit sie duschen und danach den Schock verarbeiten können. Ein Besuch in der medizinischen Abteilung wird auch nicht schaden. Ich bitte unsere Gäste um ein wenig Geduld. Ich verspreche ihnen, sie werden ihre Heimat wiedersehen!“

*

Die Beleuchtung auf der Brücke der PORTO war gedämpft, und Isabella Esteves hatte die Alpha-Wache dieses Mal selbst übernommen. Sie musste nachdenken, da konnte sie ihrer Besatzung eben so gut ihren Schlaf gönnen. Die Beinstütze ihres Sessels war hochgeklappt, sodass sie halb lag, halb saß, über die Lautsprecher klang Siobhan O’Correys grandiose Interpretation von Crest teMorfs ‚Reise zum Mittelpunkt von Thanthur Lok‘ auf der Harfe. Ein leises Zischen und Licht vom Gang verriet ihr, dass sich die Tür zur Brücke geöffnet

hatte. Als sie sich umdrehte, sah sie die stämmige Silhouette von Major Odheen in der Öffnung.

„Kommen sie schon herein, Major, und suchen sie sich einen Sessel aus.“ Isabella setzte sich etwas gerader. „Ich habe gerade an sie gedacht“, gestand sie. „An sie und ihre Besatzung.“ Odheen drehte den Stuhl des Navigators herum und setzte sich.

„Eine schöne Musik“, bemerkte er. „Aus ihrer Heimat?“

„Teilweise!“ Isabella nippte an ihrem Kaffee. „Wollen sie auch einen? Ein koffeinhaltiges Heißgetränk, sehr beliebt bei uns.“

„Bitte! Und wieso teilweise?“ Esteves erhob sich und trat an die Kaffeemaschine, leises Zischen erklang und der Duft von frischem Kaffee erfüllte den kleinen Raum. „Danke für diesen Luxus, Miss Starlight“, sagte sie mehr zu sich selbst, als sie Bheri die Tasse reichte.

„Welchen Luxus meinen sie?“ Odheen hatte die Worte gehört und wollte etwas über die Fremden lernen. „Den Luxus einer echten Kaffeemaschine statt des früher üblichen Pulverkaffees. Der Hersteller dieses Schiffes hat diese so genannte Espressomaschine zur Standardausrüstung auf der Brücke gemacht. Schmeckt der Kaffee oder sollte er süßer sein?“

„Nein, so ist er perfekt.“ Bheri nippte noch einmal, die zarte Tasse verschwand beinahe in seiner Pranke. „Ich mag einen etwas bitteren Geschmack ganz gerne! Und wie war das mit dem teilweise, also wegen der Musik?“

Isabella lehnte sich zurück und schloss die Augen. „Die Harfenistin, also die Musikerin kommt von Irland, dieses Land gehört zu einem Staatenverbund auf

Terra, der Europäischen Union. Ich komme aus einem Land namens Portugal, das ebenso in dieser Union ist. Der Komponist stammt aus einem weit entfernten Sternhaufen, den wir M13 nennen. Mísia, bitte Darstellung von Morghai, Sol und M13 in der Milchstraße, dann langsam auf den Orionarm zoomen. Hier ist Arkon, Bheri, hier ist Sol und das hier ist deine Sonne Morghai.“

„Interessant!“ der Major musterte die Sternenkarte. „Ihr wisst über Arkon Bescheid, das unendlich weit von eurer Sonne entfernt ist, aber ihr erforscht jetzt erst eure unmittelbare Nachbarschaft? Wieso?“

Esteves lachte. „Weil die Arkoniden zu uns gekommen sind, als wir politisch und technisch ungefähr auf eurem Niveau waren. Aber wir hatten Glück, Perry Rhodan fand die havarierten Arkoniden, sagte sich von der Regierung seiner Heimat los, die das Monopol an dieser Technologie gerne gehabt hätte, gründete eine neutrale Macht und setzte diese Technik ein, um einen drohenden Atomkrieg auf Terra zu verhindern. Dann führte er uns langsam zu den Sternen, und jetzt sind wir hier.“

„Also begann alles mit einem Deserteur?“, fragte Bheri.

„Mit einem Idealisten, dem die ganze Menschheit wichtig war!“ berichtigte Isabella. „Und er hat seinen Abschied genommen.“

Die riesigen, breiten Hände des Taroccaners spielten mit dem Tässchen. „Wir werden ordentliche Becher benötigen, wenn es einmal Ghi’eëner an Bord von Schiffen der Starlight Enterprises gibt“, bemerkte Isabella en passant.

„Was, wie?“ Bheri Odheen war erstaunt. „Wie sollte das denn gehen?“

„So wie bei der Erde.“ Isabella lächelte. „Ihr werdet lernen, diese Technik zu beherrschen und euren Platz in der Galaxis einnehmen. Wir sind keine Kolonialmächte mehr, Bheri, wir unterdrücken niemanden und wir zwingen niemanden etwas auf. Aber wir sind bereit, Handel zu treiben, dann werden Ghi’eëner die Technik erlernen wollen und auf fremden Planeten an die Hochschulen und Universitäten gehen, Abenteurer werden Posten auf Schiffen anstreben und die entsprechenden Akademien besuchen wollen, in wenigen Generationen steht ihr neben uns da draußen und betrachtet es als ganz normal!“

Bheri Odheen starrte immer noch den Bildschirm an, der in der kartographischen Animation den Orionarm von oben zeigte. „Kann ich den normalen Sternenhimmel sehen?“, fragte er leise.

„Misia, bitte visuelle Darstellung der Umgebung“, sagte Isabella, und schon schien sich der Bildschirm in ein Fenster zu verwandeln.

„Ghi’eën ist so schön, und trotzdem zieht es mich da hinaus. Verstehen sie das, Isabella? Natürlich, sonst wären sie nicht hier! Wer ist eigentlich diese Mísia und wo steckt sie?“

„Mísia, würdest du unseren Gast bitte aufklären?“

„Gerne, Korvettenkapitän Esteves. Major, ich bin das neurologisch vernetzte picotronische Computergehirn dieses Schiffes. Ich bin zuständig für alle Routinen wie Lebenserhaltung und Vorratshaltung, ich bin in der Lage, die Steuerung zu übernehmen und die PORTO auf dem schnellsten Weg nach Hause zu bringen, falls die Mannschaft selbst nicht mehr in der Lage dazu ist. Wenn sie etwas

benötigen, fragen sie mich einfach. Zumindest kann ich ihnen verraten, wo sie hin gehen müssen.“

„Ein intelligenter Computer?“, wunderte sich Bheri.

„Nicht nur, Mísia ist eine wirkliche, wenn auch künstliche Person“, berichtigte Isabella.

„Oh!“ Bheri Odheen wandte sich wieder zu seiner Gesprächspartnerin um, der Blick seiner gletscherblauen Augen in dem tiefschwarzen Gesicht war scheinbar immer noch in weite Fernen gerichtet und fokussierte sich erst langsam wieder auf das Gesicht der Terranerin. „Ihr Planet muss sich von unserem unterscheiden, oder hat es andere Gründe, warum hier weniger als die halbe Schwerkraft meiner Heimat herrscht?“, folgerte der Taroccaner.

„Nein, ihre Welt ist tatsächlich größer und schwerer, wir sind diese Schwerkraftverhältnisse gewöhnt. Für uns hat ihre Welt, wenn wir dies hier als eine Einheit betrachten, wir sagen ‚G‘ dazu, herrschen auf ihrer Welt 2,4 G.“

Der Eingang öffnete sich wieder, und die Besatzung der Beta-Schicht traf ein. „Oh, es ist ja schon acht Uhr. Kommen sie, Bheri, ab in die Koje“, forderte Isabella den Taroccaner auf und erhob sich auch selbst. „XO, sie haben die Brücke!“

„Danke Isabella!“ Bheri Odheen begleitetete die Kommandantin hinaus, die auf dem Weg ihren Haarknoten löste und die Frisur ausschüttelte. „Oh, das ist keine Haube?“ fragte Odheen.

„Nein, Bheri, das ist mein Haar!“ lachte Isabella. „Ihr kennt wohl so etwas nicht?“

„Nein, außer Augenbrauen und Wimpern sind wir ohne – Behaarung!“ erklärte der Taroccaner.

„Ach, am gesamten Körper?“, hakte Isabella nach, Odheen bestätigte.

„Am gesamten Körper kein einziges Haar. Na ja, also normalerweise. Es gibt nur ganz wenige Ausnahmen, aber ab und zu gibt es bei Frauen einen leichten Flaum am Kopf. Nicht zu vergleichen mit dieser Menge. Darf ich?“

„Natürlich“, erlaubte Isabella Bheri, dass er durch ihre Haare strich. „Männer können bei uns am ganzen Körper Haare haben“, erzählte sie weiter. „Bei Frauen konzentrieren sich die Körperhaare zumeist unter den Armen, im Intimbereich und in geringerem Ausmaß an Armen und Beinen. Allerdings gilt es bei Frauen als nicht ästhetisch, daher rasieren sich fast alle Frauen zumindest die Extremitäten, die meisten unter den Armen und manche auch im Schambereich.“

„Sie auch, Isabella?“ fragte Odheen, sie lachte.

„Nur unter den Armen, Bheri. Oh, sehe ich da ein interessiertes Funkeln in ihren Augen, Herr Major?“, neckte sie ihn.



„Ich bin ein gesunder Mann, Isabella“, antwortete der Major. „Und sie sind zwar etwas zierlich und sehr klein, aber eine schöne Frau. Selbstverständlich bin ich interessiert, aber nie gegen den Willen der betreffenden Frau!“

„Nun, schlafen sie einmal, Bheri“, entgegnete Isabella lächelnd. „Später werden wir einmal weiter sehen!“



August 2085

Großes Imperium, System YBH-235/99

Thanthur Lok, M 13, war ein Kugelsternhaufen, der von der Erde aus gesehen im Sternbild des Herkules lag. Umgelegt auf eine räumliche Beschreibung ‚über‘ der Spirale der Milchstraße und in Richtung Zentrum der Galaxis, welches – selbstverständlich auch von einem Standpunkt auf der Erde ausgehend – grob ausgedrückt weit hinter dem entferntesten Stern des Sternbildes Schütze lag. Vom Zentrum Thanthur Loks gesehen lag Miridan in jenem dem Mittelpunkt der Milchstraße zugewandten Südteils des Sternhaufens, dort war auch der blaue Ultragigant ‚Imperators Wacht‘, ein Dunkelnebel aus kosmischem Staub und eine winzige Sternenballung, bestehend aus 25 Sternen, die meisten rote und braune Zwerge, alle bereits in den letzten Jahrtausenden ihres Lebens. Es gab allerdings auch sechs gelbe und orangegelbe Sterne der Hauptreihe darunter, einer der gelben war die Urheimat der Chrk’Ochkror, welche die anderen fünf im Laufe der Zeit besiedelt hatten und nach weiteren heißen Sumpfgebieten suchten. Sie fühlten sich in Umgebungen wohl, welche sowohl für die mantiden als auch für die humanoiden Miridaner zu heiß und zu feucht waren. Es ist allerdings einigermaßen erstaunlich, dass diese kleine, aber nicht zu übersehbare

Ansammlung von Sternen, welche in geringer Entfernung zu Thanthur Lok etwas außerhalb der Kugelsternhaufens lag, nie von einer offiziellen arkonidischen Expedition besucht wurde. Zumindest gab es in der zentralen Registratur keinen Hinweis darauf, und auch die Chrk'Ochkror waren bis zur Erklärung der Miridaner zur unabhängigen Republik selbst dem Neurogenten völlig unbekannt. Eine Sage der Sauroiden erzählt zwar von einem mächtigen Beschützer, dieser kann allerdings mit Fug und Recht zu den unrealistischen Mythen gezählt werden. Obwohl – warum sollten die Abkömmlinge von Sauriern ein warmblütiges, humanoides, gottähnliches Wesen erdenken? Wie auch immer, Miridan und Imperators Wacht waren die süd-mittig gelegene Grenze des Imperiums gewesen. Südlich der Ballung der Chrk'Ochkror lagen nur noch Eden und die geheime Station des Usurpators Orbanaschol, die Sonne Edens kaum zu erkennen vor dem Hintergrund des Orionarmes der Milchstraße.

Ebenfalls am mittwärtigen Rand des Kugelsternhaufens, von Miridan aus gesehen jedoch sehr weit nördlich der Republik, lag nur wenige Lichtjahre außerhalb des Sternhaufens M13 das System YBH-235/99. Es handelte sich um ein Doppelsternsystem, dessen beide Komponenten je ein Stern der terranischen Spektralklasse Y waren, welche um ein gemeinsames Zentrum kreisten. Der wärmere der beiden wies eine Oberflächentemperatur von etwa 400 Grad Kelvin, also etwas mehr als 125 Grad Celsius auf, der kühlere knappe 300 Grad Kelvin. Kein Wunder, dass die wärmebedürftigen Arkoniden in jener Zeit, als sie noch aktiv waren und vor allem auch einen etwas deftigen Humor besaßen, die Zwillingssterne als die eisigen Pobacken der Herrin der Unterwelt bezeichneten und auch ihre imaginäre eiskalte ‚Hölle' dort draußen ansiedelten. Jenseits der Pobacken lagen dann nur noch unendlich weit entfernte Galaxien, welche mit freiem Auge kaum oder gar nicht sichtbar waren.

Das System selbst war an sich komplett wertlos. Auf keinem der drei noch vorhandenen Planeten war noch etwas von Wert in signifikanten Mengen zu finden, und so hatten die Arkoniden nur einige automatische Beobachtungssonden hinterlassen, die in dem von den Arkoniden als extrem unwahrscheinlich angesehenen Fall, dass sich im Leerraum nördlich von Thanthur Lok doch einmal etwas tun sollte, die Aufgabe hatten, eine Alarmmeldung abzusetzen. Jahrtausende blieb es erwartungsgemäß still im Leerraum, nur einige Asteroidenschürfer versuchten, doch noch genug Material zu finden, um eine positive Bilanz zu erzielen. Meistens vergebens, doch der eine oder andere fand genug, um wieder einige Zeit seine Expeditionen weiter führen zu können. Dann fingen die Basen eine Hypersignatur auf, ganz ähnlich der einer Transitation durch ein Wurmloch. Genau 51,428 Tontas später kam der zweite Impuls, und ab diesem wurden alle Signale pünktlich alle 51,428 Tontas gemessen. Sofort meldeten die Automaten ihrer Programmierung folgend diese Ortungen nach Arkon, und unverzüglich wurden einige der damals noch aktiven und neugierigen Wissenschaftler abkommandiert, dem Geheimnis auf den Grund zu gehen. Unter Zuhilfenahme anderer rasch aufgebauter Ortungsbasen im mittwärtigen Nordsektor wurden Standort und Entfernung des Phänomens bestimmt, es kam aus dem absolut leeren Nichts und war noch einige Millionen Lichtjahre entfernt. Die freigesetzten Energien mussten jedoch extrem gigantisch sein, um eine Ortung der Durchgänge über diese große Entfernung zu ermöglichen, ein riesiger Körper von zumindest Planetenmasse oder viele, sehr viele kleinere. Die Entfernung war noch viel zu groß, um eine Expedition zu entsenden, die das Rätsel lösen hätte können, selbst die besten Raumschiffe hätten die Entfernung nicht zu überwinden vermocht, also verschob man diese Option auf später. Mit jedem Jahr kamen die Signale näher und näher, die Jahrhunderte und Jahrtausende flossen dahin, die Arkoniden wurden müde und

träge, ihre Neugier galt nur noch dem Simulationsspielen und manchmal noch Essen, Trinken und selbstverständlich dem Sex – so lange sie nicht in Anstrengung ausartete. Die Neuronik übernahm das Große Imperium, mittlerweile war das Signal auf wenige Lichtjahrtausende näher gekommen, regelmäßig alle 51,428 Tontas, also fast 73 Stunden, rückte das Signal 800 Lichtjahre näher, 96.000 Lichtjahre in einen terranischen Jahr. Im August 2085 wurde die dem Neurogenten programmierte kritische Entfernung von 8.000 Lichtjahren zur Grenze von M13 unterschritten, der Arkon beherrschende Supercomputer begann damit, eine Expedition zur Erforschung des Phänomens auszurüsten. Bei der Größe und/oder Menge der ankommenden Objekte gebot die Logik der alten Arkoniden dem Rechner, eine entsprechend große Streitmacht zumindest vorbereitet zu haben, und so wurden zu 5 Schlachtschiffen mit 800 Meter Durchmesser und 20 Schlachtkreuzern mit 500 Metern noch 150 schwere und 300 leichte Kreuzer aufgeboten, dem Unbekannten mit fabrikneuen Transittriebwerken entgegen zu fliegen, welche bislang noch keinen Sprung absolviert hatten und so über die volle Reichweite von 500.000 Lichtjahren verfügten. Man musste nur noch eine entsprechende Gravitationsquelle in der Nähe des Phänomens finden. Im Orbit um Arkon III versammelte er zudem fünf gleich große Flotten, denen jedoch noch je einer der ersten Ultragiganten einer neuen Serie beigefügt wurde. Fünf Giganten der arkonidischen Galaxisklasse mit einem Durchmesser der Kugelhülle von einem Dran – also 1.470 Metern. Übermächtige Gegner, mit denen man sich nicht gerne anlegte. Normalerweise.



Im Leerraum nördlich von Thanthur Lok.

‚Unter' den mächtigen Gebilden, welche wie flache Trichter aussahen, war das beeindruckende Bild einer Spiralgalaxie. Deutlich waren die beiden breiten Hauptarme und noch einige schmale, leuchtende Nebenarme dazwischen zu erkennen, die dunklen Wolken aus dichtem Staub und sogar das zentrale schwarze Loch, das selbst den Blick des Betrachters einzusaugen und in die Ewigkeit zu ziehen schien. Die Gegend, aus welcher die Gebilde kamen, war stockdunkel, kein leuchtender Stern, kein freundliches Sonnensystem, nur hier und da ein winziges Wasserstoffatom, erst einige Millionen Parsec entfernt waren einige schwach leuchtende Galaxien in der lichtlosen Unendlichkeit zu erkennen. In Flugrichtung aber füllte bereits ein kugelförmiger Sternhaufen mit einigen hunderttausenden Sternen der verschiedensten Spektralklassen die Bildschirme in den gigantischen Schiffen. Vom Trichterstil mit einer Höhe von etwa 1.000 Kilometer Höhe und einem Durchmesser von 300 Kilometern an der Basis und 600 am oberen Ende, wo er in die ‚Schale' überging, die sich die nächsten 500 Kilometer Höhe immer weiter verbreiterte, bis am ‚oberen' Rand jedes dieser Gebilde ungefähr 2.600 Kilometer durchmaß, etwas weniger als ein Fünftel des Durchmessers eines Planeten wie Arkon oder die Erde, strahlten diese beweglichen Habitate eine undefinierbare Bedrohung aus, wirkten diese Gebilde für menschliche Wesen unheimlich, ein großes Unheil verkündend.

Milliarden von Lebewesen fanden in einem dieser Habitate bequem Platz, und Milliarden waren auch an Bord dieser wandernden Welten, welche mehr Platz und mehr Bewohner als viele Planeten aufwiesen. Kleine, nur etwa einen halben Meter große Ibits der Arbeiterkaste mit ihren verschiedenen, für spezielle Aufgaben gezüchteten Händen an langen, kräftigen Tentakeln und ihren kugelförmigen, völlig haarlosen Köpfen auf birnenförmigen Körpern wuselten auf ihren vier Bewegungstentakeln zwischen den Beinen der fast zwei Meter großen kriegerischen Gops hindurch, die mit ihren dreieckigen Köpfen, welche riesige

Augen und winzige Mündern aufwiesen, über breiten Schultern und schlanken Taillen auf langen, kräftigen Beinen in ihren Exoskeletten machtbewusst und stolz durch die Gänge einer beinahe komplett technisierten Umgebung schritten. Nur wenige Decks waren mit Grünflächen ausgestattet, und jene waren dem Adel vorbehalten, den riesigen, eierproduzierenden Regiken und den Brenns, der wissenschaftlich und strategisch denkenden ‚männlichen' Gehirnkaste. Fleischzellen wurde zumeist in den Retorten gezüchtet, nur die Adeligen bekamen echtes, natürlich aufgewachsenes Eiweiß zu essen, manchmal auch das von Ibits. Pflanzliche Nahrung wurde für den Adel auf den Grünflächen geerntet, während Soldaten und Arbeiter mit den Produkten der großen Algentanks gespeist wurden, welche auch den notwendigen Sauerstoff produzierten.

Seit vielen Jahrtausenden waren die Schiffe der Tanaæina unterwegs gewesen, seit sie den letzten Planeten in einer fernen Galaxis ausgebeutet und zerstört hatten, um einer neuen Königin ein neues Schiff bauen zu können. Seither mussten neue Königinnen mit ihren Müttern um ein Revier kämpfen – auf Leben und Tod. Es konnte immer nur eine Königin pro Schiff geben, nur eine Mutter von Ibits, Gops und Brenns gleichermaßen. Sie legte die Eier, welche von den Brenns nachher außerhalb ihres Körpers befruchtet werden mussten, um heranwachsen zu können. Wenn man die verschiedenen Kasten betrachtete, hätte man nicht geglaubt, dass sie alle den gleichen Eiern entschlüpften, doch ein biologischer Zufallsgenerator wählte aus, was einem Ei entschlüpfte – arbeitender Ibit, kämpfender Gop oder denkender Brenn. Wobei auch hier durchaus Unterschiede vorkamen, auf zehn der üblichen Ibits oder Gops schlüpfte immer ein Koordinator, der klüger und stärker als seine Untergebenen war. Diese Koordinatoren wurden nicht ernannt, sondern bereits mit diesen verbesserten Fähigkeiten geboren, man erkannte sie daran, dass sie von Anfang an größer und von dunklerer Farbe waren. Manchmal geschah es, dass ein neuer Brenn

schlüpfte, und sehr selten, aber doch ab und zu geschah es auch, dass eine neue Regik aus einem Ei schlüpfte. Wenn es Rohstoffe für ein neues Schiff gab, übersiedelte die neue Regik mit all jenen des Volkes, die im gleichen Jahr geboren wurden, dorthin und gründete ein eigenes Volk. War aus irgendeinem Grund kein neues Schiff verfügbar, machte sich die neue Königin auf den Weg und suchte die Alte, forderte sie zum finalen Duell. Manchmal auch, wenn zwar ein Schiff zur Verfügung stünde, aber die neue Königin das Alter und die Schwäche ihrer Mutter fühlte, sie konnte das Volk nicht ohne starke, fruchtbare Mutter hinterlassen.

Jahrtausende lebten die Tanaæina so, seit sie die Raumfahrt entdeckt hatten. Gnadenlos, nur dem eigenen Volk verpflichtet, hatten sie eine Spur der Verwüstung durch ihre Heimatgalaxis gezogen. Technisch überlegene Wesen hatten sie aus der Galaxis, von welcher sie stammten, vertrieben, um die gnadenlosen Verwüstungen durch dieses Volk endlich ein für alle Mal zu beenden. 28 Habitate waren nach den Kämpfen noch übrig geblieben und aufgebrochen, doch die Jahrtausende hatten ihren Tribut gefordert. Ein Habitat war während eines königlichen Zweikampfes explodiert, bei einem war der Wurmlochgenerator durch gebrannt, bei zweien hatte die Energieversorgung versagt. Dezimiert, aber immer noch stark, näherten sie sich einer anderen Sterneninsel. Alle 73 terranische Stunden transitierten sie 800 Lichtjahre ihrem Ziel näher, zehn mal Monat, 120 Mal in Jahr, jedes Jahr näherten sie sich um 96.000 Lichtjahre dem Kugelsternhaufen, den die Bewohner Thanthur Lok und die Terraner M13 nannten. Beharrlich, stetig und unaufhaltsam näherte sich das Verderben der Milchstraße. Sprung auf Sprung, regelmäßig und präzise wie der Ausschlag eines Pendels näherten sich 24 dieser Riesenbauten M13. Nur noch 6.000 Lichtjahre bis M13, die Transite blieben plötzlich aus, und der Neurogent startete die 523. Flotte!

August 2085

Thanthur Lok, Sektor mittwärts-nord, äußerster Bereich

System ZAS-491/32, Vombars Stern

Der nach Admiral Vombar benannte Stern der F – Klasse lag auf jener Seite des Kugelsternhaufens M13, welche in die Richtung Zentrum der Milchstraße wies, hoch ‚oben' im Norden, wenn man die Milchstraße als ‚unten' und Süden betrachtete. Er besaß ein System von nur acht Planeten, von denen der dritte, Martåë, für Arkoniden durchaus angenehme Verhältnisse aufwies. Die Winter waren in den gemäßigten Zonen angenehm warm und die Sommer nicht allzu heiß, am etwas schwülen Äquator gediehen nicht nur seltene orchideenartige Blumen, welche sich bei den Adeligen von Arkon I großer Beliebtheit erfreuten, sondern auch eine Mutation der Weinrebe, welche einen bittersüßen Dessertwein von neongrüner Farbe lieferte. Ein Getränk, das im gesamten Imperium bekannt und beliebt war. Da diese Mutation nur hier wuchs, das Imperium aber aus einigen Tausend bewohnten Planeten bestand, konnte der Preis einer Flasche dieses Weines durchaus als gehoben bezeichnet werden. Falls man, wie man es den terranischen Briten gerne nachsagte, zu Understatements neigte. Jedenfalls war der Wein sicher kein Alltagsgetränk, und selbst der Imperator zeichnete nur wenige Gäste mit der Ehre aus, ein kleines Glas davon angeboten zu bekommen. Einige wenige, um genau zu sein drei Flaschen hatten sogar schon den Weg auf die Erde gefunden, wo auf einer Auktion für eine Flasche ein Preis von mehreren Millionen Dollar erzielt werden konnte. Sotheby's hielt den Namen der Käufer auf deren Wunsch streng geheim, doch Gerüchte sprachen von einer Adresse in Manhattan, andere verorteten als Zielort der

Sendung Palermo – oder zumindest ein sizilianisches Anwesen. Wie auch immer, der Verbleib aller drei Flaschen war und bleibt immer noch ein streng gehütetes Geheimnis. Es kamen natürlich Fälschungen auf den interstellaren Markt, doch bisher konnte noch niemand die Experten und ihre Geräte täuschen. Nicht einmal auf der Erde.

Eine besondere Attraktion Martåës war auch, wie bei einigen anderen Randwelten dieses Sektors, der Nachthimmel in den Frühjahr- und Herbstmonaten, wenn die eine Seite des Himmels die volle Sternenpracht eines dichten Sternhaufens und die andere das beinahe absolute Nichts zeigte, mit einer klar erkennbaren Grenzlinie. Besonders an den Tagen der Äquinoktien, wenn beide Seiten gleich groß waren und die Grenze zwischen Licht und Dunkelheit in gerader Linie durch den Nord- beziehungsweise Südpunkt des Himmels ging, reisten selbsternannte Pseudoschamanen und Möchte-gerne-Esoteriker aus ganz Thanthur Lok für diese spezielle Nacht, diese Stunde an, um ihre seltsamen Rituale abzuhalten. Die ernst zu nehmenden Priester der echten Naturreligionen hatten nur Kopfschütteln dafür übrig, sie wussten, wie sie ihre spirituelle Energie auch mitten im Weltall aktivieren konnten, ohne riesiges Feuer, ohne seltsame Gewänder, und ohne große Zeremonien. Aber selbstverständlich sagte niemand auf Martåë auch nur ein Wort gegen die Rituale der Besucher, denn immerhin galt im Imperium die Freiheit des Glaubens. In jenen Monaten, wo es Sommer auf der Nordhalbkugel Martåës war, erhellte kein einziger Stern den Nachthimmel, die fernen Galaxien waren mit freiem Auge von der Planetenoberfläche aus nicht zu erkennen. Auch das war ein Erlebnis für Touristen aus dem ganzen Imperium, aber die Hauptsaisonen waren doch jene Zeiten, wenn der Kontrast von einer Hälfte des Himmels zur anderen am Auffälligsten zu erkennen war. Außerdem hielten die meisten Besucher den Anblick eines total leeren Himmels für etwas deprimierend, und so

verzeichneten die Beherbergungsbetriebe in dieser Jahreszeit einen erheblichen Rückgang der Nächtigungen. Nur wenige Exzentriker und solche, die gerne dafür gehalten werden wollten, besuchten in diesen Monaten Martåë. So wie etwa der Lyriker Angrol toKolpor von Arkon I. In seiner berühmten ‚Ode an die lange Nacht' beschrieb er in 753 dreizeiligen Versen die Einsamkeit des sternenlosen Himmels von Martåë, und es geht das Gerücht, dass schon so mancher Arkonide nach der Lektüre dieser Zeilen seinem Leben ein Ende setzte. Manche ergänzten diese Erzählung mit der Bemerkung, dass sie wahrscheinlich die pure Langeweile während des Lesens in den Freitod getrieben hätte.

*

System ZAS-359/33

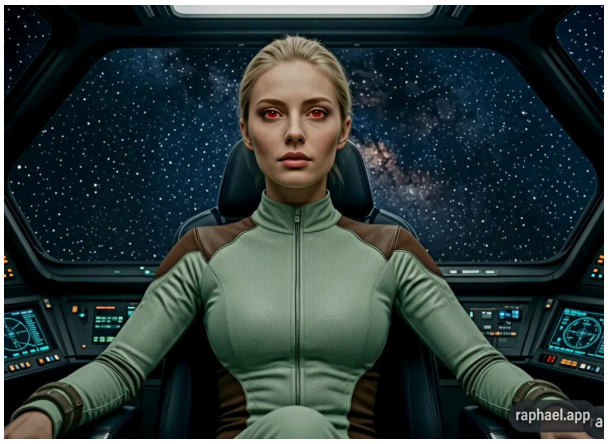
Die VOM'ZUKAOS war ein kombiniertes Passagier- Post- und Frachtschiff. In ihrem kugelförmigen Rumpf mit 700 Metern Durchmesser fanden 800 Passagiere Platz, mit Personal und Besatzung waren beinahe 1.250 Personen an Bord. Sie befuhr eine konstante Route bis in die Nähe des Zentrums des Mitte-Nordsektors und wieder zurück zu einigen der Randwelten, brachte Urlauber nach Martåë und wieder retour zur Hauptwelt, von wo aus sie dann ihren Heimflug antreten konnten. Eine Runde dauerte ungefähr fünfzehn Wochen, ohne lange Aufenthalte. Etwa vier Stunden hatten die Passagiere Zeit für einen Landgang, die Zeit reichte bei vielen Planeten nicht einmal aus, mit dem Shuttle die Oberfläche zu erreichen, denn auch im Großen Imperium der Arkoniden ging immer mehr Verkehr über einen der Monde oder eine entsprechende Orbitalstation. Landungen direkt auf der Planetenoberfläche waren selten geworden, auch der Neurogent legte vielen seiner Entscheidungen bereits ökologische Parameter zu Grunde. Daher lohnte ein Landgang bei dieser Art von

Schiff nicht mehr, höchstens ein kleiner Rundflug, während die Besatzung das übliche Ritual abspulte. Aus- und Einstieg der Passagiere, Fracht ent- und beladen, Postsäcke abgeben und entgegen nehmen, danach heulten auch schon wieder die Sirenen, welche die Nachzügler riefen und dann donnerten die Triebwerke los, beschleunigten das Raumschiff und brachten die VOM'ZUKAOS zum nächsten Sprungpunkt, es er erfolgte der Transit durch ein Wurmloch, dann wieder verzögern, landen, das Spiel begann erneut.

Die Kabinen an Bord verfügten zwar alle über Dusche und Toilette, waren aber zumeist winzig. Eine übliche Doppelkabine maß vielleicht drei mal drei Meter, darin stand das Doppelbett zwei mal zwei Meter mit einer Ablage am Kopfteil, ein winziger Tisch und ein Stuhl, der Schrank war eingebaut. Die Luxuskabinen waren etwas größer, beinahe 12 Quadratmeter, dazu kam die Nasszelle. Auf richtigen Kreuzfahrtschiffen war deutlich mehr Platz vorhanden, und sie lagen auch lange genug im Hafen, um einen Landgang zu vielen Sehenswürdigkeiten zu erlauben. Zumeist mit einer geführten Tour in einem Shuttle mit einem geschulten Guide. Trotzdem war auch die VOM'ZUKAOS oft ausgebucht, denn sie bot den Flug zum Rand von Thanthur Lok um einiges günstiger als die reinen Passagierschiffe an.

Stegys Rub war eine typische Henida, groß, schlank, die weiblichen Formen nicht überaus stark ausgeprägt, aber doch vorhanden. Ihre Haut hatte die Farbe von poliertem Kupfer und das Haar glänzte wie gesponnenes Gold. An Bord der VOM'ZUKAOS versah sie ihren Dienst als erster Navigationsoffizier und vertrat die meiste Zeit über den Kapitän auf der Brücke, welcher sich von den Strapazen des allabendliche stattfindenden Kapitänsdinners erholen musste. Stegys war glücklich verheiratet, Molam kam wie Stegys von Henid, war ebenfalls an Bord und diente als erster Deckoffizier. Um 0400 Bordzeit herrschte noch Ruhe in den

Gängen der Passagierdecks, die Stewards bereiteten das Frühstücksbuffet vor und polierten noch einmal einige Metallteile. Schon verbreitete sich der Duft von frischem Kaffee und warmem Backwerk in der Nähe des Speisesaales mit dem riesigen Klarstahlfenster. Der Rudergänger hatte nach dem Start um 0320 mit dem Feldantrieb die Lage des Schiffes so gelegt, dass durch dieses Fenster die ganze funkende Pracht von M13 in der Richtung, aus der das Schiff kam und die öde Leere in Flugrichtung gleichzeitig zu sehen waren, sobald das Schiff aus dem Transit kam, der für 0700 geplant war. Da die arkonidischen Passagen durch die Wurmlöcher immer noch je nach Individuum von mehr oder weniger starken Schmerzen begleitet waren, verzichtete die Gesellschaft nach Möglichkeit auf nächtliche Durchgänge, um den Passagieren eine ungestörte Nachtruhe zu gönnen. Um 0440 trafen die ersten Frühaufsteher im Speisesaal ein und machten sich über das Buffet her, schaufelte Delikatessen auf ihre Teller, die sie manchmal noch halb voll wieder abservieren ließen. Stewards in hellgrauen Uniformen mit weißen Kragen und violetten Ärmelstreifen servierten Tee oder Kaffee, das frisch gebackene Brot wurde regelmäßig nachgefüllt. Molam Rub dirigierte die ihm unterstehende Mannschaft mit sparsamen Gesten, wanderte stets lächelnd und gute Laune verbreitend durch den Speisesaal, fragte hier ein älteres Ehepaar nach dem Befinden, richtete dort ein paar nette Worte an zwei Verliebte auf Hochzeitsreise oder mahnte ein paar übermütige Kinder, die anderen Gäste nicht umzurennen. Pünktlich um 0675 Bordzeit nahmen die Triebwerke der VOM’ZUKAOS ihre Arbeit mit lautem Dröhnen auf und trieben das Schiff noch weiter aus dem System, in welchem die Nachtruhe abgehalten worden war, dem berechneten Transitpunkt zu, beschleunigten die VOM’ZUKAOS auf die für den Sprung günstigste Geschwindigkeit. Vor dem Bug bildete sich das den Veteranen des interstellaren Reisen bereits bekannte kugelförmige Transitfeld aus und brachte die VOM’ZUKAOS in das System von Vombars Stern.



Molam überwachte um die Zeit, in welcher der Transit statt fand, gerade die Aufräumarbeiten nach dem Frühstück und die ersten Vorbereitungen für das Mittagessen, welches pünktlich um 1000 stattfinden sollte, sein Blick fiel knapp nach dem Sprung durch das Fenster auf ein seltenes Phänomen. Der Transit einer ganzen Flotte blieb nicht ohne Lichterscheinungen, es sah aus, als zöge wenige Lichtminuten ein heftiges Gewitter vorüber. Erschreckt zuckte er zusammen, als ein schrilles Pfeifen durch das Schiff gellte und die höchste Alarmstufe ausrief, während gleichzeitig das nach dem Transit zu einem leisen Brummen zurück gegangene Geräusch der Energiemeiler spontan wieder zu einem lauten Donnern anschwoll und die Korpuskulartriebwerke mit vollem Seitenschub das Schiff aus seinem Kurs drängten.

„Kapitän bitte sofort auf die Brücke“, schepperte Stegys Stimme aus den Lautsprechern. „Ich wiederhole, Kapitän sofort auf die Brücke!“ Der war über diesen Ruf alles andere als erfreut. Er hatte, wie schon sehr oft zuvor, beim Dinner am vorigen Abend einige Gläser zu viel abbekommen, aber anders konnte man als reinblütiger Arkonide von Adel diese Kolonistenabkömmlinge am Kapitänstisch doch einfach nicht ertragen. Mehr als einmal fragte er sich, ob die Bezahlung diese Anstrengung wert sei, aber was sollte er schon anderes machen? Und jetzt gab diese dumme Kuh von Kolonistin auch noch Alarm, störte seine wertvolle Ruhe, es war skandalös! Er konnte sich bei diesem Routineflug

ins System von Vombar absolut keinen Grund vorstellen, der einen Alarm oder gar Volllast auf die Triebwerke gerechtfertigt hätte. Entsprechend wütend machte er sich auf den kurzen Weg von seiner Kabine zur Brücke und betrat zornig schimpfend die Zentrale.

*

System Vombars Stern

Es war Nachmittag in der planetaren Hauptstadt von Martåë, und Administrator Hens daAriga hatte sich nach einer opulenten Mahlzeit und einigen Gläsern Weines zur Ruhe begeben, die Diener, welche sich zumeist aus den hier geborenen Kolinialarkoniden rekrutierten, machten ihre Arbeit möglichst leise, denn der Administrator war selbst an seinen besten Tagen kein angenehmer Dienstherr. Das schrille Gellen der Alarmsirenen auf dem Dach der Ortungsstation zerriss die beschauliche Ruhe auf den Straßen der Hauptstadt und in den vielen Hotels, deren Gäste meistens erst am Abend aktiv wurden. Akustiksensoren auf anderen Dächern nahmen den Klang der Signale auf und aktivierten, wie es vor vielen hunderten Jahren geplant gewesen war, weitere Sirenen in der Hauptstadt, Funksignale alarmierten andere Städte und Dörfer rund um den Planeten. Seit langer Zeit hatten die akustischen Alarmlautsprecher bis auf seltene Systemüberprüfungen geschwiegen, die Martåëer mussten erst überlegen, was dieses spezielle Signal zu bedeuten hatte. RAUMALARM! Die Bevölkerung schwieg, wartete auf weitere Informationen. Dann, über Rundfunk, Trivid und Lautsprecher die Nachricht! Drei unbekannte, nicht angemeldete Objekte ohne Kennung waren am Rande des Systems aus einem Wurmloch gekommen und hielten Kurs auf Martåë. Drei Scheiben, zehn Kilometer durchmessend und zwei Kilometer hoch näherten sich dem Planeten.

Der eingeborene Ortungsspezialist hatte nicht nur den Alarm aktiviert und die Ortungsergebnisse sofort an die Nachrichtenagenturen und über die Lautsprecheranlage weiter gegeben, ohne auf Anweisungen des Administrators zu warten, sondern schaltete auch noch das Gefahrenprotokoll zu und öffnete eine direkte Verbindung über Hyperkom nach Arkon III, über welche er sämtliche ermittelte Daten dem Neurogenten direkt übersandte, noch ehe der zuständige Offizier eintraf. Auf dem Raumhafen hoben sich bereits die ersten Kreuzer der Heimatflotte in den Himmel, und so manchem in der Besatzung wurde Angst und Bange, als die Größe der ankommenden Objekte bekannt wurden. Die Schlachtschiffe des Imperiums maßen gerade einmal 800 Meter, also nicht einmal ein Zehntel der Größe des wahrscheinlichen Gegners. Und von diesen Schlachtschiffen besaß Martåë gerade eines, dazu vierzig schwere und sechzig leichte Kreuzer, die paar Raum-Luft-Jäger waren kaum der Rede wert, man war auf echte Kriegshandlungen nicht im Geringsten vorbereitet. Die Heimatflotte war ein Relikt aus früheren Tagen, in denen die noch aktiven Arkoniden in jedem Sektorenabschnitt in Thanthur Lok eine kleine, schnelle Einsatzflotte stationiert hatten, aber seit Jahrhunderten war sie nicht mehr modernisiert und ausgerüstet worden. Als die Nachricht den Neurogent erreichte, leitete dieser die Flotte, welche ursprünglich den Leerraum anfliegen sollte, sofort um und setzte die fünf Flotten um die Schlachtschiffe der Galaxisklasse mit ihren annähernd anderthalb Kilometer Durchmesser in den äußeren Sektor Mitte-Nord in Marsch.

Die Martåer waren ein aktiver Menschenschlag, die ihren Ahnen von Arkon noch sehr ähnlich sahen. Und auch wenn niemand mit ernsthaften Kampfhandlungen hier im System gerechnet hatte, wurde die Ausbildung der Besatzungen auf einem hohen Stand gehalten. Eine Frage der Ehre, fanden die Martåër, wenn schon, dann ordentlich. Also überwanden sie ihre Furcht und die Flotte nahm in der klassischen Defensivformation Kurs auf den Gegner.

„Bei allen Raumteufeln, sind die Dinger riesig“, stöhnte Dammea Onghomar, hielt aber unbeirrbar den leichten Kreuzer 32 an seinem Platz in der Formation.

„Damit solltest du dich doch auskennen! Du stehst doch auf riesige Dinger“, witzelte Koman Humopas anzüglich.

„Das tut sie wohl“, frotzelte Maloa Ghunartani zurück. „Wahrscheinlich warst du deshalb nie in ihrem Bett. Zu kleine …!“

„Achtung, Feind schleust kleinere Einheiten aus“, unterbrach Koman, an den Schmalseiten der Scheiben, die bereits verzögerten, öffneten sich gigantische Schleusentore und gaben Dutzende von sichelförmigen, von einer Spitze zur anderen 500 Meter großen Kampfschiffen frei, welche mit der ‚Schneide‘ voran flogen und in deren Mitte eine kantige Verdickung nach vorne ragten. Kampfschiffe, welche zuerst noch ungebremst auf Martåë zurasten und mit einem Feuersturm durch die Linie der wenigen Verteidiger brachen. Die Besatzung der alten 32 sah den Feuerschlag nicht einmal, bevor er durch die Schilde brach und den Kreuzer einfach zur Seite fegte.



Erst knapp vor dem Erreichen des Planeten verzögerten die Sichelschiffe mit unglaublichen Werten, danach nahmen sie die wenigen Verteidigungsstellungen auf dem Planeten selbst unter Feuer und schalteten diese mit beinahe mathematischer Präzision aus. Die großen Scheiben zerstörten im Vorbeiflug so wie nebenher noch die kümmerlichen Reste der Heimatflotte und schwenkten in eine Umlaufbahn ein, in der sie ein Dreieck mit direkten Sichtlinien bildeten. Dann nahmen sie die kleineren Kampfschiffe wieder an Bord und begannen, den Planeten aus dem Orbit ganz genau zu sondieren.

Nur wenig später öffnete sich am Rande des Systems eine Kugellinse und entließ einen siebenhundert Meter durchmessenden Kugelraumer, Sekunden danach blitzte nicht weit davon entfernt ein wahres Transitgewitter auf, als die 523. Flotte mit 475 Schiffen im System materialisierte und sofort Kurs auf Martåë nahm. Gleichzeitig funkte das Flaggschiff auf der Frequenz, welche auf jedem arkonidischen Schiff stets empfangsbereit zu sein hatte, jenes Signal, das unbewaffnete zivile Schiffe zum sofortigen Verlassen des Systems aufforderte. Stegys Rub leistete dieser Aufforderung auch sofort Folge, anstatt den Flug zu verzögern feuerten die Triebwerke in einem seitwärtigen Vektor und zwangen das Raumschiff in eine weite Kurve, während die Neuronik bereits einen Fluchtsprung berechnete, die Alarmsirene pfiff und der Kommandant zur Brücke gerufen wurde. Während der Flucht zeichneten die Ortungsgeräte der VOM’ZUKAOS die Schlacht der Arkonflotte mit den Angreifern auf.

Die arkonidischen Schiffe griffen in geschlossenen Formationen an, mit den schweren Einheiten in der Mitte, der Feuersturm, den sie entfachten, hätte ausgereicht, einen kleinen Planeten zu atomisieren. Anfangs verzeichneten die schweren Schlachtschiffe und Schlachtkreuzer auch durchaus einige Erfolge gegen die kleineren sichelförmigen Kampfschiffe, die sofort wieder ihre

Mutterschiffe verließen und sich auf die arkonidische Flotte stürzten. Sie reduzierten deren Anzahl ganz erheblich, bis eines der Trägerschiffe in die Schlacht eingriff und seine überschweren Geschütze zum Einsatz brachte. Dem konzentrierten Feuer dieser Kanonen fiel ein arkonidisches Schiff nach dem anderen zum Opfer, während deren Salven an den Schirmen der Scheiben beinahe wirkungslos verpufften. Arkonidische Kreuzer und Sichelschiffe lieferten sich noch Gefechte, bei denen auch so mancher Angreifer dem nanotronisch synchronisierten Feuer mehrerer Kreuzer zum Opfer fiel, aber die Scheiben zerstörten manches Mal eine ganze Gruppe mit einer Salve. Letztendlich war die Schlacht für die arkonidische Flotte verloren, ohne den Aggressoren wirklich gefährlich werden zu können. Mit der Furchtlosigkeit seelenloser Maschinen kämpfte die Flotte bis zum letzten Schiff, von den Ortungsgeräten der VOM'ZUKAOS aufgezeichnet, die sofort darauf in den Transit ging und beinahe hundert Lichtjahre zwischen sich und den Feind brachte.

Von der Wut des Kapitäns Nober enGryt war nichts mehr übrig geblieben. Als er die Brücke betrat und ihm Stegys Rub Meldung erstattete, wich zuerst die Farbe aus seinem Gesicht und er schwankte, als wolle er zusammen brechen. Dann jedoch brach das Blut seiner Vorfahren durch die dekadente Hülle und er befahl mit fester Stimme, die nichts von seinem üblichen, etwas weinerlichen Tonfall mehr hatte, den Sprung so lange wie möglich hinaus zu zögern, um zumindest noch einige wichtige Ortungsergebnisse zu ermitteln. Ergebnisse, welche dann sofort nach dem Transit an den Neurogenten übertragen werden sollten. So wurde die Besatzung der VOM'ZUKAOS Zeuge des Unterganges einer ganzen arkonidischen Flotte, 475 modernste Kriegsschiffe wurden in etwas weniger als einer Stunde vernichtet.

Die Ortungsstation auf Vombar VIII funkte noch einige Zeit Daten über die Aktivitäten auf Martåë, so etwa die Landung mehrerer Landungsboote und offensichtlich montanistische Arbeiten, bewacht von gepanzerten Fahrzeugen, bis ein Sichelschiff die Station anflog und mit einem gezielten Schuss zerstörte. Mehrere Sonden, die der Neurogent zur Beobachtung aussandte, konnten vor ihrer Vernichtung noch feststellen, dass auf allen Planeten und Asteroiden des Systems Vombar nach Metallen und ähnlichem geschürft wurde, welche zu einem gigantischen Trichter verarbeitet wurden, der in der Umlaufbahn des völlig verwüsteten dritten Planeten entstand. Auf diesem ehemals paradiesischen Planet lebte nichts mehr, außer den Ibits und den ihre Arbeit beschützenden Gobs.



Oktober 2085

Solares System, Luna

General Pounder Spaceforce Base

Die Lichter in dem großen Konferenzraum flammten auf, nur das Hologramm einer wachsenden, trichterförmigen Gitterstruktur schwebte weiter über dem großen Tisch.

„Diese Schlacht war vor etwa zwei Monaten, meine Damen und Herren“, klang Tana Starlights Stimme in die bedrückte Stille. „Wir haben gedacht, die Flotten des Neurogenten wären eine Bedrohung, aber das…“ Sie wies auf den Trichter. „Das hier ist bei weitem schlimmer! 24 dieser trichterförmigen Strukturen sind im Leerraum vor M13 angemessen worden. Der Trichter hat oben einen Durchmesser von 2.600 Kilometern. Kein Fehler, mit Stiel ist das Gebilde 1.500

Kilometer hoch. Ich wiederhole, es handelt sich wirklich um Kilometer, nicht um Meter. Etwas mehr als 1.600 Meilen, wenn ihnen das veraltete System lieber ist. Diese Trägerschiffe, die für den Überfall benutzt wurden, sind knappe zehn Kilometer oder etwas über 6 Meilen groß, und sie haben gesehen, wie stark sie sind. Die Berechnungen, welche übrigens an Bord der OLYMPOS akribisch kontrolliert wurden, zeigen eine Durchschlagskraft der Trägerschiffe, die selbst unseren großen Schlachtschiffen durchaus zum Problem werden können. Zwei synchrone Treffer, und wir können das Schiff auf die Verlustliste setzen. Wenn die Trichterschiffe entsprechend stärker bewaffnet sind, dann – ich hoffe, sie lassen uns viel Zeit, um eine gigantische Flotte aufzustellen. Der Neurogent hat Miridan sofortige Einstellung der Kämpfe und die Unabhängigkeit angeboten, wenn die Republik ihn im Kampf gegen die Fremden unterstützt. Er hat den Sippen der Überschweren überaus großzügige Verträge unterbreitet. Er hat mir, also Starlight Enterprises, diese Informationen mit der Bitte um Unterstützung übersandt und eine mehr als lukrative Summe allein für die Verbesserungen in der Energieversorgung geboten. Und Unsummen für verbesserte Waffensysteme. Ich war der Meinung, ihnen diese Entwicklung in M13 nicht vorenthalten zu dürfen."

Entgegen ihrer sonstigen Gewohnheiten trug Tana Starlight dieses Mal keine provokante Kleidung, sondern eine einfache rauchblaue Borduniform, die Haare, derzeit in ihrer natürlichen Farbe weiß, zu einem kurzen, praktischen Pagenkopf geschnitten.

„Wie exakt sind diese Angaben?", fragte Rhodan. „Und können wir ihnen glauben?" Victoria Rhodan zuckte mit den Schultern.

„Alle arkonidischen Kriegsschiffe sind aus der Umgebung der Republik Miridan verschwunden, und unsere Spezialisten haben keine Anzeichen für Manipulationen am Filmmaterial erkennen können. Was aber an sich nichts bedeuten muss. Ich habe einen Versuchsballon gestartet und ein Schiff auf seiner früher übliche Route nach Zalit geschickt, wir hatten keine Probleme. Die ZEPHYR ist dann weiter durch den zentralen Raum von Thanthur Lok in den Mitte-Nordsektor vorgedrungen, ohne aufgehalten zu, werden, die Fernortung hat diesen im Bau befindlichen Trichter bestätigt. Wenn es ein Täuschungsmanöver ist, dann ein gut vorbereitetes."

„Ich kann es mir nicht vorstellen!" Crest legte in einer zutiefst menschlichen Geste die Fingerspitzen aneinander und lehnte sich zurück. „Auch wenn der Neurogent durchaus als KP zu betrachten ist, vielleicht sogar als mehrere Sektoren, die jeweils eigene Intelligenz besitzen und gemeinsam an einer Lösung arbeiten, so fehlte bisher allen KPs, mit denen ich sprechen und arbeiten konnte, eine zutiefst menschliche Eigenschaft. Sie können schweigen, aber es fehlt die Falschheit, die Verlogenheit. Ja, wenn die Gefahr beseitigt ist, könnte er wieder zu einer Bedrohung für die Freiheit der Menschen werden. Er wird aber auch auf Buchstabe und Minute einen Vertrag, dem er zugestimmt hat, einhalten."

Reginald Bull verschränkte mit verkniffenem Gesicht die Arme vor der Brust. „Ich nehme an, sie werden dem Neurogenten moderne Technik verkaufen wollen?"

Ein tiefer Seufzer entrang sich Victorias Brust. „Wahrscheinlich schon. Bessere Antimateriemeiler, die Schirme etwas verstärkt und die Waffenwirkung verbessern. Das sollte die Kraft der arkonidische Flotte um etwa zwanzig Prozent steigern und den Vormarsch der Fremden zumindest etwas verlangsamen. In der Zwischenzeit müssen wir unsere Streitkräfte nach allen Kräften verstärken. Mit

den neuen Kompaktkonvertern von Angel Kleinschmid bringen wir in den Schiffen der VIRIBUS UNITIS-Klasse insgesamt sechs Konverterkanonen mit voller Schlagkraft unter, je eine in den Poltürmen und vier im Ringwulst, ohne dass die Schirme leiden."

„Dann können wir ja losschlagen", rief Julian Tifflor aufgeregt. „Die drei Schiffe der Märtessenklasse von Starlight, die VIRIBUS, die GCC bringt fünf dieser Schiffe zusammen, das macht neun schwere und einige normale Schlachtschiffe, welche schon mit je zwei Kanonen ausgerüstet sind. Also drei für jede dieser Scheiben, drei Breitseiten von je fünf Konverterkanonen müssten reichen, auch diese Scheiben zu vernichten!" „

Vielleicht! Und was dann?" Perry Rhodan ging mit den Händen auf dem Rücken verschränkt auf und ab. „An diesen Trichterschiffen könnten wir uns die Zähne ausbeißen. Schon eines davon könnte dieser Angriffsflotte gefährlich werden, und wer weiß schon, wie viele von diesen Scheiben an Bord sind. Dann stehen wir ohne strategische Reserve da! Tana hat recht, wir müssen zuerst alle Schiffe mit den neuen Kompaktkonvertern und den Konverterkanonen ausrüsten, dann können wir uns einen Angriff überlegen."

„Stimmt, Mister Rhodan", Tana Starlight lehnte sich zurück. „Auch der Neurogent hat berechnet, dass ein derzeitiger Angriff nicht zielführend wäre, zuerst muss er seine Kräfte sammeln und einige Flotten produzieren."

„Es schmerzt mich, ein arkonidisches System solchen Aggressoren zu überlassen, aber es stimmt. Wir müssen uns zuerst eine Reserve schaffen." Thora trommelte mit ihren spitzen Fingernägeln auf der Tischplatte. „Ich fürchte nur, es wird nicht das einzige System bleiben."

„Auch wenn wir den Neurogenten jetzt stärken, bleibt die terranische Flotte noch einige Schritte voraus. Reginald hat den Reintegrator, in dem die OLYMPOS entstanden ist, wieder angeworfen. Das Ergebnis möchte ich ihnen nun zeigen. Wenn sie mir bitte an Bord meiner Station folgen wollen, mit dem neuinstallierten Tor sind es nur die wenige Schritte bis Area 51, und dann sind wir auch schon beinahe da."

Auf dem Weg erzählte Victoria beiläufig weiter. „Ich habe auch die Liga besucht und dort mit den Wyvas und den Mutaranern gesprochen." Rhodan runzelte die Stirn und holte Luft. „Keine Sorge, Mister Rhodan. Ich werde der GCC nicht das Geschäft verderben. Antimaterie ist eine gute Methode, den Renegaten der Liga das Handwerk zu legen. Eine sehr gute, denn ihre wichtigste Ware fällt weg, wenn Antimaterie billigere Energie liefert. Nein, ich bin hinter dem Teleportantrieb her gewesen!"

„Wozu", rätselte Perry Rhodan. „Schon die normale Wurmlochtechnologie ohne ihre Zusätze ist dem Teleportantrieb an Reichweite haushoch überlegen!"

„Hm!" Victoria grinste ihren Vater an. „Er ist ziemlich klein und billig herzustellen, besonders, wenn man kein ganzes Lichtjahr auf einen Schlag überwinden will. Außerdem war das Problem der Liga vor allem die Energieversorgung. Sechs Lichtmonate kostet etwas mehr als ein Drittel der Energie und einen wesentlich kleineren Antrieb, als es das Aggregat für ein ganzes Lichtjahr ist. Der Teleportantrieb könnte ein Fluchtweg nicht nur, aber auch für einen Jäger sein, der dann von einer ganz anderen Seite wieder auftauchen und angreifen kann. Da reichen doch schon zehn oder zwanzig Lichtminuten, außerdem sind Entfernung und Zielpunkt ausschließlich vom Steuerimpuls abhängig, nicht von Flugrichtung und Geschwindigkeit vor dem

Sprung. Es ist also sogar möglich, aus dem Stand zu springen. Ordentlich programmiert kann ein ganzes Geschwader in Formation gleichzeitig hin- und dann synchron wieder zurück springen!“ Dann beugte sie sich zu Perry Rhodans Ohr. „Und stell dir einen Sprengkopf vor, der aus einer Entfernung von 20 Lichtminuten entmaterialisiert abgefeuert wird. Ein wenig Antimaterie, die Fesselfelder fallen aus, und KABUMM!“, flüsterte sie ihm leise zu.

Rhodan blieb abrupt stehen. „Im Ernst?“ fragte er fassungslos. Seine Tochter hob kurz die Augenbrauen.

„Vielleicht. Fragen sie in ein paar Monaten wieder, Mister Rhodan“, sagte sie wieder in normaler Lautstärke. „Wollen wir weiter gehen?“



System Reggys Stern,

An Bord der OLYMPOS

Nach einem kurzen Probeflug von insgesamt fünf Monaten zu einigen interessanten Sonnensystemen war die OLYMPOS wieder in das System von Reggys System zurückgekehrt, in dem Reginald Meunier mit seiner schwangeren Frau an Bord der MARIE JEANNE DU BARRY zurückgeblieben war, um seine neueste Idee zu verwirklichen. Als die OLYMPOS dann vor wenigen Tagen eingetroffen war, konnte Tana sowohl ihre Enkelin Claudine in den Arm nehmen, als auch Reginalds Werk begutachten. Sie war beeindruckt gewesen, Reginald hatte ganze Arbeit geleistet, sein Werk schwebte nun ganz in der Nähe der Station. Tana Starlight brachte ihre Gäste zuerst in bequemen Hotelzimmern unter, dann lud sie die in ihre Identität eingeweihten Personen zu einer Mahlzeit

in das ‚Chez Catherine' von Maurice in der obersten Etage des zentralen Liftes ein.

„Ich habe es die prophezeit, Perry, und hier ist es auch schon, das Kind von Marie France und Reginald." Thora hatte ihre Urenkelin auf den Arm genommen, sie hatte das kleine Mädchen sogleich in ihr Herz geschlossen.

Perry Rhodan stöhnte leise. „Uropa, das klingt ja so, als wäre ich schon ein alter Mann!"

„Du bist ein alter Mann", warf Bully ein. „Du siehst nur nicht so aus!"

„Auch du, mein Sohn?", deklamierte Perry, und Christian erwiderte trocken:

„Noch nicht, aber wir üben ja auch noch!" Heiteres Gelächter belohnte den kleinen Scherz, dann wurde Rhodan ernst.

„Was hast du ausgetüftelt, Reginald?"

„PERRY!" Thora trat ihren Mann auf die Zehen. „Da stehen diese köstlichen Speisen vor ihm, ein edler Tropfen, seine erste Urenkelin strahlt in an …", vertraute sie mit erhobenem Blick verzweifelt einem höheren Wesen an.

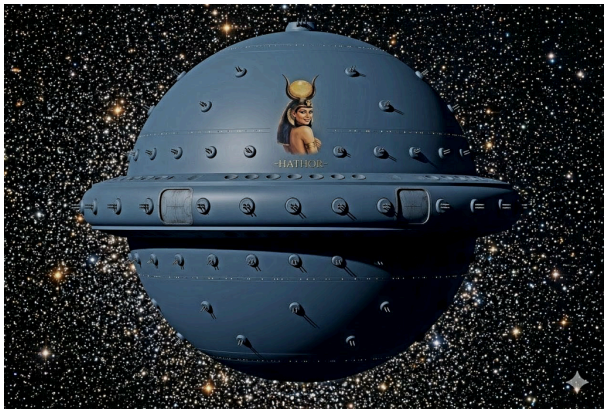
„ERSTE?", rief nun Perry Rhodan, und Thora lachte.

„Wart's nur ab! Also, iss, trink und dann kannst du fragen."

„Ach, Oma. Zeigen kann ich es ja schon einmal, ich bin einigermaßen stolz darauf. Dort draußen, das erste Schiff der NEITH-Klasse, die HATHOR!"

Atlan schloss die Augen. Neith! Die schöne Frau, mit der er einige hundert Menschen vom Gilf elKebir zum Nil gebracht und damit den Grundstock zur

ägyptischen Zivilisation gelegt hatte. Seine Lehrmeisterin in vielen, vor allem in Liebesdingen. Ein warmes Gefühl der Zuneigung den Menschen an diesem Tisch gegenüber überkam den alten Arkoniden. Er hatte einmal im kleinen Kreis von dieser Frau geschwärmt, und nun benannte die Tochter eines seiner besten Freunde eine ganze Schiffsklasse nach ihr. Er öffnete die Augen wieder und sah zu der Raumkugel hinüber. Von der sichtbaren Nordhalbkugel der HATHOR blinzelte ein Bild der schönen Namensgeberin herüber, über ihrem Haupt das Gehörn einer Kuh mit der Sonnenscheibe dazwischen und einem Was-Stab mit der gegabelten Spitze in den Händen, zwischen den Zinken strahlten Funken.



„Darum hast Du mich so nach ihrem Aussehen gefragt?“ Atlan lächelte versonnen. „Dein Künstler hat gut gearbeitet, das Gesicht ist nicht schlecht getroffen. Bei der Figur hat er allerdings ein klein wenig übertrieben, und das Gewand – aber das Bild ist gut! Welche Unterschiede zur Mätressen-Klasse gibt es?“

„Nun ja“, begann Reginald Meunier trocken. „Wir haben die Zelle ein wenig vergrößert, die Triebwerke verbessert, die Kompaktkonverter eingebaut, die Hangare eine Spur vergrößert, die Schilde verstärkt und etwas mehr an Bewaffnung untergebracht.“ Reginald schob einen Bissen des ausgezeichneten Bœuf a la mode in den Mund und kaute zufrieden.

„Um wie viel vergrößert, verbessert und verstärkt?“, insistierte Perry Rhodan, und Atlan grinste.

„Wie ich deinen Enkel kenne, ganz ordentlich. Fünfzehnhundert, Reginald?“

Der nickte. „Beinahe richtig. Ohne Ringwulst 1.600 Meter. Dieser Wulst ist 250 Meter hoch und 200 von der Kugelzelle abstehend. Acht Konverterkanonen im Ringwulst, in den Decks 225 Meter von den Polen entfernt, jeweils ein Ring mit vier, und je eine in den beiden Polkuppeln, insgesamt also 18 Konverterkanonen, mit einer maximalen Breitseite auf ein Ziel von 13. In der nördlichen Kuppel zudem je zwei zweihundertfünfzig Zentimeter Impuls- und Desintegratorkanonen, in der südlichen zwei Thermokanonen und zwei Desintegratoren gleichen Kalibers, im Ringwulst sind noch acht Türme, in jedem je eine Thermo-, eine Desintegrator- und eine Impulsvariante dieser großkalibrigen Geschütze. Dazu noch zwei Kanonendecks, eines 150 Meter und eines 425 Meter von den Polen entfernt mit der üblichen Mischung aus mittleren und leichten Schnellfeuerkanonen zur Abwehr kleiner, schneller Angreifer, und mit den Narkose- und Hypnostrahlern. Acht Hangars in der Nordhalbkugel für insgesamt 16 Fregatten der neuen 80 – Meter – Klasse, in der südlichen für 24 Korvetten. Dazu noch 60 von den kleinen Patrouillenbooten und 500 Jäger der verschiedensten Typen, derzeit in erster Linie Drohnen. Katapultstart für 10 Jagdmaschinen gleichzeitig. 80 Schützenpanzer, 40 Schwebetanks vom Typ Skorpion, bequemer Platz für 300 Infanteristen. Fünffacher Schutzschirm! Habe ich etwas ausgelassen? Ach ja, der Teleportgenerator reicht für ein halbes Lichtjahr. Wenn wir einmal ganz schnell türmen müssen“, grinste Reginald.

„Die Besatzungsstärke?“ fragte Perry Rhodan, ein wenig fassungslos.

„Also 500 Piloten“, zählte Reginald auf. „Je Fregatte 20 Personen, pro Korvette 15, Wissenschaftler, Ärzte, Infanteristen, Techniker, Monteure, Köche, sonstiges Hilfspersonal, alles inklusive etwa zweitausend Personen. Ich habe 2.300 Einzelkabinen mit einer halbwegs komfortablen Größe von 20 Quadratmetern und 600 doppelt so große Doppelkabinen eingeplant, damit man einige Reserveleute und vielleicht auch Paare an Bord nehmen kann. Dazu noch 50 Suiten mit zwei Zimmern, pro Suite 60 Quadratmeter. Für die Offiziere und falls auch einmal Gäste an Bord der HATHOR genommen werden müssen, oder Special Officers des Mutantencorps. Selbstverständlich verfügen alle Unterkünfte, auch die kleinen, über eine eigene Dusche und Toilette. Mit an Bord sind ein großes Schwimmbad, Sauna, einige Speisesäle mit unterschiedlichen Küchen, Bars, Fitnessstudios und ähnliche Kleinigkeiten. Einige Aussichtskuppeln mit direktem Blick und so. Ich hoffe, das reicht, damit sich die Besatzung wohl fühlt.“

„Und wo nimmst du so schnell die zweitausend Leute her, Kleines?“, runzelte Thora die Stirn.

„Zum größten Teil von der FARNESE“, antwortete Victoria, ihr Blick schweifte in die Ferne. „Ghomas eingespieltes Team. Hemghat sandte mir einiges an Personal, einige Topsider sind zu Abenteuern bereit und überglücklich, eine Fregatte oder eine Korvette fliegen zu dürfen. Auch aus der Liga gab es Bewerber für einen Posten bei Starlights, letztere müssen aber einmal auf die Academy. Die Bedienung arkonidisch-terranischer Technik muss ihnen erst in Fleisch und Blut übergehen. Besonders für nicht kosmonautisch ausgebildetes Personal hatte ich mehr als genügend Bewerbungen, da brauchte ich nur noch auswählen. Bei den Infanteristen stellen einige wieder die Kh’entha’hour, eine ganze Kompanie Bhekonidinnen hat sich gemeldet, du weißt ja, was für Adrenalinjunkies das sind,

dazu einige Ssossri und Topsider. Sogar einige Raumferronen haben sich schon gemeldet, vor allem kosmonautische Offiziere, damit kann ich dann die restlichen Fregatten und Korvetten besetzen.“ Victoria lachte launisch auf. „Sie wissen nur noch nicht, was für ein Schiff sie erwartet, in der Ausschreibung war nur von einem Schlachtschiff die Rede!“

„Und wo ist die NEITH, die der Klasse ihren Namen gibt?“ fragte Atlan gespannt.

„Nun ja.“ Victoria malte mit dem Fuß ihres langstieligen Weinglases Kreise auf die Tischplatte. „Ich habe ein gutes Angebot für ein Schiff der VIRIBUS-Klasse. Möchtest Du in etwa vier Monaten tauschen, die VIRIBUS UNITIS gegen eine NEITH, wenn du möchtest mit Umbauten nach deinem Wunsch. Paps gebe ich die Pläne, damit kann er sich die Schiffe der NEITH-Klasse selber bauen.“ Einmal mehr lachte sie ihren Vater an. „Ich wette, für das erste Schiff schwebt dir bereits der Name LIBERTY vor!“

Perry Rhodan lachte dieses Mal zurück. „Nicht ganz. Eigentlich wollte ich es INTREPID nennen.“ Er schob den Chip mit den Plänen zurück. „Nächstes Monat, wenn es fertig wird. Nur habe ich keine Fregatten an Bord, sondern 48 Korvetten. Auch wir haben die letzte Zeit nicht nur geschlafen, junge Dame!“

„Nach ‚the Tough old Lady‘ benannt!“ Victoria nickte lächelnd. „Das ist ein angemessener Name für ein gutes Schiff!“ Sie hob ihr Glas. „Auf die Menschen, wie immer sie aussehen mögen.“



November 2085

✴

System Morghay, Ghi’eën

Auf dem Gelände der europäischen Botschaft zwischen den beiden großen Blöcken Taroccanien und Nordmagrem auf dem Planeten Ghi’eën bereitete ihre Mannschaft die Korvette PORTO auf den Start vor. Die Verhandlungen mit den Regierungsvertretern beider Mächte waren erstaunlich problemlos verlaufen, beide Präsidentinnen hatten den Handelsverträgen nach einigen Veränderungen zugestimmt und sich rasch auf den Ort der Botschaft geeinigt. Dieses Gebiet war bereits seit langem neutraler Boden im Niemandsland zwischen den Grenzen, hier waren schon viele Verträge zwischen den beiden Staaten geschlossen worden. Nach der Rettung der Astronauten waren rund fünf Monate vergangen, und ein behelfsmäßiger Bau beherbergte bereits einige offizielle Vertreter der Europäischen Union und der Vereinten Nationen unter für Menschen der Erde angenehmen Schwerkraftverhältnissen.

Isabella Esteves saß auf der Brücke und lauschte, ein leichtes Lächeln auf den Lippen, mit halbem Ohr den Starvorbereitungen. Ihre Mission war unterbrochen, die Wissenschaftler auf Ghi’eën willkommen und kamen mit Feuereifer ihren Professionen nach. Auf diesem Flug sollte sie unter anderem einige Ghi’eëner zur Erde bringen, denn einige hatten sich auf verschiedenen Raumfahrtakademien beworben und diese hatten einige dieser Bewerbungen akzeptiert. Während der Reise sollten die Bewerber bereits eine grundlegende Hypnoschulung erfahren, so etwa die arkonidische Sprache und einige Hintergrundinformationen über die Erde, Arkon und die Verhältnisse in dieser Gegend der Galaxis betreffend.

„Damit ihr nicht in Ohnmacht fallt, wenn ihr einen Sauroiden zu Gesicht bekommt“, hatte Isabella zu Bheri gesagt und seine breite, völlig haarlose Brust gestreichelt. „Oder noch schlimmer, ihr könntet ihm vielleicht noch etwas antun!

Die wir kennen, leben alle unter erdähnlichen Gravitationsverhältnissen.“ Bheri hatte mit ihrem Haar gespielt, das ihn immer noch faszinierte.

„Hältst du mich denn für einen solchen Barbaren?“, fragte er und hob die Augenbrauen.

„Oh ja“, hatte sie ihn geneckt. „Ich werde die barbarische, brutale Kraft deiner … Muskeln vermissen, wenn du zur OLYMPOS aufbrichst.“

Er hatte obszön gegrinst. „Und ich deine … Löckchen! Schade, dass ich nicht hier unter dir – also unter deinem Kommando – meine Ausbildung erhalten kann.“

„Zuerst mindestens ein Jahr Hypnoschulung in der Theorie der Überlichtschnellen Raumfahrt und Grundausbildung.“ Sie küsste seine Nasenspitze. „Oh ja, mach genau so weiter, hör nicht auf. Und selbstverständlich psychologische Tests. Alles vorgeschrieben. Früher musste man noch viel länger auf einer Akademie bleiben, jetzt lernt man vieles in der Praxis.“

„Aber gleich ein Vertrag für zehn Jahre“, beschwerte sich Bheri. „Na, gut, nur irdische Jahre, aber trotzdem. Eine lange Zeit!“

„Du solltest stolz sein. Tana Starlight nimmt nicht jeden!“ Sie schwang ein Bein über ihn. „Lass uns die Zeit, die uns noch bleibt, doch sinnvoller nutzen als mit jammern, mein großer Barbar!“

Und jetzt, während die Startvorbereitungen liefen, lagen die drei Taroccaner und drei Nordmagremer auf den Liegen der Hypnoschulung und erhielten ihre erste Injektion Naniten als Vorbereitung auf die Schulung.

„CO, klar Schiff zum Start!“ meldete Antonio Rantocci.

„Dann bringen sie uns ins All, XO. Heimatkurs“, befahl Isabella. Alles in allem war es doch ein recht guter und erfolgreicher Erstkontakt gewesen.



Thanthur Lok, Sektor spinwärts-süd, mittlerer Bereich

System BKT- 381/31, Planet Ende der Träume

Es war das System eines alten, roten Zwerges, dessen zweiter Planet früher multiple und teilweise sehr komplexe Lebensformen beherbergt hatte. Jetzt war dieser Planet aber nur noch eine eisige, lebensfeindliche Steinkugel, auf der noch einige Ruinen der früheren Bewohnern in den luftleeren Himmel ragten und von der Hoffnung und den Träumen einer Zivilisation und deren unerbittlichem Ende zeugten. Schon als die Arkoniden M13 kolonisierten, fanden sie diese Situation genau so vor und in einer stillen Minute wurde ihnen klar, dass sie hier auch vor ihrer eigenen Zukunft standen. Kapitän Torok maAnlaan schnitt damals mit seinen Schiffsgeschützen ein stilisiertes Monument in einen Berghang, das an die unausweichliche Vergänglichkeit jedes Lebens erinnern sollte. Sowohl der damalige Imperator als auch der Rat akzeptierten und billigten nachträglich das Vorgehen des Kapitäns, das Monument wurde offiziell anerkannt und der Planet als überkonfessionelle Andachtsstätte registriert. Hierher kamen eine lange Zeit hindurch verfeindete arkonidische Familien, um ohne Kampf und Blutvergießen zu verhandeln, und selbst unter den Mehandor galt dieses System als ein beinahe heiliges, in welchem alle Feindschaften zwischen den Sippen bis zum Verlassen der Bahn des äußersten Planeten zu schweigen hatten. Das abfeuern, ja schon das ziehen einer Waffe oder ein gefangen setzen eines Anwesenden hatte die Ächtung der gesamten Sippe zur Folge, ähnlich dem Bruch eines abgeschlossenen Vertrages. Die Oberfläche des inneren Planeten, der nie ein

Paradies gewesen war, hatten starke Ausbrüche, so genannte ‚Flares', später völlig verbrannt, und weiter draußen im All waren nur noch einige Zwergplaneten und als äußerster Rand ein Gasriese zu finden. Dieser riesige Planet war mit nicht ganz 12 Mal der Masse des solaren Jupiters nur beinahe groß genug, um zum braunen Zwerg zu werden, doch vereinzelte Kernfusionen fanden bereits statt und überzogen die dunkle Oberfläche mit einem seltsamen Muster an Irrlichtern.

In der Nähe dieses Gasriesen kam ein kleines, scheibenförmiges Raumschiff aus dem kugelförmigen Transitfeld einer Wurmlochverbindung und jagte, mit hohen Werten verzögernd, auf den zweiten Planeten zu. Unaufhörlich tasteten hochwertige Ortungsgeräte das All nach Auffälligkeiten und eventuellen Resten energetischer Signaturen ab, und erst, als tatsächlich nichts zu finden war, schwenkte die PB-HAT 01 in den Orbit. Die Bodenschleuse öffnete sich, und eine Nachrichtenkapsel mit noch deaktiviertem Funkpeiler wurde ausgesetzt.

„Tana Starlight ruft den Neurogenten von Arkon", ging das Rufsignal durch die überlichtschnelle Kommunikationsanlage.

„Ich höre!" Eine sorgfältig modulierte Baritonstimme kam aus den Lautsprechern, die Arkoniden hatten ihrem Computer ein durchaus angenehmes Timbre verliehen. Auf dem Bildschirm entstand das Symbol der Tiga Ranton, die drei Planeten Arkons, welches der Neurogent als sein optisches Siegel verwendete.

„Ich bin mit deinem Angebot einverstanden, Neurogent", bekundete Tana. „Ich habe die Pläne für die verbesserten Antimateriemeiler, Schirme und Thermogeschütze dort hinterlegt, von wo ich dich anrufe. Die Bezahlung der Lizenzgebühren erfolgt wie angeboten teils als Gutschriften auf die Handelsbank

der Springer, teils als Gutschriften auf die Zentralbank Arkons und teilweise in Waren, lieferbar in die Niederlassungen meiner Firma in Thanthur Lok. Meine Angestellten, meine Familie und ich selbst sind, solange wir gegen kein arkonidisches Gesetz verstoßen, vor jeder Verfolgung sicher und wir dürfen uns in Thanthur Lok frei bewegen und unseren legalen Geschäften nachgehen!“

„So habe ich es vorgeschlagen, Tana Starlight!“

„Ich bekomme unverzüglich alle neuen Informationen über die Invasoren?“, verlangte sie.

„Ich habe die Notwendigkeit für einen solchen Schritt mit 98,59 Prozent berechnet. Ich erhalte im Gegenzug alle ihre Erkenntnisse über den Feind“, forderte die Maschine ihrerseits.

„Einverstanden! Wie lange gilt diese Zusicherung unserer absoluten Freiheit?“, fragte Tana.

„Machen Sie einen Vorschlag!“ bat der Neurogent, Starlight überlegte. ‚Ewig‘ war eine unsinnige Forderung an eine Maschine, auch dem intelligentesten Rechner sollte, nein musste man klare Zahlen nennen, um später nicht enttäuscht zu werden.

„Minimum fünf Jahre nach einer Benachrichtigung an mich oder meinen Erben persönlich über das Ende unserer Handelsbeziehung.“

„Einverstanden, Tana Starlight. Sie sind im System BKT-182/73?“

„Bestätigt!“

„Übertragen sie ihr Gesicht zur späteren Identifizierung!“ Starlight schaltete und erschien nun in der Erfassung der Maschine.

„Ihr Bild wurde gespeichert, Tana Starlight. Ich entsende ein Schiff zur Bergung der Pläne!“

„Sie werden leicht zu finden sein!“ versprach sie, aktivierte mit einem Funkimpuls den Peiler und beschleunigte ihr kleines Boot aus dem System. Das bald darauf eintreffende Robotschiff bemerkte nur das Verschwinden eines Ortungsimpulses, Tana Starlight hatte nicht vor, alle ihre Geheimnisse zu verkaufen.

Einige Lichtjahre entfernt wartete ein mächtiges Schlachtschiff auf das kleine Boot. Die 1.600 Meter durchmessende TSS BS 004 HATHOR öffnete eine kleinere Schleuse, und Victoria steuerte das Boot gekonnt zu seinem Liegeplatz. Christian, Leslie und Crest erwarteten sie bereits in der Schleusenkammer, als sie den Zentrallift der PB-HAT 01 ausfuhr und die Scheibe verließ.

„Es ist erledigt und alles ist gut gegangen“, beruhigte Tana ihren Mann, ihre Freundin und den Onkel. „Aber ich bin dabei ganz schön ins Schwitzen gekommen!“ Sie küsste Christian kurz, aber innig. „Hathor? Bitte eine Verbindung zu Ghoma!“ Das Hologramm der großen Mehandor erschien vor Tana in der Luft. „Es geht los, Ghoma. Bring die HATHOR bitte in die Nähe von Vombars Stern.“

„Natürlich, Tana. Sonst noch irgendwelche Befehle?“, fragte die rothaarige große Frau nach.

„Lass uns doch bitte für die unbekannten Wesen noch unsichtbar bleiben!“

Ghoma lachte auf. „Wird gemacht. Ghoma aus!“

Victoria grinste und zauste ihr eigenes Haar. „Jetzt möchte ich eine Dusche und ein wenig Trost und Zuspruch von meinem lieben Ehemann. Wir sehen uns später!“

Leslie sah den beiden nach. „Trost und Zuspruch könnte ich jetzt auch brauchen. Warum müssen wir den Teufeln unbedingt direkt vor die Hufe springen?“, jammerte sie, nicht so ganz ernst. „Ich bin für die Etappe geboren, nicht für einen Einsatz direkt an der Front!“

„Arme Leslie!“ tröstete Crest. „Darf ich dir meine Schulter zum Anlehnen anbieten?“

„Wird dann Ghoma nicht eifersüchtig?“, fragte sie mit warnend erhobenem Zeigefinger.

„Kaum“, lachte der Arkonide. „Es war nur ein Mal, es war zumindest für mich sehr schön, hat sich aber nie wiederholt. Wir hatten unsere Freude, aber ein Paar sind wir nie geworden!“ Er zuckte mit den Schultern, eine Geste, die er schon lange von den Menschen übernommen hatte. „Was immer Thora von ihrem alten Onkel zu wissen glaubt, manchmal ist er auch zu solchen Eskapaden und dem einen oder anderen One-Night-Stand aufgelegt.“

„Gut zu wissen, alter Onkel!“ Leslie wackelte mit den Augenbrauen. „Dann tröste mich doch einmal!“

„Nur ein Mal?“ hakte Crest nach, und Leslie streckte ihm nicht ganz Ladylike die Zunge heraus.

„Na schön!“ seufzte Crest. „Es wird mir eine Ehre und ein Vergnügen sein.“ Während die HATHOR ihrem Sprungpunkt zustrebte, brachte der Arkonide Leslie in seine Kabine…



Crest betrachtete das entspannt lächelnde Gesicht von Leslie Myers auf seinem Kissen und fragte sich, warum er das Gesicht früher immer ein wenig langweilig gefunden hatte. Die Frau war zwar keine ausgesprochene Schönheit, aber eigentlich doch sehr anziehend. Sie hatte auch keine ausladenden Formen wie zum Beispiel Ghoma, sie war nicht groß, ein klein wenig mollig und doch war sie von den Haar- bis zu den Zehenspitzen pure Sinnlichkeit und Erotik. Er genoss ihren Anblick, bis sie wieder die Augen öffnete.

„Für einen alten Onkel bist du noch ziemlich fit, Arkonide!“ bemerkte sie, zufrieden lächelnd.

„Vitamine, Sport – und natürlich ein Zellaktivator“, bemerkte er und wackelte mit den Augenbrauen.

„Hm, natürlich. Genau das wird es sein“, nickte sie.

„Und, bist du jetzt getröstet?“ fragte Crest leise.

„Ein wenig schon!“ murmelte Leslie.

„Mehr?“ Er streichelte ihre Wange zärtlich mit dem Zeigefinger, Leslie riss die Augen auf.

„Bist du sicher, dass du Arkonide bist? Aber ja, nur zu gerne!“

„Ganz sicher!“ flüsterte er noch gegen ihre Lippen, ehe er sie wieder küsste, an sich zog und sie noch einmal tröstete.

System Reggys Stern

Auf der Olympos

Die Unterkünfte der Kadetten auf der OLYMPOS waren im Deck Hongkong untergebracht, alle mit dem für Starlight Enterprises selbstverständlich gewordenen Luxus mit Einzelbelegung, eigener Nasszelle und mit 18 Quadratmetern auch nicht allzu klein ausgefallen. Im Zentrum der Starlight Space Academy war der große Speise- und Versammlungsraum, wo auch die neuen Kadetten vom Leiter der Anstalt, Colonel Bruce Doughall begrüßt wurden. Bheri Odheen hatte sich auf dem Flug mit Shobia Deeterut aus Nordmagrem und einem großen, untersetzten und gemütlichen Terraner aus Europa, Nils Olafson, angefreundet, der Exobiologie studieren wollte. Hier nun sah er, dass mit anderen Schiffen noch mehr Kadetten eingetroffen waren. Eine humanoide Frau mit plüschigem Fell, auch im Gesicht und auf den Handrücken, sie hatte sich als ÛtuGhan vorgestellt. Zwei Wobater mit ihren kleinen Hörnern, MukPol und WenLop mit Namen, die Wyvas AmœPeg und YjûSag, den Mutaraner HolKom, eine große, sehr schlanke Frau von Lub Mor mit Namen Daja Sibseg, einige

Saurierwesen ohne Schwanz, die man Ssossri nannte und solche mit Schwanz, die Topsider. Der ehemalige Major hatte die Namen gar nicht alle behalten können, so schnell folgten die Vorstellungen einander.

„Setzen!“ bellte der Adjutant des Colonel in das Mikrophon und die Lautsprecher verstärkten die Stimme, damit sie das Stimmengewirr übertönen konnte. Ruhe kehrte ein, als jeder sich einen Stuhl nahm und an einen großen, U-förmigen Tisch Platz nahm.

„Meine Damen und Herren Kadetten. Der heutige Tag bringt auch für mich etwas Neues. Üblicherweise sitzen dort, wo sie jetzt sind, ausschließlich eine Horde Jugendlicher, heute habe ich es zudem mit mehreren Menschen zu tun, die bereits bewiesen haben, dass sie mit beiden Beinen im Leben stehen. Diese Kadetten fragen sich wahrscheinlich, was sie hier sollen. Die Antwort ist ganz einfach. Sie müssen lernen, ihrem Nachbarn ihr Leben anzuvertrauen, ob er spitze oder runde Ohren hat, Schuppen, Chitinpanzer oder Haut. Und er muss lernen, dass er ihnen vertrauen kann. Instinktiv, restlos, ohne langes Überlegen. Dazu natürlich Simulatortraining und jede Menge Hypnoschulungen in der Theorie modernster Technologie und diversen kosmonautischen Disziplinen!“ Der Colonel erlaubte sich ein sparsames Lächeln. „Sie haben zu Hause schon jahrelang für ihre Missionen gelernt, und jetzt beginnt alles wieder von vorne. Und glauben sie mir, es wird schwieriger, weit schwieriger, als es jetzt scheint. Wir werden sie Stress ohne Ende aussetzen, wir werden sie provozieren und provozieren und dabei bis zum Umfallen testen. Am Ende wird es sich weisen, ob und wann sie den Anforderungen gerecht werden und das Offizierspatent der Starlight Academy erhalten. Noch kurz eines. Hier werden Mädchen und Jungs nicht getrennt, wir halten sie alle für reif genug, Verantwortungsvoll mit diesem Umstand und dieser Freiheit umzugehen. Der erste Lehrgang noch heute

Nachmittag wird eine Orientierung die Station betreffend sein, in ihrer dienstfreien Zeit steht ihnen selbstverständlich der gesamte öffentliche Raum der OLYMPOS zur Verfügung, aber ich habe eine Bitte an die älteren Kadetten. Gehen sie den jugendlichen Kameraden mit gutem Beispiel voran und halten sie sich an den Zapfenstreich um Mitternacht. Danke. Und nun wünsche ich ihnen noch viel Erfolg."

„Ihr zwei seht aus wie Terraner, nur mit sehr ausgeprägten Muskeln!" erklang es hinter den beiden Ghi'eënern. „Allerdings seid ihr keine Jugendlichen mehr, also denke ich, ihr kommt wie wir nicht von Terra!" ŮtuGhan und Daja Sibseg hatten sich zu ihnen gesellt.

„Es tut mir leid", entschuldigte sich Daja. „Ich bin sicher, wir haben einander schon vorgestellt, aber bei der Menge an Eindrücken…! Also, ich bin Daja Sibseg von Planeten Lub Mor, ŮtuGhan stammt von Pufyr. Wir haben in der Hypnoschulung von der terranischen Sitte des Händedrucks gelernt. Auf gute Kameradschaft?"

„Gerne!" Bheri ergriff zuerst die Hand der fast zwei Meter großen Daja, dann die von ŮtuGhan. Er fühlte das plüschige Fell auf dem Handrücken und strich mehrere Male mit dem Daumen darüber. „Entschuldige bitte, deine Hand fühlte sich nur so weich und angenehm an!" Rasch ließ er die Hand los.

„Kein Problem", lachte ŮtuGhan.

„Ich denke, wir sollten schon über Abweichungen und Gemeinsamkeiten Bescheid wissen", warf Sibseg ein. „Schon wegen eventueller Erstversorgung bei Verletzungen."

„Das finde ich eine gute Idee!“ Die Stimme klang etwas zischend, und als sie sich umwandten, stand einer der Sauroiden mit grünen Schuppen vor ihnen. Jetzt war Bheri für die Hypnoschulung dankbar, denn der Ssossri sah einer der gefährlichen Raubechsen seiner Heimat sehr ähnlich. Nur, dass diese Zehengänger mit einem langen Schwanz waren, während die Ssossri zu Sohlengängern mit stark ausgeprägtem Gluteus maximus geworden waren.

„Mein Name ist Assasagha vom Planeten Ssossri.“ Shobia Deeterut betrachtete die Federn am Kopf des Sauroiden.

„Du bist eine Frau, wenn die Hypnoschulung richtig war!“ bemerkte sie.

„Das ist richtig!“ Assasagha stellte ihre weißen Kopffedern auf. „Und wenn meine Informationen stimmen, du auch. Und auch ÛtuGhan, habe ich mir das richtig gemerkt? Danke. Und du auch?“, wandte sie sich an die Lub Mora. „Daja, und es ist richtig, auch ich bin weiblich!“

„Hervorragend!“ freute sich die Ssossri. „Ich gestehe, es fällt mir immer noch nicht leicht, die sichtbaren Attribute zu deuten, mit denen ihr euch unterscheidet.“

„Ich habe gehört, manchmal fällt das sogar Menschen selber schwer!“ Auf seinen Säulenbeinen war der Mutaraner HolKom herangetreten und klickte belustigt mit den Mandibeln, während ein Gerät die Schwingungen seiner Fühler in hörbare Worte verwandelte.

„Und wie erkennt ihr Mutaraner das andere Geschlecht?“ fragte Bheri interessiert.

„An den Pheromonen, wenn es so weit ist. Zu jeder anderen Zeit ist das Geschlecht völlig irrelevant. Die ständige Bereitschaft der Homoniden zur Paarung, der dann doch kein Nachwuchs entspringt, und die Wichtigkeit der Unterscheidung zwischen den Geschlechtern im Alltag wird uns Mutaranern stets ein Rätsel bleiben!“



Überall im Saal fanden sich Grüppchen neuer Kadetten, um sich kennen zu lernen und mit einander zu plaudern. Bheri hatte den Kaffeespender entdeckt und entschuldigte sich, er hatte bereits eine gewisse Vorliebe für dieses Getränk entwickelt. Gleich daneben gab es auch die Möglichkeit, heißen oder gekühlten Tee, Fruchtsaft oder einfach Wasser mit oder ohne Kohlensäure zu erhalten. Eine der Wyvas zapfte soeben ein Glas Eistee und drehte sich um, als sie Bheri hörte.

„Hallo, ich bin AmœPeg!“

„Freut mich. Mein Name ist Bheri Odheen!“ Er stellte eine Tasse unter die Tülle und drückte auf den Knopf für Espresso. AmœPeg lehnte sich an einen der Tische und musterte Odheen.

„Deiner Bewegung nach kommst Du von einem sehr schweren Planeten!“ sprach sie ihn schließlich an.

„Oh ja, mehr als doppelt so viel, wie es hier eingestellt ist!“ Er wies auf seinen Gürtel. „Mikrograv!“ Die Wyva drehte sich ein Stück und zeigte auf das gleiche Gerät.

„Eins Komma sechs nach diesem Standard, der hier gilt. Ich bin froh über diese Mikrogravs, früher konnte ich meine gewohnte Schwerkraft an Bord eines Schiffes nur in meiner Kabine einstellen. In der Liga ist auf gemischten Schiffen, wieder nach dem hiesigem Standard gemessen, eins Komma eins üblich. Da muss man ganz schön trainieren, um keinen Muskelschwund zu bekommen!“

„Man sieht dir die Muskeln gar nicht so an!“ Bheri musterte die nur 167 Zentimeter große Wyva. „Du wirkst eher schlank und zierlich!“

„Nicht solche Pakete wie du?“ lachte AmœPeg laut und schnippte mit dem Zeigefinger gegen seinen Bizeps. „Nein, irgendwie sind unsere Muskeln ein klein wenig anders aufgebaut als die der anderen Menschen. Unsere genetische Verwandtschaft mit den Terranern beträgt aber immer noch knappe 99,96 Prozent!“

„Wir von Ghi’eën weisen 99,97 Prozent gleiche DNA im Vergleich zu den Terranern auf“, erklärte Bheri. „Aber wir sind zu 99,98 Prozent verwandt mit den Arkoniden!“

„Was bedeutet“, überlegte AmœPeg laut „dass alle warmblütigen Säuger hier in diesem Raum genetisch kompatibel wären. Das kann doch kein Zufall sein!“

„Wahrscheinlich nicht!“ Nils Olafson hatte sich zu ihnen gesellt. „Schon die Arkoniden haben die Theorie aufgestellt, dass alle, oder doch die meisten, warmblütigen Hominiden von einer Urspezies abstammen. Selbst Atlan hat bereits davon gehört, die These ist also schon sehr alt. Mich würden auch noch genetische Vergleiche zwischen Topsidern und Ssossri interessieren!“

„Gibt es, mein terranischer Kamerad!“ Ein Topsider war zu der Gruppe getreten. „Ich bin Chrrok Schrrkh, und wie man unschwer sieht, bin ich Topsider. Also, nach der Entdeckung der Ssossri war die Mannschaft der ACHASSA mit der Untersuchung einverstanden, und auch die Genetik unserer neuen Kameraden da drüben hat man untersucht. Topsidisches Vergleichsmaterial war genügend vorhanden, und wir waren selbstverständlich mit einer vergleichenden Untersuchung einverstanden. Die Verwandtschaft beträgt, wenn man vorsichtig rechnet, etwa 99,92 Prozent. Das ist schon eine nahe Verwandtschaft, auch wenn wir visuell ganz anders aussehen.“

„Nun“, AmœPeg wies auf ihre Ohren. „Sehe ich vielleicht wie eine Terranerin aus? Und trotzdem sind wir eng verwandt“

„Nebensächlichkeiten“, beschied Nils. „Die meisten Organe sind identisch und sitzen an beinahe der gleichen Stelle.“

„Die gleiche Ernährung“, sagte der Topsider.

„Die meisten chemischen Substanzen haben zumindest sehr ähnliche Wirkung auf uns Hominide“, fuhr Nils fort.

„Die gleiche Anzahl Milchdrüsen und mehr oder weniger die gleichen Fettpölsterchen um diese“, ergänzte Chrrok. „Da gibt es mehr Unterschiede bei

verschiedenen Personen innerhalb einer einzelnen Subspezies der Gattung Hominiden als zwischen den Spezies selbst!“

„Nicht zu vergessen die Geschlechtsorgane. Hundertprozentige Übereinstimmung in Form und durchschnittlicher Größe, an den gleichen Stellen platziert“, komplettierte Nils noch. „Nur die Kh’entha’hour sind eine ganz andere Entwicklung! Hier beträgt die Verwandtschaft aber auch nur knappe 90 Prozent.“

„Na schön!“ AmœPeg trank noch einen Schluck. „Jetzt möchte ich nur zu gerne wissen, wie die Menschheit in ein paar hundert Jahren aussehen wird. Schade, dass ich das nicht mehr sehen werde!“

„Wer weiß?“, lachte Nils Olafson. „Vielleicht geht es schneller als gedacht!“

„Und, wie sieht es jetzt mit Ssossri und Topsidern aus?“ fragte Bheri interessiert. „Könnten die miteinander Nachwuchs produzieren?“

„Theoretisch durchaus möglich!“ antwortete Chrrok. „Technisch nicht ganz einfach, könnte aber funktionieren. Vor allem wäre es eine Frage des richtigen Timings! Wenn dann die richtigen Pheromone dazu kommen – also, biologisch durchaus denkbar.“



Dezember 2086

Thanthur Lok, Sektor mittwärts-nord, äußerster Bereich

Zwei Lichtjahre vor System ZAS-491/32, Vombars Stern

Auf der Brücke der HATHOR herrschte Ruhe und im Bereich der wissenschaftlichen Abteilung stark gedämpftes Licht, nur die einprogrammierten zirpenden Geräusche der Picotronic, welche Aufmerksamkeit für ein Zwischenergebnis forderten oder damit einfach ‚Berechnung läuft noch' signalisierten, durchbrachen die Stille. Ein steter Strom an Informationen floss von einer Sonde, welche mit eingeschaltetem Sprungdämpfer nach Vombar gesprungen war, zum zentralen Rechner der HATHOR.

„Noch keine Reaktion der Fremden?", fragte Tana schließlich. Ghoma hatte seit ihrer Zugehörigkeit zu Starlight Enterprises viele terranische Gesten übernommen, nun schüttelte sie ihre rote Mähne.

„Nichts! Entweder haben sie die Sonde noch nicht bemerkt, oder sie ignorieren sie einfach!"

„Die arkonidischen Sonden haben sie doch auch vernichtet", wandte Christian ein.

„Feldantrieb! Langsam noch näher heran gehen", befahl Victoria.

„Wir sind jetzt in der Entfernung, in welcher die Fremden die arkonidischen Sonden zerstört haben!" bemerkte Leslie. „Jetzt sind wir näher!"

„Weiter wie bisher!" Victoria starrte auf den Schirm mit der Sondenübertragung. Innerhalb der Gitterstruktur des gigantischen Trichters wurden ebenfalls noch als Gitter ausgeformte Decks gezogen.

„Dafür, dass sie ohne Reintegrator arbeiten, sind sie verdammt schnell!" Crest hatte bereits seit geraumer Zeit einige, wenn auch harmlose, Kraftworte in seinen Sprachschatz aufgenommen.

„Wir nähern uns der Bahn des äußersten Planeten“, meldete die Drohnenpilotin Patrizia Werner.

„Antrieb aus!“ kommandierte Victoria. „Lassen sie das Ding treiben, dann hält man die Drohne vielleicht…“ Ein Sichelschiff tauchte auf dem Bildschirm auf, der noch einmal grell aufleuchtete und dann einfach eine blaue Fläche zeigte, auf der in weiß die Worte ‚Verbindung verloren‘ zu lesen waren.

„Vielleicht auch nicht“, knurrte Christian. „Aber immerhin, wir sind weiter als jede arkonidische Sonde vorher gekommen.“

„Na gut!“ Victoria streckte ihren Rücken. „Patrizia, machen sie ein wenig Pause. Essen, trinken, Augen entspannen. Wir Eierköpfe überlegen uns in der Zwischenzeit eine neue Strategie!“

*

„Riskieren wir noch einen Anflug und bleiben dabei außerhalb der Umlaufbahn des äußersten Planeten? Vorher scheint man uns ignoriert oder nicht wahrgenommen zu haben.“ Crest rekapitulierte noch einmal die Ereignisse und stellte eine Frage, die sie sich wohl alle schon gestellt hatten.

„Was, wenn sie jetzt vorgewarnt sind und die Sonde früher bemerken?“ fragte Leslie. „Gut, wir sind dann nicht schlechter daran als jetzt, aber der Gegner weiß dann genau, dass jemand einen nicht zu ortenden Transit vollbringt.“

„Das Leben ist riskant. Wenn wir nichts riskieren, gewinnen wir auch nichts.“ Victoria ging nervös auf und ab. „Aber wieviel und wann! Hey, ihr seid meine Berater, jetzt beratet mich doch!“

„Dann würde ich sagen, wir schicken noch eine Sonde.“ Christian rieb sich das Kinn. „In vielleicht einer Stunde oder zwei. Dieses Mal lassen wir die Sonde nicht über die äußerste Bahn driften, sondern halten vorher. Mal sehen, was dann passiert!“

„Also gut. Wenn alle einverstanden sind, probieren wir es so aus. Auf jeden Fall zuerst einmal zwei Stunden Pause.“

*

Wieder war das Licht in der wissenschaftlichen Station stark gedämpft, um die leuchtenden Anzeigen noch besser erkennbar zu machen. Am Ende des 21. Jahrhunderts benutzte man zwar schon lange keine physischen Zeiger mehr, aber bei den meisten Instrumenten war das Display immer noch kreisförmig mit einem gut sichtbaren, virtuellen Zeiger und in einen grünen, gelben und roten Bereich eingeteilt. Diese Methode war schneller mit einem Blick zu erfassen und zu verarbeiten als reine digitale Zahlenangaben, bei denen man erst überlegen musste, wieviel Spielraum bis zum ‚Anschlag‘ noch blieb. Derzeit lagen alle Werte der magnetisch ausgeworfenen Drohne im grünen Bereich, sie beschleunigte jetzt und näherte sich ihrem Sprungpunkt.

„Achtung, Transit wird initiiert … jetzt“, meldete Patrizia Werner, die Siegerin der diesjährigen Wettbewerbe des Computerspieles ‚Arkons Quest‘ an Bord der OLYMPOS. Das Bild auf dem Schirm wechselte, die Feldlinsen übertrugen hervorragend scharfe Bilder.

„Verzögerung und Kurswechsel mit Feldantrieb beginnt!“ Hochkonzentriert steuerte die junge Frau ihren Flugkörper, der aus nicht viel mehr als einem Wurmlochgenerator, einem Feldantrieb und jeder Menge Sensoren bestand.

Eine Kugel, die aussah wie der erste Satellit der Erde, der Sputnik, und gerade sechs Meter Durchmesser hatte. Der Feldantrieb war eine Weiterentwicklung des Antigravitationsantriebes aus den Werkstätten der GCC und erlaubte die Fortbewegung ohne die ‚heißen' und schon allein visuell leicht zu ortenden Korpuskulartriebwerke. Leider betrug derzeit die maximale Beschleunigung nur etwa fünf Kilometer im Sekundenquadrat. Völlig ausreichend für interplanetaren Verkehr, aber es dauerte damit endlos, die für den Transit durch ein Transportfeld nötige Geschwindigkeit zu erreichen. Aber manchmal musste man sich die Zeit eben nehmen und geduldig sein.

„Seit den ersten arkonidischen Sonden fliegen diese Sichelschiffe ständig Patrouille!" bemerkte Christian. Dutzende Lichtpunkte flammten immer wieder auf und markierten die Wege der Patrouillenschiffe, sie waren durch den gesamten Raum des Systems unterwegs.

„Keine auftreffenden Ortungsstrahlen!" meldete Patrizia.

„Soweit waren wir schon!" knurrte Ghoma. „Noch geht alles gut."

„Sie fliegen ein Zufallsmuster", bemerkte Leslie. „Oder kann jemand ein System in den Bewegungen feststellen!"

„Hathor, bitte berechnen, ob den Bewegungen ein mathematisches Muster zu Grunde liegt", befahl Victoria. „Aber ich glaube, du hast recht. Es ist ziemlich wirr!"

„Es gibt immer so etwas wie eine Ordnung, ein System. Selbst im scheinbaren Chaos", wiedersprach Christian. „Man muss sich nur einen Ameisenhaufen ansehen. Was zuerst wie das absolute Chaos aussieht, gibt bei näherer Betrachtung durchaus einen Sinn."

„Nun ja“, räumte Leslie ein. „Das ist schon richtig. Und auch ein Zufallsgenerator ist nicht wirklich zufällig. Aber es wirkt, als wollten unsere Freunde ein möglichst unberechenbares Muster fliegen.“

„Dem stimme ich voll umfänglich zu!“ gestand Christian. „Es soll wohl ein unbemerktes Eindringen in das System weiter erschweren!“

Ghoma betrachtete das auf einem Nebenbildschirm erscheinende Muster der Sichelschiffe. „Das einzelne Schiff ist tatsächlich nahezu unberechenbar. Aber insgesamt scheint sich doch so etwas wie ein System abzuzeichnen!“

„Ja, sie fliegen alle zwischen den Bahnen des siebenten und des achten Planeten“ bemerkte Crest. „Verständlich, weiter Innen kann sich kein Feind mehr aufhalten.“

„Und sie schirmen damit die Scheiben recht effektiv gegen einen konventionellen Feuerüberfall ab“, gab Patrizia zu bedenken. „Sogar ein Feuerschlag mit unseren überschweren Energiewaffen hätte mehr Chancen, ein Patrouillenschiff zu treffen statt des Mutterschiffes!“

„Ich denke, diese Methode könnten wir auch zu unserem Vorteil nützen“, überlegte Victoria. „Mit dem Teleportantrieb in die Nähe der Scheiben, ein Feuerschlag und wieder weg, ehe die Scheiben angreifen können.“

„Riskant, Tana“, Ghoma stützte sich auf die Lehne von Patrizias Stuhl. „Vorher sollten wir den Umgang mit diesem Antrieb perfektionieren. Diese Scheiben sind verdammt nahe an der planetaren Masse, und um alle auszuschalten, benötigen wir mindestens zwei Schiffe für einen ordentlichen Schlag, der alle drei gleichzeitig trifft. Besser noch drei oder mehr!“

„Natürlich“, nickte Victoria. „Ich möchte das ganze außerdem noch genau berechnet wissen. Ein Gespräch mit Thora, Atlan, Perry Rhodan und Reginald Bull kann auch nicht schaden, die haben schon bewiesen, dass sie gute Strategen und hervorragende Taktiker sind.“

„Dafür bin ich sehr dankbar“, meinte Ghoma. „Wir haben zwar bereits die meisten Posten auf der HATHOR besetzen können, aber ein perfekt eingespieltes Team ist die Besatzung noch lange nicht. Vor allem die Fregatten- und Korvettenbesatzungen könnten noch Training brauchen. Unser Flightboss rauft sich schon die Mähne aus!“

„Dann bringt sie auf Vordermann“, befahl Victoria. „Ich gebe dir und Egnitha völlig freie Hand. Und wenn ein Fall hoffnungslos ist, suchen wir jemand, der es kann und schicken den Betreffenden noch einmal auf die Academy. Starlight Enterprises ist immer noch ein profitorientiertes Unternehmen, daher können wir es uns nicht leisten, eine wirklich große Kampfflotte zu unterhalten. Und bei einer kleinen Flotte muss die Qualität dann eben einfach perfekt sein und die Quantität ersetzen! Ewig wird der Raumschiffmarkt ja nicht so boomen wie jetzt!“

„Wir liefern aber auch wesentlich bessere Schiffe zu unschlagbaren Preisen“, bemerkte Leslie. „Und dank des Reintegrators bei weitem schneller!“

„Da wir schon dabei sind, ein anderes Thema zu besprechen! Reginald hat vorher eine Nachricht geschickt“, warf Christian ein. „Jetzt, wo wir alle Freunde sind, kann er ja die arkonidischen Relaisstationen benutzen. Ich habe sie decodiert und auf deinen Schreibtisch gelegt.“

„Und was will er? Ist etwas geschehen? Probleme mit Claudine?“, sorgte sich Victoria.

„Oh, nichts dergleichen!“ beruhigte Christian. „Es ist nur, ein überschwerer Mehandor namens Talamon möchte ein neues Flaggschiff. Eigentlich zwei. Ein großes Kampfschiff, eine Walze mit stufig erhöhten Aufbauten für die schweren Geschütztürme, er hat in der Republik Miridan die ARKONS WIEDERKEHR gesehen und möchte ein ähnliches, es muss nicht ganz so groß sein, dafür aber mit mehr Beschleunigung. Und es soll kantiger und bedrohlicher wirken. Die Länge umgerechnet etwas über 1.000 Meter, Reginald ist schon am Konstruieren. Und ein Wohnschiff, eine bewegliche Station, natürlich auch Walzenform, aber wirklich groß und mit allem Luxus, starke Schilde und eher die mittelschweren und leichten Abwehrwaffen, dafür darf es schon etwas träger sein. Eine Basis eben.“

„Was wissen wir über Talamon?“, wollte Victoria wissen.

„Hat einen guten Ruf!“ Ghoma erinnerte sich. „Steht selbstverständlich wie jeder Mehandor zu seinem Wort und ist insgesamt ein fairer Geschäftspartner. Er kämpft und verhandelt natürlich mit harten Bandagen, immerhin ist er ein Überschwerer, aber er kämpft nicht schmutzig! Und arbeitet seit einigen Jahren vorwiegend für Arkon“

„Na schön!“ überlegte Victoria. „Warum eigentlich nicht? Wenn der Preis stimmt, werden wir liefern.“



Solares System

Luna, Pounder Space Academy

Der ehemalige Major der miangischen Luftwaffe und jetzige Raumkadett der GCC Tus Heev stand auf einem der Promenadendecks und betrachtete die kleine, weißblaue Kugel am schwarzen Himmel. Die Erde erinnerte ihn, vom Weltall gesehen, stark an seine Heimat Lub Mor. Die wenigen Unterschiede in Atmosphäre und Schwerkraft fielen kaum ins Gewicht, die Spur mehr Sauerstoff in der Erdatmosphäre hatte nur eine angenehme, belebende Wirkung.



Seit zwei Monaten der terranischen Zeitrechnung war er hier auf der Akademie und hatte sich ganz gut eingelebt. Zu Beginn hatten ihn die vielen Unterschiede bei den terranischen Menschen gewundert, und als er den ersten grünhäutigen, rothaarigen Mehandor mit 156 Zentimeter Größe und einer Schulterbreite von beinahe 160 gesehen hatte, war er zuerst erschrocken. Besonders, als dieser in dröhnendes Gelächter ausgebrochen war und sich vor Vergnügen auf die massigen Schenkel geklopft hatte, dass Tus gedacht hatte, man könne es bis Lub Mor hören. Ohne technische Hilfsmittel.

„Bei allen Raumteufeln!“ hatte Taphkor gejapst. „Wir gäben ein hübsches Gespann ab, Brüderchen. Du erkennst die Gefahr bei deiner Länge und Rundumsicht drei Tage vorher, und ich mach‘ sie dann alle!“ Der erwachsene, erfahrene Tus Heev und der Teenager Taphkor gaben überraschenderweise tatsächlich ein gutes Team ab, das sich gut ergänzte und in der Teamwertung

durchaus positiv auffiel. Mittlerweile verband auch eine tiefe Freundschaft die beiden ungleichen Männer, auch wenn sie sich erst zwei Monate kannten. Sogar mit der Frau aus den Volksdemokratien Kobo, die hier eine Ausbildung absolvierte, verband ihn mittlerweile eine vorsichtige Annäherung, auch wenn ihm das kobanische System immer noch etwas radikal erschien. Doch mit der sozialen Marktwirtschaft, wie sie von der GCC und einigen Staaten praktiziert wurde, konnte nach anfänglichem Zögern etwas anfangen, und auch Apija Kabarkana akzeptierte einige der Prämissen dieser Wirtschaftsform.

Der Umgang mit Echiassem, dem Ssossri, war ihm anfänglich etwas schwer gefallen, denn Raubechsen hatte er auf Lub Plaub als gefährliche Bedrohung seiner Expedition kennen gelernt. Aber – nach zwei Monaten hatten sich auch diese Probleme so gut wie gelöst, und auch wenn sie keine engen Freunde wurden, so respektierten sich die beiden so unterschiedlichen Wesen zumindest und begannen zumindest Vertrauen zueinander aufzubauen. Er blickte auf die Uhr und gab sich einen Ruck. Simulatortraining stand auf dem Plan, und Tus Heev setzte seine langen Beine in Bewegung und beeilte sich. Er wollte unbedingt wieder da hinaus, und einzige Weg führte derzeit über eine der bereits bestehenden Space Academies. Da half alles nichts, der Major war wieder Kadett! Und es gefiel ihm sogar ein wenig, denn er lernte hier in einem Monat mehr, als er zu Hause zu träumen gewagt hätte. Und auch sonst bot die Mondstation der GCC durchaus einige Annehmlichkeiten, man konnte auch als Kadett hier gut leben und sich durchaus amüsieren! Zum Beispiel mit Yvonne le Paroëne.

System Reggys Stern

Auf der OLYMPOS

Daja Sibseg saß auf einer Liege und hatte ihre Uniform abgelegt, wie man es ihr beim Eintritt in den Raum gesagt hatte. Nach einiger Zeit kam zur anderen Tür schwungvoll ein kleiner, bulliger Mann in weißem Mantel in den Raum geeilt, warf ein Stethoskop auf den Tisch und blickte auf seinen Rechner.

„Sind sie Daja Sibseg, junge Dame?“, fragte er kurz angebunden.

„Die bin ich“, stimmte Daja zu.

„Sehr gut. Mein Name Doktor der Medizin Lennard Chapell. Ich sehe hier, sie haben einmal großflächige Verbrennungen davon getragen. Darf ich mir ihre Schulter einmal ansehen?“ Er stand auf und trat näher.

„Natürlich!“ Sie neigte den Kopf zur Seite.

„Nein, nein!“ Er rückte ihren Kopf mit überraschend zarten Händen wieder in die gerade Position. „Ganz locker lassen!“ Seine Hände tasteten über die Narben. „Bitte sagen sie mir ganz ehrlich, ob es irgendwo weh tut.“

„Nicht jetzt, Doktor. Aber manchmal zieht es ganz unangenehm am Hals und am Arm, und manchmal verkrampft sich auch der Bizeps“, gestand Daja.

„Mhm!“ Er drückte mit den Fingerspitzen gegen ihre Rippen, wo ebenfalls Narben waren. „Atmungsprobleme?“, fragte er weiter.

„Nein, damit und mit meinem Herz ist alles in Ordnung.“

„Gut. Wir werden trotzdem einmal ein Belastungs-EKG und einen Lungenfunktionstest machen. Nur zur Sicherheit. Darf ich kurz ihren Busen berühren?“ Daja stimmte zu, und mit klinischer Sachlichkeit hob er die Rundung ihrer kleinen, linken Brust hoch. „Hier unterhalb in der Brustfalte befindet sich

auch Narbengewebe, es ist ein Wunder, dass der Rest nicht mehr in Mitleidenschaft gezogen wurde. Da hatten sie noch Glück im Unglück, junge Dame.“ Er holte sein Stethoskop vom Tisch und trat hinter sie. Dann fühlte sie das kühle Metall auf ihrem Rücken und es begann das vertraute Ritual der medizinischen Untersuchung. „Bitte setzen sie sich auf diesen Stuhl dort für eine gynäkologische Untersuchung. Ist es ihnen lieber, wenn ich eine Ärztin dafür hole?“

„Aber nein, Doktor!“ Sibseg setzte sich wie befohlen und ließ sich die Beine in die Halterungen legen. Dann zog der Arzt sterile Handschuhe über und erledigte rasch und professionell seine Arbeit, machte noch einen Abstrich und half Daja wieder vom Untersuchungsstuhl. „Sie können ihre Uniform wieder anziehen. Die Tests können wir morgen genauer besprechen, aber nach meiner Meinung sind sie gesund. Bis auf ihre Narben. Da sollten wir etwas unternehmen, dann wird auch der Bizeps weniger krampfen!“

Sibseg machte eine zustimmende Geste. „Ich spare schon seit einiger Zeit für eine Hauttransplantation, aber es ist ein großes Gebiet, daher wird die Operation langwierig und teuer! Besonders die Rehabilitation nachher!“

„Keine Transplantation!“ wehrte Doktor Chapell ab. „Ich dachte an eine Hautregeneration. Ich möchte ehrlich zu ihnen sein, diese Methode hat bei Terranern und Arkoniden gut angeschlagen, aber wir haben keine Ahnung, wie es bei anderen Menschen aussieht. Allerdings ist die Genetik ähnlich genug, um Hoffnung zu haben!“ Er blickte wieder auf seinen Bildschirm. „Wir könnten die Geräte während ihrer Hypnoschulungen anlegen, dann verlieren sie keine Zeit!“

„Doktor, ich weiß nicht, ob ich das bezahlen kann“, gab Sibseg zu. „Wieviel kostet denn eine solche Kur?“

„Junge Dame!“ Der Arzt baute aus seinen Fingern ein Dach. „Sie sind jetzt Angestellte der Starlight Enterprises, zwar noch in Ausbildung, aber mit einem Vertrag. Damit haben sie das Anrecht auf die bestmögliche medizinische Versorgung, das hat unsere Chefin von Anfang an klar gestellt. Wer für Tana Starlight arbeitet, muss ziemlich hohen Anforderungen gerecht werden, aber die Bezahlung und die sonstigen Leistungen sind entsprechend. Wollen sie es einmal probieren? Mehr, als dass nichts geschieht, kann eigentlich nicht passieren!“

„Dann tun sie es, bitte! Ich danke ihnen, Doktor! Ich danke ihnen sehr!“

„Schon gut!“ wehrte der Arzt ab. „Möchten sie eine empfängnisverhütende Depotinjektion? Ich kann ihnen welche mit der Wirkung von einem Monat, sechs Monaten oder einem Jahr anbieten.“ Daja überlegte nur kurz. Noch hatte sie keine Absichten, aber man konnte nicht wissen, wem sie noch begegnete, und nie vorsichtig genug sein.

„Dann bitte gleich für ein Jahr, bitte!“

Chapell füllte den Injektor. „Kluge Entscheidung. Machen sie bitte den Arm frei!“ Er setzte das Gerät an und mit leisem Fauchen entlud der Injektor mit Hilfe von Pressluft seinen Inhalt in Dajas Oberarmmuskel. Dann legte er das Gerät in den Autoklaven und sah auf den Monitor. „Schicken sie bitte Shobia Deeterut herein, sie soll sich ausziehen und auf der Liege Platz nehmen. Auf Wiedersehen, Kadett Sibseg!“ Er stand auf, schnappte sein Stethoskop vom Tisch und eilte wieder in das Nebenzimmer, wo schon der nächste Kadett auf ihn wartete.

*

Es war Abend auf dem Strip des obersten Decks der OLYMPOS, die Lokale hatten Hochbetrieb und auf dem Strand waren wieder eine Menge Musikanten

unterwegs. Der Klang einer karibischen Steeldrum-Band lockte mit ihren heißen Beats eine Gruppe junger Kadetten an.

„Oh Mann, schaut euch das einmal an!“ entfuhr es Bob Wickerson aus Milwaukee in Wisconsin. „Das ist ja das Paradies!“ Einige Leute tanzten zu den stimulierenden Rhythmen, aber besonders auffällig war eine dunkle Schönheit, welche die Arme seitwärts vom Körper weg gestreckt hatte, ihr Busen unter dem kurzen Shirt zeichnete sinnverwirrende Muster, wenn sie Schultern und Oberkörper nach der Musik bewegte, die Pobacken in der extrem kurz abgeschnittenen Jean bewegten sich verführerisch, während sie tanzte. Die weißen Zähne leuchteten in dem dunklen Gesicht, sie lachte immer wieder glücklich auf, diese Frau hatte den Reggae wirklich im Blut. Bob musste einen Schluck aus seiner Bierflasche nehmen, sein Mund war staubtrocken geworden.

„Oh ja!“ stimmte Konrad Binder aus Hamburg zu. „Die Frau hat aber auch wirklich alles, was einen Mann glücklich machen kann!“

„Wollen wir uns ihr vorstellen?“ fragte Charles Wong aus Shanghai. „Vielleicht kann ja einer von uns bei ihr landen!“

„Keine Chance, Kameraden!“ Olaf Veelander stammte aus Stavanger in Norwegen und hatte die Frau ebenfalls bewundert, er hatte aber auch ihre Blicke gesehen, die einem jungen Mann mit weißem Haar galten, der an der Bar saß, neben ihm auf einem Hocker ein paar Damenschuhe. „Die Lady ist bereits vergeben an den Herren dort an der Bar. Seht euch die Blicke an, die sie wechseln, da passt ihr sicher nicht dazwischen!“

„Dann wollen wir zumindest die Vorstellung genießen, so lange sie dauert!“ befand Konrad.

„Und später gibt noch eine Menge anderer hübscher Mädchen hier“, stimmte Charles zu. „Auch solche ohne Begleitung!“ Bob verschlang die schöne Frau noch einmal mit seinem Blick, dann nahm er noch einen Schluck.

„Schade. Aber Olav hat recht. Gehen wir!“ Sie warfen ihre leeren Bierflaschen in einen Glascontainer zur Wiederverwertung, gingen zur Bar und bestellten eine Cuba Libre. Das Musikstück war zu Ende, die schöne Frau lief zu ihrem Begleiter und warf die Arme um seinen Hals!

„Lass uns gehen, Reginald!“ sagte sie zu ihm. „Claudine braucht ihr Abendessen, und eine halbe Stunde allein mit einem Babysitter reicht für ein viermonatiges Kind vollauf! Auch wenn Yvettes Pierre gleich alt mit unserer Tochter ist.“



„Einverstanden, Marie France.“ Er nahm sie in die Arme und küsste sie. „Aber es war schön, wieder einmal ein wenig ausgelassen zu sein,“ sagte sie, während sie in ihre Schuhe schlüpfte. „Danke dafür. Ich bin so weit!“ Reginald nickte dem Barbetreiber zu und schrieb etwas in die Luft, der nickte und winkte zurück. Dann verließ er mit der karibischen Frau die Bar, während die Steeldrums ein Stück von Bob Marley intonierten.

„Ohne den Gesang von Bob Marley ist es nicht das selbe“, sagte Reginald zu seiner Frau, während er in den Lift stieg. „Aber schön, dass Raoul uns gesagt hat,

wann er mit seiner Band auftritt!“

„Upps, da wären wir schön ins Fettnäpfchen getreten.“ Charles zog die Stirn kraus. „Ausgerechnet die Frau vom Juniorchef anzubaggern wäre nicht gut angekommen!“

„Keine Sorge!“ Der Barmann stellte die Getränke vor die Kadetten. „Solange ihr ein ‚nein‘ von einer Frau als solches akzeptiert, ist er nicht böse. Sie trägt ja kein Brandzeichen oder so, also nimmt er Versuche, sie anzusprechen, auch nicht übel. Auch wenn jemand mit ihr tanzen will und sie es auch möchte, hat er nichts dagegen. Aber er wird verdammt sauer, wenn jemand zudringlich wird, nicht nur bei seiner Frau. Also, solange ein Mädchen ja sagt, nur zu. Sobald sie nein sagt, macht euch vom Acker!“

„Ah, danke.“ Bob nahm ein kleines Schlückchen. „Aber ist das nicht eigentlich selbstverständlich?“

„Hier an Bord schon“, meinte der Barkeeper. „Aber was ich auf der Erde schon erlebt habe – fragt lieber nicht!“ Er seufzte. „Manche Männer halten sich immer noch für ein Geschenk der Götter an die Frauen. Na, zum Glück kann Matta solch kranke Neigungen erkennen und siebt solche Bewerber aus, noch ehe sie die richtige Station betreten!“

„Um so besser“, brummte Olav. „Ich möchte niemand diskriminieren, aber wenn wir als Team arbeiten wollen, können wir niemand brauchen, der sich aus welchen eingebildeten Gründen auch immer für besser als seinen Nachbarn hält.“

„Außer natürlich, er ist wirklich besser!“ Bob polierte seine Fingernägel an der Brust und musterte sie dann stolz, Konrad schubste ihn.

„Träum weiter, Kleiner!“ neckte er Bob und sah von seinen kaum kleineren Kameraden herab.

„Jungs“, sagte der Barmann. „Hier habt ihr noch einen Tipp von mir, frei und gratis. Üblicherweise treffen sich die Paare hier an dieser Seite der Bar, die Singles dort drüben. Aber erinnert euch immer, nein ist nein und nicht mach weiter.“

„Alles klar, danke!“ Olaf reichte seinen Ausweis über die Theke. „Die Runde geht bitte auf meine Rechnung. Plus zehn Prozent!“

„Geht klar, Admiral, danke!“ Der Keeper reichte eine Quittung über den Tresen. „Und viel Spaß noch, Jungs!“

Gypsy hieß in Wirklichkeit Andrea, aber ihre schwarzen Haare und die Vorliebe für große Kreolen hatte ihr diesen Spitznamen eingetragen. Derzeit ließ sie sich einfach von der Musik tragen und rollte lasziv die Hüften, genoss die Vorstellung, dabei von einigen jungen Männern beobachtet zu werden. Dann sah sie die vier Kadetten näher kommen.

„Hey Georgie, schau mal“, machte sie ihre Freundin aufmerksam.

„Hübsche Jungs“, rief die große Blondine zurück. „Hey Mini! Dort drüben!“ Minerva Hopkins rollte ihr Becken noch mehr und winkte zu den Kadetten!

„Kommt doch her, Leute!“ Das wiederum ließen sich die Kadetten nicht zwei Mal sagen.

„Hi, ich bin Konrad“, stellte sich der Blondschopf Andrea vor. Die beugte sich vor.

„Und mich nennt man Gypsy!“ Sie schlang ihre Arme um seinen Hals. „Komm und tanz mit mir, Kadett!“

Georgie packte Charles Wong am Arm. „Komm zu mir, mein Hübscher! Ich bin Georgie!“

„Charly!“ rief der Sinoterraner zurück. „Herzlich gerne, schöne Frau!“

Mini schnappte sich Bob, und Olaf ging zum Tresen. Er bestellte noch einen Cuba Libre und nippte daran.

„Hi“ sagte eine helle Stimme hinter ihm. „Ist neben dir noch frei?“

„Klar!“ Olaf drehte sich um, ein hübsches, dunkelhäutiges Mädchen stand vor ihm, beinahe hätte sich der Europäer an seinem Drink verschluckt.

„Entschuldigung. Ich bin Olaf. Bitte, nimm Platz!“

„Danke. Ich bin Jacky.“ Sie setzte sich und bestellte einen Cocktail.

„Du tanzt nicht?“, fragte sie lächelnd.

„Ich bin Norweger“, erklärte er ihr todernst. „Wir sind steif, humorlos, knochentrocken und kaltblütig wie die Fische, also völlig ungeeignet für diese spezielle Art von Musik!“

„Das ist schade, aber vielleicht kann man an dem einen oder anderen noch etwas ändern“, lachte Jaqueline.

„An dem einen oder anderen vielleicht“, antwortete er lächelnd.

„Na dann, Skål, wie man bei euch sagt!“ Sie hielt ihm ihr Glas entgegen, er stieß mit seinem dagegen.

„Santé!“



Jänner 2086

System Reggys Stern

Auf der OLYMPOS

Militärische Strukturen haben ein großes Problem, sie fördern eher Gehorsam und das blinde Vertrauen auf Regeln und lineares Denken, dabei zerstören sie nur zu oft kreative Denkansätze und eigenständiges Handeln. Tana Starlight hatte einiges gelesen, und so kam ihr die Idee von Admiral Heinlein durchaus brauchbar vor. Auf ihrer Space Academy führte sie daher ein neues Seminar ein: Metaphysik, die Kunst des kreativen Zweifelns. Es war einer der wenigen Lehrgänge, in denen so etwas wie ein Hörsaal zum Einsatz kam, denn das Seminar wurde als Diskutierrunde abgehalten. Franz Pachler hatte seinen Spaß, alles nur erdenkliche anzuzweifeln und die Kadetten über das für und das wider einer Theorie debattieren zu lassen.

„Einstein hat gesagt, nichts ist schneller als das Licht“, argumentierte Charly Wong eben. „Masse und Trägheit steigen mit der Annäherung an die Lichtgeschwindigkeit stark an und sind bei Erreichen derselben unendlich, also kann man, seiner Meinung nach, nicht darüber hinaus beschleunigen. Soweit hat sich seine Theorie sogar bewiesen, wir haben – zumindest bisher – noch keine Technik gefunden, die es kann. Dann aber hat man – zumindest als

mathematisches Konzept – überlichtschnelle Teilchen gefunden, die Tachyonen. Also, müsste es nicht doch möglich sein, überlichtschnelle Raumfahrt ohne Wurmloch- oder Teleportantrieb zu betreiben!“

„Firlefanz!“ warf Konrad ein. „Tachyonen sind nicht besser als Esoterik! Es gibt keinen Beweis für ihre Existenz!“

„Da habe ich nur einen Einwand!“ Daja Sibseg hob einen Zeigefinger. „Vor einem halben irdischen Jahr hätte niemand auf Lub Mor, meiner Heimatwelt, ein Wurmloch nachweisen können. Gab es jetzt bis dahin keine Wurmlöcher? Und wenn vorher diese Möglichkeit zu reisen nicht existent war, wie konnte die PHILIP K. DICK uns dann erreichen, wenn es gar nicht möglich war, durch diesen Transit zu fliegen?“

„Das ist etwas ganz anderes“, ereiferte sich Ricardo Samtana aus Barcelona. „Ich meine, ein Wurmloch lässt sich anmessen und nachweisen!“

„Wir konnten das auch nicht!“ entgegnete Shobia Deeterut sanft. „Trotzdem kam die PORTO zu uns. Also, für uns gab es überlichtschnelle Raumfahrt und Wurmlöcher nur als mathematisches Konzept, aber nicht in der Realität. Vielleicht haben wir nur noch nicht die richtigen Instrumente, um Tachyonen festzustellen!“

„Äh…“

„Sag jetzt nichts über rückständige Technologien, Konrad“, warf Bob ein. „Ich glaube, das macht es unseren Kameraden nur leichter, ein für uns bereits als nicht anzweifelbar geltendes Konzept doch wieder anzuzweifeln. Sie haben immerhin den unumstößlichen Beweis, dass es mehr gibt, als sie vorher gedacht hatten!“

„Vor nur hundert Jahren wären wir noch glücklich über die Technik gewesen, die auf Ghi'eën normal ist, von Lub Mor ganz zu schweigen", ergänzte Olav.

„Ich wollte doch nur meine zumindest teilweise Niederlage eingestehen!" Konrad hob die Hände zu einer Friedensgeste. „Ich glaube zwar immer noch nicht an Tachyonen, kann aber deren Nichtexistenz nicht beweisen. Das Argument mit der noch fehlenden Messtechnik hat was für sich!"

„Ich möchte nur die Frage stellen, inwieweit das wichtig ist", meldete sich der Wobater WenLop zu Wort. „Wir haben den Teleportantrieb und jetzt auch die Wurmlochgeneratoren. Wozu sollten wir uns eigentlich den Kopf über Tachyonen und ähnliches den Kopf zerbrechen?"

YjûSag, die Wyva übernahm die Antwort. „Stell dir vor, jemand kann einen Sprengkopf mit einer Art Tachyonenantrieb überlichtschnell ins Ziel bringen. Da lohnt es sich schon, zumindest eine Möglichkeit zur rechtzeitigen Ortung zu finden. Außerdem wäre das auch für die eigene Seite ein strategischer und taktischer Vorteil, wären solche Geräte in unserem Besitz."

„Oh! Daran habe ich nicht gedacht!" räumte WenLop ein.

„Das ist das Problem bei Männern!" merkte AmœPeg mit dem wyvischen Äquivalent zu einem Zwinkern an. „Sie sehen den Krieg immer irgendwie wie einen Sport und sorgen dafür, dass der Feind am nächsten Tag zurück schlagen kann, und wir Frauen können dann nachher wieder den Müll wegräumen." Leises Lachen belohnte den kleinen Seitenhieb, dann wurden die Kadetten wieder ernst.

„Abgesehen davon möchte ich bemerken, dass es vielleicht keine Tachyonen gibt, sehr wohl aber überlichtschnelle und sogar hyperlichtschnelle Wellen", warf

Ghor Chamgh ein und zuckte mit dem muskulösen Schwanz. „Oder womit, denkt ihr, funktionieren überlichtschnelle Ortungsgeräte? Ein Mathematiker meines Volkes hat sogar einmal die Theorie der Nullzeitwelle aufgestellt. Damit müsste man ein Geschehen in dem Moment zu sehen bekommen, in dem es wirklich passiert."

„Warum nicht gleich retrograde Teilchen, mit denen man ein Geschehen vorhersagen kann?" spöttelte Jimmy Groote aus Pretoria.

„Das ist als philosophisches Konzept hervorragend, und vielleicht lohnt es sich sogar, danach zu forschen", überlegte Ghor. „Aber ich gestehe, dass ich mit dieser Vorstellung Probleme habe. Außerdem besteht zwischen Welle und Teilchen noch ein kleiner Unterschied!"

„Licht ist beides!" warf Bob Wickerson ein.

„Und Licht ist eben nur – lichtschnell!" konterte Jimmy. „Ich will jetzt gar nicht die Möglichkeit der Existenz eines über- hyper- oder gar nullzeitschnellen Teilchens abstreiten! Aber wirklich in meinen Kopf will es nicht. Aber, vor hundert Jahren war unser Antrieb eine Gedankenspielerei von Utopisten, heute ist er normal."

„Nun, ich sehe, ihr habt eine Vorstellung, worauf es ankommt", griff Pachler in die Diskussion ein. „Es ist durchaus in Ordnung, konservative Meinungen zu haben und auch zu vertreten, aber es ist immer wichtig, die Möglichkeit eines Irrtums einzusehen. ‚Ich weiß es nicht' ist eine gute Antwort, zumindest ist sie ehrlich. Diese Station hier ist entstanden, weil Tana Starlight und die Leute um sie alles immer wieder in Zweifel gezogen haben. Sie haben nicht gesagt ‚das geht nicht anders', sondern sie haben gesagt ‚da gibt es mehr als das, was wir

bereits kennen‘! Robert A. Heinlein hat einmal gesagt: ‚Höre immer auf den Rat von Experten. Sie sagen dir, was nicht geht und warum es nicht funktionieren kann. Wenn du das weißt, mach dich an die Arbeit!‘ Arthur C. Clarke hat das Gesetz geprägt: ‚Wenn ein alter Wissenschaftler sagt, dass etwas neues möglich ist, hat er wahrscheinlich recht. Wenn er sagt, dass es unmöglich ist, zumeist unrecht. Also, Leute, damit entlasse ich euch für heute. Bis in einer Woche!“

Bheri packte nachdenklich sein Pad in die Schutztasche. Dieses Seminar machte ihm wirklich Spaß, auch wenn einige seiner Überzeugungen schwer angeschlagen wurden. Er fühlte, wie er sich veränderte, wie einige seiner Ansichten einem Wandel unterzogen wurden, etwa dem politischen System seiner Heimat gegenüber. Er hatte, wie anfänglich auch Daja Sibseg, immer die Nichteinmischung des Staates in die Wirtschaft verteidigt, gegen staatliche Pensions- und Krankenversicherung argumentiert. Doch jetzt war er nicht mehr sicher. Die Haut Sibsegs begann tatsächlich sich zu regenerieren, überglücklich hatte sie die noch sehr blasse neue Haut an ihrem Hals allen gezeigt und trug nun in der Freizeit nicht mehr nur hochgeschlossene Kleidung. Zu Hause hätte sie sich eine derartige Regeneration nie leisten können, falls sie überhaupt verfügbar gewesen wäre. Und Shobia war ja auch ganz anders, als er sich eine Nordmagrema immer vorgestellt hatte.

„Hallo, Bheri!“ ŮtuGhan war hinter ihn getreten. „Hast du Lust, mit mir noch auf ein Getränk zu gehen?“

„Natürlich!“ stimmte Bheri zu.

„Bheri, ich muss dich etwas fragen“, begann sie auf dem Weg. „Habe ich dich irgendwie beleidigt? Seit unserem ersten Händedruck hast du jede Berührung peinlichst vermieden, ja du bist regelrecht zurück gezuckt. Warum?“

Bheri seufzte. „Das ist nicht so leicht zu erklären. Es ist mir peinlich, aber ich fand das Gefühl, als ich deine Hand mit diesen plüschigen Härchen berührt habe, so – wie soll ich sagen – ganz einfach schön. Und jetzt habe ich Angst, dass du das irgendwie – abartig findest!“

„Ich halte euch beide für abartig“, klang hinter ihnen die Stimme AmœPegs auf, beide fuhren herum. Die Wyva wies mit ihrem Zeigefinger von einem zum anderen, die andere Hand in jener Pose, welche jede Frau im Universum automatisch annimmt, in die Hüfte gestemmt. „Alle Götter in der verdammten Galaxis, da merkt ein Blinder ohne Prothese, was zwischen euch ist, und ihr zickt so total blöd herum! Los, los, nehmt euch schon in den Arm, und küsst euch doch endlich. Nicht nur auf die Birne, du hirnloser Bulle, sondern ordentlich!“ Es konnte keinen Zweifel geben, AmœPeg hatte sich bereits einige Redewendungen zu eigen gemacht. „Du stehst neuerdings auf Haare, na und? Andere stehen auf große oder kleine Brüste, andere auf Hintern, auf kurze Haare, auf lange Haare, manche sogar auf einen Partner mit Brille oder Tätowierung. Frauen lieben manchmal Frauen, und Männer auch schon mal Männer. Ist doch alles völlig egal und normal, warum also solltest jetzt du plötzlich abnormal sein. Nur weil es dir gefällt, eine Frau mit Fell auf der Haut zu streicheln?“

„Vielleicht erlebst du doch den Beginn einer neuen Menschheit noch mit, Amœ!“ grinste Nils Olafson. „Von der Genetik ginge es ja!“

ÛtuGhan warf den Kopf in den Nacken und hakte sich bei Bheri unter. „Ich glaube, wir machen jetzt einen schönen, langen Spaziergang und reden über einiges“, forderte sie ihn auf, und Bheri ging beinahe wie im Traum mit.

„Gerne!“ flüsterte er heiser. „Sehr gerne!“

„Hoffentlich redet ihr nicht nur!“ rief Amœ noch hinterher, jetzt beide Fäuste in die Seiten gestemmt!

*

„Sie gehen davon aus, dass die Konverterkanone auch bei den Schirmen der Fremden volle Durchschlagskraft entwickeln kann?“ Perry Rhodan siezte seine Tochter wieder, denn es waren einige Personen anwesend, für welche die Identität seiner Tochter noch im Geheimen lag und auch noch bleiben sollte.

„Zumindest in der höchsten Einstellung hoffe ich doch, dass wir einigen Schaden erzielen können“, antwortete Tana. „Aber sicher, so ganz zu 100 Prozent sicher bin ich mir selbstverständlich auch nicht. Irgendwann müssen wir uns aber dem Gegner stellen, aber natürlich nicht heute oder morgen. Dazu müssen die Fluchtantriebe erst in alle unsere Schiffe eingebaut werden, die NEITH muss fertig gestellt werden und die Besatzungen ordentlich trainiert. Besonders der synchrone Sprung ins System, die sofortige Feuereröffnung und der wieder synchron erfolgende Fluchtsprung müssen gemeinsam geübt werden.“

Stan Lee Johnson beugte sich vor. „Miss Starlight, wollen sie wirklich ein solches Risiko eingehen? Wir werden ihnen keine große Rückendeckung geben können, auch wenn sie dankenswerterweise die Schiffe der ITC auf den neuesten Stand gebracht haben. Aber es sind, mit der Ausnahme unseres Schiffe der VIRIBUS-Klasse, der USS MISSOURI, doch nur bewaffnete Handelskreuzer!“

Tana zögerte mit der Antwort. „Ich dachte zwar an ein Ablenkungsmanöver, aber nicht von der ITC. Der Neurogent fliegt eine Attacke, und dann stoßen wir vor. Der Fluchtsprung wäre dann auch von diesen Aktionen der Arkonschiffe energetisch überlagert. Hoffentlich! Ja, es ist ein enorm großes Risiko! Aber wie

gesagt, einmal werden wir es wagen müssen. Außer es fällt einer der Damen oder einem der Herren hier ein besserer Plan ein. Ich lausche gespannt, denn deshalb habe ich sie ja auf die OLYMPOS gebeten! Aber ich denke, das gemeinsame Training für synchronisierte Abläufe kann auf jeden Fall nicht schaden. Ah, Smokebeard, kommen sie nur."

„Mir gefällt der Plan!" bemerkte Julian Tifflor, während Smokebeard Murphy die Speisen verteilte. „Er ist einfach und unkompliziert! Das sind gute Pläne, bei denen wenig schief laufen kann!"

„Alles kann schief gehen!" Admiral Ambrosio Tratatori, Kommandant der europäischen Raumflotte, gestikulierte mit raschen Handbewegungen, ganz nach Art seiner neapolitanischen Vorfahren. „Die Waffen können wirkungslos bleiben, der Teleportantrieb kann gestört werden, wir wissen nichts von den technischen Möglichkeiten der Fremden. Aber ich stimme zu, dass wir nicht ewig warten und planen können. Jede militärische Aktion birgt nun einmal die Gefahr des Scheiterns in sich!"

Kono Killikioauewa warf ihre Haare zurück. „Theoretisch müsste die Konverterkanone tatsächlich die bekannten 1.200 Meter großen Löcher in den Rumpf machen, dafür haben wir ja die beiden Modulationen. Das heißt, mittlerweile sind vier Einstellungen möglich. Aber der Rumpf dieser Scheiben ist ganze zehn Kilometer im Durchmesser und zwei hoch! Das heißt, wir brauchen schon einige Treffer, bis das Ding wirklich außer Gefecht ist. Die Breitseite einer NEITH sind 13 Konverterkanonen, also, von wirklicher Zerstörung ist hier noch lange keine Rede. Mit den anderen Geschützen könnte man noch einmal nachlegen, zumindest kurzfristig sollten ja die Schilde nach dem Feuerüberfall geschwächt sein. Trotzdem, wir wissen nicht, welche Reserven in den Dingern

noch schlummern, aber einen Versuchsballon müssen wir irgendwann schon starten. Kann man auf den arkonidischen Aufzeichnungen sehen, wo die überschweren Geschützbatterien der Scheiben sind?“

„Kann man!“ knurrte Bully. „Ziemlich genau in der Mitte!“

„Das müsste dann das erste Ziel des Feuerschlags sein!“ kommentierte Ghoma. „Wir sollten uns nur nicht darauf verlassen, dass es die einzige Bewaffnung ist. Nur, weil noch keine anderen Waffen eingesetzt wurden, müssen sie nicht unbedingt fehlen.“

Ambrosio Tratatori fuchtelte wieder ein wenig mit den Händen. „Wie ist es mit den Sichelschiffen. Gibt es Messdaten über die Kampfkraft?“ Ein Hologramm erschien über dem Tisch und zeigte ein solches Kampfschiff.

„Wie sie sehen können, ist der hintere Rand ein perfekter Halbkreis mit einem Radius von 253,186 Metern“, rekapitulierte Leslie und ließ einige Stellen, über die sie sprach, hell aufleuchten. „Die Höhe an der dicksten Stelle am ‚Rücken‘ der Sichel ist exakt 104,753 Meter, an den Spitzen und der Vorderseite nur 21,93. Dieser Vorbau in der Mitte der Sichelschneide hat einen trapezförmigen Querschnitt, die Unterseite 114,6 Meter, die obere 91, Höhe ebenso 104,753 Meter wie der Rücken und die Länge 197,1 Meter. Die Energiegeschütze sitzen hier, hier, und einige sehr große hier unter dem Mittelteil. Ihre Manövrierfähigkeit ist enorm, die Kampfkraft etwas weniger schlimm, etwa vergleichbar mit einem schweren Kreuzer von 200 Metern der Arkonflotte – oder einem der neuen 100 Meter Kreuzer der GCC, ohne die Konverterkanone gerechnet. Daher unsere Hoffnung, das die Unbekannten auch nur mit Wasser kochen und nicht unschlagbar sind. Die schweren Geschützbatterien im Zentrum der Scheiben sind, wie wir im Video sehen konnten, auch nicht immer so perfekt

treffsicher. Darum ist meine Einschätzung, dass der Kampf hart sein wird, aber nicht von vornherein chancenlos ist.“

„Wenn wir es schaffen, den Schirm zu knacken, könnten wir versuchen, einen Torpedo mit einer Arkonbombe los zu schicken“, überlegte Admiral Ma Djien-Si von Asiatischen Föderation. „Wenn ich die Funktionsweise richtig verstanden habe, wird der Besatzung zwar Zeit für eine Evakuierung bleiben, aber das Scheibenschiff wird völlig zerstört. Beides könnte uns ein wenig Zeit verschaffen. Im System von Vombars Stern lebt ohnehin kein Arkonide mehr, und auch die Flora und Fauna ist ausgelöscht. Vielleicht habe ich eine altmodische Einstellung, aber ich halte nicht viel davon, einen solchen barbarischen Feind mit Samthandschuhen anzugreifen. Die Jagdgeschwader der AF sind auf jeden Fall bereit, ihren Teil bei zu tragen, wenn es hilft!“

„Danke, Admiral. Vielleicht komme ich auf das Angebot zurück.“ Atlan strich sich das lange, weiße Haar zurück. „500 Jagdmaschinen wollen besetzt werden. Und auch die Gefechtsdrohnen.“



„Wenn es hilft, wir Russen haben einige Leute vorsorglich ausgebildet, an einer alten, billigen Korvette.“ General Sergej Pawlowitsch Wolkow lehnte sich vor. „Ich kann keine Raumschiffe schicken, aber Russland hat Personal! Spricht sogar die arkonidische Sprache!“

„Auch das wird helfen“, bedankte sich der UNO-Admiral.

„Vielleicht könnte uns Starlight Enterprises schon einmal vorab zwei oder drei der modernen Fregatten der NEITH zur Verfügung stellen, damit wir auch einmal darauf trainieren können?“, fragte der Russe.

„Können wir!“ nickte Tana Starlight und Reginald Meunier machte eine Notiz.

„All das ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein!“ Reginald Bull verschränkte die Arme vor der Brust. „All das hilft uns, die derzeit vorhandenen Raumschiffe zu besetzen, manche davon am untersten, gerade noch einsatzfähigen Limit. Und da haben wir schon verdammt junge Kadetten ins kalte Wasser geworfen, ganz nach dem Motto ‚lern schwimmen oder geh unter‘. Unsere Reserven sind ziemlich ausgeschöpft, vielleicht dass in ein, zwei Jahren wieder genug Besatzungsmitglieder nachgewachsen sind, aber die halbwegs erfahrenen Offiziere sind schon jetzt sehr ausgedünnt. Nachdem der Neurogent mit Miridan Frieden geschlossen hat, sollten wir vielleicht Mike Freyt und Agatha Nyssen zurück beordern, da haben wir eine ziemlich gute Mannschaft, vor allem ein erfahrenes Offizierscorps am Start. In der Zwischenzeit konnte ja auch die miridanische Werft auf neue, verbesserte Modelle umgestellt werden, also werden ihre Schiffe auch in Zukunft den arkonidischen mehr als ebenbürtig sein.“

„Gute Idee, Bully!“ Rhodan musste kurz grinsen. „The Rod wird sich freuen, dass sie noch gebraucht wird!“

„Freyt weniger“, warf Thora ein. „Mit Admiral Kya Anach scheint es ihm ernst zu sein.“

„Dann soll er mit der BRIGADA in der Republik bleiben.“ Perry Rhodan winkte ab. „Er wird dort sicher eine Besatzung rekrutieren können, und ich schicke einen Raumer, um die anderen zu holen. Bully hat recht, unsere Decke wird dünn. Sehr dünn. Aber wir können natürlich niemand zwingen, wieder zurück zu kehren, immerhin sind die Leute nicht einmal mehr Personal einer irdischen Einheit! Wer in der Republik Miridan eine neue Heimat gefunden hat, wird dort hoffentlich glücklich und zufrieden. Aber ich hoffe, einige werden wieder nach Hause kommen!“

„Ganz sicher!“ General Wolkow breitete seine Hände aus. „Mütterchen Russland bleibt Mütterchen Russland! Die meisten werden sich freuen, wieder daheim zu sein!“

Sir Georg Homestad, der zweite Earl von New Worchestershire, einem Teil des Saturnmondes Iapetus, spielte mit seinem I-Pen. „Ich muss gestehen, die Royal Navy ist zu schwach, um wirklich eine Rolle zu spielen. Die HMSS HOOD und die HMSS ARK ROYAL werden zwar eben aufgerüstet, wofür ich mich herzlich bedanken möchte, ebenso, dass die HIND bereits einen Werfttermin hat. Sir Charles wird allerdings noch ein wenig mit Mïimiën beschäftigt sein. Dort herrscht jetzt einmal Frieden, für 15 planetare Jahre, also 18 terranische, aber er möchte dafür sorgen, dass es diesmal auch bleibt.“

„Benötigen sie noch weitere Hilfe, Sir George?“, fragte Victoria gerade heraus. „Ich meine, über die Verbesserung der Schiffe hinaus. Starlight Enterprises ist zwar profitorientiert, aber die Sicherheit der Erde und der Menschheit sind mir

ein sehr großes Anliegen. Sie können jederzeit bei uns anfragen, außer es geht um Personal!“

Sir Georg verbeugte sich. „Ihre Königliche Hoheit, Queen Margareth Diana, hat mich gebeten, der Starlight Enterprises und besonders Miss Tana Starlight zu danken und Verhandlungen über den Ankauf eines Schlachtschiffes der VIRIBUS-Klasse aufzunehmen. Hier ist allerdings nicht der richtige Ort und Zeitpunkt, darüber zu sprechen.“

„In Ordnung!“ Mit diesen Worten ergriff Tana Starlight ihr Foldpad und blätterte kurz. „Einer ihrer Adjutanten kann die Unterlagen gleich Mister Fandafhur unter der Adresse geben, die ich ihnen jetzt zusende. Sollen unsere Subalternen den Deal aushandeln, während wir hier weiter beraten.“

„Zu freundlich, Ma’am.“ Sir George winkte einem seiner Männer. „Ansonsten hat die ehemals stolze königliche Marine nicht viel zu bieten! Es ging alles so schnell!“

„Viel zu schnell“, stimmte Wolkow zu. „Gestern noch hatten wir keine Ahnung von außerirdischen Lebensformen und heute sind wir hier in unserem Spiralarm die technisch am weitest fortgeschrittene Zivilisation, die anderen den Weg zu den Sternen zumindest erleichtert, und manchmal sogar erst ermöglicht. Jetzt sollen wir praktisch über Nacht eine Flotte aufstellen, die es nicht nur mit dem Großen Imperium aufnehmen soll, sondern auch noch mit einem Gegner, bei welchem dem Neurogenten das Blechherz in das Stahlhöschen rutscht!“ Leises Lachen lockerte die Stimmung ein wenig. „Wer hätte das vor sechzig Jahren gedacht? Ich selber wäre schon lange tot, ohne die moderne Medizin.“



Gopkar Sektor, First

New Saint Louis

Eine frische Tasse Kaffee in beiden Händen stand Major Rick Kenda vom TBI am großen Fenster ihres Appartements im 221 Stock des Signal Tower, dem Wahrzeichen von New Saint Louis. Die Klarstahlfläche reichte vom Fußboden bis zur Decke und bot einen grandiosen Anblick, gerade vor ihr lag die große Wasserfläche des Lake Manchester, aus welchem zu ihrer linken Hand der Big Man River entsprang und sich nach Süden seinen Weg gebahnt hatte, dem fernen Ozean zu. Hinter dem See erhoben sich die mit grünem Wald dicht bewachsenen Wood Hill Ridges, hinter diesen waren die weißen Spitzen der High Peaks zu sehen, auf denen selbst jetzt im Sommer auf der Nordhalbkugel Firsts stets Schnee lag. Rechter Hand, an der Mündung des Perry Creeks lag der Shuttlehafen mit den großen Lagerhäusern und am diesseitigen Ufer, nur durch einen Park vom Signal Tower getrennt, der Manchester Yacht Club. Obwohl die Sonne eben erst aufging und die schneebedeckten Gipfel rötlich färbte, waren schon eine große Menge bunter Segel auf dem See zu sehen, heute war Finale der Riversail-Regatta. Man erwartet die ersten Segelboote, die vom Ozean den Big Man heraufgesegelt kamen, zu Ehren des Gründungstages. Der zwar nicht in den Jänner fiel, aber jetzt war im Norden von First die beste Zeit zum segeln. Da musste man eben flexibler denken! Rick Kenda war das völlig egal, solange sich die Menschen an die Regeln der VN hielten, konnten sie tun und lassen, was sie wollten. Wenn sie gegen die lokalen Gesetze verstießen, welche auf den Menschenrechten basierten und von der UN abgesegnet waren, dann kam das SLPD, die Polizei von New Saint Louis ins Spiel.

Captain Ian Moss kam aus der Dusche, rubbelte sein Haar trocken und betrachtete Richardas Rückansicht. Den graziösen Hals, die schlanke und doch kraftvolle Figur mit der schmalen Taille, die kleinen, aber hübschen runden Bäckchen, die endlos scheinenden Beine, das Licht aus dem Badezimmer malte zarte Muster auf ihre dunkelbraune Haut, wenn sie ihre Arme bewegte, um einen Schluck Kaffee zu nehmen. Vor acht Monaten war er ihr nach First nachgereist und hatte seine neue Stelle als Kommandant eines der zehn Bezirksreviere in New Saint Louis angetreten. Acht Monate, die er mit Richarda unter einem Dach lebte, scheinbar gab es wirklich eine Zukunft für sie beide. Er trat hinter sie und umfing sie hinten, legte seine breiten Hände auf ihren Bauch, entspannt lehnte sie sich gegen ihn und genoss seine Nähe.

„Dieser Ausblick ist immer wieder grandios, oder?“ Ian legte sein Kinn auf Richardas Schulter, Richarda war beinahe ebenso groß wie er.

„Oh ja!“ stimmte er zu, blickte auf den See und stutzte kurz, dann erinnerte er sich. „Ach ja, heute ist der Finaltag der ersten Regatta auf First. Ich bin neugierig, wie viele heute stockbesoffen in der Ausnüchterung landen!“

„Du hältst nicht viel von den Leuten aus dem Yachtklub?“ Richarda lehnte seinen Kopf gegen seinen.

„Ich halte mehr von den arbeitenden Menschen!“ antwortete Ian, den Blick in die Ferne, seine Aufmerksamkeit auf seine Hände gerichtet. „Gut ein Drittel hat von Papi und Mami eine Fahrkarte hierher bekommen, und die kommen auch weiter für den Unterhalt ihrer Ableger auf. Dafür sind die hoffnungslosen Sprösslinge weit, weit weg von zu Hause und können der Familie keine Schande mehr machen, wenn sie ins Kittchen kommen!“

„Hier werden sie doch auch festgenommen!?“ Halb Frage, halb Feststellung.

„Aber es erfährt zu Hause niemand. Glaubst du, einer von dieser Schicht der Reichen und Mächtigen interessiert sich großartig für Nachrichten aus den Kolonien?“ Er senkte den Kopf und küsste Rick auf die Schulter. „Wir müssen achtgeben, dass es mit uns Terranern nicht wie bei den Arkoniden wird. Mit dem Dünkel des Geburtsplaneten meine ich.“ Richarda erschauderte und genoss Ians Liebkosungen.

„Habt ihr den Schmuggler?“, fragte Ian zwischen zwei Küssen. „Damit sich die Überstunden auch gelohnt haben!“

„Wir haben ihn, Ian!“ antwortete sie leise. „Die nächsten drei Tage und das Wochenende habe ich frei! Möchtest du Frühstück?“

„Nach dir“, hauchte er auf ihre Schulter und ließ seine Hände wandern.

„Das könnte dauern“, lachte sie auf und drehte sich zwischen Armen um. „Zuerst möchte ich etwas Süßes zu Naschen. Hast du einen Vorschlag?“

„Ich glaube, den habe ich!“

*

Nur mit einer Schürze bekleidet briet eine mit dem Verlauf des Morgens durchaus zufriedene Richarda Kenda Speck in ihrer kleinen Küche, um ihn dann mit Küchenpapier vom überschüssigen Fett zu befreien. Ian beobachtete sie, glücklich lächelnd, und nippte an seinem Kaffee.

„Übrigens, Akiri und Sam haben beschlossen, zusammen zu ziehen!“ erzählte sie den neuesten Klatsch aus dem privaten Umfeld und der TBI-Zentrale.

„Typisch Sam“, erwiderte Ian. „Zuerst kommt er nicht in die Gänge, obwohl Akiri schon fast einen Striptease aufs Parkett legt, und dann geht es ihm gar nicht schnell genug!“

„Sam war immer ein wenig unsicher, wegen seiner Figur“, erklärte Rick. „Als wir Kollegen wurden, hat er mir einiges erzählt, und da hat er nie damit gerechnet, dass ausgerechnet eine Powerfrau wie Akiri auf ihn abfährt!“ Sie schlug vier Eier in die Pfanne und zeigte mit der Küchenspachtel auf ihn. „Reichen dir zwei Eier, um wieder zu Kräften zu kommen?“

„Wir haben ja auch noch Marmelade, das schaffe ich schon“, grinste Ian. „Akiri ist schon so eine Megapearl. So klein sie auch ist, es steckt eine wahnsinnige Energie in ihr!“ Rick nahm ihre Schürze ab und stellte die Teller auf den Tisch, er tastete nach seiner Gabel, den Blick unverwandt auf sie gerichtet.

„Was? Habe ich mich bekleckert?“, fragte sie und sah an sich hinab.

„Hast du nicht“, grinste er. „Ich sehe dich nur gerne an!“

„Oh!“ Rick nahm die Schultern zurück. „Dann schau nur genau hin! Guten Appetit!“



Voga IV, Zalit

Ausbildungslager III

Der hagere Mann mit dem wölfisch wirkenden Grinsen starrte in den dunkelblauen, wolkenlosen Himmel mit der roten, großen Sonne. So hoch im Norden war Zalit selbst im Sommer ziemlich kalt, der Wind pfiff über die steinige,

wasserlose Wüste und machte die Kälte noch schneidender, doch dem Mann schien es nicht auszumachen. Er hatte heute sein Patent zum Offiziersanwärter erhalten und durfte zum nächsten Lehrgang antreten.

Dhomàs Rodaan war überrascht gewesen, als man den Rekruten tatsächlich beibrachte, ein Raumschiff zu fliegen. Eigentlich war er überzeugt gewesen, nur als Staffage ausgebildet zu werden, damit jemand an Bord der Robotschiffe war. Viele der Neuroniken in den arkonidischen Schiffen hatten nicht gut auf den Abzug ihrer Besatzungen reagiert. Und da der Neurogent eben ‚nur' eine Maschine war, bildete er neue Mannschaften aus, statt auf die alten zurück zu greifen. Von denen durchaus ein paar hier im Lager waren, wie er gehört hatte, sie wollten wieder in der Flotte ihren Dienst absolvieren. Bei den Prüfungen hatte er sehr gut abgeschnitten, die Prüfmaschine war überrascht gewesen, dass ein Halbarkonide aus dem Nirgendwo überhaupt solche Werte erreichen konnte.

„Hey, Halbarkonide! Was starrst du so in den Himmel?" Die raue Stimme von Limmern Tragoom klang hinter Dhomàs auf.

„Damit ich dein blödes Gesicht nicht sehen muss, Nichtarkonide!" versetzte Rodaan mit unbeteiligter Stimme.

„Wenn ich so schwächlich und dürr wie du wäre, würde ich einen ordentlichen Mann auch nicht sehen wollen", lachte Limmern dröhnend, der Mehandor hatte bei einem riskanten Geschäft alles, auch sein Schiff und seine Ehre verloren und hatte sich bereits selbst töten wollen, als ihn ein Robotkommando aufgriff und in das Ausbildungslager III brachte. Nun wollte er nicht mehr sterben, sondern seinen Dienst ableisten und danach versuchen, wieder auf die geschäftlichen Beine zu kommen, seine Ehre wieder herzustellen.

„Du möchtest wohl gerne wieder einmal fliegen, Dummerchen“, spielte Dhomàs auf einige Judowürfe an, mit denen er sich von Anfang an Respekt verschafft hatte.

„Klar!“ Limmern stellte sich neben Rodaan und wies auf den Schlachtkreuzer. „Am liebsten mit so einem Schätzchen! Du nicht?“

„Doch“, seufzte der weißblonde Mann. „Dafür sind wir schließlich hier!“
„Nimm!“ Der Mehandor reichte Rodaan eine Flasche, der einen ordentlichen Schluck nahm.

„Danke!“

Auch Tragoom trank noch einmal und rülpste laut. „Komm wieder mit hinein“, forderte der Dhomas auf. „Es ist verdammt kalt hier draußen!“

„Hast du schon gehört, Dhomàs?“ Die Bekhonidin Sebeini winkte ihn zu der Gruppe der vorherigen ersten Kompanie. „Im Sektor mittwärts-nord hat es einen Angriff auf das Kristallimperium gegeben. Die Planeten vom Vombars Stern sind verwüstet und zerstört, es gibt keine Überlebende. Die 523. Flotte ist restlos vernichtet, innerhalb einer Stunde. 5 Tussan, 20 Fusuf, 150 schwere und 300 leichte Kreuzer! 475 moderne Schiffe! Zum Glück nur Roboter an Bord, aber was muss das für ein Feind sein?“

„Mittwärts-nord?“ fragte Rodaan ungläubig. „Da ist doch Milionen Parsek nichts! Was soll von dort kommen?“

„Gerüchte sprechen von drei Scheiben, fast 7 Tran im Durchmesser und eins Komma drei hoch.“

„Unsinn!“ kommentierte Limmern lachend. „Wie sollen denn solche Gebilde bewegt werden. Oder gar in den Transit gehen!“

„Ich melde mich morgen für eine Aufklärungsmission“, rief Yrsäley laut. „Das wäre ein toller Spaß!“

„Du könntest dabei drauf gehen“, mahnte Afragh Minkutrek, ein Bewohner von Ophome IV, natürlich ein Abkömmling von Arkoniden.

„Sonst wäre es doch nur halb so lustig“, erklärte Yrsäley. „Wenn es nicht gefährlich ist, ist es witzlos! Auf die Gefahr!“ Sie hob ihre Trinkflasche. Zu ihrem größten Bedauern erfuhr sie am nächsten Tag, dass kein Bedarf an ihrem Angebot bestand. Dafür fand sie sich im Simulatortraining als Kommandantin eines Schlachtschiffs wieder und sollte mit ihrer Mannschaft, die aus ihren Kameraden gebildet wurde, sichelförmige Schiffe bekämpfen.

Der Kommandant des Lagers, Has’athor Vallan toAtzmar beobachtete die ‚Kampfhandlungen‘ auf einem Bildschirm sowohl von der Perspektive der Kamera an der Decke der simulierten Brücke aus als auch von einer Sicht außerhalb des Raumschiffes. Später würde er sich die Statistiken und taktischen Manöver noch einmal aus größerer Entfernung ansehen, ebenso die Besatzungsmitglieder im Detail, und am Ende der Lehrgänge wüsste er über die Begabungen jedes einzelnen Offiziersanwärters Bescheid. Ein paar allerdings stachen jetzt schon hervor. Die Bekhonidinnen Yrsäley und Sebeini, der Halbarkonide Dhomàs Rodaan und, wenig überraschend, der Mehandor Limmern Tragoom. Einmal mehr wünschte er sich reine Arkoniden an ihre Stelle, aber er wusste auch, dass er das wohl nicht mehr erleben würde.





 Kommentare Post Info Author Info

Schreibe einen Kommentar

Deine E-Mail-Adresse wird nicht veröffentlicht.

Kommentar

Name *

E-Mail-Adresse *

Website

Name, E-Mail-Adresse und Website in diesem Browser für meinen nächsten Kommentar speichern.

Kommentar abschicken

⟨bra| und |ket⟩ und Schrödingers Katze
Teil 3: Bewusstsein und Quantenphysik

von Seejay

Nach Teil 1 und Teil 2 stehen wir nun immer noch vor der Frage, wie der Kollaps der Zustandsfunktion zustande kommt, wenn er doch innerhalb der Physik nicht zu erklären ist. Bei der Suche nach etwas Geeignetem *außerhalb* der Physik stießen tiefschürfende Denker auf das Bewusstsein, das nach verbreiteter Ansicht *ebenfalls* außerhalb der Physik zu stehen scheint. Was also ist Bewusstsein?

Nach Squires soll darunter das verstanden werden, was im normalen Sprachgebrauch mit „ich" gemeint ist, in Sätzen wie „ich sehe ...", „ich will ...". Es wird als etwas Ganzheitliches empfunden, das von der restlichen (physikalischen) Welt ausgegrenzt ist. Man sagt „mein Körper", „mein Arm", ja sogar „mein Gehirn" und versteht das Bewusstsein als etwas hiervon abgesetztes. Nichtsdestoweniger ist klar, dass das Bewusstsein mit der physikalischen Welt in Wechselwirkung steht (sonst hätte ich diese Serie nicht schreiben können, die ja ein materielles Produkt meines Bewusstseins ist). Medizinisch ist heute klar, dass das Bewusstsein irgendwie an Materie gebunden ist. Durch materielle Eingriffe wie Gehirnverletzungen oder Drogen kann es beeinflusst werden. Dennoch lässt es sich nicht an einer Stelle lokalisieren, ja nicht einmal auf das Gehirn einschränken, da auch Hormone einen Anteil am Erleben haben. Offenbar ist das Vorhandensein des Bewusstseins aber ein Evolutionsvorteil, da der bewusste Überlebenswille ein viel flexibleres Instrument zum Überleben darstellt als jeder unbewusste Reflex. Fraglich ist, ob jedes Lebewesen ein Bewusstsein hat. Selbst *wir* müssen uns eingestehen, dass wir bei vielen alltäglichen Verrichtungen ohne Bewusstsein auskommen. Man denke an den täglichen Weg zur Arbeitsstätte, den man bewältigen kann, während man mit den Gedanken ganz woanders ist. Am Ziel angekommen erinnert man sich z.B. nicht, ob und wie oft man unterwegs an einer Ampel warten musste. Nur ein unvorhergesehener Zwischenfall schaltet das Bewusstsein (Überlebenswerkzeug!) dazu.

Nur im Bewusstsein sind Empfindungen wie Trauer, Schmerzen, Farben, Gerüche, Liebe und Hass möglich. Insofern sind diese Empfindungen für den Empfindenden das einzig Reale, denn nur sie werden unmittelbar wahrgenommen. Sie sind zwar mit gewissen physikalischen Phänomenen wie Nervenerregungen gekoppelt, aber nicht mit ihnen identisch. Die merkwürdige Stellung des Bewusstseins als etwas von der restlichen Welt abgegrenzt scheinendes hat eine Reihe unterschiedlicher philosophischer Deutungen herausgefordert – ähnlich wie der Kollaps der Zustandsfunktion in der Quantenphysik, von der jener ja auch abgegrenzt erscheint. Das Phänomen ist alt, denn Bewusstsein kann jeder und jede an sich selbst beobachten. Die Erfolge bleiben spekulativ und gering, da man das Objekt seiner Neugier ausnahmsweise nicht auf dem Seziertisch ausbreiten kann.

Idealismus

Ausgehend von der obigen Feststellung, dass alles was wir wissen und erfahren können, nur durch unsere Sinneseindrücke zu uns findet, betrachtet die Denkrichtung des Idealismus unseren Geist als einzige sichere Realität. Auf dieser Grundlage errichtete René Descartes sein philosophisches System: „Ich denke, also bin ich." Allerdings überzeugt er sich dann rasch von der realen Existenz der restlichen Welt, indem er annimmt, dass Gott uns nicht derartig täuschen würde. Er unterscheidet die denkende Materie „res cogitans" und die ausgedehnte Materie „res extensa", und hat damit ausdrücklich die Trennung von Bewusstsein und physikalischer Welt vollzogen. Das Akzeptieren einer physikalischen Welt ist dann aber schon dem Realismus (s.u.) zuzurechnen.

Der deutsche Idealismus wurde von Immanuel Kant begründet. In seiner „Kritik der reinen Vernunft“ erkennt er zwar die Existenz des „Ding an sich“ an, stellt aber fest, dass uns davon nur Sinneseindrücke gegeben sind, über die wir dann in unserem Geist reflektieren können.

Zu den idealistischen Philosophien kann man auch den Positivismus und den Instrumentalismus rechnen.

Der Instrumentalismus ist der Ansicht, alle physikalischen Theorien seien nur Hilfsmittel, um Beobachtungen zu ordnen und zu berechnen. Sie sind Werkzeuge, die immer nur innerhalb gewisser Gültigkeitsgrenzen anwendbar sind. Damit können sie in einer bestimmten Situation brauchbar oder unbrauchbar sein, aber nicht wahr oder falsch. Ein Hammer eignet sich, um einen Nagel einzuschlagen, aber nicht, um eine Schraube einzudrehen.

Der Positivismus betont ebenfalls die empirische Erfahrung als das einzig Reale, eine den Erfahrungen zugrunde liegende Realität lehnt er jedoch als bedeutungslos ab. So hat der Positivist Ernst Mach z.B. die statistische Deutung der Thermodynamik („Gas besteht aus Molekülen“) zurückgewiesen, da man Atome und Moleküle schließlich nicht sehen könne.

Die konsequente Fortführung des Positivismus ist der Solipsismus. Dessen Vertreter berufen sich darauf, dass ihnen selbst nur ihre *eigenen* Sinneserfahrungen zugänglich sind, weshalb sie überhaupt alles außerhalb ihrer selbst als nicht existierende Trugbilder verstehen. Vom Solipsismus hört man wenig, da seine Vertreter keine Bücher schreiben. Für wen auch?

Zusammengefasst kann man sagen, dass der Idealismus die „externe Welt“ in der einen oder anderen Weise als eine Schöpfung des Geistes ansieht. Wozu der Geist zugleich ausgesprochen kreativ und hochgradig bescheuert sein muss, wenn er eine so wunderschöne Welt schaffen kann und gleichzeitig Kriege und Umweltkatastrophen, die sie bedrohen. Die Auffassung des Idealismus ist unwiderlegbar, aber jedem wissenschaftlichen Fortschritt hinderlich. Dessen Triebkraft ist schließlich das Bestreben, die Welt zu begreifen – was aber eine real existierende Welt voraussetzt.

Realismus

Dieser geht davon aus, dass die Sinneseindrücke durch eine äußere Realität hervorgerufen werden, die unabhängig vom Beobachter existiert, insbesondere auch unabhängig davon, ob er sie wahrnimmt oder nicht. Indem er diese äußere Realität beobachtet, tritt er mit ihr in Wechselwirkung und stört sie (Die Unschärfebeziehung der Quantenphysik besagt, dass diese Störung in bestimmten Fällen nicht beliebig klein gemacht werden kann). Nichtsdestoweniger ist zumindest etwas da, das man stört. Ein Realist fragt also nicht nur „Was *beobachtet* man da?“, sondern auch „Was *ist* da?“.

Ein Positivist müsste die Existenz eines Gegenstandes leugnen, den gerade niemand betrachtet. George Berkeley ist der Auffassung, die Existenz sei dann die *Möglichkeit* des Betrachtetwerden*könnens* und fügt hinzu, wenn niemand hinsehe, sei immer noch Gott da, der den Gegenstand ansieht.

Nach dem oben schon Gesagten dürfte die Grundhaltung des Realismus den meisten Wissenschaftlern zu eigen sein. Wenn da nichts ist, das man erforscht, verschwindet die Motivation zum Forschen.

Indes versagt der „naive“ Realismus bei Quantenphänomenen, denn die Quantenphysik macht keine Aussagen darüber, was *ist*, sondern nur, was man *beobachten kann*. Möglicherweise gibt es einige Dinge, die wir nur irrtümlich der äußeren Realität zugerechnet haben, während sie in Wahrheit Produkte unseres Geistes sind. Der Realismus lässt hierfür Raum, erhebt aber den Geist nicht zum einzig Existierenden.

Werner Heisenberg bezeichnete die Aufspaltung der Welt in res cogitans und res extensa durch Descartes („Kartesischer Schnitt“) als einen metaphysischen Realismus, da er Gott benötigt, um die Existenz der äußeren Realität zu sichern. Den Gegensatz zum naiven Realismus sieht er im „praktischen Realismus“: die meisten Dinge des täglichen Lebens sind objektivierbar, d.h. vom Beobachter unabhängig. Es bleibt jedoch Raum für nichtobjektivierbare Feststellungen. Die krasse Form des naiven Realismus nennt Heisenberg den „dogmatischen Realismus“. In ihm gibt es nichts, das nicht objektivierbar wäre. Dies ist praktisch der Materialismus.

Materialismus

Der Materialismus vertritt die Auffassung, alles überhaupt Existierende sei Materie oder in seiner Existenz von Materie abhängig. Der Begriff „Materie“ wurde dabei ursprünglich sehr körperlich verstanden („Hart im Raume stoßen sich die Sachen“, wie es bei Schiller heißt), in einer zeitgemäßeren Form versteht man hierunter die Gesetze der Physik: Die Gesetze und Prinzipien der Natur werden durch die Gesetze der Physik vollständig abgedeckt. Nun ist das insofern eine Tautologie (griechisch: Gleichbedeutung), als man die „Gesetze der Physik“ so definieren kann, dass sie alle Naturerscheinungen abzudecken haben. Präziser könnte man sagen: „die Wechselwirkungsgesetze im Rahmen einer (noch zu findenden) Großen vereinheitlichten Theorie der vier Naturkräfte.“

In der Tat liegt hier ein Problem vor. Wir wissen aus täglicher Anschauung, dass Geist und Materie wechselwirken: Durchs Fenster weht der Wind herein (Materie), mir wird kalt (Geist), ich schließe das Fenster (Materie). Eine Theorie, die alle Naturkräfte zu erklären beansprucht, muss auch diese Wechselwirkung erklären können.

Eine Alternative ist die Vorstellung, dass es diese Wechselwirkung gar nicht gibt. In der „prästabilierten Harmonie“ nach Gottfried Wilhelm Leibniz existieren geistige und materielle Welt unabhängig voneinander, sind aber so aufeinander abgestimmt, *als ob* sie miteinander wechselwirken. Leibniz erläuterte dies am Beispiel zweier genau gleich gehender Uhren, von denen eine auf ihrem Zifferblatt die Zeit anzeigt, während die andere die Stunden schlägt. Immer zur vollen Stunde der einen Uhr ertönt der Gong der anderen, sodass es scheint, es gebe eine Ursache-Wirkung-Beziehung, während die Uhren in Wirklichkeit nichts voneinander wissen. Diese Form des Materialismus leugnet die geistige Welt nicht grundsätzlich, klammert sie aber als irrelevant aus. Gestattet sei die Frage, wer diese präzise Abstimmung vorgenommen hat.

Die Fortschritte von Biologie und Medizin zeigen beständig, dass alle Detailvorgänge des Lebens durch die bekannten Naturgesetze erklärt werden können. Es ist naheliegend, dies auch von den Vorgängen im Gehirn zu erwarten. So bliebe am Ende nichts Immaterielles mehr übrig, das es noch zu erklären gäbe. Lebewesen und insbesondere der Mensch wären dann nichts als (sehr komplizierte) Maschinen. Dahinter steckt unausgesprochen die reduktionistische Auffassung, man könne ein Gesamtsystem verstehen, indem man seine Bestandteile einzeln untersucht. In einer holistischen Sichtweise würde das nichts beweisen, denn in ihr könnte man Gehirn und Bewusstsein nur als Ganzes begreifen, aber nicht durch Betrachtung der Einzelfunktionen.

Im Peripheralismus oder Behaviorismus – ursprünglich eine Schule der Psychologie, die einen Menschen allein nach seinem Verhalten zu beurteilen versucht, ohne Berücksichtigung eventueller innerer Vorgänge im Bewusstsein – wird angenommen, das Gehirn sei vollständig physikalisch erklärbar; das Bewusstsein sei lediglich ein Epiphänomen, das zur Erklärung der Funktionsweise nicht erforderlich sei. Zur Verdeutlichung: ein Epiphänomen ist zum Beispiel der Lichtblitz, der bei einem Lauflicht scheinbar die Lichterkette entlang huscht. Er ist zum Verständnis der Lichterkette nicht erforderlich, bei der ja in Wirklichkeit nur die Lampen der Reihe nach ein- und wieder ausgeschaltet werden.

Dies widerspricht aber dem offensichtlichen Unterschied zwischen bewussten und unbewussten Handlungen. Nur bewusst kann man auf unvorhergesehene Zwischenfälle angemessen reagieren.

Zentralismus

In der Psychologie spielt der Behaviorismus noch eine gewisse (allerdings nicht mehr beherrschende) Rolle. Als Peripheralismus begreift er das Bewusstsein als unbedeutende Randerscheinung. Der Zentralismus hingegen behauptet die Identität von Bewusstsein und Gehirnfunktion: geistige Prozesse *sind* einfach Eigenschaften des Gehirns. Dann besteht nicht das Problem, den Zusammenhang zwischen dem einen und dem anderen zu erklären, sondern sie sind beide identisch. Allerdings ist das Problem dadurch gar nicht gelöst, sondern wegdefiniert (So wie die Lehre vom dreieinigen Gott das Problem wegdefiniert, Vater, Sohn und Heiligen Geist mit einer monotheistischen Religion in Einklang zu bringen. Erklärt wird dadurch gar nichts, man muss es glauben). John Searle vergleicht die zentralistische Erklärung des Bewusstseins mit dem Versuch, die Festigkeit von Festkörpern mit der Eigenschaft der Moleküle zu erklären, sich nicht von ihrem Platz entfernen zu können – aber dann ist es eine Tautologie. Die Festigkeit einer Struktur kann man immerhin berechnen, ob sie Bewusstsein hat, hingegen nicht.

Dualismus

Der Dualismus ist im Grunde wieder der Descartes'sche Realismus und wird daher auch als Cartesianismus bezeichnet. Er akzeptiert die reale physikalische Welt und akzeptiert gleichzeitig, dass es daneben noch etwas Anderes gibt, das Geistige, das keine Physik ist und dennoch mit der Welt wechselwirkt. Descartes sprach die res cogitans nur Menschen zu, nicht jedoch Tieren, die er für völlig durch mechanische Prinzipien erklärbar hielt (Offenbar besaß Descartes kein Haustier und hat z.B. nie beobachtet, mit welcher Zielstrebigkeit ein Papagei die Schrauben aus der Tür seines Käfigs dreht, um sie zu öffnen). Diese Einzigartigkeit der res cogitans unterstützte – und unterstützt noch heute – den Glauben, der Geist könne den Tod des Körpers überleben.

Eine Spielart des Dualismus ist der „attributive Dualismus". Danach gibt es zwar nichts Immaterielles neben dem Gehirn, aber das Gehirn hat physikalische und geistige Eigenschaften. Dies wird häufig mit Hardware und Software eines Computers verglichen: die Software als die den Computer belebende Seele. Gerade dieser Gedanke beherrscht Teile der Forschung auf dem Gebiet der Künstlichen Intelligenz. Deren radikale Vertreter sind der Ansicht, es sei nur eine Frage einer geeigneten Software, einen Computer mit Bewusstsein auszustatten. Allerdings ist Software im Computer ebenso harte Physik wie die Hardware, denn sie besteht aus elektrischen, magnetischen oder sonstigen Zuständen im Arbeitsspeicher.

Zu Descartes' Zeiten war es leicht, sich etwas neben der Physik Wirkendes vorzustellen. Die Physik umfasste damals ja kaum mehr als die Mechanik und die Optik, und es war nicht abzusehen, dass es einmal auf eine Große Vereinheitlichte Theorie hinauslaufen würde, die für sich beansprucht, *alles* zu erklären. So war die Frage, wie Geist und Materie miteinander wechselwirken, für Descartes kein Problem. Er nahm ein Kopplungsorgan im Gehirn an (und identifizierte es etwas voreilig mit der Zirbeldrüse). Die Physik zu Descartes' Zeiten war nicht kausal abgeschlossen und ertrug eine solche Lösung. Die Fortschritte in der Physik machen es hingegen immer schwieriger, dies zu akzeptieren.

Psychoneurale Paare

Dieses Konzept wurde 1988 von Ted Honderich vorgeschlagen und versucht, den Dualismus mit dem Zentralismus zu verbinden. Demnach sollen Prozesse im Gehirn jeweils eine nervliche (materielle) und eine geistige Komponente besitzen, die wie Vorder- und Rückseite einer Münze untrennbar zusammengehören („nomic correlation"). Diese Paare aus

materiellen und geistigen Vorgängen bestimmen das Verhalten des Gehirns, sodass synchron physikalische Vorgänge und bewusste Empfindungen auftreten. Dies ist insofern dualistisch, als es geistige und physikalische Vorgänge unterscheidet, und insofern zentralistisch, als es diese untrennbar koppelt (in dieser Sichtweise kann also die Seele den Körper nicht überleben, aber sie existiert immerhin). Diese nomic correlation kann mit zu den physikalischen Gesetzen gerechnet werden. Damit wäre auch das Geistige ein Aspekt der Physik und könnte – zumindest im Prinzip – mit der gleichen Präzision berechnet werden wie das Verhalten der materiellen Komponente.

Denkt man dies konsequent zuende, so kommt man aber zu der Frage, warum diese Kopplung nur im menschlichen Gehirn auftreten soll. Sie könnte auch bei Tieren, Pflanzen oder unbelebter Materie auftreten, oder es müsste ein klares Kriterium geben, unter welchen Umständen sie auftritt.

Panpsychismus

In gewisser Weise kann man den Panpsychismus als konsequente Lösung der Frage nach der Grenze zwischen beseelter und unbeseelter Materie auffassen: es gibt eine solche Grenze nicht, im Panpsychismus ist jegliche Materie beseelt. Der Glaube an eine Seele in jedem Ding ist in „Primitiv"kulturen sehr verbreitet und wird auch als Animismus bezeichnet. Allerdings sagte auch Vergil „sunt lacrimae rerum", auch die Dinge haben Tränen, obwohl Vergil ja nicht gerade einer Primitivkultur entstammt.

Eine modernere Auffassung des Panpsychismus sieht, in besserer Übereinstimmung mit der Theorie der psychoneuralen Paare, einen *Keim* von Bewusstsein in allen Dingen. Andernfalls müsste es eine bemerkenswerte Naturkonstante geben, die festlegt, ab welcher Anzahl von Atomen ein Organismus plötzlich Bewusstsein entwickelt: sie läge irgendwo zwischen 1 (Atom) und 10^{28} (Mensch). Und wenn N diese Konstante wäre, so wäre es ein bemerkenswertes Phänomen, wie zwischen N-1 und N plötzlich Bewusstsein in Erscheinung tritt. Und es bliebe die Frage, warum wesentlich größere Strukturen als der Mensch, z.B. Autobahnbrücken, nach landläufiger Ansicht *kein* Bewusstsein haben.

Demnach wäre es plausibel, dass der Übergang von unbeseelter zu beseelter Materie fließend ist, und dann müsste ein Funke von Bewusstsein bereits im kleinsten Ding sein. David Griffin sagte: „Der Unterschied zwischen einem Proton und der Psyche eines Menschen ist ein gradueller, kein grundsätzlicher."

Eine Spielart des Panpsychismus nimmt – wiederum in dualistischer Manier – an, Bewusstsein sei eine gesonderte Erscheinung außerhalb der Physik, die aber mit der Materie in Wechselwirkung treten kann. Der Grad, in dem ein materielles System Bewusstsein besitzt, bedeutet dann den Grad, in dem es für die Wechselwirkung empfindlich ist.

Prozessphilosophie

Diese Auffassung geht auf Alfred North Whitehead zurück. Er formulierte 1920 eine Philosophie (oder sogar Theologie), in der nicht die Dinge, sondern die Prozesse, also die Veränderungen, der wesentliche Inhalt der Welt sind. Wenn aber Veränderung das Wesentliche ist, muss sie Whitehead zufolge auf ein Ziel hin gerichtet sein. Dass man das auch anders sehen kann, zeigt Platons Ideenlehre. In ihr sind ebenfalls die Veränderungen das Wesentliche in der Welt, aber sie gehen nicht auf ein Ziel hin, sondern von einem idealen Urzustand weg.

Nun sind wir es zwar im täglichen Leben gewohnt, dass die meisten Dinge, die wir tun, einen Zweck erfüllen, aber in den physikalischen Gesetzen ist kein Ziel oder Zweck zu finden. (Wenngleich wiederum der zweite Hauptsatz der Thermodynamik als Ziel die maximale

Unordnung vorzugeben scheint). Whitehead behauptet demgegenüber, dass jeder Prozess zumindest in primitiver Form Ziel und Inhalt besitzt.

In den üblichen physikalischen oder chemischen Vorgängen kommt der innewohnende Zweck jedoch nicht zum Tragen, bzw. sein sporadisches „Aufflackern" entgeht unserer Beobachtung. Die meisten großen Strukturen der Umwelt decken sich dann mit den bekannten Naturgesetzen. Bei den höher organisierten Formen des Lebens wird jedoch der Einfluss der Zweckbestimmung immer deutlicher.

Es ist die Frage, wodurch sich bei dieser Interpretation die Naturgesetze von den Zweckbestimmungen unterscheiden, bzw. wenn man diese Unterscheidung getroffen hat, warum man dann nicht genau den Standpunkt des Dualismus erzielt hat.

Bewusstsein in der Quantenphysik

Die Geschichte der Physik zeigt, dass es zu jedem Zeitpunkt Dinge gegeben hat, die sich innerhalb der Physik nicht erklären lassen. Der Begriff „Physik" ist also unscharf. Wenn Bewusstsein derzeit physikalisch nicht zu verstehen ist, so könnte dies zu späterer Zeit anders sein. Der kartesische Schnitt zwischen res cogitans und res extensa könnte dann als methodologischer Ansatz gesehen werden, nicht als ontologischer – der sich allerdings schon seit Descartes sehr hartnäckig hält. Allein im Begriff „Verständnis" liegt bereits eine Schwierigkeit. Verstehen ist ein Vorgang in unserem Bewusstsein. Wenn wir einen physikalischen Prozess verstehen, öffnet sich also die Welt der Physik für etwas, das außerhalb der Physik steht. Macht man dies zur Definition des Verstehens, so ist ein Verstehen des Bewusstseins innerhalb der Physik per Definition unmöglich.

Das Problem des Kollapses einer Zustandsfunktion zeigt, das wir derzeit nicht einmal ein einfaches Gebilde wie ein Lichtquant oder ein Elektron verstehen. Man kann also nicht sagen, es gebe eine abgegrenzte Welt „verstandener Physik". Insofern ist unser Unverständnis des Bewusstseins eigentlich nichts Außergewöhnliches.

Eine besondere Bedeutung hat das Bewusstsein innerhalb der Quantenphysik erlangt. In der positivistisch geprägten Kopenhagener Interpretation kann man den Kollaps der Zustandsfunktion dem Beobachter zuschreiben. Solange niemand einen reinen Quantenzustand beobachtet, bleibt das System in einem Überlagerungszustand, der sich deterministisch entwickelt. Erst die Anwesenheit eines Beobachters führt zu einer Diskrepanz. Ist es demnach der *Beobachter*, der den Kollaps der Zustandsfunktion herbeiführt?

Squires spricht vom „Paradoxon von der Kenntnis": Im Falle unseres Kalkspat-Versuches (Bild 3) befindet sich das Licht im Zustand

$$|v\rangle = 0{,}8 \cdot |w\rangle + 0{,}6 \cdot |s\rangle,$$

der eine Überlagerung aus $|w\rangle$ und $|s\rangle$, darstellt. Weiter oben (Viele-Welten-Interpretation) haben wir schon versucht, den Beobachter mit in das Quantensystem einzubeziehen:

$$|v\rangle = 0{,}8 \cdot |w,O_w\rangle + 0{,}6 \cdot |s,O_s\rangle,$$

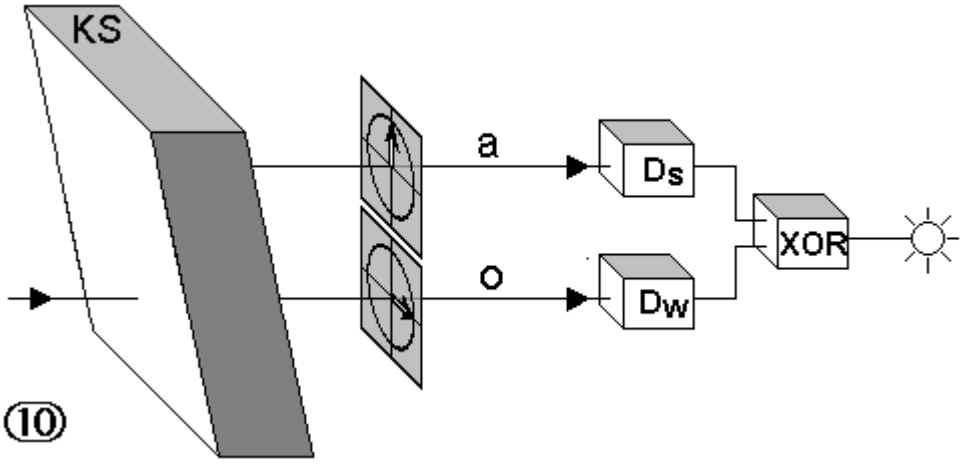
der damit ebenfalls in einen Überlagerungszustand aus O_w und O_s gerät. Wenn man den Beobachter nun fragt, ob er ein Lichtquant oben (senkrecht polarisiert) oder unten (waagerecht polarisiert) gesehen hat, würde er mit der Wahrscheinlichkeit $0{,}6^2 = 0{,}36 = 36\%$ antworten „unten" und mit 64% „oben". Man könnte ihn aber statt dessen fragen, ob er ein Resultat kennt. Jetzt müsste er mit 100% antworten „ja", obwohl er eben *kein* Resultat kennt, da er sich ja in einem Überlagerungszustand befindet. Der Versuch, das Bewusstsein des Beobachters zu einem Bestandteil der Physik zu machen, führt demnach zu einem Paradoxon.

Im Grunde funktionieren aber Quantencomputer nach diesem Prinzip. Sie rechnen mit Qubits, d.h. Überlagerungszuständen aus „0" und „1". Trotzdem müssen Sie ein eindeutiges

Rechenergebnis abliefern, sonst wären sie unbrauchbar. Niemand sieht hierin heutzutage noch ein Paradoxon. Darauf möchte ich etwas näher eingehen.

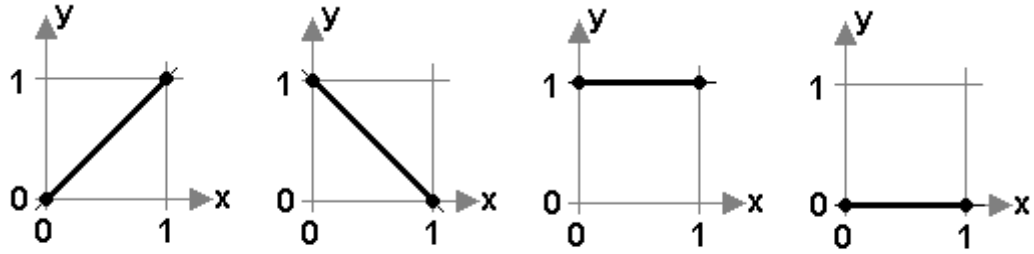
Quantencomputer

Stellt euch beim Kalkspat-Versuch anstelle des Beobachters zwei Fotodetektoren (D_s und D_w) vor, einer im oberen Strahlenweg, einer im unteren. Der obere wird dann mit 64% Wahrscheinlichkeit ansprechen, der untere mit 36%. Man verbindet die Ausgänge der Fotozellen mit einer Logik (XOR, Entweder-Oder-Schaltung), die eine Lampe einschaltet, wenn der eine oder der andere Eingang ein Signal bekommt. Diese Schaltung löst also die Aufgabe: „Kennst du ein Resultat?“. Die Lampe geht natürlich mit 100% Wahrscheinlichkeit an. Ein billiger Quantencomputer, wenn man so will, aber kein Paradoxon (Bild 10).



⑩

Elektronenrechner rechnen im Binärsystem, also nur mit den Ziffern 0 und 1. Diese werden üblicherweise mit Stromkreisen realisiert, wobei ein ausgeschalteter Kreis eine 0 und ein eingeschalteter Stromkreis eine 1 darstellt. Stellt euch einen Rechner vor, der statt dessen mit Licht rechnet. Senkrecht polarisiertes Licht $|s\rangle$ steht für 0, waagerecht polarisiertes $|w\rangle$ für 1. Nun seien einige mathematische Funktionen zu untersuchen, d.h. Zuordnungen zwischen x und y, die ich hier vorstelle (Bild 11. Ihr seid mit Koordinatensystemen vertraut? Das hier ist ein kartesisches, benannt nach eben jenem schon mehrmals erwähnten René Descartes):



⑪

Die Funktion I macht aus 0 eine 0 und aus 1 eine 1. Die Funktion J macht im Gegenteil aus 0 eine 1 und aus 1 eine 0. Funktion K liefert unabhängig von x den konstanten Wert 1, und Funktion L liefert konstant eine 0. K und L sind daher konstante Funktionen, I und J sind nichtkonstante Funktionen. Man kann diese Funktionen leicht durch Operatormatrizen ausdrücken:

$$I = \begin{pmatrix} 1 & 0 \\ 0 & 1 \end{pmatrix}, J = \begin{pmatrix} 0 & 1 \\ 1 & 0 \end{pmatrix}, K = \begin{pmatrix} 1 & 1 \\ 0 & 0 \end{pmatrix}, L = \begin{pmatrix} 0 & 0 \\ 1 & 1 \end{pmatrix},$$

und – schon gut. Die stehen hier jetzt nur für Leute, die unbedingt nachrechnen möchten.

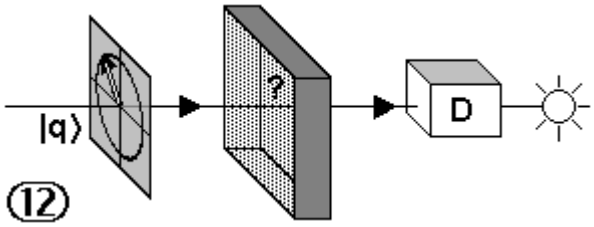
Physikalisch werden die Funktionen durch geeignete Filter realisiert, durch die man ein Lichtquant |s⟩ bzw. |w⟩ schickt, und das Ergebnis kommt in Gestalt des entsprechend polarisierten Lichtquants heraus.

Eine dieser vier Funktionen stehe nun als Filter im Strahlengang, aber wir wissen nicht, ob es eine konstante (K oder L) oder eine nichtkonstante Funktion (I oder J) ist. Um das herauszufinden, muss man einmal eine 0 (Lichtquant |s⟩) und einmal eine 1 (Lichtquant |w⟩) hindurchschicken und das Ergebnis registrieren. Das sind zwei Rechenoperationen.

Man kann aber ein Qubit |q⟩ präparieren, d.h. einen Überlagerungszustand aus 0 und 1, nämlich

$|q\rangle = 0{,}7 \cdot |s\rangle - 0{,}7 \cdot |w\rangle$.

(Die 0,7 ist gerundet, eigentlich müsste es $\sqrt{½}$ sein, damit $\langle q|q\rangle = 1$ ist, aber ihr wisst, ich wollte ja bei Grundrechenarten bleiben). Dieses Qubit schickt man durch die Funktion und wartet mit einem Fotodetektor auf der anderen Seite (Bild 12).



Was passiert? Im Falle einer der konstanten Funktionen K oder L anstelle des „?“ werden alle Anteile von |q⟩ entweder in die Senkrechte oder in die Waagerechte transformiert.

$$K\,|q\rangle = 0{,}7 \cdot |w\rangle - 0{,}7 \cdot |w\rangle = \begin{pmatrix} 0 \\ 0 \end{pmatrix},$$

$$L\,|q\rangle = 0{,}7 \cdot |s\rangle - 0{,}7 \cdot |s\rangle = \begin{pmatrix} 0 \\ 0 \end{pmatrix}.$$

Kein Quant erreicht den Detektor, die Lampe ist aus. Im Falle einer der nichtkonstanten Funktionen I oder J ergibt sich hingegen:

$I\,|q\rangle = |q\rangle$,

weil I sowohl |w⟩ als auch |s⟩ unverändert lässt, bzw.

$J\,|q\rangle = -|q\rangle$,

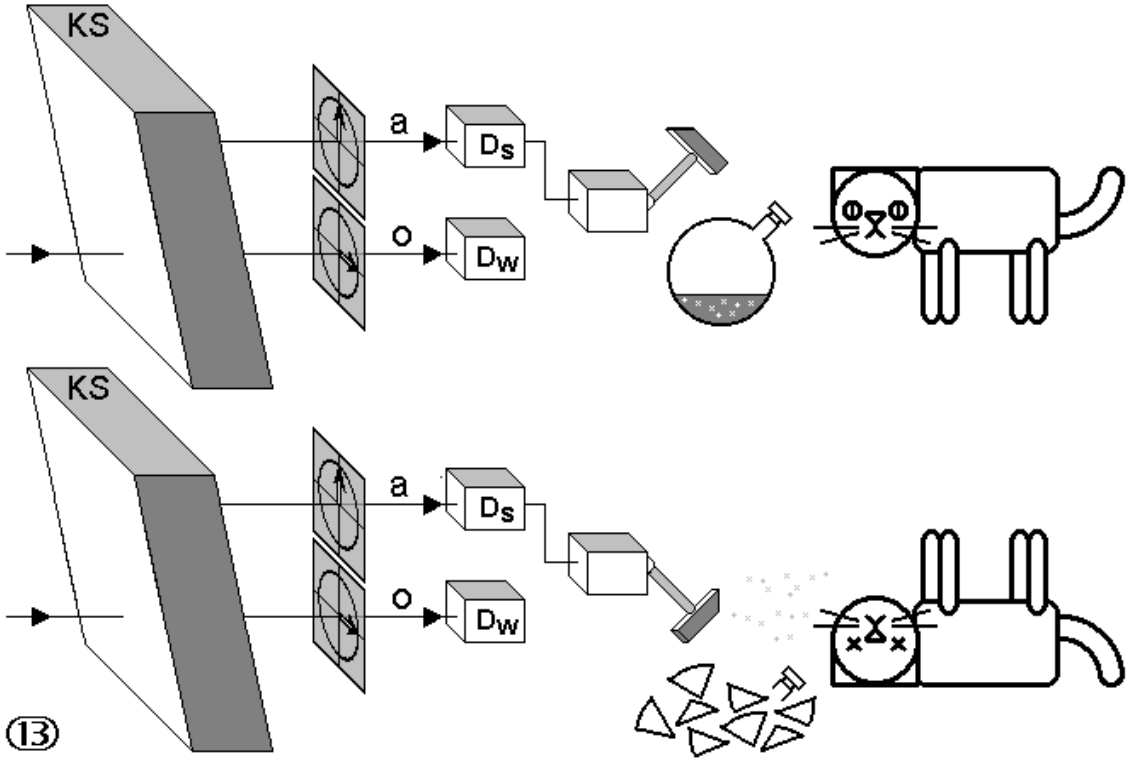
weil J die Anteile |w⟩ und |s⟩ miteinander vertauscht.

Das Quant erreicht den Detektor, die Lampe ist an. Eine *einzige* Rechnung mit unserem Spielzeug-Quantencomputer reichte also aus, um zwischen konstanter und nichtkonstanter Funktion zu unterscheiden, während ein klassischer Computer *zwei* Berechnungen gebraucht hätte. |q⟩ bleibt dabei während der Rechnung in seinem Überlagerungszustand, erst zur Anzeige des Ergebnisses kollabiert der Zustand, indem das Quant entweder im Filter oder im Detektor stecken bleibt.

Schrödingers Katze

Da ist sie endlich. Ich vermute, Schrödingers Gedankenexperiment ist bekannt, ich formuliere es jetzt mal in das Umfeld meiner Lichtquantenversuche um. In einer geschlossenen Kiste befindet sich erstens die Katze, zweitens der Kalkspat-Aufbau mit den beiden Fotodetektoren, und drittens eine so stark gedimmte Lichtquelle, dass innerhalb einer Stunde nur ein einziges Lichtquant durch die Apparatur läuft. Der untere Detektor wird nicht angeschlossen, der obere

löst einen Hammer aus, der eine Phiole mit Gift zertrümmert. Das Gift tötet die Katze. Die Katze ist nach Durchgang des Lichtquants, also nach einer Stunde, mit 36% Wahrscheinlichkeit tot, und mit 64% noch am Leben (Bild 13, Katzenhasser dürfen die Anschlüsse vertauschen).



⑬

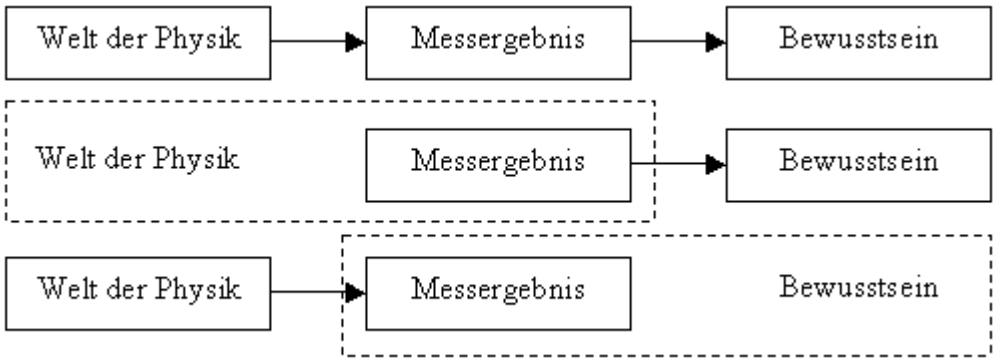
Damit ist die Katze in einen Überlagerungszustand

$|v\rangle = 0{,}8 \cdot |w,\text{lebend}\rangle + 0{,}6 \cdot |s,\text{tot}\rangle$

gebracht worden. Wenn nun ein Beobachter die Kiste öffnet, findet er aber eine lebendige oder eine tote Katze vor, und keinen Überlagerungszustand. Also (so Schrödinger) ist der Kollaps der Zustandsfunktion durch den Beobachter ausgelöst worden.

Wer erzeugt das Messergebnis?

Schrödinger meinte das damals (1935) nicht ernst, sondern wollte durch ein offenkundiges Paradoxon auf die Unvollständigkeit der Quantenphysik aufmerksam machen.



⑭

Wie aber, wenn man es doch ernst nimmt? Gehen wir davon aus, dass das Bewusstsein des Beobachters, das nicht Teil der Physik ist, durch die Wahrnehmung des Messergebnisses erst den Messprozess vollendet und den Kollaps (der auch nicht Teil der Physik ist) des physikalischen Zustandes auslöst (Bild 14).

In der klassischen Physik war das kein Problem: Die Physik lieferte ein Messergebnis, das Bewusstsein nahm es zur Kenntnis. Die klassische Vorstellung, dass das Messergebnis Teil der Physik ist, versagt jedoch, also liegt es nahe, den Heisenberg-Schnitt zu verlagern und das Messergebnis nunmehr dem Bewusstsein zuzurechnen. (Woraus sich ein heißer Tipp für KI-Forscher ergäbe: Wenn eine KI eine Zustandsfunktion zum Kollaps bringen kann, dann hat sie Bewusstsein – eine Art quantenphysikalischer Turing-Test.)

Das wirft jedoch ein paar Fragen auf. Was ist, wenn jemand die Photoplatte aus dem Kalkspat-Versuch unentwickelt in die Schublade legt und dort vergisst? Nach Jahren findet sie eine Studentin und entwickelt sie, sodass sich nun zeigt, ob die Schwärzung oben oder unten ist. War die Platte tatsächlich bis dahin in einem Überlagerungszustand zwischen Schwärzung oben und Schwärzung unten, und hat die Studentin mit ihrem Bewusstsein den Kollaps der Zustandsfunktion ausgelöst? Lasst euch das auf der Zunge zergehen.

Eine Zustandsfunktion des Universums, falls es so etwas gibt, bleibt dann natürlich auch bis zum Auftreten von Beobachtern, die das Universum bewusst wahrnehmen, in einem Überlagerungszustand aller möglichen Universen. Erst die Beobachtung bringt sie zum Kollaps, wodurch sich endlich die Bedingungen manifestieren, die zur Entstehung des Lebens und insbesondere eines Beobachters Voraussetzung waren. Die Beobachtung hätte somit die Voraussetzung dafür geschaffen, dass sie möglich war.

Für einen normal denkenden Menschen ist das schon starker Tobak; wie schön, dass moderne Philosophen in der Hinsicht recht schmerzfrei sind. Versteht das nicht falsch: Philosophen dürfen sowas denken. Sie müssen das sogar denken, denn wie sollte man je die Grenzen des Denkbaren ausloten, wenn man sich nicht an das Undenkbare herantraut und schaut, wie weit man kommt? „You cannot understand new physics with an old physics mind."

Eine weitere Frage ist: Wenn sich mehrere Beobachter um ein Experiment herum versammeln: Warum sehen dann alle das gleiche Messergebnis? Hierfür schlägt Squires das „Selektormodell" vor, das er mit einem Fernsehgerät vergleicht: Im Wellenäther sind alle Programme verfügbar, aber wenn man am Empfänger einen Kanal einstellt, können alle, die davor sitzen, nur noch das eine gewählte Programm sehen. So wählt auch das Bewusstsein als Selektor ein Messergebnis aus, das beobachtet wird, während alle anderen aber unbeobachtet erhalten bleiben, d.h. die Zustandsfunktion muss dazu nicht kollabieren. Es gibt allerdings keinen bevorzugten Beobachter, der die Fernbedienung hat und somit darüber bestimmt, welches Programm – äh – Messergebnis alle zu sehen haben. Squires löst das Problem, indem er Bewusstsein als etwas Universelles ansieht, nicht nur als etwas Individuelles. Das universelle, nicht nur auf ein Gehirn lokalisierte Bewusstsein entscheidet sich für ein Messergebnis, und die Individuen nehmen dann dieses Ergebnis wahr. Suggestion, Telepathie, Telekinese rücken in greifbare Nähe ... oder gleich die Welt als eine Simulation wie bei „Matrix" oder, viel schöner, bei „Welt am Draht".

Ohne ein neues Fass aufmachen zu wollen, bringt mich das auf den Gedanken, welchen Sinn eine simulierte Welt wohl haben könnte und wer die Simulation betreibt. Bei „Welt am Draht" war es, glaube ich, eine soziologische Studie über die Auswirkung eines Rauchverbots. Und unsere Welt? Vielleicht ist sie ein Probelauf des Schöpfers, um vor der endgültigen Erschaffung des Universums noch die letzten Fehler zu finden. Lasst mich raten, welchen Fehler er finden wird ... Wir sollten das an anderer Stelle diskutieren.

Wir halten fest: Wir haben eine nichtlokale Physik vermeiden wollen und sind dafür bei einem nichtlokalen Bewusstsein gelandet. Allerdings ist das noch nicht der Weisheit letzter Schluss. Darüber mehr in der nächsten und letzten Folge der Serie.

Frostnacht
(OT: Midnight Frost)
Von Jennifer Estep
Piper 8035
448 Seiten, TB, 2015 (2. Auflage)
Mythos Academy V
Aus dem Amerikanischen von Vanessa Lamatsch
ISBN 978-3-492-28035-8

Das Böse ist in der Welt, und jedermann im Umfeld der *Mythos Academy* in North Carolina weiß es … ach, eigentlich weiß es jeder in der magischen Welt. Vor ein paar Monaten ist es der Studentin *Gwendolyn Frost* gelungen, den legendären *Helheim-Dolch* zu finden, der das letzte magische Artefakt war, das die *Schnitter des Chaos* unter ihrer Anführerin *Agrona Quinn* noch benötigten, um den seit ungezählten Jahrhunderten nach Helheim verbannten Finstergott *Loki* zurückzuholen. Bei dieser Befreiungsaktion sollte Gwen von den Schnittern geopfert werden, aber sie konnte überleben.
Ebenfalls überstehen konnte sie im letzten Band **„Frostglut“** das infame, von den Schnittern in die Welt gesetzte Gerücht, sie selbst sei für Lokis Freisetzung ursächlich verantwortlich und mithin ebenfalls eine seiner Dienerinnen, eben eine Schnitterin des Chaos. Gwen und ihre Freunde konnten erfolgreich ihre diabolische Antagonistin *Vivian Holler* bekämpfen, die sich an Gwens Statt für die Favoritin der *Göttin Nike* ausgab. Wobei sie in Wahrheit die Favoritin Lokis ist.
Doch auch wenn all dies an finsteren Plänen vereitelt werden konnte, ebenso, dass die Diener der Finsternis Lokis Seele in den Körper von Gwens spartanischem Freund *Logan Quinn* überführten, so hatte doch dieser Sieg einen verheerenden Preis – Logan, von Loki kontrolliert, erstach seine geliebte Freundin beinahe mit dem Schwert und konnte von ihr in diesem Akt der Selbstaufopferung von Lokis Bann befreit werden … aber anschließend kehrte er bestürzt und erfüllt von Selbstvorwürfen der Akademie den Rücken, weil er stets fürchtete, wieder unter Lokis Kontrolle geraten zu können und Gwen von neuem Leid zuzufügen oder sie gar zu töten.
Die Beziehung zwischen Gwen und ihm steht also, vorsichtig gesprochen, immer noch unter keinem guten Stern. War anfangs ihre psychometrische Gabe ein Hemmnis, so ist es nun diese für beide Seiten traumatisierende Tat, die sie beide voneinander wirkungsvoll fern hält. Und die arme Gwen leidet darunter wie ein getretenes Tier … glücklicherweise hat sie ihre Freunde, sie ist öffentlich rehabilitiert, hat vor aller Augen gegen die Elite der Schnitter gekämpft und zudem von ihrer Göttin Nike eine weitere Aufgabe erhalten.
Sie soll Artefakte finden, machtvolle magische Artefakte, die sie alle im Kampf gegen Loki und seine Diener dringend brauchen können. Und diese Artefaktjagd erbringt tatsächlich ein erstes Resultat, als Gwen ein offenbar aus robust geflochtenem Seetang erschaffenes Netz entdeckt, das angeblich der nordischen *Sturmgöttin Ran* gehört haben soll. Doch welche Aufgabe dieses Netz haben soll … sie hat keinen blassen Schimmer. Eine Berührung und der Einsatz von Gwens Psychometrik zeigt ihr einfach immer nur ein sturmbewegtes Meer … tief im Binnenland wirklich ein glorreicher Hinweis darauf, wozu dieses Netz taugen soll. Sie bleibt also ratlos zurück.
Dann ereignet sich ein weiterer Überfall der Schnitter direkt in der Bibliothek der *Mythos Academy* (also echt, die Sicherheitsvorkehrungen sind, mit Verlaub, unter aller Sau, immer noch – nicht eben sehr glaubwürdig) … und als Gwen den Schnitter stellt, begeht er vor ihren Augen Selbstmord! Der Anschlag auf Gwens Leben ist damit fehlgeschlagen … aber der Bi-

bliothekar *Nickamedes*, Logans Onkel, nimmt versehentlich das Gift ein und ringt von diesem Moment an mit dem Tode.
Es gelingt glücklicherweise, die Natur des Giftes zu entschlüsseln, aber die Lehrerin *Metis*, die die stärkste Heilergabe besitzt, findet heraus, dass das Gegenmittel pflanzlicher Natur ist und ausschließlich in Ruinen auf einem Berg oberhalb der *Mythos Academy Colorado* wächst. Die Pflanze muss dort in einer Vollmondnacht um Mitternacht gepflückt werden, um ihre magische Kraft voll zu entfalten.
Allen ist bewusst, dass das eine Falle ist.
Dennoch weiß Gwen, die es sich ewig vorwerfen würde, wenn Nickamedes im Grunde ihretwegen sterben würde. Und ihr ist klar, dass die Feinde das ebenfalls wissen. Dennoch starten sie also unter Anleitung des Trainers *Ajax* eine Exkursion zur *Mythos Academy Colorado* und wollen von dort aus weiter zu den Ruinen. Die Zeit drängt auch deswegen, weil ein Schneesturm droht und sich ihr Zeitfenster immer rascher zu schließen beginnt.
Schon bei der Anreise gerät die Gruppe in einen Hinterhalt von Schnittern des Chaos und muss um ihr Leben kämpfen – das erhärtet die Vermutung, dass das alles ein abgekartetes Spiel ist und sie geradewegs alle ins Messer laufen sollen. Aber wie genau dieser infame Plan aussieht, wie dieses geheimnisvolle, abweisende Mädchen namens *Rory Forseti* dort hineinpasst und was für eine Rolle die wilden Greifen spielen werden, die auf dem Berg nisten, das kann sich zu diesem Zeitpunkt noch niemand vorstellen.
Und schließlich schnappt die Falle gnadenlos zu …

Der fünfte Band der Serie um das Gypsymädchen Gwen Frost dreht die dramaturgische Schraube noch etwas an, zum Teil allerdings – wie ich fand – auf so haarsträubende Weise, dass Gwens anfänglich sehr sympathischer Pazifismus leider vollkommen entwertet wird. Wenn man sich mal vorstellt, dass das unsere Hauptperson, immerhin immer noch ein 17jähriger Teenager munter gleichaltrige Mitstudenten ersticht und sich anschließend darüber nicht mal Gedanken macht, dann ist das schon eine bedenkliche charakterliche Entwicklung. Auch wenn man berücksichtigt, dass die Gegner „natürlich“ böse und mörderisch sind und mit dem Fanatismus von Assassinen oder Selbstmordattentätern auf die „Helden“ der Story losgehen, hätte ich mir doch ein bisschen mehr Reflexion über die Folgen dieser Handlungen durchaus gewünscht. So wird hier an vielen Stellen rücksichtslos gemetzelt, die Schnitter bekommen nahezu durch die Bank keine Gesichter oder Namen, sodass sie austauschbare Strohpuppen werden oder digitale Nobodys in einem Run-, Shoot- and Jump-Spiel … das hat mir die Geschichte dann doch ein wenig verleidet. Es spielt keine Rolle, ob man dafür ein „blutrünstiges Schwert“ wie *Vic* instrumentalisiert. Von sich aus kann er ja keine Menschen töten, dafür muss Gwen es führen. Immer nachteiliger wirkt sich hier auch aus, dass es keinerlei Chance dafür gibt, die Gegenseite zu betrachten. Augenscheinlich kann man die bösen Handlungen der Schnitter immer nur dann zur Anschauung bringen, wenn sie sich zu selbstmörderischen Attacken hinreißen lassen. Etwas zu simpel, wie ich fand.
Nett, wenn auch nicht wirklich richtig überraschend, kam dann diese Aktion gegenüber den Greifen, wobei man recht schnell erkennen konnte, dass diese Handlung natürlich eine langfristige Konsequenz für die Geschichte haben würde. Das galt auch für die ach so verlockende Hängebrücke und den offenbar obligatorischen Verräter in der Geschichte.
Nein, ich fand schon, dass die Storyline hier etwas schwächelte. So sehr sich die Autorin hier auch bemüht, weiterhin die Konfliktverschärfung in Szene zu setzen, so schwer fällt es ihr offenkundig, „klar Schiff“ mit den Hauptakteuren der Gegenseite zu machen. Das ist augenscheinlich alles für den Schlussband aufgespart.
Interessant war dagegen ein weiterer familiärer Pfad von Gwens Biografie, der durch die Reise zur *Mythos Academy Colorado* aufgehellt wurde. Wenn man weiß, dass sie später auch drei Bände zu dieser Akademie geschrieben hat, darf man vielleicht gespannt sein, ob es dort dann beizeiten zu einer Wiederbegegnung mit Gwen Frost kommt. Halte ich nicht für undenkbar.

Tatsache ist jedenfalls, dass nun im kommenden finalen Band der Romanserie der Showdown anstehen wird und die Frage geklärt werden muss, ob Gwen tatsächlich, wie beide Konfliktparteien glauben, dazu imstande sein wird, den Gott Loki zu töten. Aber vielleicht läuft ja auch alles ganz anders ab … das hat mit diesem Armband zu tun, über das ich oben geschwiegen habe. Denn auf diesem Berg kommt es ja nicht nur zur Konfrontation mit den Schnittern, sondern auch noch zu einem ganz anderen bemerkenswerten Abenteuer.
Gleichwohl: Das Leseerlebnis war durch die obige Einschränkung leicht eingetrübt. Aber lesenswert fand ich das Buch nach wie vor.

© 2022 by Uwe Lammers
Braunschweig, den 11. Oktober 2022

Die Götter der Flusswelt
(OT: Gods of Riverworld)
Von Philip José Farmer
Heyne 4256 (1986)
400 Seiten, TB
Aus dem Amerikanischen von Uwe Anton
ISBN 3-453-31237-6

Der Kampf um die Macht ist vorbei.
Richard Francis Burton und seine Gefährten, unter ihnen *Nur-ed Din el-Musafir, Alice Liddell Hargreaves* und ein SF-Schriftsteller namens *Peter Jairus Frigate*, haben es zusammen mit dem letzten noch lebenden Ethiker namens *Loga* geschafft, den mysteriösen Polturm der Flusswelt der Zeit zu erreichen, von dem diese gesamte künstlich gestaltete Welt gelenkt, geleitet und observiert wird. Selbst die letzte Blockade, die den Proteincomputer beinahe hätte kollabieren lassen, konnten sie umschiffen und sind nun kraft der außerirdischen Technik quasi Götter.
Sie haben es in der Hand, die Flusswelt zu regieren. Sie können wiederbeleben, wen sie wollen. Sie können Erinnerungen manipulieren, die ganzen Leben ihrer Zeitgenossen voyeuristisch nach erregenden oder erniedrigenden Situationen durchsuchen. Und sie können entscheiden, ob jemand bis zum Grundbestandteil seines *Wathans*, seiner „Seele", zerstört werden soll oder nicht. Im Prinzip sind sie also allmächtig. Aber tief drinnen sind sie zugleich Menschen geblieben, fehlbar, problemzerrüttet, von wankelmütigen Leidenschaften getrieben.
Einige Wochen nach dem Überwinden der letzten Probleme werden Burton und seine Begleiter plötzlich Zeuge, wie Loga, der Ethiker, ermordet wird. Der Mörder ist nicht zu erkennen, denn er bedient sich der Supertechnik des Turmes, und niemand ist unverdächtig. Der gewaltige Turm der Ethiker, gelenkt von einem seinerseits äußerst manipulierbaren Eiweißcomputer in den Grundfesten des Turmes, ist ein Labyrinth, in dem sich Tausende von Menschen verbergen könnten.
Sind die Gefährten allein im Turm? Hat einer von ihnen womöglich Loga umgebracht? Wenn ja, wie? Wenn nein – wer dann? Und wie kann man ein solches Wesen, das den Computer zu Überwachungszwecken gegen sie verwendet, bekämpfen?
Burton und seine Gefährten schaffen das. Doch dann beginnen die Probleme erst richtig. Einige Kämpfer beleben alte Gefährten wieder. Frauen, Konkubinen und große Vorbilder. Diese beleben ihrerseits Leute wieder. Und binnen allerkürzester Zeit zeigt sich, dass diese Neubelebten schrullige Scherze lieben (einer erweckt beispielsweise den realen *Jack the Ripper* und seine Opfer wieder!). Die Kontrolle, die die menschlichen „Götter" der Flusswelt haben, entgleitet ihnen völlig. Und als sie schließlich eine große Party feiern, stellt sich noch etwas weitaus Entsetzlicheres heraus: Sie haben in ihrem Unwissen einen mörderischen Psychopathen wiederbelebt, dessen Ziel es zu sein scheint, alle von ihnen mit unerbittlicher Konsequenz umzubringen. Ein gnadenloser Kampf beginnt …!

Der Abschlussroman des Flusswelt-Zyklus hat eine Menge Schwächen. Die erste, aber nicht unbedingt gravierende, ist der Wechsel des Übersetzers von Ronald M. Hahn zu Uwe Anton. Die Übersetzung verliert dadurch m. E. an Dichte (dies ist mein subjekti-

ver Eindruck, der auch falsch sein kann), die Übersetzer-Kontinuität wird gestört. Dasselbe gilt für den zeitlichen Abstand. Der Roman wurde drei Jahre nach dem letzten Teil publiziert. Auch das ist nicht das entscheidende Manko.
Während die ersten vier Romane am relativ homogenen (fast schon langweilig zu nennenden) Flussufer spielten, verteilt über mehr als 60 Handlungsjahre, wird nun die Geschichte in den zwar großen, aber dennoch arg verengenden Polarturm verlegt, den die Protagonisten während des gesamten Romans nicht ein einziges Mal verlassen. Damit entsteht ein bühnenartiger Kammerspiel-Effekt, der dem Werk meiner Ansicht nach viel an Reiz geraubt hat.
Während bislang Unmengen von Protagonisten, zuweilen historischen Persönlichkeiten, die Seiten bevölkerten und zuweilen witzige oder absurde Dialoge ausfochten, ist es nun so, dass nur ein winziger Protagonistenkern sich in nahezu identischen Räumen verläuft und sich zum Teil psychotisch gegenseitig belauert.
Zweifelsohne hat dieser Roman psychologische Qualitäten. Und ebenso besitzt er einen gewissen Charme, was einige philosophisch-ethische Fragen angeht, die in ihm angerissen werden (etwa über die Grenzen gottgleicher Machtausübung). Sonst aber wird er durchzogen von all den Problemen und Schwächen, die Farmer im gesamten Zyklus verfolgten: relativ monotones Gleichmaß der Umgebung, Stereotypie der Konflikte, manchmal endlose Debatten über recht abgehobene theoretische Probleme und ein fast schon verbissenes Beharren auf einigen wenigen zentralen Personen. Außerdem fehlt ihm, meiner Ansicht nach, in der ersten Hälfte (rund 200 Seiten!) das Konzept für den Roman. Es geht um die Ermordung Logas und die Möglichkeit, den Mörder zu stellen. Das gelingt zwar, aber ohne dass die Fragen, die damit verknüpft sind, gelöst würden.
Dann wird allmählich der Bezug zum Titel sichtbar, die einzelnen Protagonisten kreieren ihre „göttliche“ Wunschwelt und verlieren sich in exzessivem Taumel. Und später schlägt die Situation (wie in früheren Romanen des Zyklus auch) in blutiges, actiongeladenes (und weitgehend sinnloses) Massaker um. Wenn manche Leser schon früher meinten, Farmer habe Seiten schinden müssen, um das Soll zu erfüllen – HIER kann man das voll und ganz glauben. Der Roman hätte gut und gerne 150-200 Seiten weniger haben können, wäre dichter und packender gewesen. So setzt wirklich über Dutzende von Seiten, insbesondere in der ersten Hälfte, langes und großes Gähnen ein.
Ein trauriger Abschluss für eine Serie, die mit so bemerkenswerten Ideen angetreten ist. Schade, dass er sich letztlich in solche Banalitäten verstrickte und darin stecken blieb. Der Roman ist nur mit Abstrichen empfehlenswert. Fans von Farmer und der Flusswelt-Serie könnten ihn zur Pflichtlektüre machen, allen anderen sei er jedoch nicht dringlich ans Herz gelegt.

© 1998 / 2025 by Uwe Lammers
Braunschweig, den 8. Oktober 1998
Leicht bearbeitetes Digitalisat für ANDROMEDA NACHRICHTEN: Braunschweig, den 30. April 2025

Todesjäger
(OT: Deathhunter)
von Ian Watson
Heyne 4206, 1985
224 Seiten, TB
ISBN 3-453-31180-9
Aus dem Amerikanischen von Walter Brumm

Die Welt ist ein anderer Ort geworden nach dem sowjetisch-chinesischen Krieg. Eine Milliarde Opfer des nuklearen Holocaust bewirkten eine dramatische Wandlung der menschlichen Mentalität zum Besseren – Gewalt wurde generell geächtet, Kriege abgeschafft, Waffen sind verpönt und für die Generation von heute fast unbegreifliche Anachronismen.
Eine neue Ethik hat zeitgleich Einzug gehalten im Denken der Menschen. Die schockartige Erkenntnis des brutalen, sinnlosen und jähen Tötens intelligenter Wesen führte zu einem anderen, sensibleren Umgang mit dem Phänomen des Todes. Der Tod war, wie ein Redner im Buch treffend sagt, *„etwas, das uns nicht betraf, nur die anderen. Wir machten sie zu Fremden, die nichts mit uns zu tun hatten. Wir verdrängten den Tod aus unserem Bewusstsein, über unsere persönliche Grenze hinaus in feindliches Territorium. Und als das geschehen war, sahen wir in Fremden, in Ausländern, nur den Tod. Wir phantasierten von einem Leben nach dem Tode, sogar von Wiederauferstehung, aber niemals dachten wir an unser eigenes Sterben, das diesem Leben ein Ende setzt..."*
Ja, so war die Welt, bevor Todeshäuser wie in **Egremont** geschaffen wurden. Orte, an denen unheilbar Kranke oder Lebensverdrossene sowie sieche Alte gehen konnten und ihnen Verständnis und Betreuung gegeben wurde. Das – und der „gute Tod". Durch einen verständnisvollen „Führer" auf den Tod vorbereitet, dem sie zustimmten und sich durch ihren „Führer" verabreichen ließen, wonach sie in Krematorien verbrannt wurden, parfümiert mit Sandelholzaroma.
Jim Todhunter, ein „Führer" aus dem Todeshaus in **Gracchus**, wird ins Gebirge verbannt, ins Haus von Egremont, wobei zunächst unklar bleibt, warum das alles geschieht. Todhunter kommt in jenem Moment in der friedlichen Gemeinde Egremont an, wo der weltberühmte Dichter **Norman Harper** seinen Abschied geben will, garniert mit zahlreichen Reden, und danach wird er sich, so ist es geplant, der Obhut seiner „Führerin" **Alice Huron** anvertrauen und aus dieser Welt scheiden.
Leider hat das Schicksal anderes für ihn vorgesehen – Jim Todhunter wird bei der Ehrung Zeuge eines unbegreiflichen Verbrechens. Ein alter Mann springt auf und erschießt den Dichter, offensichtlich ohne Motiv. Danach läßt er sich ohne Widerstand verhaften und wegführen.
Nathan Weinberger, so der Name des Attentäters, ist ein todkranker, an Krebs leidender Insasse des Todeshauses von Egremont, und auf abenteuerliche Weise hat er offenkundig alle Bediensteten bisher über seine Wahnideen hinweggetäuscht. Jim Todhunter macht mit ihnen zwangsläufig Bekanntschaft, als man ihn beauftragt, zum „Führer" Weinbergers zu werden. Er soll den krebskranken Mann dazu bringen, seine Taten zu bereuen und öffentlich einzugestehen, damit er dann „in Seelenruhe" aus dem Leben

scheiden kann. Zur Not könne er dafür auch sogar Weinbergers Waffe bekommen, um die Sache „zu Ende zu bringen".
Abenteuerlich? Oh ja, aber das ist nur ein kleiner Teil des Problems.
An eine reuevolle Rückführung des Attentäters ist auch aus anderen Gründen kaum zu denken. Weinberger frönt nämlich offenkundig einer Wahnidee, für die er seine Unterkunft, insbesondere sein Bett, in ein vergittertes, mit Spiegeln umgebenes Laboratorium verwandelt hat. Der Polizeichef von Egremont hält das für eine Art von sexistischem Spielzeug, gedacht als Menagerie für einen „virtuellen Harem". Er versteht überhaupt nichts.
Als Todhunter und Weinberger sich etwas näher kommen, erklärt der Kranke auch diese Apparatur, und die dahinterstehende Theorie klingt völlig wahnsinnig: Weinberger ist davon überzeugt, dass der Tod kein *natürliches* Phänomen, sondern vielmehr ein Wesen aus einer fremden Dimension ist. Wenn man es einfangen kann, und nichts Geringeres schwebt ihm vor, dann kann man den Tod *entmachten*, gleichsam unsterblich werden.
Dies ist eine absurde Idee in einer gänzlich säkularisierten Welt, in der man die Existenz einer Seele für irreal hält, für eine Art von Zwangsvorstellung, um die Angst vor dem Tod wirksam zu bekämpfen. Jeder andere „Führer" würde sie instinktiv vollkommen ablehnen – aber nicht Jim Todhunter, der einst als Kind ertrank und dann kurz danach wiederbelebt wurde. Denn er hat das „strahlende Licht" des Jenseits verheißungsvoll gesehen, und als er sich auf Weinbergers „Wahnidee" einläßt, lernt er auch die Erscheinungsform des Todes und jene Welt kennen, in der er regiert ... und das alles ist erst der Anfang.

Dieser Roman ist keine leichte Kost.
Als ich ihn mir 1997 antiquarisch kaufte, war mir das noch nicht bewußt, ich wollte einfach nur einen weiteren Watson-Roman besitzen, da ich den Autor schon damals schätzte.[1] Mit dem Lesen mußte ich dann bis 2007 warten. Man braucht nur wenige Seiten, um die Zumutungen zu begreifen, die Watson insbesondere deutschen Lesern auflädt: Eine Welt, in der Euthanasie (!) konstitutiver Bestandteil der Welt ist, in der Menschen, die andere Menschen vom Leben „erlösen", als „Führer" (!) bezeichnet werden. Direkt angeschlossene Krematorien (!)...
Wer da als geschichtsbewußter deutscher Leser nicht automatisch gruselnd an die Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, an Auschwitz-Birkenau und an die T4-Stelle am Berliner Tiergarten denkt, sollte diese Geschichtslücke besser rasch schließen. Dies ist allerdings, das soll ausdrücklich betont werden, KEIN Grund dafür, die Lektüre dieses Buches abzubrechen, ganz im Gegenteil. Es macht vielmehr sehr sensibel für das raffinierte, strukturierte Geflecht von Ian Watsons Werk. Er wagt sich mit voller Absicht in das Minenfeld von Sterbehilfe, Todesreflexion, Psychologie, Philosophie und Ethik hinein.
Wenn wir heutzutage über die Diskussionen nachdenken, die in den späten 90er Jahren und den frühen Jahren des dritten Jahrtausends nach Christi über die Hospizbewegung, Sterbehilfe, die Grenzen der medizinischen Eide und dergleichen mehr geführt wurden (sie sind noch längst nicht ausgeräumt), so erscheint uns der 1981 von Watson ge-

[1] Ich las von Watson bislang drei Werke: *„Tschechows Reise"* (Januar 1988), *„Zur anderen Seite des Mondes"* (März 1992) und *„Die Fliegen der Erinnerung"* (Januar 1994). Letztgenanntes Buch wurde im Fanzine *New Worlds 25* im August 1995 und im BWA 489 im Juni 2024 rezensiert.

schriebene Roman als ein Vorreiter dieser Diskussionen, als durchweg prophetischer Autor.
Sein Buch ist infolgedessen zwar spannungsarm, aber äußerst intensiv mit Reflexionen und philosophisch-psychologischen Gedankengängen angereichert. Und es hat mehrere doppelte Böden. Es sei nur an wenigen Beispielen deutlich gemacht. Der implizite Bezug auf die Nazis ist absolut beabsichtigt und erfüllt einen bestimmten Zweck, der aber erst sehr spät zu Tage tritt.
Dann ist es interessant, mit ein wenig Hintergrundwissen Namen in diesem Buch zu analysieren. Man nehme etwa das Haus „Gracchus“, aus dem Todhunter, die Hauptperson, gekommen ist. Das Wort geht zurück auf das Adelsgeschlecht der Gracchen in der römischen Antike, speziell auf die beiden Quästoren **Tiberius Sempronius Gracchus** und seinen Bruder **Gaius Sempronius Gracchus**. Erst genannter trat im zweiten Jahrhundert vor Christus für eine Landreform ein und damit für energische gesellschaftliche Veränderungen. Er konnte sie aber nicht umsetzen, sondern fand einen gewaltsamen Tod. Sein Bruder trat die Nachfolge dieser Ideale an und wandte sich gleichsam ebenfalls gegen die herrschende Ordnung.
Und in der Tat: Jim Todhunter, der aus „Gracchus“ kommt, bringt erhebliche Unruhe in die Gesellschaft von Egremont, untergräbt bestehende Strukturen und gefährdet ihre Stabilität. Über das Ende dieser Geschichte soll hier nichts ausgesagt werden, außer, dass sie definitiv zu überraschen versteht.
Heutzutage würde ein solcher Roman vermutlich die Lektorate der Verlage nicht mehr passieren. Denn obgleich in der Gegenwart des 21. Jahrhunderts wohl mehr Gewalt und Tod täglich stattfindet, sind doch die Fragen nach dem Tod, nach dem Jenseits und dem Umgang mit Siechen, Todkranken und ihren Gebrechen dennoch etwas, was geflissentlich ausgeklammert und ignoriert wird. Folgerichtig ist das Werk zu provokant, zu direkt, zu „düster“, wie man gerne von unbequemen Büchern behauptet. Wie hieß es doch so passend? *„Der Tod war etwas, das uns nicht betraf, nur die anderen. Wir machten sie zu Fremden, die nichts mit uns zu tun hatten. Wir verdrängten den Tod aus unserem Bewußtsein, über unsere persönliche Grenze hinaus...“*
Ich denke, dieses Buch ist in mancherlei Hinsicht philosophisch gerade heute wieder aktuell. Diese Aktualität beweist seine Qualität mehr, als es jeder reißerische Text auf dem Umschlag könnte. Wer neugierig geworden ist, sollte es sich besorgen. Man kann davon lernen.

Nachtrag vom Mai 2026: Ich musste an dieses Buch gerade jetzt denken, wo Ian Watson hoch betagt gerade diese Welt verlassen hat und jene Gefilde bereist, über die er vor über 40 Jahren bereits geschrieben hat. Mag man das Phänomen des Todes sehen, wie man möchte, mag man an ein Nachleben nach dem Erlöschen der physischen Existenz glauben oder nicht … ich bin immer noch der Ansicht, dass der obige Roman zentrale Nerven der menschlichen Existenz trifft. Weil, auch neunzehn Jahre, nachdem ich ihn gelesen und rezensiert habe, die zentralen Punkte immer noch zutreffen:
Der Tod ist nach wie vor ein Tabuthema für weite Kreise der Bevölkerung. Es gibt nach wie vor Ärzte, die der absurden Auffassung sind, der Tod sei eine „Krankheit“, die man irgendwie mit medizinischem Fortschritt „überwinden“ bzw. „besiegen“ könne.
Ich halte das für einen fundamentalen Irrtum. Der Tod gehört zum Leben essenziell dazu, und der Satz, dass alles, was geboren wird, notwendig sterben wird, weil das nun

einmal der Lauf der Dinge ist, ist meines Erachtens nicht wegzudiskutieren. Alle Versuche, auch literarischer Natur wie in dem obigen Fall, das Phänomen auf phantastische Weise rationalisieren oder ausmanövrieren zu wollen, führen letzten Endes zu Ergebnissen, die man als ernüchternd verstehen sollte.
Das Erzählen über das Mysterium des Todes und das, was – wahrscheinlich – danach kommt, bleibt notwendig eine Spekulation, weil sich dies alles diesseits der ultimativen Grenze abspielt. Die andere Seite bleibt eine black box. Aber wer sich diesem Thema gern mal jenseits dogmatischer Denkverbote annähern möchte, ist mit diesem Roman auf einer sehr guten Fährte. Und das weiß vermutlich inzwischen niemand besser als Ian Watson selbst, der uns einen entscheidenden Schritt voraus ist.
Irgendwann werden wir ihn unvermeidlich einholen.

© 2007 / 2026 by Uwe Lammers
Braunschweig, 19. Mai 2007
Nachbearbeitet am 12. Mai 2026

Doktor Maxwells spektakuläre Zeitrettung
(OT: No Time Like the Past.
(The Chronicles of St. Mary's Book 5))
Von Jodi Taylor
Blanvalet 6313, 2022
496 Seiten, TB
Übersetzt von Marianne Schmidt
ISBN 978-3-7341-6313-5

Man kann irgendwie sagen, was man möchte, aber im *St. Mary's Institut für Historische Forschung*, die an die Thirsk-Universität angeschlossen ist, wird es nie langweilig. Das sieht die Historikerin *Madeleine „Max" Maxwell* ganz genauso. Abgesehen von den ständigen Missionen, die sie und ihre Kollegen mit den „Pods" genannten Zeitmaschinen in der Vergangenheit absolvieren, ist auch das soziale Leben alles als beschaulich und ruhig.
Diesmal fällt ein übernatürliches Element in St. Mary's ein, wie es scheint. *Dr. Markham* schreckt Max und seine Kolleginnen und Kollegen auf und behauptet, es spuke im Institut. Dummerweise kann nur er den Geist sehen, wie es aussieht – und die Situation ist immer dieselbe: irgendeine schattenhafte Gestalt stürzt am Fenster vorbei in die Tiefe und ist verschwunden.
Max, die Markham wirklich gut genug kennt, um zu wissen, wann er sich was einbildet und wann nicht, ist entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen. Und so reisen sie wenig später in das Jahr 1643 zurück, wo es einen Fall von spurlosem Verschwinden ebendort gab. Vielleicht liegt der Ursprung der Geistergeschichte ja dort. Aber was sie vorfinden, weicht doch auf krasse Weise von dem Erwarteten ab …
Danach steht ein „Erholungssprung" an, den Max ausdrücklich als „langweilig" einstuft: Was soll schon schief gehen beim Besuch des *Kristallpalastes von London anno 1851*? Tja, sehr vieles, denn unvermittelt kreuzt sie die Zeitlinie eines anderen Trupps von St. Mary's. Und kommt um ein Haar ums Leben.
Okay, das war dann mal unschön. Also ziehen der Direktor Bairstow und sie die Konsequenzen daraus und halten Max aus der nächsten Mission heraus. Die soll ins Jahr 1666 führen, und zwar genau zum 3. September 1666, als die St. Paul's Cathedral im *großen Brand von London* untergeht. Was zur Folge hat, dass alles, was darin ist, natürlich zerstört werden wird. Und wie sie inzwischen alle wissen (Bd. 1!), als sie Schriftrollen aus der Bibliothek von Alexandria retteten, ist dies die einzige Möglichkeit, Schätze der Vergangenheit zu retten und sie in der Gegenwart von Archäologen von Thirsk finden zu lassen.
Dummerweise kommt keiner der zwölf ausgesandten Wissenschaftler zurück.
Und Max darf eigentlich nicht rettend einschreiten, denn ihr alter Ego hat sich just zu genau diesem Zeitpunkt schon am 3. September 1666 aufgehalten, um die Dodos zu retten (Bd. 2) … und zwei Maxwells am gleichen Tag an verschiedenen Punkten des Raumzeit-Kontinuums … das ist keine gute Idee. Das Zeitfenster, das ihr für die Rettung ihrer Kollegen dann letztlich noch bleibt, ist tatsächlich nur eine Stunde lang. Und dann eine halbe, fünfzehn Minuten, zehn, fünf, zwei …
Und das alles, während Max eigentlich den *Tag der offenen Tür von St. Mary's* zu organisieren hat. Ich schweige mal davon, was allein die 1666er-Mission für haarsträu-

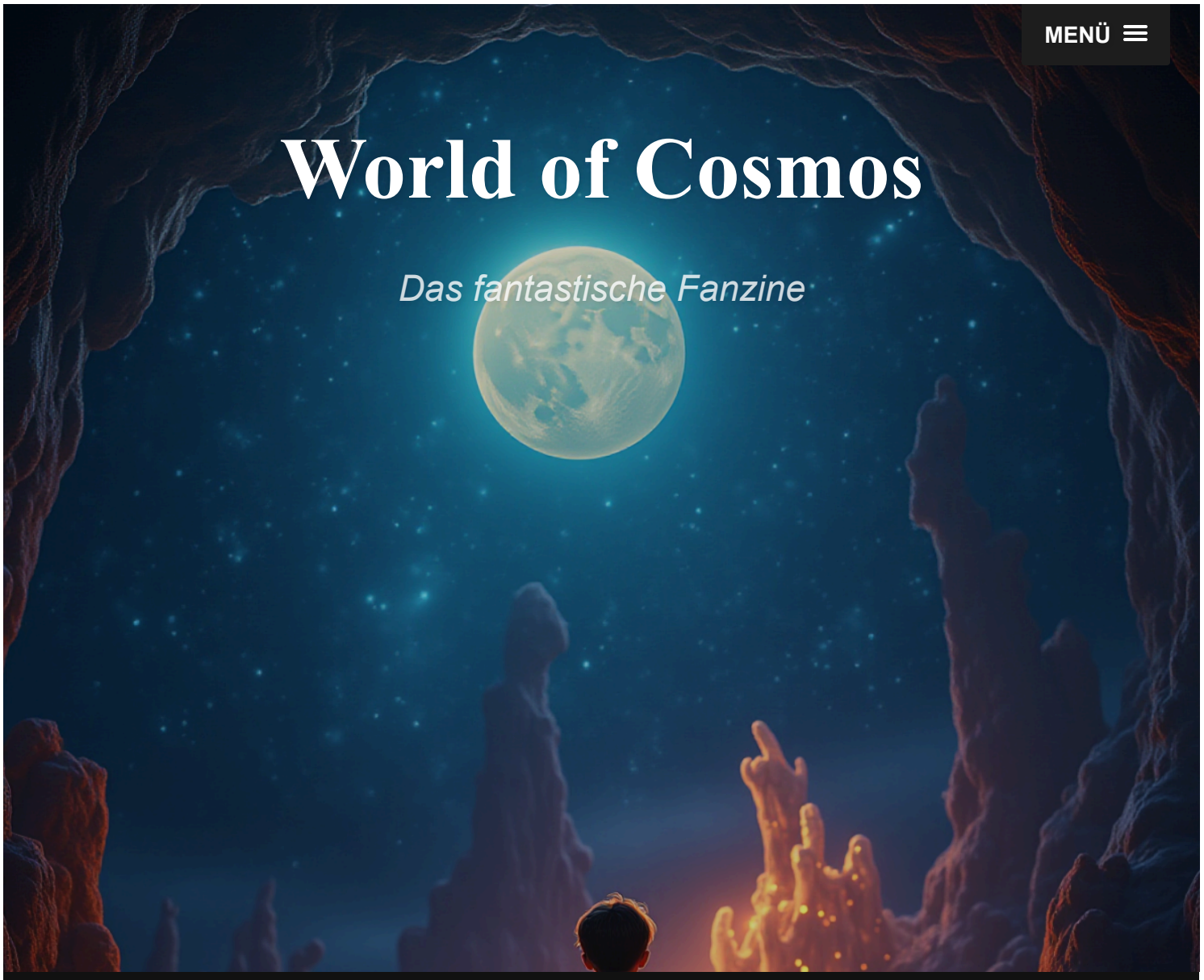
bende Konsequenzen nach sich zieht und wer im Anschluss aus welchen Gründen umkommt.
Tatsache ist, dass es hier mal wieder drunter und drüber geht in St. Mary's. Und der Höhepunkt von allem ist dann bei der Rettungsmission in *Florenz im Jahre 1497* erreicht, als der fanatische Mönch Savonarola Kunstwerke als „heidnisch" verbrennen ließ.
Oder ist vielleicht doch der Höhepunkt erst bei Max´ Flucht zu den *Thermopylen* erreicht, während die Spartaner unter Leonidas und die Perser unter Xerxex mörderisch aufeinanderprallen …? Ich mag mich da nicht festlegen.
Für gute Laune ist durch den trockenen Humor der Autorin jedenfalls bestens gesorgt. Ich zitiere mal wieder ein paar prägnante Stellen:
„Der Haarlack war so leicht entflammbar, dass man nicht einmal unter einer Straßenlaterne entlangspazieren konnte, ohne als Beispiel für spontane menschliche Selbstentzündung für Schlagzeilen im nächsten Wissenschaftsmagazin zu sorgen."
Oder: *„Ich hob das Ende mit der Schnauze hoch. Glasaugen musterten mich und hielten mich, wie ich annahm, für unzulänglich. Das andere Ende war vermutlich noch unerfreulicher. Realismus wird einfach überschätzt."*
Oder: *„Ich setzte mich hin, kramte mein Notizpad heraus, um Bereitschaft zu signalisieren, und war voller Erwartung. Und ich wartete. Und wartete. Irgendwo entstand eine neue Galaxie …"*
Oder: *„In unserem Fahrwasser werdet ihr wie Meeresschaum aussehen oder wie Abschaum, ich weiß nie genau, was der Unterschied ist."*
Oder: *„Wir nahmen an Dr. Bairstows Briefing zum Tag der offenen Tür teil, bei dem er die letzten Einzelheiten und den Zeitplan durchsprechen wollte. Es schien eine Ewigkeit zu dauern. Die Landung in der Normandie war weitaus weniger kompliziert, nehme ich an."*
Oder: *„Mehl, Eier und Wasser. Der ganze See würde ein einziger Klumpen Pizzateig werden."*
Oder: *„In Krisenzeiten waren unsere Schwäne auf dem Weg in die Bibliothek, ihrem traditionellen Zufluchtsort bei jeder Art von Notfall. Da diese aber im Augenblick von Schülern und Eltern blockiert war, waren sie vielleicht losgezogen, um eine persönliche Beschwerde beim König vorzubringen."*
Gott, ich höre ja schon auf, Freunde … aber glaubt mir, die Liste notierter humoriger Stellen in diesem Buch ist noch sehr viel länger, das ist hier gewissermaßen nur so ein „Best Of". Auch hier ist gute Laune programmiert, und wie!
Uneingeschränkte Leseempfehlung von mir!

© 2025 by Uwe Lammers
Braunschweig, den 14. April 2025

MENÜ

World of Cosmos

Das fantastische Fanzine




Rhodans
Tochter
Bildergallerie
für die Kapitel
1 bis 26
Teil 2

8. Juli 2026

Rhodans Tochter – Geschichte einer Halbarkonidin Bildercollage von Senex






Captain Siobhan O'Monay von der CYPRESS


Bewaffnetes Passagierschiff
Cygnus in Thantur Lok


Kapitän Arkol daVaah an Bord der CYCLOPS


HEPHAISTOS


Ghoma
in
Ettores Ristorante


Ghoma beim
Boxtraining


Detectives Rick Kenda und Sam Bold
Galacto City Police Department

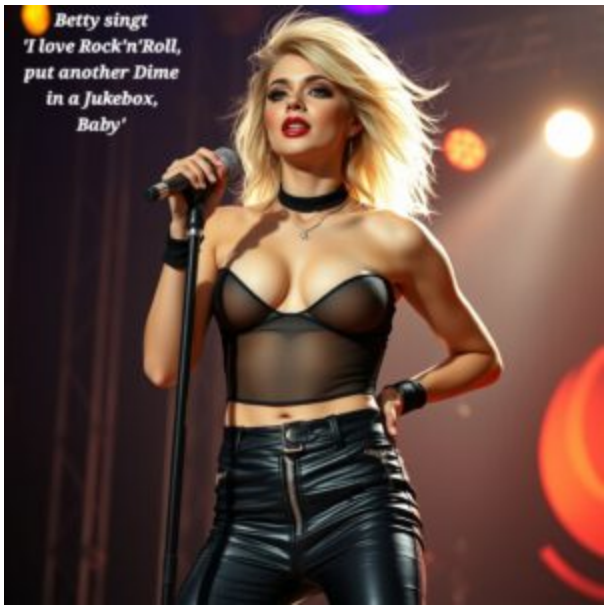





DCI Karin Adler
auf der HEPHAISTOS
raphael.app


Matta,
der/die/das Pthokorr


Akiri Akamoku und Rick Kenda vom TBI


Betty singt
'I love Rock'n'Roll,
put another Dime
in a Jukebox,
Baby'






Ma'abehl in New York


Forschungsstation
auf Atzgols Planet


Maghra
und
Thomas Rhodan
auf Atzgols Planet




GCC-Tower
in
Galactic City




Tana und Chris auf der HEPHAISTOS




Akiri, Rick und Sam in Montreal


Die KLEOPATRA


Ghoma
und das
Imago
der
KLEOPATRA


Egnitha GaMbhour
eine Kh'Entha'Ilur
Flightboss der
KLEOPATRA
in der Mitte sitzt
Ghoma


Leichter Jäger
Speedy Gonzales


Schwerer Jäger
Sturmovik II


Munaguras Schiff


Kapitän Munagura sieht ein Zeichen
der Ahnen



Akiri, Rick und Sam in Alaska



Leichter GCC-Jäger Sternenfalke auf der Mondbasis



Prototyp eines leichten Kanonenbootes der GCC




ATZ I




raphael.app







Kommentare Post Info Author Info

Schreibe einen Kommentar

Deine E-Mail-Adresse wird nicht veröffentlicht.

Kommentar

Name *

E-Mail-Adresse *

Website

Name, E-Mail-Adresse und Website in diesem Browser für meinen nächsten Kommentar speichern.

Kommentar abschicken